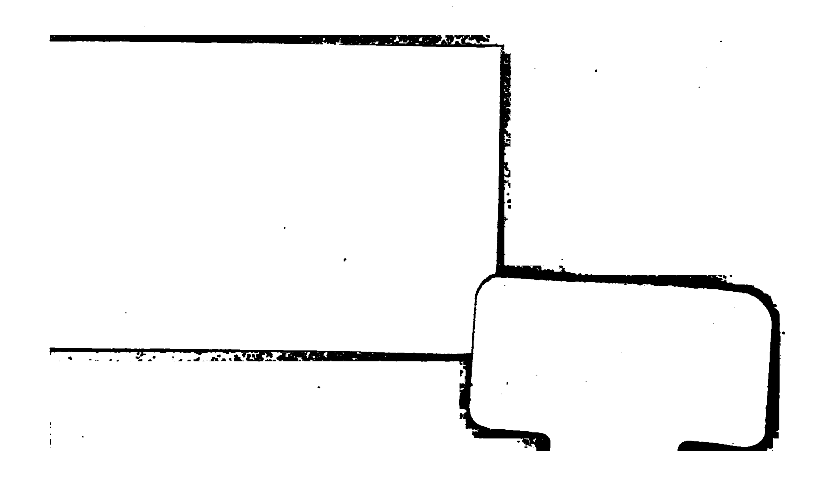
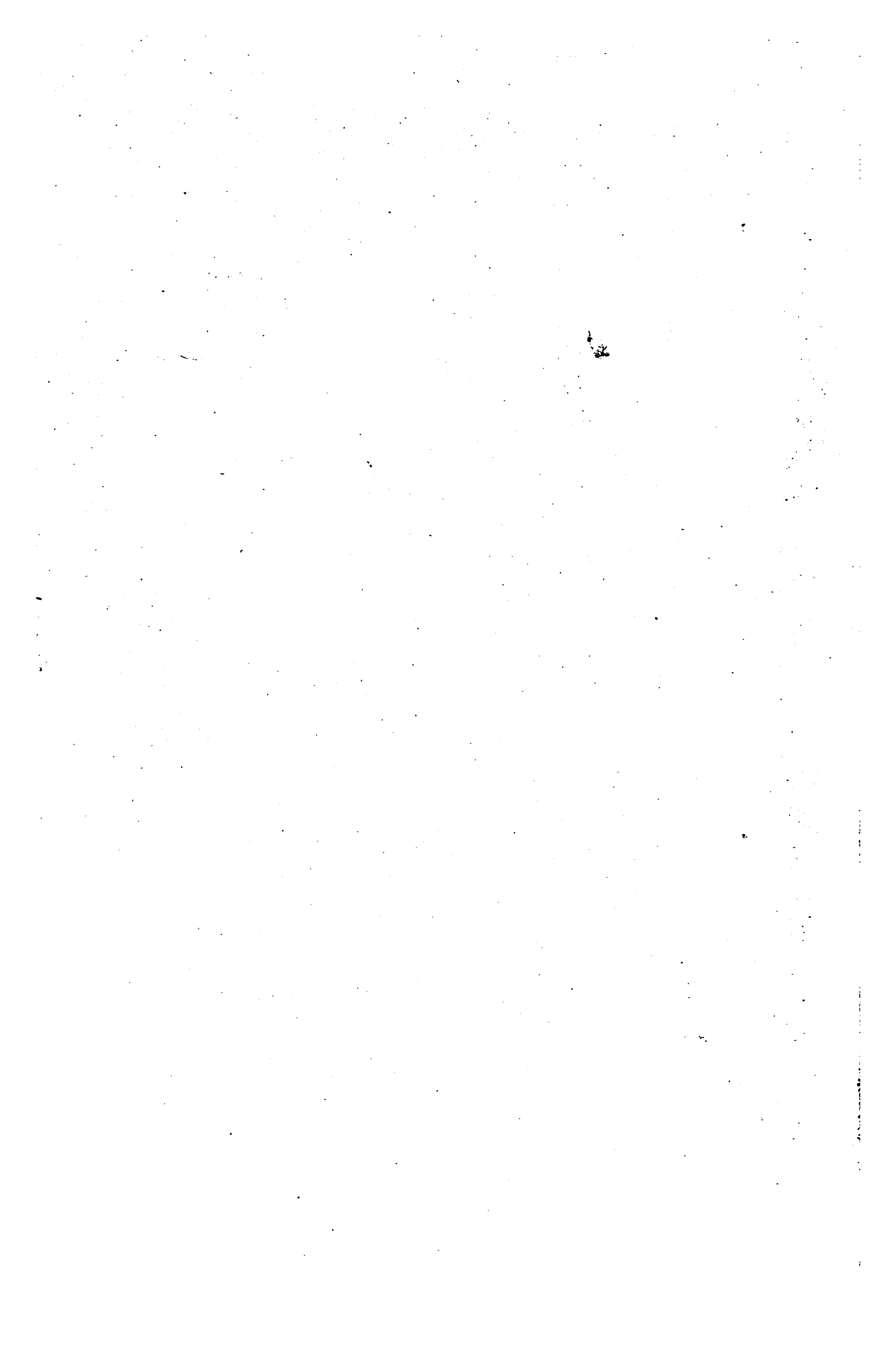








VOLKSWIRTHSCHAFTLICHE
UND SOCIALPHILOSOPHISCHE
ESSAYS

VON

DR. WILHELM NEURATH.



Wien 1880.
VERLAG VON FAESY & FRICK
K. K. HOFBUCHHANDLUNG
Graben 27.

Herrn Geheimrath

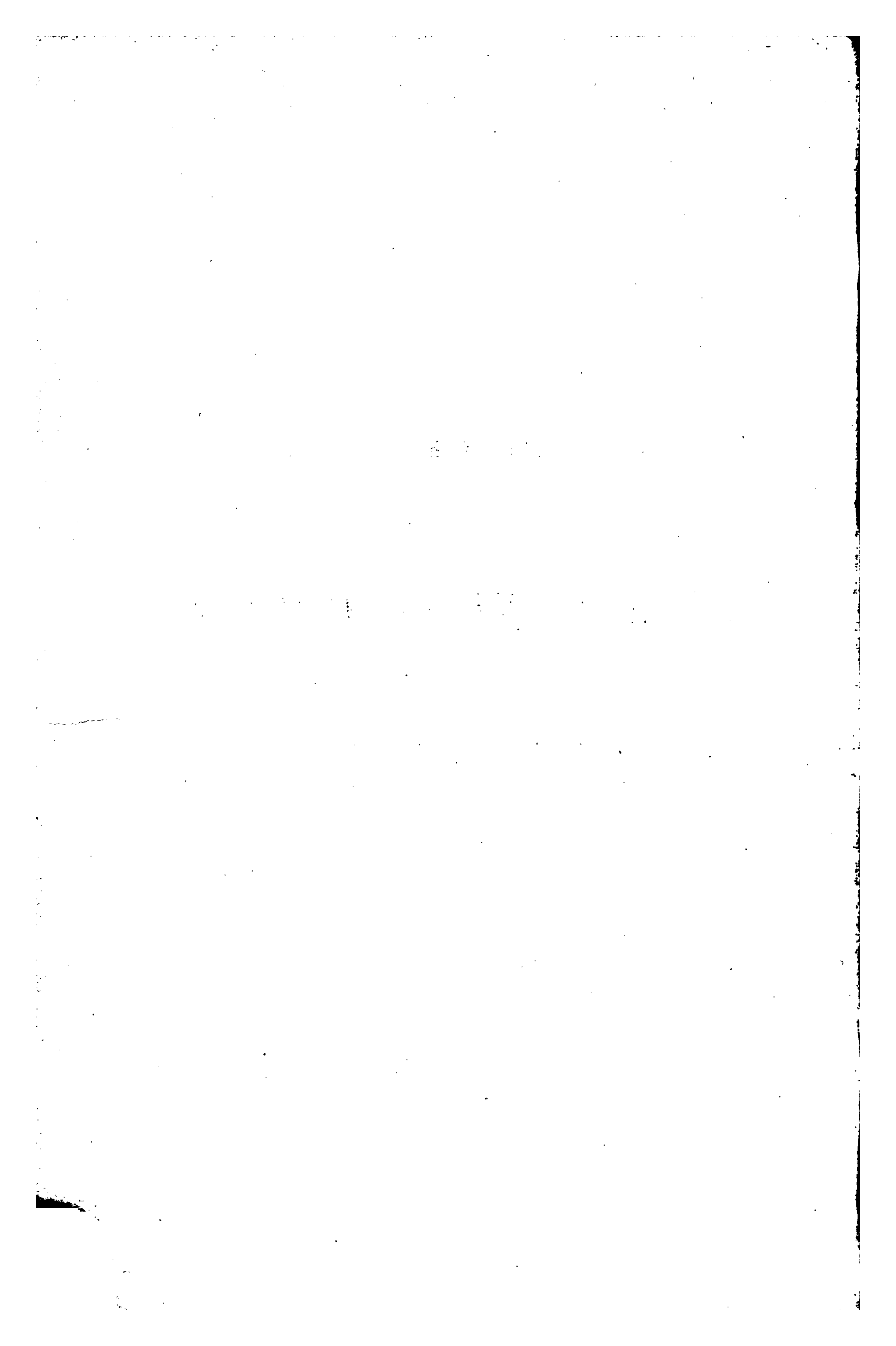
Professor

Dr. WILHELM ROSCHER

in

hoher Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet.



VORWORT.

Die Klage ist nicht neu, dass in moderner Zeit mit einer mächtigen Entfaltung menschlicher Cultur eine Verflachung, ja sogar eine gewisse Verrohung der Weltauffassung Hand in Hand geht. Sicherlich gewinnt die intellectuelle Bildung in früher kaum geahnter Weise an stetiger Ausbreituug. Aber nicht zu leugnen ist, dass in vielen Kreisen der Gesellschaft die alte Gemüthstiefe verloren geht, dass den breiten Schichten der Halbgebildeten die höchsten Gestaltungen des Idealismus zur Bedeutung blos schöner Illusionen oder gar zur Nichtigkeit herabsinken. Ja, selbst höher Gebildete werden von materialistischen oder überfeinert pessimistischen Philosophemen in diesen Wirbel hineingezogen.

Dem Fortschritte der materiellen und intellectuellen Cultur scheint die Ausdörrung des Gemüthes naturnothwendig zu folgen. Der Glaube an die Wirklichkeit des Ideals, behauptet man, gehöre nur dem Kindesalter der Menschheit an. „Die Menschheit reift und altert." „Der Verstand tritt an die Stelle des Herzens." Eine asketische Richtung der Kirche, der neue Pessimismus der Philosophie, die bornirte Schule der Materialisten — sie Alle sind hier mit den sogenannten weltklugen Leuten einer Ansicht. Die Ersten sehen eine solche Menschheit zur Hölle fahren; nach den Zweiten steuert die

Welt dem „Nirwana" zu, die Dritten erkennen nur einen Fortschritt, das Abstreifen der Jugend-Eselei.

Bestände wirklich ein solcher Gegensatz zwischen Geist und Gemüth, könnte sich die Intelligenz thatsächlich nur auf Kosten des Gefühles nähren, so würden wir Jenen zustimmen, welche über die europäische Cultur bereits die Schatten des Todes sich breiten sehen. Jugendfrische Ursprünglichkeit und idealer Enthusiasmus sind die beiden Sonnen, welche als Brennpunkte des Völkerlebens flammen. Zehren sich diese beiden Flammen auf, dann muss das Volksleben erstarren. Könnte die materielle Veredelung sich nur auf Kosten der inneren Energie, die Bildung nur auf Kosten idealer Kraft, das Wissen nur auf Kosten der Liebe sich steigern und fortbilden, dann wäre eine Lebens-Erneuerung für die Völker in der That nicht möglich.

Man stellt sich oft, irrigerweise, die Seelenkraft eines Volkes als eine unveränderliche Grösse vor und denkt die Psyche wie die Kette der Taschenuhr um zwei sich drehende Walzen auf die beiden Spulen „Intelligenz" und „Gemüth" aufgewickelt. Der Fortschritt auf der Bahn industrieller Eroberung und weltlicher Bildung wäre so nur ein Abwickeln des Lebensfadens von der Spule des Gemüthes und des Idealismus und ein Aufwickeln desselben auf die Spule der egoistischen Klugheit und des Verstandeswissens. Wäre dieser Process vollendet, dann müsste entweder Erstarrung und Untergang oder Umkehr des Lebens eintreten.

Aber die Seelenkraft der Menschheit ist keine unveränderlich begrenzte Kraftmenge, die Summe psychischen Lebens ist keine constante Grösse. Die Annahme eines gleichzeitigen Wachsens der Bildung und der originalen Energie, des Wissens und der Gemüthstiefe steht also zu dem Gesetze von der „Erhaltung der Kraft" nicht im Widerspruche. Ebensowenig

wie die Summe des organischen Lebens, ist die Summe des Seelenlebens in unserer Welt eine unveränderliche Grösse. Der Lebensfaden ist der Vergrösserung fähig; was sich auf die Walze „Intelligenz" neu aufwickelt, muss nicht dem um die Walze „Gemüth" gewundenen Faden entnommen sein. Nur so viel ist wahr, dass der Boden der Gemüthstiefe und des Idealismus durch eine verfehlte Culturentwicklung ebenso erschöpft werden kann, wie das Ackerland durch ein System des Raubbaues.

In unseren Tagen ist, insbesondere in Folge der Ausbreitung socialistischer Ideen, welche nicht blos reine Wirthschaftsfragen behandeln, sondern auch die heiligsten Interessen der Menschheit oft in erschreckender Weise antasten, die Vertiefung der Wirthschaftslehre zur ökonomischen Socialwissenschaft nach mancher Richtung hin zur Nothwendigkeit geworden. So werthvoll und wichtig es sein mag, dass jeder Zweig der Forschung in seinem begrenzten Gebiete sich halte, so ist es heute dennoch nothwendig, dass die fortschreitende Wissenschaft endlich auch in jene Canäle vordringt, durch welche die verschiedenen Kreislaufsysteme mit einander communiciren.

Diese Gesichtspunkte haben den Autor geleitet, als er in zahlreichen Vorträgen, in kleineren seit Jahren veröffentlichten Schriften und in einigen der folgenden Versuche es unternahm, sich vom Gebiete der Volkswirthschaft aus zu umfassenderen socialphilosophischen Betrachtungen zu erheben.

Von vielleicht grösserer Bedeutung noch, als die philosophische Vertiefung, erweist sich die historisch-realistische Behandlung volkswirthschaftlicher Fragen. Was die Schule Savigny's für die Rechtswissenschaft gethan, das haben wir heute, dem Beispiele Friedrich List's und Wilhelm Roscher's folgend, auf dem Gebiete der Nationalökonomie zu vollführen.

Die historische Auffassung muss auch hier an die Stelle absolut sich gebender Theorien treten. Nicht nur die Wissenschaft und wirthschaftliche Praxis wird durch solchen Fortschritt gefördert werden. Auch für die Gemüthsbildung und Vertiefung der Seelen dürfte Manches gewonnen werden.

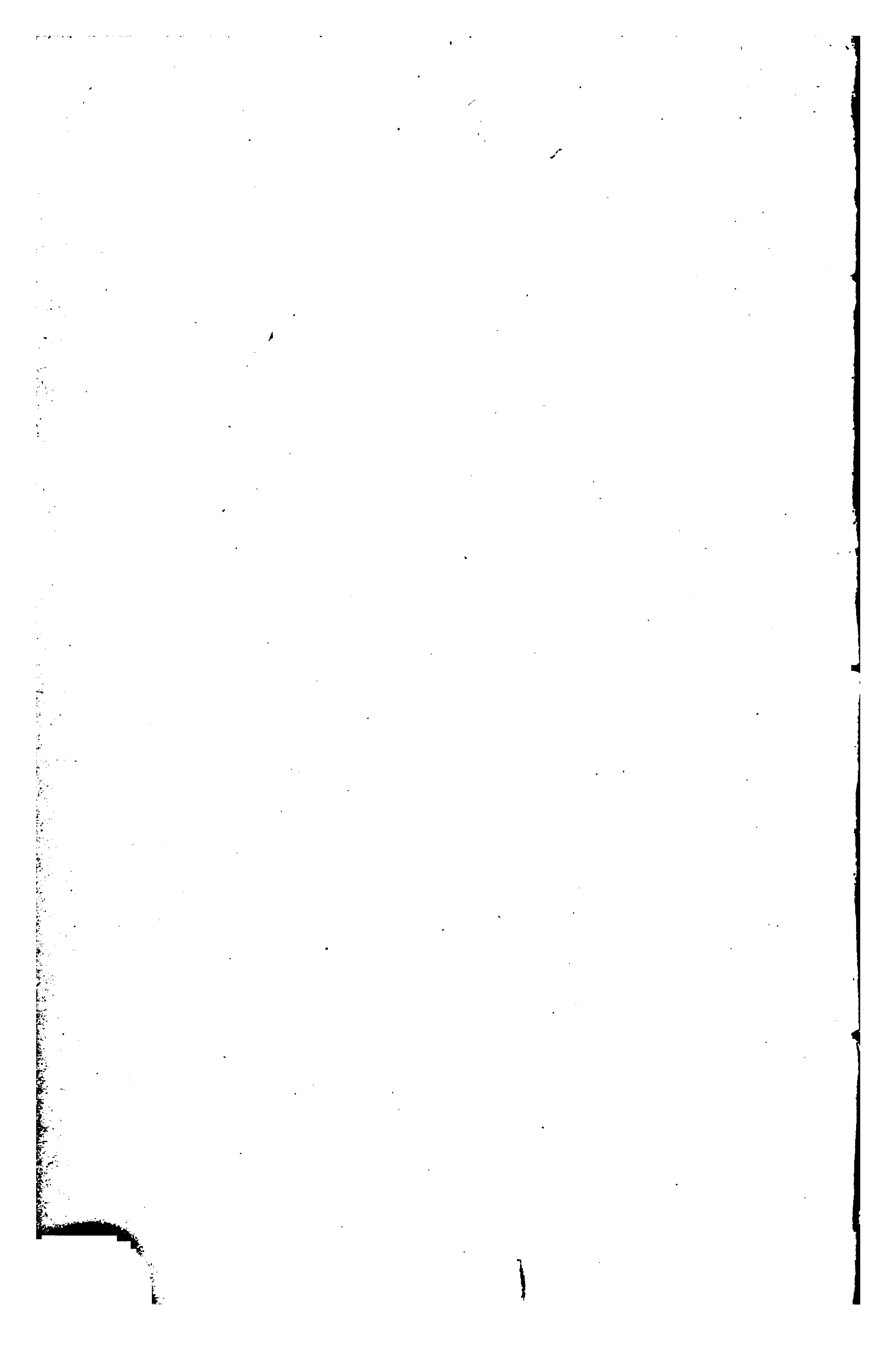
Die Auffassung, zu der sich der Verfasser bekennt, dürfte vielleicht manches von Zweifeln geplagte moderne Gemüth versöhnend und ermuthigend berühren. Wer sich aus dem Getümmel des praktischen Lebens ganz zurückziehen darf, findet wohl leicht im Anblick einer schönen Natur seinen Seelenfrieden. Vielleicht vermag eine historisch und philosophisch mehr vertiefte Betrachtung des socialen Wirthschaftslebens Manchem, der sich dem Parteienkampfe nicht entwinden darf, tröstliche Stimmung und Ermunterung zu bringen. Zur Ausbreitung einer solchen Auffassung der socialen Oekonomie in Etwas beitragen zu können, zählt zu seinen wärmsten Wünschen

Wien, im März 1880.

Der Verfasser.

IDEALISMUS DER ARBEIT.

Nach einem am 9. December 1878 im Saale des Niederösterreichischen Gewerbevereins in Wien gehaltenen Vortrage.



Es ist mir die ehrende Aufgabe geworden, vor Ihnen, vor Männern des Gewerbes, über Volksarbeit und Volkswirthschaft zu sprechen. Als Theoretiker habe ich also vor Praktikern zu reden. In allen socialen und wirthschaftlichen Angelegenheiten soll, nach landläufiger Anschauung, der Theoretiker vom Praktiker lernen. Die Praxis ist es, aus welcher auf dem Gebiete der Volkswirthschaft die Theorie hervorwächst. Das wirthschaftliche Leben ist eine, besonders in unseren Zeiten, schnell fortschreitende, an grossen Wandlungen und Entwicklungen gar reiche Praxis, eine Praxis, welcher die Theorie kaum rasch genug, vielleicht nur allzu langsam nachzurücken vermag. Ja, man hat es oft geradezu ausgesprochen, dass auf wirthschaftlichem Gebiete die Wissenschaft immer zu spät komme. Sie sei die Eule, welche erst am Abend des historischen Tages ihren Flug unternehme. Die Volkswirthschaft, hört man nur zu oft behaupten, könne nur über Vergangenes philosophiren, aber den Praktiker und die Praxis zu leiten sei sie nicht im Stande.

Wie viel Wahrheit in dieser Anschauung liege, das zu untersuchen, werde ich heute nicht unternehmen. Nur nach einer Richtung hin möchte ich den Werth in's Licht setzen, den ein Wissen hat, welches die Vergangenheit erforscht.

Die Geschichte, sagt man, ist ein nach rückwärts gekehrter Prophet; ein Prophet, welcher erzählt und ergründet, was geschehen ist, aber nicht sagt, was geschehen wird. Wem ist es aber unbekannt, dass im Früheren die Keime des

Späteren liegen und dass eine tief eindringende Erkenntniss in's Reich des Gewesenen den Lauf des Kommenden, ja das Kommende selbst, zum Theile wenigstens, zu erschauen vermag? Wenn der Astronom einen zum erstenmale erblickten Kometen durch einen Theil seiner Bahn verfolgt, so ist er im Stande, zu erkennen, von welcher Natur und Art diese Bahn sei und welchen ferneren Lauf der betrachtete Weltkörper einhalten werde. Sollte nicht auch der Geschichtsforscher, welcher dem Entwicklungsgange der Gesellschaft durch Jahrhunderte oder Jahrtausende hin folgt, wenigstens bis zu einem gewissen Grade die Natur, die Art des gesellschaftlichen Geschichtslaufes zu erschauen vermögen? Vermag er dies aber, sollte er dann nicht im Stande sein, aus dem bisherigen Gange der Entwicklung den ferneren Lauf, wenigstens der Hauptrichtung nach, zu erkennen und zu bestimmen?

Der Theoretiker, welcher die Vergangenheit durchforscht und stets das Bild des Geschichtslaufes vor dem Auge behält, ist im Grunde doch auch nur eine Art Praktiker, und zwar ein Praktiker recht hohen Styls. Man versteht ja unter „Praktiker" den Mann der Erfahrung. Welche Erfahrungen sind es nun, die dem gewöhnlichen Praktiker als Führer zur Seite stehen? Jene Erfahrungen, die er während seines kurzen Daseins gemacht; dazu jene seines Vaters und vielleicht einige Erlebnisse des Vorvaters. Aber die Wissenschaft ist die Erfahrung der menschlichen Gesellschaft, die Erfahrung der schärfstblickenden und tiefstforschenden Geister ganzer Reihen von Jahrhunderten. Die Wissenschaft gleicht einem Manne, welcher durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende fortlebt, durch Jahrtausende Erfahrungen sammelt, diese Erfahrungen geistig durchdringt und sie wie das Bild eines Entwicklungslaufes mit dem Seelenauge überschaut. Es ist also kaum zu bezweifeln, dass der Praktiker, im gewöhnlichen Sinne gedacht, derjenigen Theorie bedarf, welche ihm ein durchsichtiges Bild des bisherigen Lebenslaufes der Gesellschaft vorführt. Er bedarf dieser Unterstützung, wenn er in grossen, die Gesellschaft betreffenden Fragen einen festeren Boden finden soll, als ihm seine eigenen und seiner Väter engbegrenzte Erfahrungen zu bieten vermögen.

In solchem geschichtlichen Geiste möchte ich vor Ihnen manche, die Volksarbeit und Volkswirthschaft betreffende Fragen erörtern, um, soweit ich es eben vermag, Ihr eigenes Sinnen und Denken anzuregen.

Von höchster Bedeutung für die menschheitliche Entwicklung ist es, ob die Arbeit einerseits von der Gesellschaft, andererseits von dem Arbeitenden selbst geliebt und geachtet wird oder nicht. Der Wilde und der Barbar sind — wie bekannt — Verächter der Arbeit. Der Wilde scheut allerdings gewisse Anstrengungen, wie sie z. B. die Jagd mit sich führt, nicht, und dennoch ist er ein Feind der Arbeit. „Sei verdammt, den Boden zu bearbeiten!" ist eine der schrecklichsten Verwünschungen, welche der halbwilde Barbar seinem Feinde zuzuschleudern pflegt. Selbst die religiöse Mythe der alten Culturvölker, wie sie in unseren heiligen Schriften oder in den Urpoesien von Orientalen, in den alten Poëmen der Römer und Griechen noch zum Ausdrucke kommt, erzählt uns von der Arbeit als von einem Fluch, als von einer Folge jener Sünde, welche dem paradiesischen oder goldenen Alter der Welt ein Ende bereitet hat. Freilich erhebt sich der Sinn der religiösen Sage über die Auffassung der Barbaren; denn auf dem Grunde des bitteren Kelches der Arbeit lässt sie uns einen Trank der Erlösung, einen Trank des Himmels ahnen. Mit jedem grossen Fortschritt menschlicher Cultur erhebt sich die Ahnung, dass die Arbeit ein Erlösungswerk vollführt, zu einer immer helleren Erkenntniss. Aber nur im Grossen und Allgemeinen ist dies der Fall. So ganz und gar gehen die Fortschritte der Civilisation mit der Liebe zur Arbeit und der wahren Verehrung der Arbeit nicht Hand in Hand. Es gibt Zeiten der Cultur, in welchen wohl ein Theil der Arbeitenden selbst seine Arbeit liebt und verehrt, während die anderen Classen der Gesellschaft, ja selbst die Denker, die Arbeit wahrhaft zu schätzen und zu ehren noch nicht verstehen. Andere Zeiten hoher Cultur gibt es wieder, in welchen es als allgemeine Pflicht gilt, die Bedeutung der Arbeit hoch zu halten; aber den Arbeitenden selbst fehlt zum Theile die

wahre, echte Liebe zu ihrer Arbeit und die höhere, von heiligen Gefühlen durchtränkte Verehrung vor dem Werke ihrer Arbeit und ihrer Hände.

Die Griechen, das edelst gebildete Volk der antiken Welt, verrathen uns durch ihre höchsten Denker eine gewisse Missachtung der wirthschaftlichen Arbeit. Der Grieche war durchdrungen vom Triebe zu stetiger Thätigkeit; Trägheit war ihm fremd, und dennoch blickt der griechische Geist verächtlich hin auf den Beruf des Arbeiters. Plato, der Philosoph, will die Gesellschaft in drei Classen gegliedert wissen: In die Classe der Denker, welche das Regiment führen; in die der Krieger, welche die Gesellschaft vertheidigen, für sie kämpfen; in die Classe der Erwerbenden, welche die Gesellschaft zu ernähren haben. Die höchste Tugend eignet nur den Denkern, welche die Nation regieren sollen; Tapferkeit ist die Tugend des Kriegerstandes; Erwerbstrieb und Mässigkeit (Sparsinn) die Tugend der Erwerbs- und Arbeiterclasse. Welch' geringe Achtung der Erwerbsarbeit spricht aus dieser Lehre des höchsten griechischen Denkers!

Griechische Philosophen, deren Ideen Jahrhunderte hindurch das Denken der europäischen Welt beherrschten, zweifeln ob Lohnarbeit und Erwerbsgeschäfte eines freien Mannes würdig seien? Materielle Arbeit gezieme sicherlich nur niederen Racen und gemeinen Seelen, welche von Natur schon bestimmt zu sein scheinen, dienende Sklaven der freien Culturvölker und Culturmenschen zu sein. Ja, wenn jemals die Werkzeuge von selbst ihre Arbeiten vollbringen, wenn die Menschen durch Maschinen der gemeinen Arbeit enthoben würden, dann könnte die Gesellschaft durchgehends aus Menschenclassen bestehen, welche, wie es dem freien Manne ziemt, dem Staate und dem Ideale leben. Wer um des Lohnes oder um des Gewinnes willen strebt und arbeitet, meinten die griechischen Denker, dessen Seele könne nicht von idealen Gefühlen und höheren Ideen belebt und bewegt sein. Den Zweck des menschlichen Strebens solle aber der Mensch selbst bilden, der Mensch im idealsten Sinne. Der freie Mann solle, leiblich wie geistig, das Schöne und Göttliche zur Entwicklung und Dar-

stellung bringen, in sich sowohl, als in der Nation, der er entspringt und für die er lebt.

Welche Auffassung von der Arbeit, fragen wir nun, lebte in den Arbeitenden und Erwerbsmenschen jener Zeiten?

Dass der Sinn der Sklaven in der Regel ein gemeiner und niedriger war, ist uns durch die Denker und Dichter der antiken Welt bekannt. Uns wird es nicht schwer, zu glauben, dass wohl nicht die Arbeit, nicht der Arbeitsberuf es war, der die Seele des Sklaven erniedrigte. Die Verachtung, welche auf einem Berufe lastet, macht oft diesen Beruf selbst und auch Jene, die ihm hingegeben sind, verachtungswerth. Aber in anderem Bilde erscheint der grosse griechische Kaufherr, in anderem Bilde auch das griechische Handwerk und Kunsthandwerk. Wohl war der grosse Kaufherr dem Erwerbe hingegeben und er liebte den Gewinn, aber in seiner Seele war auch für andere Ideen, für höhere Ideen Raum. Er erglühte für die Grösse, den Glanz und den Ruhm seines Vaterlandes und seiner Stadt. Und nicht blos neben dem Erwerbstriebe lebte in der Seele des grossen Kaufmannes die Liebe zu griechischer Cultur und griechischer Grösse. Der Kaufmann war auch an den fernsten Küsten ein Vertreter des Griechenthums, ein Träger der Cultur, ein Pfleger idealer Interessen. Er war der Mann des Erwerbes und zugleich ein Mann des Ideals. Die griechischen Philosophen gaben daher zu, dass der Beruf des Grosshandels sich wohl mit der Würde eines freien Mannes vertragen könne.

Blicken wir nun auf die griechischen Handwerker! In ihnen lebte unverkennbar — Zeuge dessen sind die uns überkommenen Arbeiten — idealer Sinn, ein Schimmer von idealem Geist ruht auf dem geringsten Producte griechischer Kunstarbeit. Aus hoher Technik, aus entwickelter Handfertigkeit ist diese Erscheinung nimmer zu erklären. Dieser Arbeiter — das sehen wir deutlich — legte etwas von seiner Seele in jede Linie, die er schaute, in jede Linie, die er zog, in jeden Hammerstreich, den er führte. Liebe zum Schönen durchhauchte seine Seele, und eine solche Liebe spricht aus seinem Werke.

Woher mag doch dieser Idealismus stammen, welcher im griechischen Handwerk zu so glänzender Erscheinung kommt?

Dem Griechen war die Kunst zugleich Religion; die Kunstthätigkeit war ihm von religiöser Art und ein religiöser Sinn weihte jede Arbeit, welche, wenn auch nur entfernt, eine künstlerische war.

Im Schönen dieser Welt, im Schönen einer die Welt klar aufnehmenden Phantasie sah der Grieche die Erscheinung des Göttlichen. Die Gottheit war es, welche aus dem Dichter oder Künstler sprach, wenn er dem Göttlichen in Wort und Bild Anschaulichkeit für Menschensinn verlieh. Diese Auffassung seiner Thätigkeit gab der Seele des Dichters oder Bildners einen hohen Schwung und eine hehre Liebe zu seinem Werk. Das Schöne verwirklichen, das Schöne zu hellster Darstellung bringen, Schönheit über Alles ausgiessen, das war griechischer Gottesdienst. Mit der Kunst, welche in das Handwerk eindrang, strömte daher zugleich ein religiöser, ein idealer Geist in die Handwerksarbeit ein. Von der Gottheit beseelt, von der Gottheit umweht, hämmert, meisselt, knetet, formt der Handwerker an seinem Object. Ob er auch um des Lohnes, des Erwerbes willen arbeiten muss — während der Arbeit ist er Genosse einer idealen Welt, ist er Functionär in einem Reiche des Ideals. Eine heilige Weihe ruhte auf der Arbeit des Kunsthandwerkers und ein idealer Geist weht uns darum aus seinen Werken an, welche mustergiltig für alle Geschlechter geworden sind.

Richten wir unser Auge auf eine spätere Zeit, auf die Glanzperiode des Mittelalters, so ergeben sich uns ähnliche Wahrnehmungen. Der religiöse Geist des Mittelalters dachte das Göttliche in einem Jenseits; das Diesseits galt als ein von Dämonen durchdrungenes Reich. Das göttliche jenseitige Ideal erfüllte den Geist mit inniger Gluth. Diese Gluth durchdrang die Seele der Kunst wie die Seele der Gesellschaft. Der Idee des Göttlichen, dem flammenden Gefühle des Idealismus Ausdruck zu geben, dahin strebten die künstlerischen, wie die socialen Kräfte. Das Göttliche, das wir ahnen, weit mehr als das Schöne, das wir mit sinnlichem Auge schauen, war damals Gegenstand der darstellenden Kunst. Und das dämmerhafte Gebiet der Gefühle schien mehr von Gott, der im Menschen

webt, zu verkünden, als der klare Verstand und die helle, von Mass begrenzte Phantasie. Die Ahnungen von einem jenseitigen Reiche des Ideals und die reichsten und innigsten Vorgänge des Gemüthslebens wollte diese Zeit in ihren künstlerischen, wie socialen Schöpfungen zur Darstellung bringen. In einer auf das Jenseitige und Unendliche deutenden Sprache sollte alles sociale Thun und Bilden zum Menschen reden und von einem warmen Strom ahnungsreichen Gemüthslebens sollte der sociale Verkehr durchdrungen sein. So roh auch jene Epoche im Allgemeinen war, so lässt sich doch nicht bestreiten, dass sie in rauher Schale einen warmen und milden Idealismus des Gemüthes hegte. Es war eine nordische Winterszeit. Ein eisiger Sturm wehte durch's Leben, aber es fehlte nicht die anheimelnde innige Wärme des Kamins im traulichen Familienkreise. Ein solcher warmer Herd zur Winterszeit war der — auf's Jenseits weisende — Idealismus und das innige sociale Gemüthsleben der mittelalterlichen Glanzperiode.

Diese beiden idealisirenden Factoren des mittelalterlichen Lebens, Factoren, welche zum Theile von Oben und Aussen her — als Glaube — in die Volkskörper eindrangen, zum Theile — als social-inniges Gemüthsleben — von Innen her aus dem Volke zu den idealen Höhen des Geistes emporstiegen, diese idealisirenden Factoren haben in doppelter Weise die Würde der Arbeit und die Liebe zur Arbeit wie zum Werke der Hand mächtig gehoben. In zwei Richtungen leuchtete hell der Idealismus der Arbeit während der mittelalterlichen Epoche: Im Kunsthandwerke und im wirthschaftlich-socialen Vereinswesen jener Zeit.

Die Kunst des Mittelalters war nicht selbst schon Religion, wie es die Kunst bei den Griechen gewesen. Aber Göttlichem wollte diese Kunst einen sinnigen Ausdruck verleihen, und eine tiefe, warme Gemüthsinnigkeit durchströmte all' ihr Phantasiren, Schaffen und Formen. Diese warme Kunst durchdrang auch alle Fasern des Handwerkes, soweit dieses von künstlerischem Geiste ergriffen, von künstlerischem Geiste beeinflusst werden konnte. Und mag auch diese Kunst und dieses Kunsthandwerk an feinem Sinn für helle und reine Schönheit hinter der Antike zurückgestanden haben — an Wärme der

Empfindung, an inniger Sprache des Gemüthes, an Duft ahnungsreicher Poesie stehen die Werke mittelalterlicher Blüthezeit von keiner früheren Epoche erreicht oder übertroffen da. Man lasse einen gothischen Dom in seiner erhabenen Einheit wie in allen seinen Einzelnheiten auf Herz und Phantasie voll und tief seine Wirkung üben, und man wird einigermassen fühlen, welche idealistischen Mächte, welche Ströme von Gemüthsinnigkeit die Kunst und das Kunsthandwerk jener Periode zu herrlichem Knospen- und Blüthentriebe führten!

Der ideale Geist, der den Künstler beseelte, floss über in die Seele des Handwerkers, welcher mit an idealen Werken schuf, dieser Geist floss nach und nach in fast alle Adern des Handwerkes ein. Der Arbeiter fühlte sich nicht so, als wenn er blos um des Lohnes willen Seelen- und Leibeskraft verbrauchte. Ein höherer Sinn beseelte ihn selbst, und Seele, Gemüth legte er in das Werk seiner Hand, ob dieses Werk nun das Schmuckstück eines Altares, ob es eine Ampel oder nur ein Trinkgefäss für Zechgelage war. Und diese zum Theile hochideale, zum Theile oft derb gemüthsinnige Sprache ist es, die aus den Werken der Handwerksarbeit jener Zeit zu uns redet, und ähnlich, wie die Glanzperiode der Griechenzeit, hat uns die Blüthezeit des Mittelalters Werke der Handarbeit hinterlassen, an denen sich lange Reihen von Geschlechtern und Zeiten zu erlaben, zu erfrischen und zu bilden haben.

Ein verwandter Geist durchwehte die wirthschaftlichen Vereinigungen. Jedes Gebiet des Erwerbs- und Arbeitslebens war zu einer Art von Familienleben verwachsen. Und jede solche Association war zugleich eine Körperschaft zur Pflege des Ideals. Auch jene Erwerbsberufe, die nicht selbst schon als Kunst oder Kunsthandwerk von idealem Geist durchdrungen waren, wurden auf diesem Wege der Ideal- und Familien-Gemeinschaft zum Gefühl der Würde und zu edlerem Selbstgefühle erhoben. Wie das Glied einer Familie in sich nicht blos ein Ich, sondern auch den Vertreter eines dauernderen Ganzen fühlt, wie das Glied der Familie in der Ehre der Familie die eigene Ehre, und umgekehrt die Familie in jedem ihrer Glieder und in dessen Ehre einen Theil des eigenen Lebens und der eigenen Ehre erkennt, empfindet und liebt,

so lebte in jener Zeit jeder Kaufmann, jeder Gewerbsmann, jeder Handwerksgeselle als Glied seiner Körperschaft und so stand jede Körperschaft wieder für die Tüchtigkeit, die gewerbliche Ehre und das Gedeihen ihrer Glieder ein. Die Zeiten waren wohl rauh und roh; aber ein idealer Geist weihte von innen her das Leben des Erwerbes und der Arbeit, und ein erweiterter, warmer Familiengeist umschlang, mildernd und sänftigend, die noch wenig civilisirte Gesellschaft.

Der mittelalterliche Kaufherr verstand sich auf Erwerb und Gewinn. Aber stets Glied einer ideal geweihten und von innig empfundener Solidarität durchdrungenen Gemeinschaft, fühlte er als Geschäftsmann sich zugleich als Vertreter seiner Stadt und seiner Innung, und Stadt und Innung blickten wieder auf ihn als ihr Familienglied. Die Solidarität wurde zu einer sicheren Grundlage für die Blüthe und den Bestand der Solidität. Die Griechen fassten die Kunst als religiöse, als staatlich-ideale Angelegenheit auf. Nur Schönes zu bilden war erlaubt; Hässliches oder Caricaturen zu formen, galt als Sünde und als zu strafendes Staatsverbrechen. In ähnlicher Weise wurde von den Innungen des Mittelalters die Fortbildung der gewerblichen Kunst, in ähnlicher Weise die geschäftliche Solidität und Ehre empfunden und gedacht. Die sociale Gesammtheit der Stadt, des Gewerbes und des Erwerbsberufes wachte über die Gesundheit, die gesunde Fortbildung des Geschäftes und der Arbeit. Die sociale Gemeinschaft trat für den Ruf und die Ehre, ja für den Ruhm ihrer Arbeit ein. Ideale und sociale Factoren vermochten so in dieser Periode die Würde der Arbeit und die Liebe zur Arbeit nach vielen Richtungen hin zu einer hohen Stufe der Entwicklung zu bringen.

Eine spätere Glanzperiode der Kunst und des Handwerkes, die Periode der Renaissance, führt unserer Betrachtung ähnliche Erscheinungen und ursächliche Zusammenhänge aus dem Leben der Arbeit vor's Auge. Die „Renaissance" hielt sich — wie das Wort „Wiedergeburt" schon sagt — für eine Erneuerung des antiken Kunst- und Ideenlebens. Aber eine einfache Erneuerung untergegangener Zeiten ist keine historische Möglichkeit. Der Geist des Mittelalters war — nachdem er seine

Mission erfüllt hatte — ermattet und wohl auch entartet. Aber die Umbildung, welche in der europäischen Menschheit und in der Cultur überhaupt vorgegangen, war nicht mehr ungeschehen zu machen. Ein anderer Seelenboden war es nun, auf dem ein neues Griechenthum emporspriessen sollte. Nachdem der auf ein Jenseits gerichtete Idealismus, nachdem die Versenkung in ein inniges, warmes Gefühls- und Gemüthsleben Jahrhunderte wirksam gewesen, konnte wohl der naive, im Schönen des Diesseits heiter und klar schauende Griechengeist nicht wieder aufleben. Vielmehr ist es eine Art Vermälung des mittelalterlichen mit dem antiken Geiste, was wir in den Ideen und Werken der Renaissance vor uns haben.

Die Zeit der Renaissance war eine Epoche mächtigen idealen Schwunges, eine Periode, in welcher der Idealismus sich in gewaltigem Strom in die Kunst ergoss und von der Kunst aus in jedes von künstlerischer Thätigkeit berührte Handwerk. In der Kunst trat, wie in antiker Zeit, das Schöne als wirkliche Erscheinung göttlichen Lebens entgegen, zugleich aber auch als der sinnbildliche Ausdruck der das Gemüth erfüllenden Ahnungen von einem — die Welten umspannenden, die Natur durchseelenden und für unsere Sinne nicht fassbaren — Unendlichen. Die Renaissance wollte alle Formen des Lebens schön gestaltend durchdringen und zugleich den geheimnissvollen Zauber eines nicht sinnlich zu schauenden Göttlichen aus allen Gestaltungen des Lebens und der Kunst sprechen lassen. Dieser Enthusiasmus für das Schöne und das Göttliche adelte alle formgebende Arbeit und goss Liebe zur Arbeit und Liebe zum Werke der Hand in die Seele des künstlerisch strebenden Arbeiters.

Seit der Renaissancezeit ist Europa in weltlicher Richtung mächtiger fortgeschritten als irgend eine frühere Periode auch nur zu ahnen vermochte. Die Scheidung zwischen Ständen und Classen, welche idealen und nicht-idealen Berufen hingegeben sind, ist fast geschwunden. Die Idee, dass Arbeit, um des Gewinnes oder Lohnes willen, sich mit der Würde eines freien Mannes nicht vertrage, ist der Denkweise der Zeit fremd. Andererseits muss zugegeben werden, dass der religiöse Geist

einen geringeren Einfluss übt sowohl auf Kunst und Wissenschaft, als auf die socialen und wirthschaftlichen Gestaltungen. Ja, noch mehr! Das Streben nach Gewinn und Lohn wird von modernen Wirthschafts-Philosophen als die beste Triebfeder des ökonomischen Social-Lebens erklärt. In der That ist es der Erwerbstrieb, welcher die gesammte wirthschaftende Gesellschaft beherrscht. Ein griechischer Denker müsste unsere Gesellschaft alles freien Sinnes und aller Würde bar halten. Den Religiösen zufolge müsste unsere Gesellschaft durch und durch von Lastern durchfressen und zu thierischer Stufe herabgesunken sein. Die Arbeit muss wohl an sich schon eine höhere Bedeutung haben, als die einstigen Philosophen und als die einstigen Religiösen und Idealisten dachten; sonst wäre unsere Zeit nimmermehr zu begreifen.

Mensch sein, heisst ein Kämpfer sein. Das ist eine altbekannte Wahrheit. Und ein doppelter Kampf ist es, den die Menschheit ficht. Aus der Natur scheint der Mensch hervorgegangen zu sein. Ein Ideales, den Geist, bringt der Mensch aus sich hervor. Diese beiden Thatsachen fallen dem Menschen in das Gebiet seines Wissens. Was verborgen hinter dieser Natur webt und wohin der Geist zielt, den der Mensch aus sich producirt, das gehört dem Reiche des Ahnens und Glaubens an. Nach beiden Richtungen hin führt der Mensch einen Kampf, einerseits, um die Natur dem Menschen in steigendem Masse dienstbar zu machen, andererseits, um ein ideales Reich, ein Reich des Geistes, heraus zu gebären. Dieser Kampf ist die Arbeit. Demgemäss gibt es zweierlei Arbeit. Die eine, welche auf die Eroberung der Natur hinzielt, ist die industrielle, ökonomische oder realistische Arbeit; die andere, welche das Ideale erzeugen, gleichsam ein Himmelreich erobern will, ist die idealistische Arbeit, ob sie nun den Namen der Kunst, Philosophie oder der Religion führen mag. Die äussere Noth des Lebens und der sinnliche Genusstrieb sind es, welche den Menschen direct zum Kampfe gegen die Natur führen. Der Mensch braucht Nahrung, Obdach, Kleidung, er bedarf der Schutzmittel gegen die Natur, der Waffen, der Werkzeuge etc. Er will sich durch angenehme Speisen und Getränke erquicken,

will durch Schmuck und Zier sein Selbstgefühl heben. Diese Motive treiben ihn, sich der ökonomischen Arbeit zu unterziehen. Eine innere Noth, ein Drang des Gemüthes, des Geistes und der Phantasie ist es, was den Menschen direct zum idealen Kampfe, zur idealistischen Arbeit treibt. Er fühlt in sich ein Ideales, und dieses will er zu wirklichem Dasein bringen; er begehrt Ideales und will das Ideale geniessen. Und ahnt der Mensch und glaubt er ein Ideal als Wurzel dieser Welt wie als Ziel alles Seins, und belebt dieser Glaube all' sein Sinnen, Thun und Schaffen, dann nennen wir ihn ideal im streng religiösen Sinne.

Man kann nicht den Himmel erobern, wenn man in den Genuss der Natur versenkt ist. Es ist nicht möglich, dass man Gott und auch dem Mammon diene. So dachten die Religiösen und zum Theile auch manche Idealisten. Unsere Zeit, welche sich in ungemein hohem Masse der Natureroberung und dem Reichthumserwerbe zugewendet hat, müsste, nach dem angeführten Ausspruche, eine durchaus unideale sein. Und dies wäre der Fall, wenn das Streben, die Natur zu geniessen und Reichthum zu erwerben, dem Streben zum Ideal wirklich ganz entgegengesetzt wäre. Wenn wir aber tiefer in den Geist des Oekonomischen eindringen, dann entdecken wir eine andere Lage der Dinge. Der Glaube, dass unser Streben nach Eroberung der Natur und Reichthumserwerb dem Idealen feindlich sei, erweist sich zum grossen Theil als irrig. Auch die industrielle und wirthschaftliche Arbeit schafft an der Geburt eines geistigen oder idealen Reiches.

Diese Thatsache in's Auge zu fassen liegt uns zunächst ob. Wir werden so unsere Zeit besser begreifen lernen.

Unsere wirthschaftliche Gesellschaft wird augenfälligerweise in erster Linie vom Gelde getrieben, vom Gelde regiert. Ob das Geld in Form von metallenen und papierenen Zeichen erscheint, oder ob es nur gedacht wird, thut nichts zur Sache. Fast unersättlich ist das Streben, Geld zu erwerben. Mit Geld sind ja heute tausenderlei, ja eine kaum übersehbare Menge von Mitteln zu erwerben, welche das Leben erhalten, stärken, erfrischen, verschönern und in verschiedenster Art angenehmer

machen. Das Geld schafft uns nicht nur Nahrung, Obdach, Kleidung, Zier und Schmuck; durch Geld sind uns die schönsten Gegenden der Erde, der Genuss der Kunstwerke aller Zeiten, die Ideen aller Denker, die Werke aller Dichter zugänglich gemacht, wenn wir anders dieser Genüsse fähig sind. Das Geld ist es, welches dem Denker, Dichter, Künstler u. s. w. die Muse und diejenige Existenz gewährt, welche ein ungestörtes Forschen, Sinnen und Schaffen möglich macht. Das Geld repräsentirt eben fast Alles, was Alle jedem Einzelnen bieten können, wenn ihnen durch Gegenleistung ihre Leistung ermöglicht wird. Wer heute nach Geld oder Reichthum strebt, strebt damit noch durchaus nicht nach etwas Niedrigem; er strebt damit vielleicht nach Allem, was Natur und Menschengeist dem Menschen an materiellen wie idealen Gütern zu gewähren vermögen. Aus dem Streben nach Geld kann heute noch nicht erkannt werden, dass Niederes, nicht Ideales angestrebt werde. Mehr als je müsste heute gefragt werden, was mit dem Gelde geschieht, welche Wege es vom Erwerber aus einschlägt. Um hierüber im Grossen urtheilen zu können, müssen wir auf die Hauptzweige des Geldverkehres und auf die Arbeiten, die das Geld in Bewegung setzt, das Auge richten.

Betrachten wir nur die Hauptgebiete der wirthschaftlichen Thätigkeit. Die Urproduction, der Ackerbau, das Forstwesen, die Viehzucht, der Bergbau u. s. w. ringen der Natur jene Stoffe ab, welche dem Menschen als Nahrung, den Gewerben als Rohstoffe und Hilfsstoffe dienen. Die Beschaffung von Nahrungsmitteln ist die erste und niederste Aufgabe menschlicher Arbeit und Betriebsamkeit. Der Ackerbauer fördert die Vermehrung und das Wachsthum jener Pflanzen und Thiere, welche den Menschen nähren. Je mehr ihm dies gelingt, je rascher die Fülle der Nahrungsmittel von Periode zu Periode zunimmt, desto rascher kann auch die Vermehrung des Menschengeschlechtes vor sich gehen. Die Vermehrung des Menschengeschlechtes ist aber eine zunehmende Umwandlung von Thier und Pflanzenleibern in menschliche Leiber, in menschliche Muskeln, Nerven und Gehirn. Die Nährpflanzen, das Getreide und die Futterkräuter nähren sich von Wasser,

Luft und Erde, d. h. verwittertem Gestein. Die Vermehrung dieser Pflanzen bedeutet, dass nun mehr Gestein, Wasser und Luft in Pflanzenleiber umgewandelt und zur Stufe des Pflanzenlebens emporgehoben worden sind. Vom Futterkraut nähren sich die wachsenden Heerden der Rinder, Schafe u. s. w. Wasser, Luft und Gestein oder sogenannte todte Stoffe werden also hier durch Pflanze und Rind hindurch zu thierisch lebendiger Stufe hinaufraffinirt. Und wenn nun der Mensch sich vom Thierfleische nährt und die Zahl der sich auslebenden Menschen zunimmt, so bedeutet diese Thatsache eine Umwandlung der dumpfen Naturstoffe in menschliche Existenz; ein immer steigender Theil der Erdkugel, des Wassers und der Luft gelangt dazu, menschliches Gehirn, d. h. der Boden geistiger Pflanzungen und geistigen Lebens zu werden. Wenn also auch der Ackerbauer nur den zu erzielenden Gewinn im Auge hat — der Ackerbau selbst schafft an einem idealen Werke, an der Erhebung rohen Stoffes zu seelischem und geistigem Leben.

Die Industrien aller Art beschäftigen sich mehr mit einer Umformung oder Verfeinerung der aus der Natur schon gewonnenen Stoffe, als mit einer Unterstützung der Natur bei Erzeugung der Pflanzen und Thiere. Man könnte auch die verfeinernde Pflanzen- und Thierzucht, sowie die Kochkunst zu den Industrien rechnen. Es sind dies vor Allem Künste, welche die Nahrung für den Menschen verfeinern. Dasjenige Thier, welches vieler und doch feinerer Nährstoffe bedarf, muss mächtige Kiefern und einen gewaltigen Magen-Apparat besitzen, um diese Verfeinerung zu Stande zu bringen, und auch die Frasstriebe der betreffenden Thiere müssen von übergrossem Umfange und Grade sein. Dem Menschen dienen eiserne Werkzeuge, das Feuer, die Kunst der Mastung, die Pflanzenzucht und die Chemie der Küche als äussere, die Aufgaben starker Kau- und Verdauungs-Organe übernehmende Apparate. Er empfängt schon vorverdaute Nahrung. Die Küche ist eine Art Vormagen und äusserer Kiefer für den Menschen. Der Mensch konnte in dem Masse seinen Kiefern und seinem Magen mindere Arbeit auferlegen, als er durch Industrie seine Nahrung ver-

feinerte. Minder beschäftigte Organe nehmen aber ab an Masse und niederer Leibesthätigkeit und werden zarter. Der menschliche Organismus erübrigte so an Stoff und Kraft und durfte diese zur Vermehrung seines Nerven- und Hirnlebens aufwenden. Auch seine rohen Frasstriebe konnte der Mensch verlieren und edlere Triebe mochten die gewonnene Kraft zu ihrer Entwicklung aufwenden. In solcher Art wirkt die Industrie, welche die Nahrung des Menschen verfeinert — wenn dieser Process durch die Jahrhunderte und Jahrtausende fortgehend gedacht wird — auf eine Veredlung des menschlichen Organismus, der menschlichen Seele und auf ein Wachsen des Seelen- und Geistesbodens im Menschen hin. Die Industrie sucht hier nur einen Geldgewinn zu erzielen, aber ihr Werk ist ein ideales, ein Werk menschlicher Veredlung, eine Förderung des Geisteslebens.

Es ist wohl einzusehen, dass fast allen Industrien eine ähnliche Macht und Bedeutung zukommt. Das Thier bereitet sich Kleid, Schmuck, Werkzeug, Waffe und Transportmittel aus seinem eigenen Blute. Die Schnecke schwitzt Theile ihres Blutes aus, welche erstarrend ihr Kleid und Obdach gewähren. Einer solchen Ausschwitzung ähnlich zu achten sind Haar- oder Federkleid, Schuppen, Panzer u. s. w. anderer Thiere. Der Vogel und der Schmetterling müssen ihre Transport-Apparate, ihre Flügel, aus dem eigenen Blute erzeugen; ebenso die Spinne ihr Netz, die Biene Kammern für die Nahrungsvorräthe und Wiegenbetten für die junge Brut. Hörner, Geweihe, Stosszähne, Krallen, Hufe u. s. w. sind Angriffs- und Schutz-Apparate, aus dem eigenen Blute erzeugt. Die menschliche Industrie rüstet nun den Menschen einerseits mit immer mächtigeren, mannigfaltigeren, weiter reichenden Schutz-, Angriffs- und Transportmitteln aus; sie verschafft ihm mehr Zier und Schmuck, als vielleicht die gesammte Thierwelt zur Hebung des Seelenmuthes, der Seelen-Energie und zur Erregung des gegenseitigen Gefallens besitzt. Andererseits befreit sie ihn immer mehr von der Nothwendigkeit, einen Theil seines Blutes und seiner Kraft auf niedere Leibesorgane zu verwenden. Die zarte Leibeshülle, aus der Faser der Pflanze und dem Vliesse des Thieres bereitet, befreit den Organismus des Menschen von dem Bedürfniss einer derben eigenen Hautdecke. Es wird

dem Organismus Stoff und Kraft erspart. Seine Oberfläche kann umsomehr von Nervenkraft durchsetzt und um so beseelter werden. Die Hand des Menschen wird um so feiner, je mehr die künstlichen Werkzeuge und Apparate die rohen Arbeiten verrichten. Immer mehr wird die Hand durchseelt und ihr reicheres Leben wirkt steigernd auf das Gehirn zurück. Die Industrie steigert also nicht nur die Macht des Menschen über die niedrigere Natur, sondern sie fördert auch die Durchgeistigung des menschlichen Organismus.

Von Gewinnsucht getrieben, durchforscht der Handel alle Länder, alle Völkerschaften, und dringt in die heissesten und kältesten Zonen vor, um Mittel aufzuspüren, welche dem Genusstriebe des Menschen dienen. Neben den Gegenständen für Schmuck und Zier, welche auf des Menschen Auge, Phantasie und Selbstgefühl einwirken und so seelisch anregend und auf die Seele und den Geist belebend wirken, neben diesen Gegenständen sind es insbesondere die auf das höhere Nervenleben anregend oder harmonisirend wirkenden Stoffe, welche den Handel anlocken; so die Gewürze, der Kaffee, der Thee, der Tabak u. s. w. Die meisten dieser Stoffe spielen eine bedeutende Rolle für die aufwärts gehende Seelenentwicklung der Menschheit. Sie wirken in ähnlicher Weise nach zwei Richtungen hin, wie die Werkzeuge und wie die Verfeinerung der Nahrung und die Kunst der Küche. Einerseits befreien sie nämlich den Menschen von der Rohheit niederer Functionen, andererseits fördern sie das Wachsthum und die freie Entfaltung des Nerven- und Hirnlebens. Der Kaffee und der Thee, beispielsweise, dämmen ein und mässigen diejenigen Lebensprocesse im Menschen, welche er mit der Pflanze und dem Thiere gemein hat. Leibliches Wachsen, Schlafen und an Zahl Zunehmen, das hat der Mensch mit der Pflanze gemein; rohe Frasstriebe, Wuth u. s. w. theilt er mit dem Thiere. Kaffee und Thee mildern und verlangsamen diese Vorgänge im menschlichen Organismus. Der heftige Verdauungsprocess nach einem opulenten Mahle bringt eine Art Fieber und Schlafsucht hervor; der Mensch sinkt auf eine tiefere Stufe herab.

Diesem Sinken wirkt Kaffee entgegen. Er drängt das Pflanzliche und Thierische ein wenig zurück, er verlangsamt und mildert das niedere organische Treiben. Dem hellen Schauen, dem klaren Denken, dem frischen Leben des Gehirns wird das Feld gewahrt; der Mensch wird menschlicher. In ähnlicher Weise wirken viele andere, als Nervenerreger dienende Stoffe. Man bedenke nun, was die Folge sein muss, wenn durch Generationen hin, durch Jahrhunderte fort, diese Wunderstoffe auf die menschliche Organisation wirken. Welche Vermenschlichung, welche seelische Steigerung wird so an dem Leibe der Menschheit vollbracht! Freilich mag an diesem Processe manches Individuum, mancher Stamm auch zu Grunde gehen. Aber der Leib der ganzen Menschheit wird auf diesem Wege verfeinert und erhöht. In diesem verfeinerten Boden können mehr Ideen, mehr edle Gefühle Wurzel schlagen, aus solchem Boden kann leichter eine feinere Civilisation von breitester Ausdehnung emporschiessen und Blatt und Blüthe entfalten.

Die Betriebsamkeit des Menschen ist — bildlich gesprochen — bestrebt, den menschlichen Geist in der Aussenwelt zu verkörpern und in eine Art von materiellen Strom zu verwandeln, aus welchem alle Seelen schöpfen können.

Seine Tonsprache erzeugte der Mensch noch in ähnlicher Weise, wie die Schnecke ihr sich windendes Gehäuse. Unabsichtlich wohl, sich dessen kaum bewusst, hat er Töne ausgestossen und nachgeahmt und Geberden gemacht und ist verstanden worden. Wie die Spinne die ausgeschwitzten Fäden mit einigem Bewusstsein handhabt und das Gewebe formt, so hat der Mensch mit den rohesten Elementen seiner Sprache operirt. Diese Thätigkeit nennen wir noch nicht Betriebsamkeit oder Industrie. Aber Bücher, Zeitungen, Druckereien, Posten, Wechsel, Banknoten etc., auch diese gehören dem socialen Sprach-Organismus oder Sprach-Apparate an. Körperliche Dinge und ausser unserem Gehirne vorgehende Bewegungen sind es so, welche wie ein Strom von Gedanken und Gefühlen durch die Gesellschaft, durch die Menschheit hinfliessen. In diesen Strom ergiesst jede Seele ihre Bilder, Gedanken, Gefühle, und aus diesem Strome schöpfen wieder Alle. Und der wirthschaftliche Unternehmungstrieb ist unab-

lässig am Werke, diesen Strom zu beschleunigen, zu vertiefen und zu erweitern. Die Industrie arbeitet ebenso daran, neue Zuflüsse, gross und klein, in diesen Strom zu leiten, wie sie bemüht ist, alle Mittel zu vermehren und zu verbessern, welche die endlos anschwellende Flüssigkeit in leichtesten Lauf zu bringen vermögen. Der Erwerbstrieb lauscht auf jede Nachfrage nach Gedanken, Phantasien, Gefühlen; er lauscht auf jedes entsprechende Angebot. Sobald nun Nachfragen und Angebote einander entsprechen, fliesst dem Vermittler ein Gewinn zu. Je mehr Bedürfniss nach Lectüre, je mannigfaltiger dieses Bedürfniss wird, je mehr Gedanken und Phantasien Verbreitung suchen, desto mehr Geschäfte sind zu machen, sobald nur diese beiderlei Bedürfnisse einander auch entsprechen. Handel und Industrie wollen Alles für Jeden. Der einsame Denker oder Gedanken, die noch nicht gesucht werden, sind nicht für das Gebiet des Geschäftes. Aber das liegt im Interesse des Geschäftes, dass jeder Gedanke Nachfrage finde und jeder Gedanke der entsprechenden Nachfrage zugute komme. Alle Seelen sollten zu vollem Ausströmen ihrer Schätze, alle Seelen zur Aufnahme aller Geistesschätze erwachen, damit der Strom des seelischen Verkehrs durch Production und Absatz eine unerschöpfliche Quelle des Gewinnes werde. So sind Industrie und Handel, um des Gewinnes willen, bestrebt, alle Seelen und Geister in volle Action zu bringen und mit einander gleichsam zu **einer** Seele der Gesellschaft oder der Menschheit zu verknüpfen.

Diesem Gebiete der Industrie ist aber auch ein grosser Theil im socialen Leben der Kunst zuzurechnen. Auch Gemälde, Statuen, Musikwerke und alle künstlerisch gebildeten Bauwerke, Möbel, Schmuckgegenstände u. s. w. gehören dem Gebiete der Sprache an, insofern sie der Seele des Künstlers in Aeusserem einen solchen Abdruck verleihen, welcher wieder in anderen Seelen gleiche Ideen, Phantasien und Gefühle erweckt, wie sie im schaffenden Künstler oder Kunsthandwerker zuerst erstanden sind. Jede neue Schöpfung der Kunst, sobald sie im Stande zu sein scheint, der entsprechenden Empfänglichkeit der Gesellschaft Genüge zu thun, wird von dem Unternehmungsgeist aufgespürt und dem Strome des

Verkehres zugeleitet. Ein neues Product für den Absatz ist damit gewonnen, eine neue Quelle des Profits erschlossen. Und wie bemüht ist der Erwerbs- und Handelsgeist, durch die schärfsten, wie feinsten Mittel der Reclame und Einschmeichelung die Seelen zur Aufnahme des Neuen heranzuziehen! Alle Welt, selbst die fernst wohnenden Barbaren, werden zum Genusse der Kunst herangezogen, um für neue und wieder neue Kunstproducte das weiteste Gebiet des Absatzes zu erringen. Man bedenke nun, dass jedes Gesehene oder Gehörte in dem Gehirne, in der Seele des Sehenden oder Hörenden ein entsprechendes Hirn- und Seelenorgan zur Geburt führt; man bedenke, wie die vervielfältigende Kunst es möglich macht, dass jede künstlerische Idee auf Tausende und Millionen Seelen wirkt, und man wird einigermassen zu würdigen im Stande sein, in welch' mächtiger Weise Industrie und Handel zu einer Verfeinerung, Steigerung und einem Anwachsen der Menschheitsseele hinführen.

Des Fernern im Einzelnen darzulegen, wie die Industrie den Menschen zum Herrscher über die Naturstoffe und Naturgewalten erhebt, wie sie den Sturm, den Dampf, das Feuer, die Elektricität zu Dienern des menschlichen Lebens macht, hiesse nur wiederholen, was in allen Formen der Sprache schon oft zum Ausdruck gebracht worden ist. Die Erörterungen, die uns hier beschäftigt haben, wollten in vertiefterer Weise den idealen Kern blosslegen, welcher von einem rein auf Gewinn zielenden Erwerbstreiben umhüllt ist. Wenn wir in solcher Art die Bedeutung der ökonomischen, der realistischen Arbeit in's Auge fassen, dann müssen wir bekennen, dass auch der Realismus, das Streben nach Reichthum, ein ideales Werk vollführt.

Die ökonomische Arbeit umwandelt Theile der niederen Natur in Menschenleiber und Menschengehirne; sie umwandelt niedere Natur in eine Art äusserer Organe und Apparate zur Stärkung und Hebung des Menschheitslebens; sie verfeinert und veredelt den menschlichen Leib und fördert so das Anwachsen und die Entfaltung eines reicheren Nerven- und Hirnlebens; sie befreit den Menschen in fortschreitendem Grade

von rohen, niederen Functionen, so dass er immer mehr Kraft dem höheren Seelen- und Geistesleben zuwenden kann.

Die ökonomische Arbeit strebt ferner dahin, jeden Menschen zur Aufnahme alles dessen anzuregen, was von seelischer und geistiger Production in den Strom des Verkehres zu bringen möglich ist, während sie andererseits alle jene Kräfte der Seele in Schwung zu bringen sucht, welche in ihren Leistungen Gegenstand des Verkehres werden und so allen Gliedern der Gesellschaft zuströmen können.

Den Erforschern der Natur ist es bekannt, dass diese unsere irdische Welt sich nach und nach von mineralischer Stufe der Existenz zu pflanzlichem und thierischem Leben erhoben hat und dass die Natur dann von niederen zu immer höheren Lebensformen sich erhebt. Die ganze Natur erscheint dem Denker als ein einiges, grossartiges, in Schlummer versunkenes Leben der Kraft und des Geistes, welches sich unter der Influenz der Sonne zu heller, bewusster Existenz emporarbeitet. Herrlich genug erweist sich uns dieser Entwicklungsgang, um uns zu dem Glauben zu führen, dass diese Natur ein lebendiges Glied, ein Ausfluss jenes Ideals ist, das wir als Wesen des Alls nur zu ahnen im Stande sind. An diesem Werke des Erwachens der Natur, der Offenbarung eines Strahls idealen Lebens betheiligt sich die Menschheit durch ihren Doppelkampf, durch ihre zwiefache Arbeit. Durch ideale Arbeit fördert sie direct die Herausgeburt des Geistes und der socialen Liebe in der Menschheit. Die ökonomische Arbeit ist mehr der Natur, als dem Geistes-Ideal, mehr dem Reichthumsgewinn als der socialen Liebe zugewendet, aber sie umwandelt rohe Natur in menschliches Leben und raffinirt das niedrig Menschliche zu Geistigem empor. Sie schafft Verbindungen, damit Seele in Seele und Geist in Geist sich ergiesse. Sie umwandelt durch Berufstheilung und Verkehr jeden Menschen in ein Glied des gesammten Menschenreiches; sie erhebt durch Mittheilung aller Arbeits- und Geistesproducte der Menschheit jedes Glied der Gesellschaft zu einer Art Welt im Kleinen.

Welch' gewaltige ideale Aufgaben löst also die ökonomische Arbeit! Ideal, religiös, zum Göttlichen strebend erscheint dem Betrachter das wirthschaftliche Treiben.

Ist aber, fragen wir, das moderne Wirthschaftsleben eines solchen Strebens sich bewusst?

Herrlicher, als in unseren Tagen, hat sich die ideale Bedeutung, die erhabene Aufgabe realer Arbeit in keiner Glanzzeit der Arbeit, weder in der antiken, noch in der mittelalterlichen, noch in der Renaissance-Epoche, geoffenbart. Und dennoch steht die heutige Arbeit in ihrem idealen Bewusstsein, in religiöser wie socialer Hinsicht genommen, hinter manchen früheren Epochen zurück. Um wie viel feiner, milder, beseelter ist der Körper der Menschheit geworden! Um wie viel energischer, leichtbeweglicher haben sich die Arbeitstriebe der grossen Menschenmasse herausgestaltet! Und dennoch besitzen wir heute in weit geringerem Masse die warme, hingebende Liebe zu der Arbeit und zu dem Werke unserer Hand, und minder warm und innig sind die Bande, welche heute alle Glieder einer Berufsart um- und durchschlingen, als dies in mancher Periode der noch roheren Vergangenheit der Fall gewesen ist. Bei all' der von uns erreichten Höhe industriellen und wirthschaftlichen Lebens bleiben die Folgen dieses Mangels nicht verborgen. Sowohl die Werke der Industrie, wie das sociale Leben der Industrie kranken an diesem Fehlen des idealen Bewusstseins. So grossartig unser Arbeitsleben auch geworden, so geht uns doch die formgebende Schaffenskraft ab. Wir sind in der Form nur Nachahmer der Antike, der Gothik und der Renaissance geblieben. Es ist nicht unsere eigene Seele, welche aus der Form unserer Händewerke spricht. Die innige Gluth jenes Idealismus, welcher die Seele ganz ergreift und in alle Fasern des Sinnens, Schaffens und Wirkens eindringt, jener Idealismus, welcher in der Antike, Gothik und Renaissance lebt, der fehlt der industriellen Arbeit unserer Zeit. Das Schöne wird nicht mit heiligem Feuer ergriffen, es strömt nicht aus den innersten Tiefen der Seele. In Folge dessen schon mangelt es dem industriellen Arbeiter zum Theil an jener liebevollen Hingabe an seine Arbeit und an sein Werk, jener Hingabe, welche einen weihevollen Frieden über die Seele des Arbeitenden ausgiesst. Aber auch der moderne Socialgeist führt die Arbeiter, wie andere Classen, zu einem

der idealen Wärme baren Treiben hin, welches zu der Milde und Civilisation der Zeit in seltsamem Gegensatze steht. Zu keiner Zeit waren die Menschen durch so zahlreiche, gar nicht mehr zu überschauende Bande des Interesses und des Verkehres verknüpft und umschlungen, wie in dem Wirthschaftsleben unserer Tage. Thatsächlich sind die Geschicke des Einzelnen mit dem Wohlstand Aller heute enger verbunden, als irgend eine frühere Epoche dies auch nur für möglich gehalten hätte. Aber unserem bewussten Verkehre, unserer bewussten Berufsorganisation mangelt das Seelenband der Solidarität weit mehr, als manchen früheren Epochen des europäischen Lebens. Wir sind Rädchen einer wunderbaren Maschine, organische Zellen eines Riesenorganismus der Arbeit geworden, welcher ein ideales, dem Göttlichen zustrebendes Werk vollbringt. Aber die ideal durchwehten, von einem Familiengeist beseelten Gemeinschaften, welche dieser thatsächlichen Zusammengehörigkeit und diesem wirthschaftlichen, wie socialen Verwachsensein nur einigermassen bewussten Ausdruck geben würden, fehlen uns. Daher rührt jener rauhe Luftstrom, jener heftige Sturm, welcher unsere so milde und civilisirte Gesellschaft durchkältet und erschüttert und die Werke der Cultur mit Vernichtung zu bedrohen scheint.

Es kann heute nicht meine Aufgabe sein, zu zeigen, dass auch die Mängel der Zeit die Lösung hoher Probleme gefördert haben; es kann auch heute nicht meine Aufgabe sein, nachzuweisen, dass unsere Zeit nicht nöthig hat, der Freiheit zu entsagen, um sich aus socialen Wirrnissen zu einem harmonischen Wirthschaftsleben emporzuarbeiten. Nur das wollte ich uns zu lebhaftem Bewusstsein bringen, dass es nicht genüge, das Ideale, der That nach, zu vollbringen durch Geschäft und Arbeit, dass es nicht genüge, durch die Thatsache der Verkehrsentwicklung alle Menschen zu innigst eingeordneten Gliedern eines grossartigen Socialganzen zu machen. *Auch im Denken und Fühlen jedes arbeitenden Gliedes, auch in bewussten Vereinigungen der Glieder jedes Berufes muss unablässig der Blick auf das Ideal gelenkt werden*, welches verborgen in unserem Schaffen waltet, welches das Ziel all' unseres Strebens ist und welches, wenn auch uns verborgen, alle Seelen zu einem Socialreiche des Geistes und der Liebe verknüpft. —

DIE SOCIALE FRAGE.

Nach dem am 31. März 1879 im Saale des Niederösterreichischen Gewerbevereins in Wien gehaltenen Vortrage.



Woher stammt und warum besteht das Elend, woher die Armuth der Masse neben der Fülle und dem Reichthume der Wenigen in der Gesellschaft? Warum ist dem Einen von dem Augenblicke an, in welchem er das Licht des Tages zum erstenmale erschaut, das Leben ein Weg des Entbehrens, des Jammers und der Plage, während dem Anderen die Bahn zu Genuss, zu Glanz und Würden schon geebnet ist, bevor er noch wollen und streben gelernt? Warum sind Plage und Genuss, Arbeit und Erwerb so ungleich an die Glieder des Volkes vertheilt, dass man beinahe sagen könnte, es sei um so grösser der Lohn, je geringer die Arbeit, und dass am traurigsten das Los Derjenigen sei, die sich am meisten im Dienste des Ganzen mühen und plagen?

Diese Frage, die man heute die sociale nennt, ist so alt, wie die Cultur und die philosophische Betrachtung überhaupt. In keiner Periode der civilisirten Geschichte war diese Frage den Geistern ganz fremd geblieben; aber nur von Epoche zu Epoche hat sie sich zu einer brennenden, die edelsten, wie die gemeinsten Geister entflammenden oder erschreckenden erhoben. Die Philosophen haben diese Frage zu beantworten, die Völker haben sie immer von neuem zu lösen versucht; sie ist aber stets in neuer und neuer Gestalt wieder erstanden. Die sociale Frage ist eine Sphinx, welche von der Geschichte durch eine richtige Antwort in den Abgrund gestürzt wird, aber eine Sphinx, welche immer wieder ersteht.

Das Räthsel des Uebels und des Bösen in der Welt hat den Lauf der Philosophien und Religionen in höherem Masse, als es irgend eine andere Frage vermochte, bestimmt, und das Werden und Sichentfalten einer Philosophie des socialen Lebens ist durch nichts in bedeutenderem Grade gefördert worden, als durch die Frage nach dem Grunde der socialen Ungleichheit und des socialen Elendes. Man hat sich auf Gottes geheimnissvollen Willen berufen und auf eine Sündhaftigkeit der Welt, um die Welt so zu lassen, wie sie ist, wie sie Denen behagt, welche sich in günstiger Lage befinden. Man hat auf Gottes Liebe und Vollkommenheit verwiesen und die Mächtigen und vom Glücke Begünstigten angeklagt, wenn es galt, das Leben der Armen und Elenden zu heben und zu verschönern und der socialen Welt eine neue Gestaltung zu geben.

Gott — so lehrten die brahmanischen Priester — hat die Gesellschaft aus den Theilen und Gliedern seines Leibes hervorgehen lassen. Aus seinem Kopfe stammen die Priester her, aus seiner Brust die Classe der edlen Krieger; aus seinen Füssen hat er die unterste, der Dienstbarkeit bestimmte Menschenclasse geschaffen. Im Geiste dieser Lehre waren die Gesetze des alten Indien gefasst. Wenn ein Mann aus dem niederen Volke es wagen sollte, den Sitz eines Höheren einzunehmen, soll er ein Brandmal an dem Leibestheil erhalten, mit dem er seine Sündhaftigkeit bethätigt hat. Der Mund soll ihm verbrannt werden, wenn er von einem Edlen übel gesprochen, die Zunge ihm aufgeschlitzt werden, wenn er die Beleidigung direct begangen hat. Wenn er einen Brahminen verletzt, werde ihm der Tod; im Falle er sich mit dem heiligen Mann auf demselben Teppich niederlässt, so ist er dafür mit bleibender Lähmung zu bestrafen. Wenn der niedrig geborne Mann aus Lernbegierde ein heiliges Buch vorlesen hört, so soll ihm siedendes Oel in seine Ohren gegossen werden; für das Auswendiglernen gar konnte für ihn keine geringere, als die Todesstrafe gesetzt werden. Der Mord, an einem Sudra begangen, zog dem Mörder keine höhere Strafe zu, als jene für die Tödtung eines Hundes oder einer Katze.

Buddha, der Prophet der Elenden und der Verkündiger einer neuen Zeit für die Inder, erklärte hingegen: „Das Wohlthun ist die erste der Tugenden. Der vollkommene Mensch ist nichts, wenn er sich nicht in Wohlthaten über die Geschöpfe verbreitet, wenn er nicht Die tröstet, welche in Trübsal sind. Meine Lehre ist die Barmherzigkeit, darum schwer zugänglich den Glücklichen. Sie sind stolz auf ihre Geburt. Aber der Brahmane ist doch nur aus derselben Stelle geboren, wie das letzte der Menschenkinder, dem er den Weg zum Heile verschliessen will."

Nach der Anschauung der Mächtigen war das Bestehende das für alle Zeit von Gott Gewollte, und die Elenden waren von Gott verworfen, büssten die eigene Sünde oder die Sünde der Väter. Die neuen Propheten verkündeten die Gleichheit und die Liebe als das einzig der Liebe Gottes Entsprechende; Sünder waren aber die Reichen und Mächtigen, welche aus Egoismus Gottes Ordnung verkehrt hatten.

Diese Gegensätze religiöser Auffassung des socialen Elendes und der Ungleichheit würden uns immer wieder begegnen, wenn wir die Epochen der Geschichte vor unserem Auge vorüberziehen liessen. Von der Wahrheit ihrer Lehre sind wohl in der Regel beide Parteien überzeugt gewesen, die Conservativen wie die Revolutionäre, die Vertheidiger bestehender Ungleichheit, wie die Verehrer des Gleichheits-Ideals. Denn aus dem Herzen stammen die mächtigsten Ideen, welche die Menschheit bewegen, und der Kopf ist im Kampfe des Lebens immer vom Willen inspirirt. Der Mensch ist ja leicht von dem überzeugt, was er wünscht. Wir müssen darum — freilich nur in einem gewissen Sinne — jenen Frommen unsere Zustimmung geben, welche im Gebiete der den Menschen auf das tiefste bewegenden Fragen den Irrthum, die irrige Lehre aus einem bösen oder verirrten Willen herleiten und als Sünde erklären.

Wie die indische Welt, waren im orientalischen Alterthum auch die anderen Culturstaaten auf der Basis der

verschieden berechtigten höheren Classen und der fast oder ganz rechtlosen Masse der Bevölkerung aufgebaut. Wie in Indien bestand beispielsweise in Egypten das Kastensystem. Der Stand, der Beruf und die rechtliche Stellung in der Gesellschaft vererbten sich von dem Vater auf die Söhne. In dem Berufs- und Socialkreise, in welchem der Mensch geboren wurde, in dem musste er auch bleiben. Es ist wahrscheinlich, dass die höheren Classen oder Kasten der orientalischen Welt aus einer erobernden — in der Regel höheren, oder doch cultivirteren — Race hervorgegangen waren, während die niederen, elenden Classen einer minder edlen Race oder dem eroberten Lande entstammten, aus den unterjochten Bevölkerungen gebildet wurden. Die Herrschenden hatten Herrschersinn, die Unterworfenen mehr Sklavensinn.

So lange die sociale Gestaltung mit den socialen Ideen in Uebereinstimmung stand, so lange war auch die Erhaltung des Staates in seiner erreichten Form nicht schwer. Auf die Festigung einer Denkweise, welche der socialen Gestaltung entsprach, arbeiteten Politik und Priesterthum in bewusster Weise hin. Indem den Mitgliedern niederer Classen die Möglichkeit, ihren gleichsam angebornen Beruf und Rang zu verlassen, genommen wurde, schützte man dieselben selbst vor dem Gelüste nach Höherem. Der absoluten Nothwendigkeit gegenüber protestirt nicht leicht unser Wesen. Nur wo mindestens ein Funke von Möglichkeit des Besseren wirkt, werden wir mit unserer Lage unzufrieden.

Der ungebrochene Geist hätte geleugnet, dass in der politischen Nothwendigkeit auch eine von der Natur oder von Gott gesetzte Nothwendigkeit liege. Der Geist der Elenden musste darum im Schlummer erhalten werden. Den elenden Massen war bei den Indern — wie erzählt — nicht nur die Kunst des Lesens entzogen, schon das Zuhören der Lectüre aus den Büchern der Weisheit war mit grausamer Strafe belegt, dem Auswendiglernen der Tod zugetheilt. Stumpfe Ergebung war also über den Sinn der Gedrückten ausgebreitet.

Mehr Freiheit athmete wohl die Culturwelt der Antike, die Welt des Griechen- und Römerthums. Der Bau des socialen

Lebens war nicht so gekünstelt aus Schicht über Schicht, wie eine politische Pyramide aufgethürmt. Auf der breiten Unterlage der fast rechtlosen Sklavenmasse führte die freie Minorität ein reges Leben, oft voll Schönheit und Würde. Die Sklaven entstammten, der Regel nach, unterjochten Völkern oder waren Menschen, die in Kriegen erbeutet wurden. Dass der Kriegsgefangene dem Tode zu weihen sei, war allgemeine Rechtsanschauung. Dieses Recht wurde auch vom Gefangenen selbst als oder doch wie eine göttliche Satzung aufgefasst und empfunden. Es lag eine Art Milderung der Sitte darin, dass der politische Tod, die Sklaverei, an die Stelle des physischen Todes gesetzt wurde. Die Sklavenmassen fügten sich darum in ihr Los, wenn es nicht durch besondere Unmenschlichkeit unerträglich gemacht wurde.

Die Philosophie der Griechen hielt das Sklaventhum für eine ganz naturgemässe sociale Institution. Was nur zum Theile den Thatsachen entsprach, wurde als allgemeine Wahrheit, was nur für bestimmte historische Verhältnisse eine gewisse Berechtigung hatte, wurde als ewige Nothwendigkeit ausgesprochen. Die Sklaven — meinten viele antike Denker — seien von Natur gemeine Seelen, welche zu gehorchen und zu dienen bestimmt seien, damit die zum Herrschen geborenen Seelen ein edleres Leben führen können.

Die mittelalterliche Culturwelt — soweit Europa in Betracht kommt — war nicht mehr auf der Basis einer Sklaven-Majorität aufgebaut. Dass es noch bis nahe zum Anbruch der Neuzeit in der christlichen Welt Sklaven gab, ist freilich nicht zu bestreiten. Aber einerseits war die Zahl der Sklaven nur eine geringe, andererseits hatte das Institut der Sklaverei für das Staatsleben keine Bedeutung mehr. Als der Verwesungsprocess der griechisch-römischen Welt begonnen hatte, drang vom Aufgange her eine neue Botschaft, gerichtet an die Armen und die Elenden, wie an Alle, die milden, edlen Herzens und kindlichen Sinnes sind — die Botschaft, dass alle Menschen Kinder eines liebevollen Vaterherzens im Himmel sind und tief in ihrem innersten Wesen ein Ebenbild ihres göttlichen Ursprungs tragen.

„Die Weisheit der Wissenden, sagte diese Offenbarung, sei vor Gott Thorheit geworden; nur aus einem leidenden und von Liebe überströmenden Herzen spreche noch die Gottesstimme, die zu Gottes Reich, zum Herzen des liebenden Vaters führe. Denn die Seelen jener Classen, welche auf der Armuth und dem Elend der Massen ihr Reich gebaut, büssen ihre herrschende Stellung endlich durch ein Erstarren des Herzens und Erlöschen des inneren Lichtes. Um ihre Macht zu verewigen, müssen sie sich üben in Verehrung des eigenen Ich und im Verachten der von ihnen gedrückten Classen. Und von dieser Seelenrichtung wird endlich auch die Wissenschaft durchdrungen, welche in der Atmosphäre der Mächtigen ersteht und der Aufrechthaltung der Macht zu dienen sich bestrebt. In diesen Seelen, in diesen Geistern wird der göttliche Funke, der in jeder Seele ruht, beinahe zum Verlöschen gebracht und ein gegen Gottes Liebe gerichteter Wille beseelt die Gedankenwelt. Darum sei es schwerer, dass das Streben der Reichen und Herrschenden zum Himmelreiche führe, als dass ein Schiffstau durch ein Nadelöhr dringt."

Diese den Gedrückten gepredigte Lehre und das Vordringen jüngerer Völker in das Römerreich machten der antiken, auf die Sklaverei basirten Welt ein Ende. Aber nur der Sklaverei, nicht der socialen Ungleichheit war so ein Ende bereitet. Der Kriegeradel und eine Art geistlichen Adels erhoben sich zu Beherrschern der Volksmassen, welche grossentheils zu Hörigen und Leibeigenen herabgedrückt wurden. Nur in den Städten vermochte sich eine Art freieren Lebens zu entwickeln. Die Gleichheitsideen, welche als göttliche Botschaft den Elenden geoffenbart worden waren, erhielten sich nur als eine Art Geheimlehre. Die officielle Religion passte sich in ihren Lehren und in ihrem Regime dem neuen Staats- und Socialbaue an, wie dies einst bei den Indern und Egyptern der Fall gewesen.

Die Lehre von der Gleichberechtigung aller Menschen als Kinder Gottes wurde als ein Mysterium von manchen Religions-Philosophen durch das Mittelalter forterhalten. Von Zeit zu Zeit wurde diese Geheimlehre von schwärmerischen Geistern als entflammendes Losungswort in die tieferen Volksschichten

getragen. Die antikirchlichen religiösen Secten zielten in der Regel auf ein demokratisches Christenthum und auf die sociale Gleichheit. Die Waldenser, die Albigenser, die Begharden, die Wiedertäufer u. s. w. knüpften an eine Art mystischer Religionsauffassung an, gingen aber in der Praxis — wenigstens unter ungünstigen Verhältnissen — leicht in einen rohen, zuchtlosen Communismus des Erwerbs- und Geschlechtslebens und in einen Nihilismus, in eine Leugnung aller überkommenen Sitten- und Rechtsbegriffe über. Von Gott stammt die Gleichheit; die Ungleichheit ist Menschenwerk. Was von Gott ist, das allein soll und wird bestehen; was aber von der Geschichte, von Menschen, vom Egoismus der Starken und Listigen dreingepfuscht wurde, das soll und wird zerstört werden. Das war die Parole der Gleichmacher des Mittelalters, wie sie oft in den Schlachtgesängen derselben zum Ausdruck kam. Wir sind als Gleiche aus Gottes Hand gekommen, als Gleiche sollen wir auch leben. Die Strophen eines derartigen, sehr verbreiteten Schlachtliedes der Sectirer schlossen beispielsweise mit den Worten:

„Als Adam baute, Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?"

Es wäre freilich ein Unrecht, zu glauben, dass die herrschende Weisheit des Mittelalters, welche im Namen Gottes sprach, direct eine Fälschung der ihr überlieferten Liebes- und Gleichheitslehre vorgenommen habe, um die neuen Machthaber zu stützen und die gedrückten Massen gefügiger zu machen. Denn die Gleichheitsidee führte ein Ideal vor, das nicht ohneweiters zu verwirklichen war. „Füget euch dem bestehenden Staatsregime und gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist", war ja auch eine überlieferte göttliche Lehre. Dass aber die Bekämpfung der Barbarei junger Völker ohne einen der Zeitlage entsprechenden Staats- und Socialbau nicht möglich war, muss der Forscher anerkennen. Wessen die Zeit bedurfte, blieb der Kirche nicht verborgen, und sie konnte, ohne eine Untreue an den Grundideen des Glaubens zu begehen, dem neuen Regime der Ungleichheit die religiöse Weihe verleihen.

Aber es ist nicht zu verwundern, dass die Kirche, wie die Mächtigen überhaupt, dem Lose nicht entging, durch das

Herrschen herrschsüchtig zu werden, durch das Lehren eines zur Zeit nothwendigen Gehorsams den Geist der Freiheit auch wirklich zu verlieren. Wie sollte sich wohl jemals eine neue, an Freiheit und Gleichheit reichere Zeit erheben können, wenn nicht die unzeitgemäss werdende Macht durch Erstarrung, Unrecht, Verirrung einen auflösenden Keim in sich setzen würde? So weit war die Menschheit noch nicht emporgestiegen, dass sich der Fortschritt zu freierem Leben durchaus in stetiger Weise entwickeln konnte. Das Unrecht auf Seite der herrschenden Classen wirkt, wenn die Zeit um ist, als mächtiger Anreiz auf die Gedrückten und ihre Propheten. Die Erstarrung der herrschenden Classen wieder bringt ihnen, sobald der Ansturm kraftvoll genug ist, die Zerbröckelung als Los. So erging es dem mittelalterlichen Socialbau, als er seine Mission erfüllt hatte und eine neue Gesellschaft sich erheben musste, um ihrerseits einer von dem Laufe der Geschichte gestellten Aufgabe gerecht zu werden.

Die Geschichte begünstigt stets diejenigen Gesellschaftsclassen, deren die Zeit als herrschender bedarf. Es herrschen Diejenigen, welche durch ihre Kraft, wenn auch unbewussterweise, an der Herausarbeitung des idealen Lebens zur Zeit am besten arbeiten. Der kriegerische Adel und an dessen Seite die geistliche Hierarchie waren organische Mächte, deren das Mittelalter bedurfte. Sie verloren ihre grosse Macht erst dann, als durch den Fortschritt des europäischen Lebens ihre einstige Bedeutung für dieses Leben verloren war.

So oft aber eine Staats- und Gesellschaftsform altert und dem Absterben naht, brechen in gährendem Schwalle unbestimmte, mehr auf eine ferne Zukunft weisende Ideen hervor, welche Alles mit sich fortreissen, was irgend unter dem Drucke des gealterten Regimes zu leiden hatte oder überhaupt mit dem Bestehenden unzufrieden ist. Nur Wenige pflegen sich dessen klar bewusst zu sein, was nun kommen wird. Wer durch die neue Gestaltung der Dinge nicht befriedigt wird, hält sich für betrogen, betrogen durch die Gewinnenden, durch die nun Herrschenden. Alle socialen Stürme, welche seit dem Niedergang des Mittelalters unsere Culturwelt durchtobten,

haben beigetragen, auf wirthschaftlichem Gebiete den mit Arbeit und ökonomischem Unternehmungsgeist gepaarten Besitz zu höherer Machtstellung im Staate und in der Gesellschaft zu erheben. Wohl haben alle früher gedrückten Classen der Gesellschaft nach und nach die Freiheit errungen; aber die Gleichheit Aller, welche von den revolutionären Schwärmern und den Massen geträumt wurde, hat sich noch nicht verwirklicht, hat sich nicht verwirklichen können. Betrogen dünkten sich die Massen durch die Befreiungskämpfe der Reformation, später durch Diejenigen, welche als Sieger hervortraten aus den Stürmen der grossen französischen Revolution.

Gesiegt im vollen Sinne haben Diejenigen, deren herrschende Stellung ein Bedürfniss der letzten Geschichtsperiode geworden, nicht alle Diejenigen, welche voll zu siegen wünschten oder hofften.

So lange die Lebenskraft eines Staatswesens oder einer Culturwelt noch eine frische, productive ist, so lange wird den Bestrebungen, welche das Ganze vorwärts bringen, der Sieg zu Theil. Freilich, wer nur Einzelheiten des Tages in's Auge fasst, dem wird diese Thatsache nicht immer deutlich sichtbar sein. Aber eine Betrachtung des geschichtlichen Lebens gibt uns hierüber Gewissheit.

Staat und Gesellschaft des europäischen Mittelalters waren in ihrem Leben wesentlich auf den eigenen Boden und auf Ackerbau beschränkt. Die Herrschenden waren darum als Beherrscher des Bodens und der ihn Bebauenden, die Unterthanen waren als Bebauer dieses Bodens oder als persönliche Diener des Bodenherrn gedacht. Der Consum des Welttheils, der Consum jedes Landes, ja jedes Bezirkes beschränkte sich wesentlich auf das, was der heimische Boden, was die locale oder sogar nur die Arbeit des Hauses zu bieten vermochte. Ueberaus gering war das, was ein Ort von Producten anderer Orte, ein Land von Artikeln anderer Länder, unser Welttheil von Waaren anderer Welttheile consumirte. Handel und Industrie spielten für das Leben mittelalterlicher Staaten eine überaus geringe Rolle. Nur langsam, von einigen Seeküsten her, drang der Handel, von den übriggebliebenen Römer-

städten und vom byzantinischen Reiche her die Industrie in das europäische Ackerbauleben ein.

Als sich nun Europa nach und nach in immer steigendem Grade an den Consum edler Producte des fernen Indiens, wie an Comfort und Luxus gewöhnte, welche die Industrie brachte, musste die Pflege der Industrie und des Handels aus doppeltem Grunde zu einer wichtigen Angelegenheit des Staates werden.

Einerseits musste man dem Handel und der Industrie Freiheiten schaffen, wenn man die Dinge, welche vom Handel und von der Industrie beschafft wurden, überhaupt haben, noch mehr, wenn man sie billig und in Fülle haben wollte. Weil man feinere Artikel consumiren, feiner leben wollte, musste man jene Factoren begünstigen, welche solcherlei Mittel der Verfeinerung boten. Andererseits genügte es aber nicht, den Artikeln besseren Consums den Zugang zu erleichtern und dem Handel freiere Bahn zu schaffen. Der steigende Consum der edlen Producte Indiens, der Industrie-Artikel des byzantinischen Reiches, Venedigs u. s. w. musste auch bezahlt werden. Es waren also Wege zu finden, auf welchen man zur Steigerung der Zahlungsfähigkeit gelangen konnte.

Der europäische Ackerbau hatte gar wenig, was er den Griechen, den Arabern, den Indiern u. s. w. für feine Natur-Producte und Artikel der Industrie hätte in Tausch geben können. Europa ist ja ärmer von der Natur bedacht, als die Länder wärmerer Zonen; zudem war der grösste Theil Europas Käufer und nicht Verkäufer der Industrie-Artikel. Was die Minen an Gold und Silber ergaben, musste sich dem steigenden Bedarfe gegenüber als immer unzureichender erweisen.

Man bedenke nun noch, dass die agricolen Staaten zum Theile auch die grossen Gewinne bezahlen mussten, welche die damaligen Handels-Republiken — wie Venedig — für ihre Vermittlung beanspruchten.

Es musste also den Beherrschern der Staaten einleuchten, dass nur eigener Handel und eigene Industrie dem Lande und dem Volke aus dieser harten Lage helfen können. Die Ausbreitung von Handel und Industrie wurde zu einem gefühlten und erkannten Bedürfnisse.

Beim reinen Ackerbaustaate konnte es nicht bleiben. Dem Handel, der Industrie, dem städtischen Leben mussten Begünstigungen zugewendet werden. Das Bürgerthum breitete sich aus und gewann in immer weiterem Umfange an Einfluss. Und dieser Einfluss war in zwei Richtungen von gewaltiger Bedeutung.

Im Gegensatze zu dem auf die Deckung des eigenen Bedarfes berechneten, daher nur local wirkenden Ackerbaue, streben Industrie und Handel über den Ort, den Bezirk, das Land hinaus. Sobald ein Land sich zu mercantiler und industrieller Bedeutung erhebt, öffnen sich gleichsam die Adern und Nerven des Staates für die aus aller Welt kommenden Influenzen, und gar bald stellt sich für den Staat das Bedürfniss ein, auch seinerseits auf die übrige Welt wirthschaftlich Einfluss zu nehmen. Diejenigen Menschen und Volksclassen, deren Empfinden und Denken über das Locale hinausreicht, erlangen für den Staat eine neue hohe Bedeutung. Das bürgerliche, von mercantilem und industriellem, zum Theil kosmopolitischem Geiste durchdrungene Element gewinnt für das Staatsleben eine grosse Wichtigkeit.

Aber noch eine zweite Eigenheit des mercantilen und industriellen Lebens musste sich geltend machen. Das agricole Leben gibt Genügsamkeit und conservativen Sinn. Das Leben des Handels und der Industrie duldet kein Genügen, kein Stehenbleiben. Alle Geistesorgane müssen in unablässiger Spannung und Wirksamkeit erhalten bleiben. Wer hier nicht vorwärts will, vermag sich auch nicht im Erreichten zu erhalten. Er geht abwärts oder geht unter. Alles muss ergriffen werden, was vorwärts hilft. Diese Regsamkeit und dieser Fortschrittstrieb begünstigen eine Aufnahme von Wissen, soweit dieses Wissen, sei es direct oder indirect, dem wirthschaftlichen Fortschritte dient. Leichter, als die agricolen Classen, schliessen die mercantilen und industriellen Classen ein Bündniss mit der Wissenschaft, besonders mit den weltlichen Zweigen derselben. Das Bedürfniss nach geistiger Bildung wird vom Bürgerthum am meisten empfunden. So musste es kommen, dass die Kraft des Wissens und der Bildung in dem aufstrebenden Bürgerthume immer energischer und ausgebreiteter wurde. Und weil der aufstrebende Staat der Bildung bedurfte,

musste das Bürgerthum auch in dieser Richtung an Bedeutung und Macht gewinnen.

Doch nicht das blosse Streben nach Gleichberechtigung und nicht blos der Sieg der Gleichheitsidee war es, was dem Regime des Adels und der Geistlichkeit ein Ende bereitete. Höchst realistische Bedürfnisse des sich entwickelnden Staates haben für das Bürgerthum gekämpft. Das Ideale vermag erst dann zu siegen, wenn es auch in realen Staats- und Socialbedürfnissen eine gewisse irdische Verkörperung erreicht hat. Es liegt in der Natur der Dinge oder in dem Entwicklungsgange des Ideales selbst, welches durch die Geschichte zur Offenbarung kommt, dass nur nach und nach die verschiedenen Strahlen des Ideals zu realer Existenz und Verkörperung im socialen Leben kommen.

Es hat im vorigen Jahrhunderte eine Schule oder Secte von Ackerbau-Philosophen gegeben, welche nicht begriffen, dass im gesunden Staatsleben jede Richtung der Production so viel Einfluss und Macht sich erringen muss, als sie nöthig hat, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden. In Zeiten, da der Staat jenes Geistes bedurfte, welcher in den mercantilen und industriellen Classen lebt, mussten diese Classen naturgemäss im socialen und politischen Leben zu einer ähnlichen Stellung erhoben werden, wie sie bisher Vorrecht des bodenbesitzenden Adels gewesen. Die bezeichneten Agrar-Philosophen waren der Meinung, dass jene sociale und politisch einflussreiche Stellung, wie sie im Beginn des vorigen Jahrhunderts von grösseren Kaufleuten und Fabrikanten erreicht worden war, nur einen künstlichen politischen Boden hätte. Nur die durch Schutzzölle, Ausfuhr-Prämien u. s. w. dem Handel und der Industrie zugewendete Protection des Staates, dann das Zunftwesen, die Privilegien der Banken u. dgl. seien die Quellen jener präponderirenden Stellung, zu welcher sich die Handels-, Industrie- und Bankherren erhoben, und die gleichen Ursachen seien es, welche zu dem damals in Frankreich eintretenden wirthschaftlichen Niedergange des Grundadels führten.

Welche Hilfe suchten diese Agrar-Philosophen? Nichts sonst, als Beseitigung aller Privilegien und Gewährung der vollsten Verkehrs- und Arbeitsfreiheit. Es war diesen Geistern

undenkbar, dass ohne die künstlichen Mittel einer Staats-Protection Handelsleute, Fabrikanten, Bankiers u. s. w. eine ähnliche hohe wirthschaftliche, sociale und politische Stellung im Staate erringen konnten, wie sie ganz naturgemäss — so meinten die damaligen Agrarier — dem grossen Grundbesitzer zukomme. Haarscharf führten sie den Beweis, dass bei einem Regime freiester Concurrenz der Handelsmann und der Industrielle nicht mehr aus seiner Production erzielen könnte, als er nöthig hat, um zu leben und seine Thätigkeit fortzusetzen.

Die Agrar-Philosophen des vorigen Jahrhunderts — die Physiokraten — hofften, was sie wünschten, und sahen in dem, was sie wünschten, das allein Naturgemässe. Die Alleinherrschaft des Grundbesitzes in Staat und Gesellschaft galt ihnen als das immer und allein Natürliche. Mit so gefärbter Geistesbrille blickten sie in das sociale Leben und construirten ihr Lehrsystem.

Jene Güter, welche uns der Boden liefert, die Producte des Ackerbaues, der Fischerei, des Bergbaues, des Forstwesens u. s. w., bilden die Grundlage aller wirthschaftlichen Güter überhaupt. Alles, was wir als Nahrung, Wohnung, Kleidung, Werkzeug, Schmuck u. s. w. gebrauchen und geniessen, ist entweder geradezu ein Product des Bodens oder ist doch auf Producte des Bodens zurückzuführen. Der Boden ist es, der uns nährt und erhält, der uns kleidet, schmückt und mit Macht ausrüstet über die Elemente.

Der Mensch mag noch so reich an Wissen und Geschicklichkeiten dastehen, er vermag doch nicht, ein Atom zu jenen Materien hinzuzufügen, die uns zu nähren, zu kleiden u. s. w. geeignet sind. Er kann die Stoffe der Natur in andere Lagen, Formen bringen, er kann sie von einem Orte an den andern versetzen — aber sie zu vermehren ist er nicht im Stande. Er kann kein Getreide, keinen Weinstock, keine Wolle, kein Metall wirklich schaffen.

Aber durch die Menge dieser Stoffe wird die Zahl der Menschen, welche in einem Lande überhaupt leben, und die Art, wie sie leben können, bedingt. Die Sterblichkeit der

Menschen muss die Harmonie herstellen, wenn mehr Menschen in's Leben treten, als durch die Materien, welche der Boden liefert, ernährt werden können. Wie viele Schneider, Bauleute, Transporteure, Kaufleute, Fabrikanten, Künstler, Gelehrte, Soldaten, Staatsbeamte u. s. w. leben können, darüber entscheiden die Ueberschüsse an Materialien für Ernährung und Verarbeitung, welche nur vom Ackerbau, Bergbau etc. geliefert werden können. Nur wenn der Boden mehr Stoffe für Ernährung u. s. w. liefert, als die Bebauer des Bodens brauchen, um das eigene Leben erhalten und ihre Arbeit fortsetzen zu können, vermögen auch Gewerbsleute, Künstler u. s. w. Unterhalt und Bestand zu erlangen. Die Ueberschüsse, welche der Ackerbau abgeben kann, liefern die Möglichkeit des Lebens für Gewerbe, Künste und Wissenschaften.

Wollt Ihr der Gesellschaft ein höheres Staatsleben ermöglichen, wollt Ihr, dass Gewerbe und Künste blühen, dann müsst Ihr den Fortschritt des Ackerbaues fördern. Seine Blüthe bestimmt den Umfang alles übrigen Culturlebens. Vermehrt die Producte des Ackerbaues, des Forstwesens u. s. w. und Ihr könnt auch mehr Gewerbsleute, Kaufleute, Gelehrte und Künstler ernähren. Mindert die Ackerbau-Production — und das Gewerbs- und Kunstleben muss aus Mangel an Erhaltungs- und Arbeitsmitteln niedergehen und zusammenschrumpfen. Thut, was Ihr wollt, gebt Gesetze, errichtet Zollschranken, ertheilt Privilegien, Ihr könnt keine Zunahme und Steigerung der Industrie, des Handels, der Wissenschaften, Künste bewirken, könnt keine Zunahme der Volksmenge ermöglichen, wenn Ihr nicht die Menge des Brodes, Fleisches, des Bieres, Weines, der Wolle, des Flachses, des Eisens, der Kohle u. s. w., kurz die Menge der Bodenproducte gesteigert habt. Gebt Ueberfluss an Nahrungsmitteln, Rohstoffen u. s. w., dann können sich jene Menschen vermehren, welche nicht selbst dem Ackerbau obliegen, und der Drang zum Leben und Wohlleben wird die gewerblichen Erzeugnisse, die technischen Leistungen vermehren, künstlerisches und wissenschaftliches Schaffen steigern.

Der Bodenbau ist der Ernährer der Gesellschaft. Auf dem Bodenbau beruht, vom Bodenbau wird umgrenzt der

ganze Bau des Staates und der Cultur. Erhebt euch zu allen Gipfeln der Weisheit, gebärt aus den Tiefen der Seele heraus die erhabensten Ideen, lasset hervorquellen einen Strom edelster Gefühle, lasset aufleben eine Welt der Phantasien in Eurem Innern — Ihr werdet die Menschheit nicht stärken, nicht dem Ideale näher bringen, vielmehr wird bald alles Schöne in nichts versinken, wenn Eure Ideen, Gefühle und himmelanstrebenden Phantasien nicht jene Materien und Producte vermehren, welche des Menschen Leben und Arbeit erhalten. Ueberschuss beim Bodenbau, das ist das wahre Ziel aller socialen Wirthschaft. Je mehr Reichthümer aus dem Bodenbau strömen, desto dichter kann die Bevölkerung werden, desto mehr Künstler, Gelehrte u. s. w. können erhalten werden, desto mehr Blüthen der Cultur können sich entfalten und zur Fruchtreife gelangen.

Was der Boden an Producten über jenen Betrag hinaus liefert, welcher nöthig ist, um die Bodenbebauer und den Bodenbau fortzuerhalten, kann der reine Ertrag, der Netto-Ertrag des Bodens genannt werden. Der Umfang, die Grösse dieses Netto-Ertrages entscheidet über die Zahl von Leuten, welche im Lande leben können, ohne selbst den Boden zu bebauen. Die Steigerung des Netto-Ertrages ist die Bedingung des Fortschrittes auf allen Gebieten des feineren und edleren Lebens. Jede Massnahme des Staates oder der Gesellschaft, welche den Reinertrag, den Ueberschuss des Bodens steigert, ist also wirthschaftlich gut; jede, welche eine Abnahme dieses Ertrages bewirkt, ist wirthschaftlich schlecht und führt nothwendig zu einem Niedergang des staatlichen und culturellen Lebens.

Eine wahre Steigerung des nationalen Reichthums ist also nur durch Förderung des Bodenanbaues zu erzielen. Nur hier kann eine Vermehrung des Materiales erzielt werden, welches eine Zunahme der Volkszahl, mittelbar eine Zunahme der Zahl von Künstlern, Gelehrten etc. ermöglicht. Die Gewerbe, die Künste und der Handel etc. können dieses Material nicht vermehren, sondern nur umformen oder an andere Orte und in andere Lagen bringen. Die Umformung, welche durch Gewerbe oder Künste an den Stoffen — so an der

Wolle durch das Spinnen, Weben etc. vollbracht wird, erhöht zwar den Werth der Artikel — das Gewebe hat gewiss mehr Werth, als die Wolle, aus der es bereitet wird — aber diese Wertherhöhung wird durch eine Werthzerstörung ausgeglichen. Alles, was die Gewerbsleute an Nahrung, Kleidung und anderen nöthigen Unterhaltsmitteln, an Werkzeug-Abnützung u. s. w. während der Umwandlung der Wolle in Gewebe consumiren, geht in den Preis oder Werth des Gewebes über. Was auf der einen Seite beim Werden des Gewebes — aus der Wolle — an Werth zuwächst, geht wieder durch den nöthigen Verbrauch verloren.

Aehnlich verhält es sich mit dem Werthgewinn der Waaren durch den Transport derselben an den Ort der Verwendung und in Folge des Austausches, welcher durch den Händler ausgeführt wird. Was die Waaren an Werth gewinnen, ist eben jener Werth, welcher von den Transporteuren und Handelsleuten consumirt werden muss, wenn sie ihre Functionen verrichten sollen. Jede andere, höhere Preissteigerung ist eine anormale oder ungesunde. Gewerbsleute und Kaufleute können in einer gesunden, freien Wirthschaft nur so viel verdienen, als sie aufbrauchen, um ihre Arbeiten zu leisten, ihre Aufgaben zu lösen; mit Einem Worte: Die Arbeit producirt nur so viel Werth, als sie andererseits aufbraucht.

Nur der Bodenbau kann im Producte mehr Werth erlangen, als die Arbeit aufgezehrt hat. Dieser Mehrwerth ist ein Geschenk der Natur, der Reinertrag des Bodens. Der Bodenbesitzer ist der natürliche Verwalter dieses Reinertrages, wie er der Verwalter des Bodenbaues ist. Wie er die Arbeiter des Bodenbaues direct besoldet, so besoldet er indirect die Gewerbsleute, Kaufleute, Künstler, Gelehrten u. s. w. Auch für die Staatsausgaben ist keine andere Quelle zur Deckung da, als der Reinertrag des Bodens, weil alle anderen Stände normalerweise nur so viel verdienen, als sie selbst wieder verbrauchen, um ihre Functionen zu erfüllen.

Der Besolder aller Arbeitenden ist aber auch der natürliche Beschützer der Gesellschaft. Die Grundbesitzer bilden

naturgemäss die politische Nation. Sie sind es, welche dem Monarchen beim Werke der Gesetzgebung und Staatsverwaltung zur Seite zu stehen haben. Eine Theilnahme anderer Stände, die Theilnahme der Besoldeten, ist eine unnatürliche und ungesunde. Der Einfluss und die Stellung eines Gebieters fällt dem Besoldenden, Demjenigen, welcher Besoldung und Brod gibt, von selbst zu. In einer von Staatseinmischung freien Gesellschaft werden darum, zum Heile der Nation, Handel und Gewerbe eine dienende, der Grundbesitz eine das Ganze beschützende Rolle spielen. Weil nun diese naturgemässe Gruppirung bei freiem Spiele der Kräfte sich von selbst herausbildet, erscheint die freie Concurrenz, das „Gehenlassen und Gewährenlassen" als die beste Methode der Wirthschaftspolitik.

Wenn wir Menschen von heute dieses Gedankensystem in's Auge fassen, wird es uns schwer, zu begreifen, wie eine solche Lehre viele der vorzüglichsten Geister des Continentes gefangen nehmen konnte. Und doch waren es Seelen von menschenfreundlichster Art, welche diese Theorie ausgedacht und in ihr nur die reinste Wahrheit gesehen haben. Ihre Wünsche und Hoffnungen haben — uns erkennbar, ihnen selbst aber unbewusst — dem Denken die Richtung gegeben. Die „Agrar-Philosophen" vermochten durchaus nicht einzusehen, dass die sich erhebende Macht des beweglichen Capitals und der mercantilen und industriellen Unternehmungskräfte ihre volle historische Berechtigung habe.

Vom Beginne der Neuzeit an sehen wir das Regime des Grundadels von zwei mächtigen wirthschaftlichen Factoren bekämpft. Auf der einen Seite war der Geist gewaltigen Freiheitsstrebens in die Kreise der Hörigen und des frohndenden Bauernstandes eingedrungen, auf der anderen Seite hatte sich das Bürgerthum, das bewegliche Capital — der Handel und die Industrie — zu einer hohen Bedeutung im Staate erhoben. Das moderne Königthum trat auf die Seite des Bürgerthums, um die übergrosse Macht des Adels brechen und die Reich-

thumsquellen des Handels und der Industrie mehr erschliessen zu können. Für die Freiheit des hörigen Bauernstandes traten sowohl das Königthum, wie das Bürgerthum ein. Nicht blos das Aufleben der Freiheits- und Gleichheitsprincipien kam hier in Wirksamkeit; die höhere Stufe des Wirthschaftslebens, das Interesse der Staatsfinanzen, das Interesse des Capitals forderte die Beseitigung des unwirthschaftlich gewordenen mittelalterlichen Agrarsystems.

Auch die Angriffe gegen das mittelalterliche, freilich sehr entartete Zunftsystem der Gewerbe gingen nicht blos von rein idealen Freiheitsbestrebungen aus. Dem Sinne des absolutistischen Staates war das autonome Zunftsystem überhaupt ebenso entgegen, wie das Adels- oder Patrimonial-Regime. Andererseits stand das Zunftwesen dem Grosshandel und Grosscapital, welche in das Gewerbsleben einzudringen suchten, hindernd im Wege. Die Mechanik und Technik konnten sich des gewerblichen Lebens nicht bemächtigen, wenn ein in grösserem Style und nach der Methode des Grosshandels geführter Betrieb des Gewerbes nicht möglich war. Das Zunftwesen bedingte den Kleinbetrieb des Gewerbes, den Betrieb für Localbedarf und der Regel nach Arbeit auf Bestellung. Das Zunftwesen sorgte im Grunde mehr für die gesicherte Existenz der Mitglieder des Gewerbes, als für die Entwicklung des Gewerbes selbst. Für Einführung besserer Arbeitsmethoden war nur dann die Möglichkeit gegeben, wenn dadurch das im Zunftwesen gelegene Versorgungssystem der Mitglieder durchaus nicht bedroht erschien. Als das System entartete, setzte sich auch die blosse Trägheit jeder Aenderung entgegen.

Der Trieb des Staates, grosse Finanzquellen und mehr absolute Macht zu erringen, das Aufstreben des Grosshandels und Grosscapitals zur vollen Entfaltung ihrer Kraft — diese Factoren gingen Hand in Hand mit den auf Freiheit und Gleichheit aller Menschen abzielenden idealen Tendenzen der neuen Zeit. Alle künstlichen Hemmnisse der Kraftentfaltung sollten beseitigt werden, damit aus der menschlichen Arbeit und dem Unternehmungsgeiste der Reichthum sich in mächtigem Strome ergiesse. Gleiches Recht und Freiheit Aller, ein mäch-

tiges Anschwellen des Reichthums als Folge der Freiheit, was sollte noch nöthig sein, um die Ideale aller Freunde der Gleichheit zu verwirklichen? Freiheit der Arbeit und Gleichberechtigung aller Staatsbürger — so schien es — müsse dem socialen Elend, soweit dasselbe nicht eine Folge von Krankheit, Arbeitsunfähigkeit u. s. w. ist, für immer ein Ende machen. Freiheit der Arbeit und Gleichheit vor dem Gesetze löst die sociale Frage — das war ein Satz, der gar keines weiteren Beweises zu bedürfen schien.

Die gesetzlichen Schranken, welche einst die Stände schieden, haben daher zu fallen. Jedermann ist es zu überlassen, frei und durch das Gesetz unbeirrt seinen Wohnsitz und Beruf zu wählen. Keine gesetzliche Beschränkung darf den Einzelnen hindern, seine Kräfte, der eigenen Wahl und Einsicht gemäss, anzuwenden; keine Einmischung des Staates oder der Zunft darf Jemanden daran hindern, neue Methoden der Arbeit und des Geschäftes einzuführen.

All' diese Postulate wurden verwirklicht. Die Freiheit des Erwerbes und der Arbeit wurde so unumschränkt, als dies nur jemals von den Aposteln der Freiheit gefordert werden konnte.

Haben sich jedoch auch die Hoffnungen verwirklicht, welche an das Regime der Freiheit geknüpft wurden? Man erwartete von der Freiheit einen gewaltigen Aufschwung der Production, eine wunderbare Entwicklung des Wohlstandes. Diese Erwartung hat sich nicht als eine Täuschung erwiesen. Der Reichthum hat in der That mächtig zugenommen; seine Ueberfülle macht wohl alle Träume zu Schanden, die jemals von einer menschlichen Phantasie geboren wurden. Aber noch eine andere Hoffnung wurde auf die Freiheit gebaut. Sie sollte der grossen socialen Ungleichheit und dem Elende der Massen ein Ende machen. Diese Hoffnung ist sicherlich nicht oder doch nur in sehr geringem Masse in Erfüllung gegangen.

Die Agrar-Philosophen des vorigen Jahrhunderts — die Physiokraten — haben das Eine richtig gesehen, dass die Freiheit den Mächtigen nicht seiner Macht beraubt. Sie haben

nur darin geirrt, dass sie die auftauchende Macht des beweglichen Capitals nicht recht begriffen.

Die Freiheit hat bis jetzt zu einem Wirthschaftsleben geführt, in welchem neben dem Grundbesitz und dem unbeweglichen Capitale auch das bewegliche Capital, und zwar in noch höherem Masse, eine beherrschende Stellung einnimmt. Nicht blos der Grundbesitz, sondern das Capital überhaupt, und vielleicht vorwiegend, erscheint heute als Besolder aller übrigen Classen des Staates. Derjenige, welcher Sold gibt, ist, wie die Physiokraten sagten, der natürliche, sich selbst machende Gebieter über Diejenigen, welche die Besoldung empfangen. „Herrscher ist, wer die Schnüre des Geldbeutels in Händen hat," sagt das bewegliche Capital. „Gebieter ist, wer über den Reinertrag des Bodens verfügt," sagten die Physiokraten.

Jedes Regime sucht sich durch eine Lehre zu rechtfertigen — und keines bedarf einer solchen Rechtfertigung mehr, als das Regime der Freiheit. Die moderne Zeit hat die Menschen von allen äusseren historischen Autoritäten befreit. Nicht nur Wille und That, sondern auch das Glauben und Denken ist frei, frei dem Individuum überlassen. Das Regime des Adels und der Hierarchie waren nicht nur durch die materielle und politische Gewalt, die in ihren Händen lag, gestützt. Die Ehrfurcht vor den von Gott eingesetzten Autoritäten übte eine grosse Herrschaft auf das gläubige Gemüth der Massen. Was heute als von Gott eingesetzt gelten soll, muss sich durchaus vor dem Verstande rechtfertigen und begründen. Eine gläubige Ehrfurcht vor dem, was besteht, existirt fast gar nicht in den modernen Massen. An die Glücklichen, an die Mächtigen, an die Herrschenden ist darum die Aufgabe herangetreten, die sociale Ungleichheit und das sociale Elend, das nicht wegzuleugnen ist, aus der Vernunft und aus der Natur zu erklären und zu begründen.

Wir wollen den Grundgedanken dieser rechtfertigenden Lehre unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Vernehmen wir, was uns die Nationalökonomie des emporstrebenden Bürgerthums

und des capitalistischen Geistes über die Quellen des Reichthums einerseits, über die Quellen des socialen Elendes andererseits mitzutheilen weiss.

Was die Natur dem Menschen freiwillig gibt, hat noch kein Volk wirklich reich gemacht. In den von der Natur am herrlichsten und reichsten begabten Ländern warmer und heisser Zonen sehen wir die Völker ein Leben fast allgemeinen Elendes führen. Dagegen stehen die Länder jener Zonen, welche sich keiner besonderen Gunst der Natur erfreuen, als die reichsten da, wenn sie Stätten energischer, von Unternehmungsgeist und capitalistischem Sinne geleiteter Arbeit bilden. Man vergleiche die von Natur so grossartig bedachten Länder Egyptens, Klein-Asiens, des Euphrat u. s. w. mit den rauhen, von Natur aus relativ armen Gegenden Mittel- und West-Europas.

Nicht die Geschenke, welche uns die Natur gewährt, nicht der natürliche Reinertrag des Bodens — wie die Agrar-Philosophen meinten — kann es sein, was bei uns so viele Gewerbsleute, Künstler, Gelehrte, Kaufleute u. s. w. zu ernähren, so viele herrliche Werke des Staats- und Culturlebens zu unterhalten vermag. Die wahre Quelle des Reichthums ist die menschliche Arbeit, und zwar besonders jene Arbeit, welche von Arbeitsfrüchten früherer Jahre — vom Capital — und von einem regen Unternehmungsgeist unterstützt, organisirt und geleitet wird.

Wenn es wahr ist, wie die Physiokraten behaupteten, dass die freie Entfaltung und Blüthe des industriellen und mercantilen Lebens den Reinertrag der Bodenbesitzer erhöht, dann ist diese Erhöhung keine Folge steigender Gunst der Natur, sondern ein Resultat menschlicher Arbeit, die Arbeit des industriellen und mercantilen Lebens. Die Arbeit der Gesellschaft ist es, welche dem Bodenbesitzer als eine Erhöhung seiner Rente zufällt. Der Grundbesitzer ist in der Lage, mitzuernten die Früchte steigenden industriellen Lebens, auch wenn er nicht mitgesäet hat bei dem Schaffen der industriellen Pflanzen.

Von der Fülle des Capitals, welches der Production zugeführt wird, von dem Unternehmungsgeiste, welcher Pro-

ductionen in's Leben ruft und leitet, von diesen Factoren hängt der Erfolg fleissiger Arbeit in erster Linie ab. Das Capital ist aber, zu seinem grössten Theile, nichts Anderes als frühere Arbeit, welche in äusseren Producten oder Werken gleichsam verkörpert ist und bei neuen Productionen mitwirkt. Die Chinesen sind überaus fleissige, sie sind höchst sparsame Leute. Aber ihr Reichthum ist dennoch ein mässiger, weil sie es nicht verstehen, in grossartigem Style die Arbeit von heute durch die Arbeit früherer Jahre und Jahresreihen zu unterstützen und dieses Zusammenwirken von Capital und Arbeit durch einen schwungvollen, weitblickenden Unternehmungsgeist zu beleben, zu organisiren und zu leiten.

Das Streben des Chinesen erstreckt sich auf die Ernte, die er in einigen Monaten oder in einem Jahre machen wird. Anders der moderne capitalistische Geist. In dem Baue einer Eisenbahn sind nicht nur die Arbeiten der vielen Jahre, die der Bau selbst währte, verkörpert. Die Capitalien, welche zur Schaffung dieses Werkes herbeigezogen wurden, die mannigfaltigen Werkzeuge, die Maschinen, die Kenntnisse der Ingenieure u. s. w. waren eine Arbeitsaufspeicherung vieler vorausgegangener Jahre. Und wie viele Jahre mögen noch verfliessen, bevor das vollendete Werk den betheiligten Capitalien die in Aussicht genommenen Früchte bringen wird? Und ist es nicht oft sogar fraglich, ob Jenen diese Früchte zufallen werden, welche die Arbeit viel früherer Mühe, d. h. ihre Capitalien, für das Unternehmen eingesetzt haben? Dass den Grundbesitzern, deren Aecker, Waldungen u. s. w. an dieser Bahn oder in deren Nähe sich befinden, sogleich oder gar bald eine Erhöhung ihrer Bodenrente zufällt, das bleibt jedoch fast immer gewiss.

Hiemit ist an einem einzelnen Beispiele angedeutet, welcher Art die Leistung jenes Factors ist, den wir „das Unternehmungscapital" nennen.

Ist es nun nicht durchaus natürlich, dass diesem Factor neben dem Grundbesitz eine hohe, social einflussreiche Stellung in unserer Gesellschaft geworden ist? Vertrüge es sich mit der Function dieses durch seine Initiative, durch sein Planen und Wagen, durch seine anregende und organisirende Kraft so

heilsam wirkenden Factors, wenn er nur die Rolle eines Besoldeten und Dieners der Grundbesitzer spielen würde? Nur wenn sie frei, aus sich selbst heraus, als sich selbst verantwortlicher Schöpfer und Leiter des Unternehmens sich bethätigt, vermag die Kraft des Unternehmungscapitals ihre wunderbar bereichernde Macht zu offenbaren. Und die Verantwortlichkeit, welche das unternehmende Capital tragen soll, wird in ernster Weise getragen. Das Capital, das Eigenthum der unternehmenden Classe, die Quelle ihrer Einnahmen und ihrer würdigen Stellung wird als Einsatz und Pfand hingegeben.

Die Herrschaft nun, welche von dem Unternehmungscapital auf wirthschaftlichem Gebiete geübt wird, ist die dem wirthschaftlichen Social-Leben innewohnende Vernunft selbst. Die Unternehmung, welche als Herrscher über die Production waltet, ist naturgemäss der treueste Diener der Socialinteressen. Niemand ist in gleich hohem Grade bemüht, die realen Verhältnisse der Gesellschaft zu erlauschen und diesen Verhältnissen gerecht zu werden, als der Unternehmer. Die Sicherung seines Capitals, die Höhe seines Gewinnes, der Fortbestand und die Hebung seiner Stellung — all' dies hängt davon ab, in welchem Masse er die ökonomischen Bedürfnisse der Gesellschaft erschaut und in welchem er denselben zu entsprechen im Stande ist. Die freie Concurrenz, der Wetteifer zwischen den vielen Unternehmern vernichtet schnell Denjenigen, welcher seiner socialen Function nicht gewachsen ist oder in seiner Thätigkeit und Sorgfalt zu erschlaffen beginnt.

Angebot und Nachfrage sind dem freien Unternehmungswesen Compass und Chronometer, Polarstern und geographisches Längenzeichen auf dem Meere des wirthschaftlichen Lebens. Neben seiner geschäftlichen Energie dient dem Unternehmer keine Kraft so sehr, als die Fähigkeit, auch die den Anderen selbst oft noch verborgenen ökonomischen Bedürfnisse und ökonomischen Kräfte jedes Volkes und Landes zu erschauen und zu bemessen. Er muss errathen, herausfinden, was die Bevölkerung eines Landes noch brauchen und was sie durch Production wieder bezahlen, was sie ökonomisch leisten kann. Je mehr neue Bedürfnisse er zu erwecken im Stande ist, je mehr Productionen er zugleich in's Dasein

ruft, desto grösser wird sein Gewinn, desto rascher wächst sein Capital und erhöht sich seine Stellung.

Angebot und Nachfrage bestimmen aber bei einem Regime freier Concurrenz sowohl den Preis jeder Leistung, wie den Preis jeder Waare. Welcher Lohn dem Arbeiter, welcher Zins dem Capitaldarleiher, welcher Gewinn dem Unternehmer zufällt, all' dies bestimmen die beiden Factoren des Angebotes und der Nachfrage. Wie viele Arbeiter einer gewissen Art da sind und wie viele solche Arbeiter die Gesellschaft braucht; wie viele neue Capitalien Verwendung finden wollen und wie viele neue Capitalien noch gesucht werden; wie viele Unternehmungskräfte den Markt neu betreten, wie viele solcher Kräfte der Markt noch braucht; all' dies kommt in dem Course, in den Preisbewegungen, in dem auf- und absteigenden Höhestand der Löhne, der Zinsen, der Gewinne zum Ausdruck.

Nicht die subjective Willkür des Unternehmers entscheidet darüber, ob von der einen Waaren- oder Productenart mehr, von der anderen weniger producirt werden soll. Der Unternehmer sucht nur den Forderungen der Gesellschaft und der Natur der Dinge zu folgen, welche in dem Verhältnisse des Angebotes zur Nachfrage ihren Ausspruch thun. Versteht der Unternehmer diese Sprache und ist er gehorsam diesem Befehle, dann hat er auf Gewinn zu hoffen.

Aber auch die Vertheilung des Ertrages an die Arbeit, das Leihcapital und an den Unternehmer ist nicht Sache des Unternehmerwillens. Auch hierüber entscheiden Angebot und Nachfrage, d. h. die wirklichen, sich selbst durchsetzenden Forderungen des socialen Lebens und der wirthschaftlichen Lage. Wie sich im gesunden leiblichen Organismus das Nahrungsbedürfniss im Appetit, andere Bedürfnisse in anderen Empfindungen aussprechen, so kommen die Bedürfnisse des wirthschaftlichen Social-Lebens durch Angebot und Nachfrage zum Ausdrucke. Dem wirthschaftlich scharfsichtigen und im höchsten Masse interessirten Auge des Unternehmers ist die durch Angebot und Nachfrage zu Tage tretende Offenbarung der socialen Verhältnisse und Bedürfnisse eine weit deutlichere, richtiger bemessene und

untrüglichere, als die Offenbarungen der leiblich-organischen Bedürfnisse durch Hunger und andere Gefühle es sind. Das Unternehmerwesen ist eine Art von Gehirn, welches dem Wirthschaftskörper eingepflanzt ist, damit es die Bedürfnisse aller Theile vernehme und, von diesen Nachrichten geleitet, allen Kräften die entsprechende Direction gebe. Die Unternehmer sammeln alle Angebote und Nachfragen, diese Aussprüche des socialen Lebens, und lassen sich von diesen Aussprüchen bei ihren Operationen leiten. Weit genauer, als die weiseste gesetzgebende Versammlung und die willigste und geschickteste Regierung alle Bestrebungen des Nationalkörpers erforschen und ausführen könnte, geschieht dies durch das freie Unternehmungswesen im modernen Wirthschaftsleben der Culturwelt. Und hiebei übt das Unternehmungswesen auf die Einzelnen und Glieder der Gesellschaft nicht den geringsten Zwang aus. Durch Angebot und Nachfrage vernimmt die Unternehmung die Forderungen des socialen Lebens, und in Nachfragen und Angeboten, in Coursen verkündet der Unternehmer, was er als Weisung vernommen hat. Niemand wird durch etwas Anderes, als durch das Eigeninteresse getrieben, den Weisungen zu folgen, welche so aus der Natur der Dinge selbst heraus ertheilt werden.

Wenn nun unter einem im vollen Sinne freien Wirthschaftsregime grosse Theile der Nation in Noth und Elend leben, so kann die Schuld hieran durchaus nicht dieses Regime treffen. Die Schuld an der Erscheinung grosser socialer Ungleichheit und tiefen Elendes muss anderswo gesucht werden. Entweder müssen diese Uebel in der Natur selbst ihre Quelle haben, oder irgendwo in der Gesellschaft wird den Weisungen selbst nicht gefolgt, welche in den Preisen, in den Angebot- und Nagfrage-Verhältnissen von der Natur der Dinge ertheilt werden; oder endlich wirkt ein unabwendbares Naturgesetz mit dem Ungehorsam in der Gesellschaft zusammen, und es wird so das Elend der Massen erzeugt, das uns gerade an den reichsten Stätten der Cultur so grell und grauenerregend vor Augen tritt.

Es war ein schöner Traum mitleidsvoller Seelen, die Idee, durch Erhöhung des Reichthums, durch Entfesselung der

productiven Kräfte , durch Gleichstellung aller Volksgenossen vor dem Gesetze dem Massenelend ein Ende zu machen.

Aber mit dem Erblühen der Industrie und dem Anschwellen des Reichthums sehen wir in der modernen Geschichte ein Anwachsen des Proletariats Hand in Hand gehen. Die Herzensmilde moderner Völker und die gesellschaftliche Klugheit haben zu dem Mittel der Armenunterstützung und Armenversorgung im grossen Style gegriffen, um dem sich an der Seite des glänzendsten Lebens aufthürmenden Elende steuern zu können. Man hat im Lande des höchsten Wohlstandes — in England — dem Besitzenden zu Gunsten der Armen eine immer mehr anwachsende Steuer aufgelegt, man hat Armen-Arbeitshäuser in immer grösserer Zahl errichtet.

Vergebliche Mühen! Täuschung auf Täuschung! Die Armensteuer begann das Einkommen vieler Güter zu verschlingen, auf die sie gelegt war, und die Arbeitshäuser — so traurig das Los der Aufgenommenen in denselben sich auch gestaltete — die Arbeitshäuser wurden überfüllt, und ganze Städte hätten müssen, wie es schien, in solche Anstalten umgewandelt werden, wenn auf diesem Wege dem Elende hätte abgeholfen werden sollen.

Die Armenunterstützung, überall dort geübt, wo sie nöthig wurde; Arbeitshäuser, Allen aufgethan, welche Einlass erbaten, und der Aufenthalt in diesen Häusern Denen aufgezwungen, welche Armenunterstützung nahmen — diese Massnahmen wiesen eine Art Schöpferkraft auf, aber eine Kraft höchst trauriger Art. Sie vermehrten die Armuth, sie vermehrten das Proletariat. Sowohl die Arbeitshäuser für die Armen, als die officielle Armenunterstützung offenbarten eine proletariaterzeugende Influenz auf die Gesellschaft.

Diese Thatsachen konnten schon reichen Anlass zu der Erkenntniss geben, dass die Quellen des Elendes gar tief im Leben der menschlichen Gesellschaft ihren Ursprung haben müssen. Diesen Ursprung zu entdecken, ist ein des philosophischen Forschers, wie des Menschenfreundes höchst würdiges Problem. Und dieses Problem ist auch — nach Ansicht einer Wissenschaft, welche den Reichen und Glücklichen häufig als unbedingt wahr gegolten — gelöst worden.

Die Natur selbst ist es, welche auf die Erzeugung des Elendes hinarbeitet, die Unvernunft der Elenden aber unterstützt diese Arbeit der, sei es blind, unbewusst oder nach einem uns verborgenen höheren Plane, operirenden organischen Welt.

Allen Organismen wohnt die Fähigkeit und der Trieb zur Vermehrung inne. Er sei Pflanze oder Thier, jeder Organismus ist bestrebt, sich zu vermehren, und zwar sich in starken Verhältnissen zu vermehren. Wenn wir jedoch glauben sollten, dass die Natur mit diesem Triebe zur Vermehrung die Absicht verbinde, dass Alles, was sie in's Leben führt, sich auch wirklich auslebe, sich am Leben erhalte, bis erst der Process des Alterns das Geschöpf wieder aus dem Leben hinausführt, dann müssten wir die Natur eines gewaltigen Irrthums beschuldigen.

Die Natur zeigt das Bestreben, weit, weit mehr Geschöpfe ins Leben zu führen, als sie zu ernähren und am Leben zu erhalten im Stande ist. Jede einzelne Pflanzen- und Thierart scheint darauf auszugehen, jedes Plätzchen dieser Erde mit ihren Kindern zu besetzen, als gebe es keine anderen lebenden Geschöpfe in der Welt. Ja, der Trieb zur Vermehrung ist bei den Organismen so gewaltig, dass die gesammte Erdkugel in Leiber dieser Geschöpfe umgewandelt werden müsste, um diesen Schaffenshunger stillen zu können. Die Zahl von Jahresreihen, welche nöthig wären, damit die von einem Mäusepaar stammende Generation die gesammte Erdkugel — wenn diese sich ganz zu Mäusekost machen liesse — in Mäuse umwandelte, würde keine überschwänglich grosse Ziffer ergeben.

Auch in des Menschengeschlechtes Natur waltet ein Trieb zur Vermehrung, welcher in's Grenzlose strebt. Dieser Trieb mag hier um ein Erkleckliches milder sein, als bei vielen Thiergeschlechtern. Aber zu allen Zeiten und in allen Ländern waren unter den Menschen sowohl materielle Leidenschaften, sinnliche Dämonen, als auch zarte und dabei doch gluthvolle, vom Ideal getränkte Gefühle, liebliche Genien am Werke, um so viel zu bewirken, dass an Stelle von je ein Paar bildenden Wesen im Durchschnitt mindestens mehr als zwei Wesen in die

Welt treten. Und in der neuen Generation gehen die Dämonen und Genien der Gattung wieder an ihr Werk. Abermals sollen mehr als zwei Wesen an Stelle je zweier Wesen treten. Auf diese Art erfolgt beispielsweise in den Vereinigten Staaten Nordamerikas in einem Zeitabschnitte von je fünfundzwanzig Jahren eine Verdopplung der Menschenzahl. An anderen Stellen der Erde mögen je dreissig, vierzig, fünfzig oder mehr Jahre verfliessen, bevor eine solche Zunahme der Bevölkerung erfolgt; aber überall ist die Tendenz für ein stetiges Verdoppeln der Menschenzahl in Action. Aus zwei Menschen strebt die Natur vier Menschen, aus vieren wieder acht, aus acht wieder sechzehn Menschen u. s. w. werden zu lassen.

Der auf Vermehrung zielende Naturtrieb strebt, seiner Energie nach, ein Unmögliches an. Die Möglichkeit der Erhaltung im Leben bestimmt nicht den Trieb zum Eintritt in das Leben. Grösser ist die Zahl der Keime für neues Leben, grösser die Zahl von Wesen, welche aus der Stille keimhafter Existenz an das Licht des Tages treten, um am hellen Leben theilzunehmen, als die Zahl derjenigen Wesen, welche sich im Leben auch zu erhalten vermögen. Die Tendenz zum Leben jagt den Bedingungen des Lebens meist weit voraus. Das Elend und der allzu frühzeitige Tod sind darum nothwendige Begleiter des irdischen Lebens. Nicht blos in den ausgereiften und gealterten Saaten, sondern schon an den erst zur Reife aufstrebenden, ja selbst erst dem Keimleben entsteigenden Wesen halten die grauenhafte Ate — die Noth — und der Mann mit der Sichel — der Tod — ihre schauerliche Ernte.

Das Geschlecht der Menschen ist also von jenen Lebenskämpfen nicht befreit, die sich aus einer Vermehrung ergeben, welche der Erhaltungs-Möglichkeit vorauseilt. Auch vom Menschen gilt es, dass nach einem gewissen Zeitraume, nach einigen Tausend Jahren kein Raum mehr für seine Nachkommenschaft bliebe, wenn nicht Noth, Kampf und Elend und deren Begleiter, der frühzeitige Tod, ihres schauervollen Amtes walten würden. Gross ist die Zahl der menschlichen Wesen, welche in das Leben drängen, und nur klein die Zahl derjenigen, die sich erhalten und ausleben können.

So ist es der Wille der Natur oder des grossen Geheimnissvollen, der in ihr eine seiner Offenbarungen vollbringt. Man nenne sie barbarisch oder unbegreiflich, diese grosse Isis; aber ihren Geboten müssen wir doch Folge leisten. Sie befiehlt, das Vieles, was in's Leben tritt, schon vor der Reifezeit wieder den Platz verlasse, weil der Raum zu enge ist. Und geschieht das Weichen nicht bald genug, so ist ein Sichdrücken, Zwängen, Siechen und langsam elendes Vergehen ein um so allgemeiner verbreitetes Los. O, geheimnissvolle Mutter Natur, wie grausam dünkt uns dein Herz! Je erbarmungsvoller unser Gemüth, je mehr wir der Armen und Elenden uns annehmen wollen, desto trauriger gestaltest du unser Aller Sein und Leben. Unsere Milde machst du zur Quelle des weitesten und breitesten Elendes. Durch deine Gesetze wird die Mildthätigkeit zur ärgsten Grausamkeit.

Die Natur ist aristokratisch. Viele sind berufen, nur Wenige sind ausersehen. Das Lebenwollen nimmt einen immensen, das Lebenkönnen einen weit kleineren, das Wohllebenkönnen einen ganz engen Raum ein. Aufwärts ist das Streben der Natur gerichtet. Nicht dass Vieles sich recht auslebe und ausreife, sondern dass Einiges zu höheren Lebensstufen emporklimme, scheint die Absicht der Mutter Natur zu sein. Das Leben erhält sich, erneut sich und steigt empor in Form der Pyramide. Breit ist die Basis, immer kleiner wird die Schicht, wenn es zum Gipfel aufwärts geht. Je tiefer die Schicht, desto breiter; aber umsomehr muss sie tragen, umsomehr wird sie gedrückt. Je höher die Schicht, in um so reinere Sphären erhebt sie sich, getragen von vielfachen Unterlagen. Um des Gipfels, um des höheren Lebens willen, scheint sich die Natur in ihrem rastlosen Erzeugen und Zerstören abzumühen. Je tiefer die Lebensschichten und Lebensformen, um so verschwenderischer ist die Natur mit dem Ausstreuen von Keimen, welche, einen wohlgedüngten Boden für ein höher aufsteigendes Leben bereiten, indem sie in Fülle einem bald schnellen, bald langsamen Tode anheimfallen.

So lange die menschliche Gesellschaft nicht im Stande ist, die Zunahme der Menschenzahl von dem Vorhandensein der ausreichenden Erhaltungsmittel abhängig zu machen, so lange

gibt es für die Gesellschaft nur die Wahl zwischen allgemeinem Elend und dem Elende einiger Menschenclassen. Würde die Gesellschaft — von Staatswegen — die Pflicht übernehmen, alle ihre Mitglieder mit dem für das Leben Nothwendigen zu versorgen, so würde sie sich in Folge der zunehmenden Menschenmenge bald in der traurigen Lage befinden, in steigendes Elend zu versinken und alle Cultur dem Verfalle und Verlöschen zueilen zu sehen. Allem Comfort, Luxus, feineren und edleren Leben müsste entsagt werden, damit dem Ackerbau, dem Fischereiwesen etc., kurz der Production der Nahrungs- und nothwendigen Bekleidungsmittel, der Production von Heizmaterial und der nothdürftigen Beobdachung etc. keine Arbeitskraft und kein Capital entzogen werde. Sobald die Versorgung der in die Welt gesetzten Kinder der Gesammtheit anheimfiele, würden gleichsam Schleusen der Volkszunahme aufgethan sein.

Man muss hier noch Eines bedenken: Die Natur hat sich gleichsam verschworen gegen eine leichte Versorgung einer wachsenden Menschenzahl mit dem Nothwendigen; sie begünstigt dagegen die Möglichkeit eines feineren Culturlebens für eine Minderzahl. Die Umwandlung jener Stoffe, welche uns die Natur liefert, in Gegenstände des Comforts, des Luxus, des feineren sinnlichen und geistigen Lebens ist in hohem Masse in unsere Hände gelegt. Die Chemie und die Mechanik sind leicht im Stande, aus Metall das complicirte Werk einer Taschenuhr herzustellen; aber aus Gestein, Wasser und Luft Nährpflanzen zu formen, das ist ein Geheimniss der Natur-Chemie geblieben. Welch' kleine Werkstätten reichen aus, um Hunderte und Tausende mit allen Artikeln des Luxus zu versorgen! Aber welche riesigen Räume werden von der Natur beansprucht, wenn sie dieselbe Menschenzahl mit den nöthigsten Nahrungsmitteln, mit nothdürftiger Gewandung, mit Obdach und Heizmaterial versehen soll!

Zudem hat die Natur — wie es scheint — jeden Fortschritt auf dem Gebiete der nothwendigen Production durch viele vorausgehende Fortschritte auf dem Gebiete der Luxus-Production bedingt. Dem Ackerbau, dem Forstwesen, dem Fischereiwesen u. s. w. haben wir überaus wenige Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Mechanik,

Physik und Chemie zu verdanken. Selbst die Philosophie eines rein agricolen Volkes trägt wenig bei zur Entwicklung der technisch verwendbaren Natur-Erkenntniss. Der Luxus ist die eigentliche Geburtsstätte der Industrie, der Mutter der Erfindungen und der technisch fruchtbaren Naturwissenschaften. Erst eine hochentwickelte Industrie erzeugt jene Ausbildung der Chemie, Physik und Mechanik, auf welcher die technische und chemische Fortentwicklung der Agriculturkunst beruht. Nicht die Production des Nothwendigen war es, die uns den Boden des fernen Indien und Amerikas dienstbar machte; dem reichen Verkehre mit fernen Ländern verdanken wir zum grossen Theil die Entwicklung des Transportwesens, die grosse Schifffahrt, die Eisenbahnen u. s. w., welche heute Hauptmittel sind, um eine grosse Bevölkerung mit dem Nothwendigen zu versorgen. Die Seide, die Perlen, die Edelsteine, das Gold — nicht das Holz und das Getreide — haben zur Aufsuchung ferner Länder und zu gefahrvoller Durchschiffung der Meere und Durchwanderung der Wüsteneien den Handel verlockt.

Der Luxus, das feinere, schönere Leben ist für die wenigen Begünstigten ein Priveleg und ein Genuss. Das ist nicht zu bezweifeln. Für das ganze Geschlecht der Menschen ist der Luxus der Preis, mit welchem es die Möglichkeit der Fortschritte auf dem Gebiete des Nothwendigen bezahlt. Macht durch eine gleiche Versórgung Aller den Luxus unmöglich und Ihr habt die Quelle des Fortschritts auf dem gesammten Gebiete der Production zum Versiegen gebracht. Die Natur begünstigt die Production des sogenannten Ueberflüssigen in so hohem Masse, dass sich in der Geschichte der Wirthschaft die Tendenz offenbart, den Preis der feinsten Erzeugnisse der Industrie dem Preise der rohen Stoffe endlos näher zu bringen. Das Kunstwerk einer Taschenuhr wird mit der Zeit nicht viel mehr kosten, als der Stoff, aus dem sie verfertigt wird. Der Preis der Façonnirung sinkt rapid, die Form, welche ein Product der Technik ist, wird in lawinenartigem Laufe zu einem reinen Geschenk für den Consumenten, während der Preis der Rohstoffe im Allgemeinen aufwärts geht, die gemeinsten Nahrungsmittel, der Platz, wo wir unser Haupt hinlegen und

Schutz vor Ungunst des Wetters suchen, in fast ähnlichem Laufe zur Theuerkeit aufsteigen.

Ja, die edelsten und höchsten Genüsse, welche wir der Industrie verdanken, streben zu einem Minimum des Preises zu sinken. Ein Buch, ein Gemälde kann für Tausende und Tausende geistige Nahrung bieten, durch lange Reihen von Jahren hin, ohne dass das Object selbst consumirt würde, und mit Leichtigkeit vermag die vervielfältigende Kunst um einen geringen Kostenbetrag das Object in Tausenden von Exemplaren zu liefern. Man vergleiche hiemit die Schwierigkeiten, die es hat, den Menschen mit den nothwendigen Nahrungsmitteln oder mit Schutzmitteln gegen die Angriffe des Wetters zu versorgen!

Die Natur will nicht viele Menschen mit dem Nothwendigen und Gemeinen, aber wohl Wenige auch mit dem Ueberflüssigen und Feinsten in Fülle versehen. Trotzdem hat uns die Natur den Trieb und die Fähigkeit zu rascher Vermehrung eingepflanzt. In diesem scheinbaren Widerspruch redet eine erhabene Offenbarung zu uns. Durch die Noth und das Elend einer nach Existenz drängenden Masse will sie das Aufsteigen einer Minderzahl zu den Gipfeln der körperlichen, wie geistigen Cultur bewirken. Sagt, die Natur sei blind; das entwickelte Gesetz bleibt dennoch bestehen. Das tiefste Elend Aller, oder ein schönes Leben Weniger und daneben relatives Bedrängtsein Vieler, nur diese beiden Möglichkeiten sind gegeben. Ihr müsst Euch fügen! Oder glaubet, das hier eine der göttlichen Offenbarungen zu Euch spreche, dann werdet Ihr Euch nicht blos fügen müssen, Ihr werdet Euch in den göttlichen Plan auch fügen wollen. In dem einen, wie in dem anderen Falle ist Resignation das Vernünftige.

Wir sehen hier die Natur am Werke, das Elend und die grosse sociale Ungleichheit zu erzeugen. Nicht die Reichen und Begünstigten sind als Urheber dieser traurigen Erscheinungen anzuklagen, überhaupt nicht die Menschen, sondern die Natur. Wir stehen einer geheimnissvollen, ob nun einem blinden Fatum oder einem göttlichen Willen entstammenden Nothwendigkeit gegenüber. Aber doch nicht ganz und gar sind die Formen, die Vertheilung und der Umfang des Elends auf

Rechnung der Nothwendigkeit zu setzen. Der Wille des Menschen ist dem Elend gegenüber nicht jeder Macht beraubt. Sowohl der Charakter der Einzelnen, wie die Form des socialen Lebens bewähren in dieser Richtung ihren Einfluss.

Intensiver und ausgebreiteter war das Elend in der Gesellschaft, so lange die Arbeit unfrei war und der Staat bestimmte Classen, wie den grundbesitzenden Adel und die zünftigen Gewerbestände, mit Vorrechten beschenkte. Das Elend war damals nicht blos in physischer, sondern auch in moralischer und geistiger Richtung so gross, dass eine Art stumpfer Ergebung über die gedrückten Classen ausgebreitet war. Nicht Verdienste, sondern Gunst und Zufall der Geburt entschieden darüber, ob der Mensch in die Classe der Reichen oder der Armen zu fallen habe. Die Gesellschaft aber in ihrer Gesammtheit verfügte über nur geringen Reichthum, weil die Unfreiheit und die Beschränkungen die Arbeit lähmten, weil der Wetteifer und der energische Schwung fehlten, welche nur einem Regime freiester Concurrenz entstammen. Die Klagen über die sociale Ungleichheit lassen sich heute freilich lauter vernehmen, als in früheren Tagen, weil die allgemein gebesserte Lage die Stumpfheit und dumpfe Ergebung von der Seele der minder Begünstigten genommen hat.

Aber mit grossem Unrechte werden nun Klage und Beschuldigung gegen die Wohlhabenden erhoben. Nicht Privilegien, sondern persönliche und Familienverdienste, reale wirthschaftliche und fortdauernde Verdienste um die Gesellschaft sind heute die Quellen des Reichthums; persönliche und Familienschuld, wirthschaftlicher Art, die Quelle wirthschaftlicher Verarmung und wirthschaftlichen Elends. Je mehr entfesselt die Concurrenz, je freier die Arbeit und Arbeitswahl, je geringer die Zahl der Privilegien, desto sicherer entscheidet der Grad der Tüchtigkeit über die Höhe des Erwerbes und Reichthums. Bei freiem wirthschaftlichen Kampfe sind es die Tüchtigsten, welche siegen, die Untüchtigen, welche erliegen. Geht es Dir schlecht bei einem freien Regime der Wirthschaft, dann trifft die Schuld Dich selbst oder Deine Väter. Keine künstliche Schranke versperrt Dir den Weg zu Wohlstand, Glanz und Würden; erliegst Du, so hast Du bewiesen, dass Du des

Sieges nicht würdig gewesen. Die Natur kämpft auf Seite der Tüchtigen und es liegt im Interesse der Gesellschaft, die Natur hierin nicht zu stören; das Untaugliche darf dem Untergange nicht entzogen werden, wenn die Gesellschaft fortschreiten soll.

Aber wie! — Ist nicht der Eine mit Capitalien ausgestattet, während der Andere blank dasteht mit seinen persönlichen Kräften? Ja wohl; aber woher stammen die Capitalien? Entweder von der eigenen Tüchtigkeit des Besitzers oder der Arbeit und Sparsamkeit der Väter. Selbst der sicherste Besitz — der Bodenbesitz — zerrinnt, wenn die wirthschaftliche Tüchtigkeit der Familie schwindet. Die wenigen, durch Privilegien geschützten Adelsfamilien abgerechnet, vermögen sich die Capitalsbesitzer nur durch fortdauernde Tüchtigkeit und Wirthschaftlichkeit in ihrem Besitze zu erhalten. Bist Du capitallos, dann klage nicht die Reichen an, nicht die Gesellschaft, sondern Deine eigenen Väter, die nicht gut und genug gearbeitet haben. Es mag Ausnahmsfälle geben; nicht immer, aber doch in der Regel verhalten sich die Dinge so. Ausnahmen ergeben jedoch noch keine sociale Frage. Mit der Gewährung vollster Arbeitsfreiheit hat die Gesellschaft ihre eigentliche Pflicht gethan; der Einzelne thue nun seine Pflicht. Was zu bessern bleibt, ist nun Aufgabe der socialen Liebe, nicht aber Aufgabe des staatlichen und socialen Baues.

Es ist wahr, die Beschränkung auf die Befriedigung der blossen Lebensnothdurft, das Entblösstsein von all' dem, was das Leben verschönt und ziert, ist nicht ein blos ausnahmsweises Los. Der grösste Theil der capitallosen Menschen, welche der gemeinen Arbeit, sei es im Felde oder in Fabriken, hingegeben sind, erhebt sich nur selten über diese Situation. Der Preis gemeiner Arbeit wird heute, wie der Preis jeder Waare, durch Angebot und Nachfrage bestimmt. Eine gewisse Menge von Capitalien und nothwendigen Unterhaltsmitteln, welche heute — d. h. zu einem bestimmten Zeitpunkte — vorhanden ist, bildet die Nachfrage nach arbeitenden Händen. Die Capitalien wollen nicht müssig bleiben; sie wollen sich verzinsen, sich erhalten und wachsen. Darum müssen sie bestrebt sein, Hände zu beschäftigen. Die Zahl von arbeitenden

Händen, welche Verdienst suchen, bildet das Angebot an Arbeit. Man dividire die Beschäftigung suchenden, die Form des Lohnes annehmenden Capitalien durch die Zahl der arbeitsuchenden Hände und man hat die Höhe des eben wirthschaftlich möglichen Lohnes. Wollt Ihr den Lohn höher stellen, dann müsst Ihr Eines von Beiden thun: entweder Ihr lasset einen Theil der andrängenden Hände ohne Beschäftigung und Lohn, oder Ihr verkleinert die Zinsen des beschäftigten Capitals und erhöht zugleich die Preise der Waaren.

Wenn Ihr das Erste thut, dann gebt Ihr einen Theil der Arbeiter sogleich dem vollen Elende preis. Thut Ihr das Zweite, dann werden in der nächsten Zeit die Capitalien kleiner sein — weil ja Zinsen wegfallen, durch welche die Capitalien wachsen — während durch Vertheuerung der Waare das Leben theurer wird. Es werden nun weniger Capitalien da sein, welche als Löhne an die Arbeiter zur Verwendung kommen; dazu werden alle Artikel, welche vom Arbeiter mit dem empfangenen Lohn bezahlt werden sollen, höher im Preise stehen. Eine nicht durch das Verhältniss von Angebot und Nachfrage bewirkte Lohnerhöhung muss sich also bald als arge Täuschung erweisen.

So lange es die Arbeiterclasse unterlässt, ihre Mitgliederzahl nach der Höhe des als Lohn zu verwendenden Capitals zu reguliren, so lange kann sie sich im Ganzen nicht über die Befriedigung der Lebensnothdurft erheben, so lange bleibt das Gesetz bestehen, dass der Lohn gemeiner Arbeit für die Dauer nicht höher und auch nicht tiefer stehen kann, als es der Befriedigung der zur Zeit in einem bestimmten Lande nothwendigen Bedürfnisse der Arbeiterclasse entspricht. Der Lohn schwingt auf und ab; er entfernt sich nach Oben oder nach Unten von diesem Punkt, um immer wieder dahin zurückzukehren.

Wenn die Ernten besonders günstig ausfallen oder die Löhne so hoch steigen, dass die Arbeiterclasse besser leben kann, als es zur Zeit und in einem bestimmten Lande nothwendig ist, um die Familie zu erhalten, so wächst einerseits die Zahl der Ehen und der neu in die Welt tretenden Mitglieder der Arbeiterclasse, andererseits nimmt die Sterblich-

keit in der Arbeiterclasse und die der Arbeiterkinder insbesondere ab.

Die folgende Zeit führt also — ohne Rücksicht darauf, ob die späteren Ernten ebenso günstig und die Capitalszunahmen dieselben sein werden — eine bedeutend grössere Zahl von Arbeiterhänden und Verdienst und Nahrung suchenden Menschen auf den Markt. In Folge dessen müssen in vielen Fällen die Löhne wieder sinken, und oft so tief, dass die Arbeiter nicht mehr so viel verdienen, als ausreichend erscheint, um den Arbeiterfamilien das zu bieten, was unter bestimmten Culturverhältnissen zum nothwendigen Unterhalt gehört. In Folge dieser Lage vermindert sich die Zahl der neuen Ehen und Geburten, während die Sterblichkeit in der Arbeiterclasse überhaupt und die der Arbeiterkinder insbesondere eine höhere wird.

In der nächsten Generation ergibt sich — wenn keine Verminderung der Capitalien eingetreten ist — ein Mangel an Arbeiterhänden. Die Löhne müssen also in die Höhe gehen, und kann sich ein gewisser Wohlstand der Arbeiterclasse herausbilden.

Aus dieser schwankenden Lage vermag Niemand die Arbeiterclasse herauszureissen, wenn sie es nicht selber thut. Sie muss es aufgeben, sorglos in den Tag hinein zu leben, sobald die Löhne in die Höhe gehen. Die Arbeiterclasse muss lernen, mehr zu sparen und die Frage der Familienstiftung und Vermehrung ihrer Zahl minder unbedacht zu behandeln. Wie weit steht in dieser Richtung die Arbeiterclasse hinter den mässig bemittelten Bürger- und Bauernclassen zurück! Welche Sparsamkeit, welche Bedachtsamkeit vor der Eheschliessung, welche Vorsorge für die kommende Generation bei den Einen, welcher moralisch und wirthschaftlich verwerfliche Leichtsinn bei den Anderen! Nicht die Reichen, nicht die Gesellschaft, Euch selbst klaget an, Ihr Arbeiter! In Niemandes Hand sonst als in Eurer liegt es, das sociale Elend wenn nicht zu vertilgen, so doch in hohem Masse zu mildern. — —

Wir haben nun vernommen, was die Glücklichen des Jahrhunderts durch den Mund der Wissenschaft über die

Natur des socialen Elends zu verkünden hatten. Eine für die Armen und Elenden traurige Botschaft! Der Genuss für die Wenigen, die Entsagung oder das Elend für die Massen, das sei der hehre Wille des Schicksals.

Die Elenden hörten diese Botschaft; allein es fehlte ihnen der Glaube. Sie fanden auch Propheten, welche andere Lehren als Wahrheit verkündeten. Eine Zeit, welche durch die Industrie auf dem Gebiete der Naturbeherrschung, durch die Politik auf dem Gebiete socialer Freiheit Siege auf Siege erkämpft, eine Zeit, welche keiner Autorität sich beugen mag, eine solche Zeit nimmt nicht das Wort „Nothwendigkeit des Elendes oder Entsagung" als endgiltiges Urtheil der Wissenschaft hin. Der Process muss revidirt, die Untersuchung nochmals aufgenommen werden.

Diese Revision ist von socialistischer Seite erfolgt und hat zu einer Lehre geführt, deren Grundgedanken wir vor unserem Auge sich entfalten lassen wollen. Hören wir, was die modernen Propheten der Mühseligen uns über den Ursprung des Elends und über die Erlösung vom socialen Uebel zu verkünden haben.

Die Arbeit ist ein Kampf, geführt vom Geiste gegen die Materie, von der Menschheit gegen die Natur. Die Arbeit ist eine Entsagung und Selbstbezwingung; aber Beides nicht als Zweck, sondern als Weg zu höherer Befreiung. Sie wäre eine Entwürdigung und ein Fluch für den Menschen, eine Beherrschung des Geistes durch den Stoff, wenn sie nicht zu steigender Befreiung von Naturobmacht, zu wachsender Beherrschung der Materie führen würde.

Doch nicht als Einzelne kämpfen wir heute die industriellen Schlachten. Die Arbeit ist eine sociale geworden. Je vereinzelter die Menschen mit der Natur um die Mittel der Erhaltung und des Wohllebens rangen, desto geringer war der Erfolg dieser Mühen; je weiter und intensiver die Vergesellschaftung der Arbeit wird, desto gewaltiger sind ihre Errungenschaften. Wenn tausend Arbeiter ihre Anstrengungen organisch vereinigen, so wird der Erfolg nicht die blosse Summe

tausend einzelner Arbeiten sein. Social vereinigte Arbeit oder Cooperation ist für den Erfolg mehr als blosse Summirung; sie ist eine Potencirung der Kräfte und im Product eine Vervielfachung des Resultats erhöhter Kräfte. Vereinzelt erarbeitet der Mensch mit höchster Anstrengung kaum so viel, als er braucht, um nothdürftig sein Leben zu erhalten; der socialisirte Arbeiter hingegen vermag mit mässigem Aufwand an Kraft wohl so viel zu leisten, als ausreicht, mehr denn einer Familie ein gewisses Wohlleben zu bereiten.

Wenn wir aber die Geschichte von den frühen Zeiten der Cultur an bis auf unsere Tage vor unserem Auge sich aufrollen lassen, dann zeigt sich uns ein Bild, welches diese Sätze der Lüge zu zeihen scheint. Das Elend der Mehrzahl ist ein steter Begleiter socialer Cultur geblieben, und alle Fortschritte der Arbeitsgesellung haben bisher nur dazu geführt, auf die arbeitenden Classen immer grössere Mühen zu laden und deren Los zu einem höchst precären, unsicheren zu gestalten. Fast könnte man glauben, dass mit dem Fortschritte der Cultur und der Association die Productivität der Arbeit abnimmt, die Arbeitskräfte in steigendem Masse depotencirt werden. — Die Ursache der bemerkten Erscheinung liegt jedoch anderswo. Die Arbeit wird nicht unwirksamer, die Erde nicht ungehorsamer. Aber mit dem guten Princip der Gesellung hat geschichtlich zugleich ein böses Princip seinen Einzug gehalten, der Dämon social-künstlicher Ungleichheit, der Dämon socialer Ausbeutung. Falsche Propheten sind aufgestanden, welche die Menschheit überredeten, dass Gott Wenige für Genuss und Herrschaft auserwählt hätte, dass alle Anderen nur für die Wenigen geboren sind und für sie zu frohnden haben; eine falsche Wissenschaft hat ihre Stimme erhoben, um zu lehren, dass vermöge der Naturgesetze Viele sich mühen, leiden müssen, damit die Wenigen ein Leben des Genusses führen können; falsche Propheten und falsche Weise haben eine Rechtfertigung dafür ersonnen, dass ein Häuflein Müssiger von der Ausbeutung der arbeitenden Massen leben, und in Ueberfluss leben kann.

Wohl hat auch die Natur die Menschen ungleich geschaffen. Der Eine besitzt grössere, der Andere geringere — der Eine

höhere, der Andere niedrigere Arbeitskraft. Aber sie hat die Massen nicht so wenig begabt, dass sie trotz Ueberanspannung der Kräfte kaum die Lebensnothdurft erringen können; sie hat die Wenigen nicht unendlich begabt, so dass sie ohne Arbeit einen Ueberfluss produciren können. Nicht gerade die idealen Naturen sind es, welche im Reichthum schwimmen, nicht gerade die von Natur stumpfen Seelen, welche der sich plagenden und mit Noth kämpfenden Masse zufallen.

Das System der Ausbeutung der arbeitenden Massen durch Wenige, welche geniessen und herrschen, ist bisher ein Begleiter der Cultur geblieben, nur Form und Namen hat dieses System gewechselt; in alter Zeit hiess es Sklaverei, im Mittelalter nannte man es Feudalismus, heute führt es den Namen der „freien Concurrenz". Zuerst hat der Freie den Sklaven, dann der Grundherr den Hörigen ausgebeutet; heute saugt das Capital die capitallose Arbeit aus. Im Wesen ist die Sache dieselbe geblieben. Der Besitz herrscht über die Arbeit; das Capital ist frei, der Arbeiter ist ein Knecht der Noth, die Materie führt das Scepter, ist der Zweck, und die producirende Menschenkraft wird zum blossen Mittel und Werkzeug herabgedrückt.

Was leistet die Arbeit? Was gilt der Arbeiter? Eine Untersuchung des heutigen Wirthschaftssystems soll uns Antwort geben.

Dass die Natur im Dienste des Menschen steht, ist wesentlich das Werk der Arbeit. Arbeit ist es, welche in steigendem Umfange und Grade die Natur zu einer immer freundlicheren Wohnstätte, zu einer immer ergiebigeren Quelle von Erhaltungs- und Genussmitteln, zu einem stets bereitwilliger folgenden Organ- oder Werkzeugsysteme der Menschheit umwandelt. Jene Bethätigungen menschlicher Kraft, welche die Erde in solcher Weise für das menschliche Leben erobern, können als Ernährungsthätigkeit oder Ernährungsarbeit der Gesellschaft bezeichnet werden. Woher nimmt der Dichter seine in Phantasien, der Componist seine in Tongebilden, der Religiöse seine in den erhabensten Gefühlen sich bethätigenden Kräfte? Er holt sie aus dem Born jener Bebungen, die in dem Gewebe des Gehirnes und der Nerven, in den Säften seines

Blutes geboren werden und geborgen liegen. Sorgte nicht die mit der Sparsamkeit der Natur kämpfende Arbeit für alle jene Mittel, welche unseren Leib, unser Blut, unser Hirn ernähren, für alle jene Mittel, die uns vor Ungunst des Wetters schützen, die unserem Organismus eine günstige Entwicklung geben, würden alle hohen Phantasien, Ideen und Gefühle in die Stille des Unbewusstseins zurücksinken und die Menschheit würde tiefer hinabsteigen, als zur Stufe der besser ausgerüsteten Thiere; nicht nur mit aller Cultur, sondern mit dem Menschenthum überhaupt würde es zu Ende gehen.

Die Arbeit, welche die materiellen Mittel und Bedingungen herstellt und vermehrt, aus welchen und durch welche der Mensch lebt und sich erhebt, ist der mütterliche Boden aller Cultur und alles Geisteslebens. Diese Arbeit ist die Basis alles Staats- und Menschenlebens, von ihrem Umfang wird umgrenzt, von ihrem Erfolg wird bestimmt, wie weit sich das Geistesleben erstrecken, wie hoch es sich erheben kann. Mit Recht wird diese Arbeitsart geradezu und in eminentem Sinne mit dem Worte „Arbeit" bezeichnet.

Die Arbeit, in diesem eigentlichen und ausgezeichneten Sinne, schafft die Mittel, aus und von denen sie selbst lebt, die Mittel auch, welche ihr als Rohstoff, Hilfsstoff, Werkzeug, Transportmittel u. s. w. dienen. Die Arbeiter müssen durch ihre Mühen vor Allem sich selbst erhalten und die Mittel beschaffen, den Apparat für ihre Thätigkeit durch Wiederersatz vor Zerstörung zu bewahren. Alle Mittel, welche direct die Arbeit selbst nähren und den Arbeits-Apparat in seinem Stand erhalten, können als capitalerhaltende bezeichnet werden. Von dem Umfange dieser Mittel und Apparate hängt der Umfang der socialen Arbeit ab. Man nennt daher diesen für die Arbeit nöthigen Stock des Reichthums mit Recht das sociale Capital. Alle Arbeit, welche der Arbeits- und Capital-Erhaltung, sowie dem Arbeits- und Capitalwachsthume gewidmet ist, heisst und ist productiv. Sie ist es ja, durch welche die Gesellschaft sich in ihrem Bestande oder Wachsthume schliesslich erhält; auf sie ist das Leben der Gesellschaft gebaut.

Sollen in der Gesellschaft Wissenschaft, Kunst und religiöses Leben erblühen können, so muss vorerst die Arbeit

mehr produciren, als sie nöthig hat, um sich selbst zu erhalten. Nur das, was die Arbeit über ihren eigenen Bedarf hinaus erzeugt, macht es möglich, dass Zeit und Kräfte anderen, als ökonomisch productiven Zwecken zugewendet werden können. Thätigkeiten, welche ökonomische Mittel in Anspruch nehmen, aber nicht solche Mittel produciren, mögen noch so hoch zu schätzen sein — sie sind in ökonomischer Hinsicht als unproductiv und sogar als consumtiv zu bezeichnen. Man versuche es, die Zahl der Gelehrten, Dichter, Krieger, Staatsbeamten zu vermehren, bevor die Arbeit genug Früchte ergibt, um nicht nur die bisherige Arbeit und das bisherige Capital zu ernähren, sondern auch die neuen Kostgänger zu versorgen! Was wird die Folge sein? Ein Rückgang der socialen Lage, ein wirthschaftliches Deficit und als Resultat die Unmöglichkeit, auch nur die schon erreichte Culturhöhe aufrechtzuerhalten. Es besteht also kein Zweifel, dass alle Stände, welche nicht Arbeiter im wirthschaftlichen Sinne sind, selbst dann, wenn ihre Thätigkeit eine höchst nützliche ist, nicht zu den Producenten gezählt werden können.

Die Arbeiter sind es demnach, welche nicht nur sich selbst, sondern auch alle übrigen Stände, deren Thätigkeit eine hoch nützliche, unnütze oder schädliche sein mag, thatsächlich ernähren.

In ihrem, von der Arbeit der Jahrhunderte herbeigeführten Zustande bildet die Natur das heutige Socialcapital. Die Arbeit muss unablässig am Werke sein, damit die Natur nicht wieder in ihren einstigen oder in einen für die Menschen noch schlimmeren Zustand versinke. Man denke sich die ökonomische Arbeit für Jahre oder gar Jahrzehnte zum Stillstand gebracht und frage sich, was aus unseren Strassen, Aeckern, Canälen, Gebäuden, Maschinen, Werkzeugen, ja selbst aus den meisten unserer Zuchtthiere, aus unseren Obstbäumen, unseren Gemüsen, unserem Getreide würde? Rauhe Karste an den einen, Sümpfe und Wüsteneien an anderen Stellen würden den Welttheil bedecken. Die edlen Pflanzen würden zu Grunde gehen und Wildlingen und Unkräutern Platz machen. Nach und nach würden sogar die Raubthiere über die entarteten Zuchtthiere die Vorherrschaft erringen. Wenn wir diesen Gedanken recht

ausdenken, so erkennen wir deutlich, in wie bedeutendem Masse die Erhaltung der Capitalien eigentlich in einer durch die Arbeit unablässig erfolgenden Wiedererzeugung derselben sich vollzieht. Nur durch neue Arbeit werden die Arbeitserfolge der Vergangenheit erhalten und auf das kommende Geschlecht vererbt, und ohne neue Arbeit werden sie fast durchaus, ja auch ganz und gar zunichte.

Woher nimmt also die Arbeit ihre Nahrung? Aus der Arbeit. Woher nimmt das Capital seine Dauer und sein Wachsthum? Von der Arbeit. Woher empfangen alle nicht wirthschaftlich producirenden Classen die materiellen Mittel der Erhaltung? Aus den Arbeitserfolgen der arbeitenden Classen.

Nnr die arbeitenden Classen bestehen und erhalten sich aus und durch sich selbst. Die anderen Classen, sie mögen höchst Verdienstliches leisten oder in nnnützem Schwelgen ihr Leben hinbringen, sie sind Kostgänger, Pensionäre, Besoldete der „Arbeiter".

Wer nicht Arbeiter im eigentlichen, im wirthschaftlichen Sinne ist, lebt von Abgaben, welche von der Arbeiterclasse geliefert werden. Im eigentlichen Sinne gibt es also nur für die Arbeiterclasse ein directes Einkommen; alle anderen Classen hingegen leben von Besoldungen oder abgeleitetem Einkommen. Wenn es nun richtig wäre, dass die besoldende naturgemäss auch die herrschende Classe in der Gesellschaft oder doch die wirthschaftlich herrschende sei, dann müssten die Arbeiter einen ganz anderen Rang, eine ganz andere Stellung im socialen und wirthschaftlichen Leben einnehmen, als dies heute der Fall ist.

Nicht dem Grundbesitze, nicht dem Capitale gebührte die Herschaft, sondern der Arbeit, wenn es anders überhaupt richtig wäre, dass einer Classe an Stelle der Nation das Recht zur Herrschaft über die Nation zuzufallen habe. Nicht der Grundbesitz, nicht das Capital, sondern die Arbeit müsste die Functionen des allgemeinen Besolders auch rechtlich bekleiden, wenn diese Rolle nicht etwa überhaupt der constituirten Staatsgesellschaft zuzukommen hätte.

Das Richtige, das Vollkommene ist in der Welt ursprünglich nur als verborgene Idee am Werke und arbeitet sich erst

durch geistigen Kampf zum Bewusstsein, durch reale Kämpfe zur Wirklichkeit empor. Nur durch schwere Geisteskämpfe erhebt sich die Gesellschaft zum Bewusstsein der Idee wahrhaft freier Arbeit, nur durch reale politische und sociale Kämpfe wird sie sich zur Verwirklichung dieser Idee durchzuarbeiten vermögen.

Das vorige Jahrhundert noch war der Meinung, dass die Abschaffung der Arbeits-Privilegien, die Gleichstellung aller Volksglieder vor dem Gesetze, die Eröffnung der freiesten Concurrenz ausreichen werde, jeder socialen Ausbeutung der Arbeit und jeder Classenherrschaft ein Ende zu bereiten. Es wurde in der That mit dem mittelalterlichen Feudal- und Zunftwesen aufgeräumt. Man war der Ansicht, die vollste Freiheit des Erwerbes sei geeignet, nicht nur jede Kraft zu den tüchtigsten Leistungen anzuspornen, sondern auch jedem Leistenden und Arbeitenden jene Stellung und jenen Umfang der Wirksamkeit in der Gesellschaft zu verschaffen, die ihm je nach seiner Kraft und Bedeutung für die Gesellschaft gebührt.

Die Freiheit wurde errungen. Aber eine falsche Freiheit, ein täuschendes Truggebilde! Eine Freiheit für die Gerüsteten, den Ungerüsteten niederzuwerfen und wirthschaftlich zu knechten. Eine Freiheit für die wirthschaftliche List und Kriegskunst gegenüber der ehrlichen, friedlichen Arbeit, gegenüber der geistigen Schaffensarbeit und dem wirthschaftlichen Bienenfleiss. Nicht von der Leistungsfähigkeit für die Gesellschaft wird die Stellung in der Gesellschaft errungen unter dem heutigen System der Freiheit, welches im Wesen als sociale Regierungslosigkeit, als wirthschaftliche Anarchie sich entpuppte. Freiheit, die freieste Bewegung für das Capital, Freiheit der Bahn für die Capitalsherrschaft war das Resultat der wirthschaftlichen Freiheitskämpfe. An Stelle der feudalen und der zünftigen Tyrannei ist die Tyrannei des Capitales und der capitalistischen Kriegskunst getreten.

Der Besitzlose und der wirthschaftlich Unkriegerische vermag nichts von der heutigen Freiheit zu profitiren. In der Arena der freien Concurrenz ist blos dem Bunde von Besitz und ökonomischer Kriegstüchtigkeit der Sieg gewiss. Diesen vereinten Factoren werden

geistige, sowie physische Arbeitskräfte, die blos fleissigen Köpfe und Hände nur zu Objecten der Ausbeutung, zu Mitteln der Bereicherung.

Freilich, die Bahn zur Arbeit ist heute offen für jeden Kopf und jede Hand. Kein Gesetz steht uns im Wege. Ja, wir wollen arbeiten mit unseren geistigen und physischen Kräften. Wir haben aber keinen Acker, um ihn zu bebauen, kein Eisen, um es zu schmieden, keinen Lein, keine Wolle, keine Baumwolle, um Kleiderstoffe zu bereiten, keine Forste, um Wild zu erjagen, keine Waldungen, um Holz zum Baue einer Hütte und zur Erzeugung von Wärme zu fällen; wir haben auch kein Geld, um vom Kauf und Verkauf, vom Vertrieb der Producte zu leben. Wir haben nicht die Mittel, um uns zu Advocaten, Aerzten, Physikern etc. auszubilden. Und sind wir selbst Chemiker, Mechaniker, Gelehrte u. s. w. geworden, so stehen wir nun ohne Mittel da, um Erfindungen durchzuführen und für uns zu verwerthen, haben keine Mittel, um uns der Ausführung wissenschaftlicher Werke zu widmen.

Mit all' unseren der Gesellschaft so nützlichen Fähigkeiten, mit all' unserem guten Willen stehen wir hilflos da und sind auf jene Classen von Menschen angewiesen, welche über die Mittel verfügen, auf welche Arbeit angewendet, durch welche Arbeit in Action gebracht werden kann; sind wir angewiesen auf Menschen, welche die Kunst verstehen und den Kampfessinn besitzen, um dem Capitale den Weg zur Ausbeutung der Arbeit zu weisen und diesen Weg mit List zu erkämpfen. Nicht der productiven Fähigkeit und der productiven Leistung, sondern dem Besitze, im Bunde mit der Kunst der Ausbeutung, gehört das Feld. Die freie Concurrenz sichert nur dem grösseren Capitale den Sieg über das kleinere, der raffinirteren und rücksichtsloseren Kriegs- oder Profitkunst über die minder entwickelte. Das grosse Capital, mit capitalistischer Kampfeslist im Bunde, bewährt sich als ein grosser Körper, der alle kleineren anzieht und aufsaugt und so immer neue Schichten der besitzenden Classe zu besitzlosen geistigen oder physischen Arbeitern herabdrückt.

Der Capitalist ist zum Besolder aller producirenden Kräfte geworden. Der Besolder wird aber zum Herrn der

Gesellschaft. Welches ist nun das Princip dieser Herrschaft, welche Idee ist es, die einer solchen Herrschaft als Ziel vorschwebt, ihre Actionen anfeuert, leitet und denselben Mass verleiht? Princip, Idee, Ziel und Mass dieser Herrschaft ist einzig und allein der Profit. Das Capital lebt vom Profit, strebt nach Profit, richtet seine Action nach dem Profit und ist thätig nur innerhalb des Profits. Ja, die gesammte Arbeit und die Gesammtheit der Arbeitenden haben für das Capital nur die Bedeutung eines Profite erzeugenden Werkzeuges.

Der Profit entsteht jedoch bekanntlich nur dann, wenn die Arbeit mehr producirt, als nöthig ist, damit sie sich selbst und das Capital in seinem Zustande erhalte. Dieses Mehr nun ist es, wovon das Brüderpaar, Capitalist und Unternehmer, lebt und sich vergrössern kann. Um dieses Mehr willen räumt das Capital den Arbeitskräften das Amt der Arbeit ein.

Wenn durch eine andauernde Zufuhr billigen fremden Getreides die Getreidepreise so niedrig stehen, dass die Getreide-Production auf manchem Boden dem Besitzer keine Rente mehr bringt, so wird er diese Production einstellen. Bringt ihm dieser Boden als Weideland Profit, so wird er den Acker in Weideland umwandeln. Wo Hunderte von Bodenarbeitern bisher Arbeit, Wohnplatz und Brod gefunden haben, werden jetzt Tausende von Schafen unter der Obhut weniger Hirten hausen. Die Bodenbauer wären ja nur im Stande, so viel zu produciren, um selbst leben und das Ackerland als Ackerland im bisherigen Zustand erhalten zu können. Aber ein Profit, eine Rente für den Besitzer kann sich bei gesunkenen Getreidepreisen nicht mehr ergeben. Die Arbeiter sind nicht schuld an dieser Aenderung der Sachlage, der Besitzer des Bodens freilich auch nicht. Aber im Wesen der Trennung des Besitzes von der Arbeitskraft liegt es, dass der Besitz dem Arbeiter nur so lange Arbeit gibt und geben kann, als der Arbeiter nicht nur seinen eigenen Unterhalt und den Ersatz des aufgebrauchten Capitales erarbeitet, sondern auch noch einen Profit oder die Rente für den Besitzer.

In diesem einen, dem wirklichen Leben entnommenen Falle sehen wir vor uns das Bild der capitalistischen Wirth-

schaft überhaupt. Von der Möglichkeit der Renten- oder Profit-Production hängt die Möglichkeit des Arbeitens und Lebens für die besitzlose Arbeiterclasse ab. Dass der Profit ein möglichst grosser sei, ist das Streben der vereinten Capitalisten-Unternehmerclasse. Das Leihcapital mag mit den Unternehmern um die Höhe des Zinses kämpfen; dann besteht eben nur ein Streit zwischen den beiden Hälften der herrschenden Classe. Darin sind sie zusammen einig, dass aus der Arbeit möglichst viel Profit herausgeschlagen werden müsse; darin auch sind sie einig, dass nur so viel Arbeit und nur so lange in Anspruch zu nehmen sei, als sich eben noch ein Ueberschuss, ein Profit ergeben kann. Nicht um seiner selbst, nicht um der Nation willen, deren Glied er ist, scheint der Arbeiter da zu sein, sondern nur um des Profites willen, den er für die Capitalisten-Unternehmerclasse producirt. Er kann gehen, wenn aus ihm kein Profit mehr zu ziehen ist. Er ist zu viel, er mag den Platz räumen, den er an der Tafel der Natur eingenommen.

Je von Zeit zu Zeit scheint die Zahl arbeitender und Brod suchender Hände eine für den Markt allzu grosse zu sein. Ja, sie wird zu gross für das auf Profit und nur auf Profit basirte Wirthschafts-System, wie die Zahl der Bodenarbeiter eine zu grosse werden kann vom Standpunkte des nur die Rente im Auge habenden Bodenbesitzers. Nicht die Ueberfruchtbarkeit der Arbeiterclasse, nicht die Schwierigkeit der Nahrungsmittel-Erzeugung ist die Ursache dieser Erscheinung, die Ursache davon, dass von Zeit zu Zeit einer grossen Arbeiterzahl die Möglichkeit entschwindet, in der Gesellschaft Arbeit und Brod zu erlangen, und dass jener Theil, der noch Beschäftigung findet, sich mit einem Lohne begnügen muss, bei welchem kaum die nothdürftige Forterhaltung der Familie möglich ist. Das von der Wirthschafts-Philosophie der Capitalistenclasse verkündete Gesetz, der Lohn der Arbeiter könne dauernd nicht mehr und nicht weniger betragen, als nöthig ist, um der Arbeiterfamilie den unter bestimmten klimatischen und culturellen Verhältnissen nothwendigen Unterhalt zu geben, ist ein richtiges — aber richtig nur für das h e u t i g e Wirthschafts-System und nicht als Folge immer wirkender Ursachen,

sondern als Folge der unter der Profitwirthschaft in's Spiel tretenden Kräfte.

So oft der auf Profit gerichtete Speculationskampf auf Irrwege oder in Folge des Uebermasses zum Zusammenbruch führt, so oft auch muss die Production theilweise zum Stillstand kommen, so oft auch wird ein Theil der Arbeiterclasse ausser Verdienst und Brod gesetzt. Die Arbeiterzahl ist nun eine zu grosse. Und diese Krämpfe des Wirthschaftslebens sind periodisch nothwendige Krankheitsausbrüche, so lange es eben der privaten Speculation gestattet ist, von ihrem Standpunkte aus, und ihrem kurzsichtigen Interessentriebe gemäss, die Arbeit, die Production der Gesellschaft zu beherrschen und zu leiten. Was kümmert es die einzelnen miteinander concurrirenden und wider einander kämpfenden Speculanten, Unternehmer, Gründer, Börsenspieler etc., wohin ihr Treiben die Production führen und was endlich das Los der vielen noch vorhandenen kleinen Besitzthümer, was das Los der arbeitenden Classen werden muss? Ein Jeder hofft eben, Profit einzusacken, und denkt, noch vor dem Zusammenbruche sich aus der Schlinge ziehen zu können.

So frivoler Art ist die Natur unseres heutigen, den heiligen Namen der Freiheit usurpirenden Wirthschafts-Systems, und von daher schreibt sich die immer trauriger sich gestaltende Lage des kleinen Besitzes, von daher die gleichsam vom Wellenschlage des Zufalls beherrschte Situation der von der Lohnarbeit lebenden Volksclassen. Damit ist der Kern der heutigen socialen Frage blossgelegt.

Das ist also die Kritik, welche von Seite des Socialismus an der modernen Wirthschaftsordnung geübt wird. An diese Kritik knüpft der Socialismus, consequenterweise, seine Pläne zur Umbildung der Gesellschaft und zur Behebung des socialen Uebels an. Wir wollen nunmehr erörtern, welcher Art und Natur die positiven Ideen sind, die von dem neueren Socialismus an den Tag gefördert wurden.

Die Quellen des heutigen socialen Leidens stammen aus der Capitallosigkeit der Arbeit und aus der Beherrschung der

Production durch das speculirende Privatinteresse der Capitalisten. Nicht die Fähigkeiten und Leistungen der productiven Köpfe und Hände, sondern die Macht der Capitalisten, der Witz der Speculanten und die Nothlage der Arbeiter entscheiden über die Stellung, die Jedem zufällt in der Gesellschaft, und über den Antheil, welcher der Arbeit zufällt am Product, am Ertrage der Production. Nicht das Interesse der gesammten Gesellschaft, nicht das dauernde Lebensinteresse der Nation, sondern das kurze, oft momentane Interesse der einzelnen speculirenden Capitalisten bestimmt den Lauf und die Richtung der Production. Soll aber die Gesellschaft von socialen Krankheiten befreit werden, welche diesen Wurzeln entstammen, so müssen eben die Wurzeln des Uebels ausgerissen werden. Das National- oder Socialinteresse muss Ziel der Production, die Gesellschaft, die Nation die Beherrscherin und Leiterin der Production werden. Die Trennung des Capitals von der Arbeit muss verschwinden, damit jede geistige und physische Arbeitskraft, je nach ihrer Fähigkeit, das Gesammtinteresse zu fördern, Verwendung, jede Arbeit im Verhältniss zu ihrer Leistung Antheil am Ertrage der National-Production finde.

Sowie in einer Actiengesellschaft nicht der Einzelne, sondern die Gesammtheit die Eigenthümerin alles Bodens, aller Gebäude, Maschinen, Betriebsmittel etc. ist, welche zusammen das Capital der Gesellschaft bilden, so soll die Nation, die staatliche Gesellschaft, die Verfügung über alle für die Production bestimmten Güter haben, ob diese nun in Acker- und Waldboden, in Seen, Strassen, Fabriken, Zinshäusern, in Maschinen, Waarenvorräthen u. s. w. bestehen. Nicht das Interesse der einzelnen Actionäre, sondern das Interesse der Gesellschaft entscheidet über die Verwendung des Productivfonds. Ebenso soll nicht der einzelne Capitalist oder Speculant, sondern die Staatsgesellschaft über die Verwendung des nationalen Gesammtcapitals entscheiden. Die gesammte Nation muss gleichsam zu einer in tausende und tausende Etablissements sich gliedernden Actiengesellschaft gestaltet werden. Hiemit wäre dem Kampfe der einzelnen Speculanten gegen einander, welchem periodisch die Nationalproduction, sowie

das Wohl der Arbeiterclasse und des kleinen Besitzes zum Spielball wird und zum Opfer fällt, ein Ende bereitet. Es könnten sich nicht mehr Einzelne auf Kosten Aller bereichern. Die Production würde auch nicht zum Stillstand kommen, wenn irgend ein Zweig der Arbeit nur die Kosten zu decken, aber keinen Ueberschuss zu liefern im Stande wäre. Eine grosse Quelle, aus welcher heute der Pauperismus entspringt, wäre verstopft.

Aber noch bestände die Zweitheilung der Gesellschaft in Capitalisten — hier Actionäre der nationalen Production — und in capitallose Arbeiter, oder Arbeiter, die nicht Actionäre sind.

Staat und Nation müssen darum noch einen zweiten Schritt thun. Die Vertheilung des Productions-Ertrages muss so vorgenommen werden, dass alle Arbeiter zugleich auch Actionäre, alle Actionäre nach und nach auch Arbeiter werden — d. h. auch durch Leistung geistiger oder physischer Arbeit Antheil am Gewinn zu erwerben suchen müssen. Die nationale Actiengesellschaft muss in die nationale Productiv- und Erwerbsgenossenschaft übergeführt werden. In der Productivgenossenschaft ist jedes Mitglied gleichzeitig Arbeiter und Capitalist, gleichzeitig Lohn- und Dividenden-Empfänger. Niemandem geschieht ein Unrecht damit, wenn die Nation als Gesammtheit eine solche Vertheilung des Ertrages von Capital und Arbeit vornimmt, dass auch die Arbeit sich zur Theilnahme an der Dividende und zur Mitleiterin der Gesammtproduction erhebt. Denn wer vermöchte zu erweisen, dass die Arbeit nur so viel produciren kann, als sie zur Zeit bedarf, um sich zu erhalten? Ein Unrecht läge nur dann vor, wenn die Arbeit mehr Antheil am Ertrag empfinge, als ihrer Mitwirkung bei der Production als Resultat zuzuschreiben ist. Sind aber die Arbeiter zu Mitactionären geworden, und ist durch das System nationaler Production den grossen Capitalien die Kraft genommen, die kleinen Capitalisten auszubeuten und capitallos zu machen, dann muss das Zusammengehen aller kleinen Besitzer oder kleinen Theilhaber am Nationalcapital eine Schwächung der grossen Capitalien soweit herbeiführen, dass alle grossen, ungesunden und künstlichen Ungleichheiten aus der Gesellschaft verschwinden. Kein fähiger und fleissiger

Mensch würde mehr in Abhängigkeit und Elend versinken. Der Wegfall aller Verirrungen und vernichtenden Kämpfe der Privatspeculation, die Ersparung aller im Interesse dieser Speculation aufgewendeten Kraft, als List und Reclame aller Art, ferner die nun eintretende Verwendung aller Fähigkeiten, wie es dem Gesammtinteresse entspricht, würde die Production auf eine bisher ungeahnte Höhe bringen.

Es ist darum Pflicht der arbeitenden Classe und ist auch Pflicht des Staates — sagt die socialistische Lehre — so schnell wie möglich die wirthschaftende Gesellschaft in eine grosse staatliche Productivgenossenschaft umzuwandeln.

Wir haben uns nun in den Geist der beiden Parteien versetzt, welche in unserem Jahrhundert als Kämpfer auf der socialen Arena einander feindlich gegenüberstehen. Die Gesinnungen der Kampfesparteien wurden in Theorien über die Quellen des socialen Elendes vorgeführt; die wissenschaftlich scharfgeschliffenen Waffen haben vor unseren Augen blitzend ihre Linien gezogen. Die eine der Parteien rechtfertigt die Zustände der Zeit, preist die Freiheit und vertheidigt als Siegerin ihre errungene Macht und Stellung; die andere hingegen hält strenges Gericht über die gegebenen Verhältnisse, spricht ihre Verdammung aus über die Macht, wie über die Mächtigen des Tages und ruft die Elenden und den Staat — als Beschützer der Elenden — zum Zerstörungskampfe wider das Heute, wie zur ungesäumten Schaffung des neuen, schön erahnten Socialbaues der Zukunft auf.

Als Betrachter dieses socialen Kampfes, ausser und über den Parteien stehend, als Genossen der leidenden Gesellschaft wie als Brüder Aller, die beladen auf rauher Lebensbahn sich dahinschleppen, wollen nun auch wir uns zu Gericht setzen und den über das heutige Leben der Gesellschaft angestrengten Process einer neuerlichen, möglichst unbefangenen Prüfung unterziehen.

Die Agrar-Philosophen des vorigen Jahrhunderts wünschten und hofften, dass in der wirthschaftlich freien Gesellschaft die

einstige hohe politische und sociale Stellung des grossen Grundbesitzes eine Restauration erleben werde. Aus der grossen, übermächtigen Bedeutung des Bodens und seiner Früchte für die Erhaltung der Gesellschaft und Entwicklung ihrer Cultur suchten sie der bevorrechteten Stellung des Grundbesitzes eine Rechtfertigung zu geben. Der Boden — lehrten sie — ist die Quelle alles Reichthums; darum hat der Besitzer, der Beschützer und Verwalter des Bodens, natürlicher- und berechtigterweise, wie als Rentenbezieher, so als Besolder und Patronatsherr der Gesellschaft zu fungiren.

Auch die im vorigen Jahrhundert sich erhebende Wirthschafts-Philosophie des Grossbürgerthums wusste die Freiheit zu preisen und von der Freiheit zu hoffen. In der That hat sich der Grossbürger durch Hilfe des freien Regimes neben und vielleicht sogar über den Grundbesitz zu einer social und politisch herrschenden Stellung erhoben. Die mit Sparsinn gepaarte, von Unternehmungsgeist beseelte Geschäfts- und Arbeitsthätigkeit wird auf dieser Seite als Schöpfer aller Werthe, als echte Quelle alles Reichthums und Wohlstandes hingestellt und gerühmt. Der capitalistische Unternehmer erscheint darum in der freien Gesellschaft, wie als Bewirthschafter und Regierer, so auch als Besolder der Arbeit. Der Profit des Unternehmungscapitals gilt dieser Partei als die Quelle alles neuen, neue Arbeit nährenden Capitals.

Die grossbürgerliche ökonomische Wissenschaft hat die Bedeutung der Arbeit als Werth- und Reichthumsquelle hoch erhoben, aber auch im Capitalzinse und Unternehmergewinne ein aus productiver Arbeitsthätigkeit der Capitalisten stammendes Einkommen gesehen und nur in der Rente des weder arbeitenden, noch sparenden Grundbesitzers eine wirthschaftlich schwer zu rechtfertigende Einkommensquelle gefunden. Der Socialismus stellt die Arbeit, pur et simpel, die Arbeit der vom Lohn lebenden Classen als einzige Quelle und Wurzel alles Werthes, als einzige Quelle wirthschaftlich und moralisch zu rechtfertigenden Eigenthums- und Einkommen-Erwerbes hin. Die „Arbeiter" im engen wirthschaftlichen Sinne dieses Wortes gelten — mindestens den strengeren und extremen Socialisten — allein als Producenten des Reichthums. Nur für

eine gewisse Uebergangsperiode der heutigen in die künftige „neue Gesellschaft" wollen sie die Fortdauer eines Zins-Einkommens, aber auch für diese Periode kein Renten- oder Profit-Einkommen dulden.

Wie jede Art lebender und wahrnehmender Wesen ein anderes Bild von der Welt empfängt, je nach seinem Bedürfen und Streben, so spiegelt sich auch die menschliche Gesellschaft in dem Geiste jedes Standes und jeder Partei in anderer Weise ab. Nicht blos für das sinnliche, sondern auch für das Geistesauge besteht eine Perspective, ein mit dem Standpunkt zum Objecte und dem Abstand vom Objecte wechselndes Bild desselben. Von unserem irdischen, sinnlichen Standpunkte aus, steht die Erde still und lässt der Beobachter die Sonne über sich auf- und untergehen; manchen Planeten sehen wir langgezogene, verschlungene Bahnen am Himmel durchwandern, ein anderer Planet schreitet in gerader Linie durch das Sonnenbild hindurch und wandelt den gleichen, geraden Weg zurück, so hin und her in ewiger Wiederkehr. Anders erscheint das Bild dieser Himmelsbewegungen dem Geiste, der seinen Standpunkt in die Sonne verlegt. In fast kreisförmiger Bahn rollt der Erdball um ihn als Centrum her; aus den verschlungenen Wegen mancher Planeten werden einfache, um die Sonne gezogene, der Kreisform nahekommende Curven, und die geradlinige, die Sonne durchschneidende Bahn der Venus entpuppt sich ihrerseits als Kreis, welchen dieser Planet um die Quelle des Lichtes und der Wärme wandelt.

Auch der Forscher auf dem Gebiete des socialen Lebens muss bestrebt sein, den Standpunkt einseitiger Perspective zu verlassen und sich geistig in jenen Punkt zu versetzen, wo das Leben um ihn kreist und alle perspectivischen Ansichten in einem harmonischen Bilde vereinigt offenbart. Solches Streben möge uns — wenigstens wünschen wir es — bei der kritischen Betrachtung des heute bestehenden socialen Kampfes leiten.

Es bedürfte keiner bedeutenden logischen Künste für den Physiologen, wenn er beweisen wollte, dass das Blut die Quelle unseres Lebens sei, dass jedes Leiden des Blutes ein Leiden

des Lebens, jedes Leiden des Lebens ein Leiden des Blutes werde. Auf das Blut müsse darum Alles, was das Leben betrifft, bezogen werden. Wovon leben Nerven und Hirn wie alle übrigen Organe und Gewebe? Vom Blute und nur vom Blute. Gehirn und Nerven sind nur Schmarotzer oder Diener des Lebens, welche auf Kosten des Blutes leben.

Ein zweiter Physiologe vermöchte, in gleich scharf logischer Weise, den Kern und Springquell des menschlichen Leibeslebens in das System der Nerven zu verlegen. Jede Herabstimmung der Nerven, wie jede Höherstimmung derselben wirkt auf den gesammten Organismus zurück. Die Nerven erzeugen in sich den Seelenstrom; sie führen ihn durch alle Theile des Leibes und sie sind es, die aus den tausenden und tausenden Fasern und Bläschen des Leibes ein einheitlich lebendiges und beseeltes Wesen machen. Von den Nerven geht die Anregung aller Leibesthätigkeit aus; sie sind es, welche, verletzt, eine Entartung oder den Stillstand des ganzen Getriebes herbeiführen; sie sind es, welche, frisch sich belebend, den erkrankten Leib wieder zur Gesundung führen können. Der Mensch ist, im Wesen, sein Nervensystem.

Die Möglichkeit dieser beiderlei Ueberzeugungen ist keine blosse Annahme. In der That sind diese beiden Anschauungen als einander folgende und bekämpfende Schulen der Medicin geschichtlich aufgetreten. So oft mehrere Elemente einem chemischen Product sein einheitliches Wesen geben, so oft mehrere Factoren eine Lebenseinheit constituiren, so oft mehrere Einzelbewegungen in einer resultirenden Bewegung vereinigt sind, ist für den Geist die Möglichkeit gegeben, fast alles Licht auf e i n e s der Elemente zu concentriren, zu beweisen, dass ohne dieses Element das Ganze nicht bestehen könne, und nun zu schliessen, dieses Eine sei die wahre Seins- und Lebensquelle des Ganzen.

Agrar-Philosophen, capitalistische Oekonomen und Socialisten sind, Jeder, wie es scheint, in seiner Weise, in solche einseitige Richtung bei Betrachtung des socialen Wirthschaftslebens gerathen. Boden, Capital, Unternehmungsgeist und Arbeit sind constituirende Factoren des Wirthschaftslebens. Ja, es wären noch andere, dem Wirthschaftsleben nothwendige Compo-

nenten leicht aufzuweisen. Aber erst alle diese Factoren in ihrem organischen Zusammenwirken, in ihrer gegenseitigen, gleichsam chemischen Durchdringung, bringen das wirthschaftliche Leben hervor. Wir wissen, das Sauerstoff und Wasserstoff Wasser bilden, können aber kaum angeben, in welchem Masse das Wasser seine vorzüglichen, dem Leben förderlichen Qualitäten dem einen oder dem anderen Elemente, dem Oxygen oder Hydrogen verdanke. Oder könnte man wohl bestimmen, wie viel unser Leben von seinem Wesen der eingeathmeten Lebensluft, wie viel der assimilirten Speise zuzuschreiben habe?

In Wahrheit beruht die Zweckmässigkeit, welche im Verkehrsgetriebe des socialen Wirthschaftslebens walten soll und zum Theile auch waltet, nicht auf einer solchen Abmessung. Die Praxis des wirthschaftlichen Verkehrs und des socialen Lebens kann recht wohl gedeihen, auch wenn wir nicht im Stande sind, anzugeben, wie viel das Menschenleben der athembaren Luft, wie viel dem Wasser, wie viel den anderen Erhaltungs- und Genussmitteln zu danken habe. Derartige Abschätzungen gehören weit mehr in das Gebiet naturwissenschaftlicher und psychologischer Forschung, als in jenes der socialen Oekonomie.

Niemand wird die Praxis des wirthschaftlichen Lebens als eine fehlerhafte hinstellen, weil sie die Luft unter die Dinge setzt, welche nicht den geringsten Preis haben. Wie viel Werth wird bei uns einem Kilo, wie viel einem Tausend Kilo Luft beigemessen? Auch nicht der eines Pfennigs. Dies geschieht so, wie Jeder, wenn er unbefangen ist, es ohneweiters fühlt. Und warum dies geschieht, ist auch durch den Verstand zu erfassen. Das wirkliche, das praktische Wirthschaftsleben ist nämlich auch darin ökonomisch, dass es wirthschaftliche Sorge und Aufmerksamkeit nicht dort aufwendet, wo dieser Aufwand ganz unnöthig ist. Die athembare Luft umströmt uns von selbst in überreicher Fülle. Der Wirthschafter hat nicht nöthig, sich beim Luftconsum einzuschränken oder auf Luft-Ersparungen sich zu verlegen. Auch ist keine Nothwendigkeit da, von dem Luftconsumenten einen Preis einzufordern für Kosten, welche er gleichsam mit dem Aufbrauchen der Luft zugleich consumirt. Die Herbeischaffung von Luft hat ja der Gesellschaft

keine Arbeiten oder Kosten verursacht. Wenn beim Consum irgend eines Erhaltungs- oder Genussmittels die Anwendung des Sparens überflüssig, wenn auch im Verbrauche kein Consum von Kosten oder Arbeiten steckt, für welche, wirthschaftlicherweise, ein Ersatz nöthig ist, so findet auch keine Preisberechnung und keine Werthgebung statt. Der Werth, welcher im praktischen Wirthschaftsleben eine so grosse Rolle spielt, bezieht sich immer nur auf die Nothwendigkeit eines Sparens oder Kostenersatzes.

Wenn eine Stadt eine Wasserleitung anlegen soll, wird sie freilich sowohl Aerzte, als Techniker befragen, um zu erfahren, welche Vortheile durch ein solches Werk für das physische Wohlergehen und für die Industriellen zu erreichen seien. Sie wird auch fragen, ob der erreichte Wohlstand der Stadt die nothwendigen Kosten des Werkes schon tragen könne und tragen solle. Ist aber das Werk einmal vollendet, so wird der Preis des Wassers in den meisten Fällen so gestellt werden, dass die aufgewendeten Baukosten sowohl, als auch alle Betriebs- und Erhaltungs- und Restaurirungs-Kosten hereingebracht werden. Ein Quantum Wasser wird hier nach der Grösse des Kostenersatzes, der auf dessen Consum fällt, berechnet werden. Gibt das Werk Wasser in Ueberfülle, so wird jedes bestimmte Quantum um so billiger kommen, je mehr Wasser in einem bestimmten Zeitraume verbraucht wird.

Wären wir aber Bewohner irgend einer Gegend, welche mit weniger Trinkwasser versehen ist, als die Bewohner wünschen, so dass ein Theil Durst leiden müsste, wenn der andere Theil sich durchaus nicht in seinem Trinkwasserverbrauch einschränkte, dann wird in der Bewerthung jedes Liters Wasser zum Ausdrucke kommen, wie weit nun der verfügbare Vorrath hinter dem Bedarfe oder Begehre zurück ist und wie mächtig schon der Trieb, beim Consum zu sparen, angeregt ist. Je näher, wegen Erschöpfung des Vorrathes, die Nothwendigkeit, sich einen Trunk zu versagen, herankäme, desto höher würde jedes diesem Vorrathe wieder entnommene Glas Wasser bewerthet sein. Der Werth oder Preis würde den Grad des Sparenmüssens oder der Furcht vor dem Durstenmüssen zum Ausdrucke bringen. Die Werthempfindung,

welche im praktischen Wirthschaftsleben zu Tage tritt, hat die Aufgabe, das Sparen da aufzuzwingen oder doch anzuregen, wo Sparen nöthig ist oder durch die Absicht eines Ersatzes einen Kostenaufwand zu ermöglichen. Die Höhe des Preises oder der Grad der Bewerthung entspricht dem Grade, in welchem, wegen drohenden Mangels, der Verbrauch eingeschränkt werden muss, oder entspricht der Höhe der zweckmässigerweise aufzuwendenden Arbeiten oder Kosten.

Das Gesagte gilt nicht blos in Betreff der Preise und der Bewerthung von Sachen, welche einem menschlichen Bedürfen oder Begehren Befriedigung schaffen. Auch der Bewerthung und der Preisbestimmung, welche sich auf die Leistungen der wirthschaftlichen Berufe, der persönlichen Thätigkeiten u. s. w. beziehen, kommt eine ähnliche, durchaus praktische Bedeutung, d. h. eine ökonomische Zweckbedeutung zu. Der Preis, den die Gesellschaft einer Leistungs- oder Arbeitsart zuweist, ist bestimmt, einerseits dem Verbrauch dieser Leistungs- oder Arbeitsart die wirthschaftlich nöthige Einschränkung zu geben, wenn der Vorrath oder die Zufuhr hinter dem Begehre zurückbleibt; andererseits soll der Preis die Zufuhr auf die Höhe des Bedarfes oder Begehres bringen und die nöthige Zufuhr in jener Stärke erhalten, welche dem socialen Bedarfe entspricht. Der Preis, den die Gesellschaft gewährt, operirt im Interesse der socialen Versorgung. Ist irgend eine Richtung, irgend ein Canal der Production relativ überfüllt, eine andere Richtung relativ zu wenig versorgt, so ist es nöthig, dass von der überfüllten Richtung die productiven Kräfte weggelenkt und in die minder versorgte Richtung übergeführt werden. Dieser Process vollführt sich in freiester Weise, wenn in der überfüllten Richtung die zu gewährenden Preise sinken, in der anderen Richtung aber steigen.

Die Werthgebungen bemessen nicht die Bedeutung, welche irgend eine sociale Function für das sociale Leben hat, vielmehr bemessen sie die Höhe der Prämien, welche von der Gesellschaft zu gewähren sind, damit eine bestimmte Function je nach dem Bedarfe und dem Vermögen der Gesellschaft im entsprechenden Maasse erhalten und entwickelt werde. Ja, die Gesellschaft kann in manchen Richtungen die materielle

Prämie relativ niedriger ansetzen, wenn sie durch sociale Ehren, Ruhm u. s. w. gleichsam einen Ersatz gibt. Manche Socialfunctionen werden so zum Theile mit einem idealen Preise bezahlt. In manchen Geschichts-Epochen würde der Staat nicht im Stande sein, durch seine, relativ geringen, Zahlungen sich mit einer ausreichenden Menge von Richtern und anderen Beamten zu versorgen, wenn er nicht durch die von ihm gewährten socialen Stellungen das Angebot — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — beleben könnte.

Unter die Preise oder Prämien, welche von der Gesellschaft im Interesse ihrer Versorgung gewährt werden, sind auch die Zinsen zu zählen, welche den Capitalisten, und die Gewinne, welche den Unternehmern, den selbstständigen und wagenden Geschäftsleuten, zufallen. Auf bestimmter Stufe des Wirthschaftslebens bedarf und begehrt die Gesellschaft eines gewissen Grades und Umfanges an Spar- und Capitalisirungs-Thätigkeit. Der Trieb zum Sparen und Capitalisiren ist aber im Conflict mit dem Triebe, schon in der Gegenwart zu geniessen. Es kann sich um die Frage handeln, ob wir alle unsere Arbeit noch ferner nur auf den schon in Anbau genommenen und uns mit dem Nöthigen versorgenden Boden beschränken, oder ob wir nicht etwa einen Theil unserer Arbeit der Gewinnung neuen Bodens zuwenden sollen? Von solchen Werken, von Entsumpfungen, Bewässerungen u. s. w. hätten wir die Erreichung einer höheren Wohlstandsstufe zu hoffen. Aber für die Zeit der Ausführung des neuen Werkes müssten wir entweder für längere Zeit eingeschränkter leben oder uns in höherem Maasse, als bisher, anstrengen, um gleichzeitig den bisherigen Anbau, im gewohnten Maasse, aufrecht zu halten und dennoch die neuen Unternehmungen auszuführen. Mit anderen Worten, es läge die Frage vor, ob neue Capitalisirungen vorgenommen, ob die Gegenwart um der Zukunft willen belastet werden solle oder nicht?

Es könnte nun der Fall eintreten, dass die auf die Zukunft und die kommenden Geschlechter gerichteten wirthschaftlichen Triebe nicht so kräftig sind, als dies im Interesse der Nation liegt, deren Dauer ja Reihen von Generationen umfasst. Wäre die Gesellschaft und das nationale Leben einfach auf

den Willen aller Mitglieder oder auf Majoritätsbeschlüsse einer Massenversammlung angewiesen, dann wäre es mit der Gesellschaft bis auf den heutigen Tag wohl traurig bestellt. Entweder müsste der weitblickende Staatsmann dem Volke in dieser Richtung einen Zwang auflegen oder die meisten auf eine fernere Zukunft abzielenden Unternehmungen der Wirthschaft müssten unterbleiben. Zudem dürfte der Zwang zur Capitalisation, bei Walten eines derartigen, alle Freiheit erstickenden Absolutismus, den wirthschaftlichen Geist des Volkes kaum heben. Wenn auch viele grosse Werke zu Stande kämen, bliebe doch im Volke selbst, das Wirthschaftsleben auf niederer, vielleicht nur sklavisch gearteter Stufe stehen.

Das sociale Leben hat sich, auf anderem Wege, weit besser entwickelt. Es gibt Triebe im Menschen, welche dem socialen Bedürfniss, für eine ferne Zukunft zu wirken, zu Hilfe kommen, ohne dass diese Triebe besonders idealer Art zu sein brauchten. Diese Triebe können durch gewisse sociale Gestaltungen und in gewissen Menschenclassen zu hoher Entwicklung gelangen. Wenn mit grossem Besitze eine gewisse Herrschaft über die Arbeit und eine vererbliche hohe Socialstellung verbunden ist, dann erstarkt der auf die Zukunft gerichtete Sinn leicht. Ein grosser Grundbesitzer wird eher an kommende Zeiten denken, als irgend ein kleiner Mann. Zu unbestimmt und zu matt ist das Bild, welches dem kleinen Manne vorschwebt, wenn er an Enkel und Urenkel denkt, die von ihm herstammen werden. Wie mächtig wirkt aber eine solche auf künftige Zeiten gerichtete Vorstellung auf das Gemüth und den Willen des grösseren Besitzers, der sich als Glied einer Art Dynastie fühlt! Es mag sein, dass es blos physische Gewalt oder Ausbeutungskraft der Einen und Schwäche der Uebrigen gewesen, was dem grossen Grund- und Capitalbesitze Ursprung gegeben. Aber auf der Basis dieses Geschehnisses erhoben sich gewisse sociale, auf die Grösse der Zukunft gerichtete Triebe, welche für das nationale und sociale Leben von heilsamer Bedeutung waren und es auch heute noch sind.

Ein Grundbesitz von solchem Umfange, dass der Eigenthümer und dessen Familie nicht im Stande waren, den Anbau

mit eigenen Händen zu besorgen, ist wohl die erste Bedingung für das Auftreten der Bodenrente gewesen. Wenn der Boden mehr liefern konnte, als nöthig war, um die arbeitenden Kräfte zu ernähren und das Bodencapital in seinem Stande zu erhalten, war für den Besitzer die Möglichkeit gegeben, zum Theile oder auch ganz von dem so sich ergebenden Ertragsüberschusse oder von der Rente zu leben. Es lag nun im Interesse des Besitzers, diese Rente zu erhöhen, sei es dadurch, dass er grössere Werke, wie Entsumpfungen und Bewässerungen, Eindämmung von Strömen ausführen liess; sei es, dass er die Arbeits-Energie, die Geschicklichkeit, den Fleiss der arbeitenden Bevölkerung zu heben suchte. Die Vortheile, welche der grosse Grundbesitz auf diesem Wege für sich oder doch für seine späteren Nachkommen erzielte, waren zugleich ein Gewinn für die Bodencultur, wie für das Leben der Nation überhaupt.

In gewisser Beziehung gehörte und gehört wohl, noch durch Perioden hin, die Bodenrente, sowie die hohe sociale Stellung der grossen Grundbesitzer in die Classe der Prämien oder Preise, welche von der Nation, von der Gesellschaft gewährt werden, um eine dem socialen Leben nothwendige oder heilsame Function in ausreichendem Maasse in Thätigkeit zu setzen und in Action und Entwicklung zu erhalten.

Die sociale Bedeutung der Bodenrente wäre hiemit einigermassen in's Licht gesetzt. Allerdings ist mit dem in dieser Richtung Entwickelten nicht Alles gesagt, was hier noch zu sagen wäre. Nur auf e i n Moment sei noch leicht hingedeutet. Durch den grossen und mittleren Grundbesitz erhält die Gesellschaft eine Anzahl Familien, deren Leben mit dem Lande, gleichsam mit dem Körper der Nation enge verbunden, deren Geschicke mit den Schicksalen von Generationen enge verschlungen sind. Zudem gewährt das materiell freiere Leben diesen grossen Besitzern die Möglichkeit, ihren Blick zu erweitern, sich mit den künftigen Geschicken des Landes, wie mit der Entwicklung der Nation überhaupt zu beschäftigen. Freilich gibt es Philosophen, Denker, hochgeartete Seelen, welche sich solchen Geschäften aus idealem Triebe hingeben. Aber Geister dieser Art treten nur vereinzelt auf, und dabei

bleibt es ungewiss, ob sie sich von dem Leben des Tages nicht allzusehr losgelöst halten und, in Folge eines sich leicht entwickelnden kosmopolitischen Sinnes, sich nicht dem Leben der eigenen Nation und des heimischen Landes entfremden. Der grosse Grundbesitz gibt eine gewisse Bürgschaft, dass staatsmännischer Sinn, grösseren Styles, sich bis zu einem gewissen Grade durch Familienleben, Familientradition etc. in einer erheblichen Anzahl von Familien vom Vater auf Söhne und Enkel durch Generationen forterbe. Zudem ist ja das Leben eines seiner Aufgabe sich widmenden grösseren Grundbesitzers, schon an sich, eine Art Schule im Kleinen für den Sinn des Staatsverwalters und Staatsmannes.

Wer die Geschichte der Staaten sich gegenwärtig hält, wird nicht im geringsten daran zweifeln, dass die Bodencultur und die stetige, von Fiebern freie Entwicklung der Nationen in hohem Maasse dem Vorhandensein grösseren und mittleren Grundbesitzes zu verdanken ist. Wenn man alle Bodenrenten berechnete, welche, in gesund sich entwickelnden Staaten, von den Grundbesitzern bezogen wurden; wenn man sodann dieser von der Gesellschaft gewährten Prämie alle Vortheile gegenüberstellen würde, welche durch die Institution des grossen Grundbesitzes erreicht wurden, dann dürfte sich wohl ergeben, dass die Nation keinen Verlust zu beklagen habe, ja dass sie die erlangten Vortheile kaum auf billigerem Wege hätte erreichen können. Der echte Staatsmann und der unbefangen denkende Historiker werden in ihrem Urtheile kaum schwanken und die Institution der Bodenrente mindestens als eine noch für Generationen heilsame erklären.

Die Bodenrente ist eine Art des Capitalzinses. Der Boden darf ja als eine Art von Capital angesehen werden. Dass jene Art Capitalzinses, welche Bodenrente heisst, eine Prämie ist, welche die Ausführung für die nationale Zukunft wichtiger Werke der Cultur fördert, dürfte uns nun kaum zweifelhaft sein. Leichter verständlich ist die ähnliche Bedeutung der anderen Capitalzinsen und der Unternehmergewinne. Wie der grosse Grundbesitz die Institution der Bodenrente in's Leben gerufen, so dürfte das Capitalprofitwesen zuerst aus

dem grossen Handelswesen entsprungen sein. Viele Forscher sind der Ansicht, dass die Rente mit kriegerischer Eroberung und Gewalt, der Capitalprofit aber mit der List und Ausbeutungskunst des Händlers und Wucherers in's Leben trat. Wir haben aber nicht nöthig zu untersuchen, ob die Anfänge des capitalistischen Wirthschaftswesens moralisch reinlicher Art waren oder nicht.

Der Process der Empfängniss mag auch auf historischem Gebiete, in der Regel, nicht geradezu idealen Trieben entstammen. Er ist nur allzu oft befleckt durch niedrigen Materialismus. Doch der Geist, welcher in der Natur und Geschichte waltet, lässt auch das Gemeine im Interesse des Idealen sich abarbeiten und aus befleckten Anfängen oft das Edelste erblühen. Wohl bleibt die Sünde, historisch, nicht unbestraft; aber sie muss auch höheren Zwecken dienstbar sein.

Sobald einmal von irgend Jemandem viel Geld errungen und zugleich die Kunst, aus Geschäften Geld herauszuschlagen, gefunden war, war die Capitalisirungskunst in die Welt getreten. Eine wunderbare wirthschaftliche Socialfunction hatte ihren Geburtsprocess überstanden. Welch' hoher wirthschaftlicher Sinn müsste im Staate und Volke vorhanden sein, wenn durch Verabredungen aller Volksgenossen oder durch Befehle des Staates Capitalisirungen tausenderlei Art und der kleinsten Art angeregt und gesammelt werden sollten, um aus diesen Millionen kleinen Capitalisirungen alle jene grösseren und sehr grossen beweglichen Capitalien zusammenzubringen, welche vom Ackerbau und der Industrie zur Schaffung neuen Reichthumes verwendet werden! Gibt es aber Leute, welche die Kunst verstehen, aus Geld mehr Geld zu machen, gibt es Leute, welche sich rein dem Capitalisiren zuwenden, dann ist das Wunder vollbracht.

Die capitalistisch gesinnten und befähigten Leute, welche, der Mehrzahl nach, einst nur Schacherer und Wucherer waren, halten auch eine nur nach Minuten zählende Mehrarbeit, die sie abgelohnten Arbeitern noch auflegen können, nicht für etwas Geringes. Aus nur fünf Minuten Mehrarbeit eines jeden beschäftigten Arbeiters ergeben sich aber, bei einer grösseren Anzahl Arbeiter, in einem Jahre merkliche Werthe, sobald

der Geschäftsmann diese Minutenarbeiten zu sammeln und mit dem Erfolg des Gesammelten etwas zu thun versteht. Ebenso ist das Resultat erheblich, wenn dem Einzelconsum täglich eine Kleinigkeit abgezwackt wird, wenn werthlos scheinende Dinge gesammelt und am rechten Ort zur Verwendung gebracht werden. Für derlei Sachen hatte der grosse Grundbesitzer keinen Sinn. Aber wohl verstanden sich, im Kleinen, Schacherer und Wucherer; im Grossen, die Geldleute höheren Styls, auf solche Dinge. Neben dem grossen Grundbesitz und Bezieher der Bodenrente erstanden so die Capitalisten und Unternehmer auf dem Gebiete des beweglichen Besitzes, welche, wenn ihr Besitz ein entsprechender ist, vom Capitalzinse oder Capitalprofite leben können.

Die Möglichkeit, vom Zinsenbezuge oder vom Capitalprofite zu leben, schafft dem socialen Leben eine Classe von Organen, die dem Capitalisirungs- und Unternehmungswesen gewidmet sind. Diese Organe forschen nach, ob nicht in irgend einem Gebiete des Wirthschaftslebens Arbeitskräfte noch unverwendet, ob nicht irgend welche Mittel noch unverwerthet sind; sie erforschen auch, ob irgend ein Unternehmen, wenn auch nicht sogleich, so doch in zehn, zwanzig oder fünfzig Jahren einen guten Profit abwerfen könnte. Die geringsten Capitalsplitter werden so angesammelt und einer nutzbringenden Verwendung zugeführt. Der Capitalismus weiss alle Theile des Volkes besser in seine Dienste zu locken, als dies die weiseste Staatskunst vermöchte. Nicht um des Social-Interesses willen kümmert sich der capitalistische Sinn um die Besorgung der Capitalisation und um die Schaffung und den Betrieb von Unternehmungen. Aber er vollzieht dennoch eine dem socialen und wirthschaftlichen Leben höchst wichtige Function.

Der Zins ist eine Art von Prämie, von der Gesellschaft für die Erhaltung und Belebung des socialen Sparens und Capitalisirens ausgesetzt. Je weniger der Capitalisirungstrieb in allen Theilen der Gesellschaft noch verbreitet ist, desto höher muss diese Prämie stehen, welche die nöthigen Capitalisirungen herbeiführen soll. Aenlicherweise steckt im Capitalgewinne eine Prämie für das Wagniss, welches bestanden wird, wenn Capitalien der Unsicherheit des Unternehmens

ausgesetzt werden. Der eigentliche Unternehmergewinn ist der Preis, welcher Jenen zufällt, die Sinn und Geschick dafür haben, neue Unternehmungen wirklich in Action zu setzen und unablässig und in allen Richtungen die verschiedenen Chancen des Wirthschaftslebens in's Auge zu fassen. Je weniger Unternehmungsgeist und Unternehmungstüchtigkeit im Volke verbreitet und ausgebildet sind, desto grösser muss die Prämie sein, damit das sociale Leben nicht dieses, ihm nöthigen Factors entbehre. Wenn man ausrechnen würde, was die Capitalisten- und Unternehmerthätigkeit für die Entwicklung des Wirthschaftslebens und die Bildung des Reichthums geleistet haben, wenn man dem gegenüberstellen würde, was die Gesellschaft an Prämien — an Capitalprofiten und Unternehmergewinnen — für diese Leistung aufgewendet hat, dann dürfte sich wohl erweisen, dass der Vortheil auf Seite des socialen Lebens ein ungemein grosser ist und dass kein anderer Weg billiger gewesen wäre, als derjenige, welcher sich geschichtlich ergeben hat.

Alle Preise für, sei es direct oder indirect wirthschaftliche oder für mehr ideale Leistungen sind, im Wesen, Prämien, welche von der Gesellschaft gewährt werden, um jene Leistungen in ausreichendem Maasse anzuregen und zu erhalten. Der Preis der Waaren setzt sich, im Allgemeinen, aus den Preisen für alle Leistungen zusammen, denen der Markt die Versorgung mit jenen Waaren zu danken hat. Aus dem Preise der Waare ergeben sich: Die Rente der Grundbesitzer, aus deren Boden die Rohstoffe stammen, die Löhne der Arbeiter, welche den Boden bearbeiten oder die Stoffe — etwa Kohle und Eisen-Erze — aus dem Boden hervorholten, die Zinsen der Capitalisten, welche den nöthigen Unternehmungen Capital leihweise zuwendeten, die Profite der Unternehmer, welche Capitalien riskirten und die Geschäfte in Action setzten, die Löhne aller industriellen Arbeiter, der Transporteure, Beamten u. s. w.

Alle diese, in der Waare steckenden Einzelpreise stehen, wie der Preis der Waare selbst, vermöge eines, aus dem Interesse des socialökonomischen Lebens selbst stammenden Grundes, mehr oder minder, unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage. Das Interesse des Wirthschaftslebens fordert,

dass sich die verschiedenen Richtungen des Angebotes den verschiedenen Graden und Grössen der Nachfrage anpassen. Wo es nöthig, dass ein steigendes Angebot erweckt werde, dort steigt der Preis oder die Prämie der betreffenden Leistungen. Umgekehrt führt ein nach allen socialökonomischen Verhältnissen zu grosses Angebot ein Sinken der betreffenden Preise oder Prämien herbei. Die Bestimmung der Preise aller Waaren und Leistungen durch das Aufeinanderwirken der Angebote und Nachfragen hat eine so ausgezeichnete organische und organisch heilsame Bedeutung, dass selbst ein socialistischer Staat auf dieses Mittel der Preis- oder Prämienbemessung nicht verzichten dürfte.

Angenommen, dass in einem socialistischen Staate alle Preise durch ein Volksparlament von Zeit zu Zeit, sei es für manche Leistungen oder Waaren von Monat zu Monat, für andere von Jahr zu Jahr festgesetzt würden. Welche Gesichtspunkte einem solchen Parlamente auch sonst vorschweben würden, müsste es dennoch bestrebt sein, die Preise so zu bestimmen, dass die Gesellschaft durch die Preisbestimmung in ihrem Gedeihen möglichst gefördert werde. Wäre irgend eine Productenart im Verhältniss zum Begehre in geringer Menge vorhanden, so hätte die Gesellschaft entweder darüber zu wachen, dass kein Einzelner zu viel überhaupt oder zu viel schon zu Beginn des neuen Productionsjahres verzehre, oder sie müsste eben den Preis so hoch ansetzen, dass sich der Consum von selbst einzuschränken genöthigt wäre. Ebenso hätte sie, wenn sich zu viele Individuen irgend einem Berufe, zu wenige anderen Berufen zuwenden wollten, nur die Wahl, entweder, zwangsweise, Jedem seinen Beruf vorzuzeichnen oder die Prämie jener Berufsrichtung, die sich überfüllt, herabzusetzen und die Prämie für Berufe, denen zu Wenige sich zuwenden, zu erhöhen.

Aehnlicherweise wäre es bei der Frage der Capitalisirung und des Wagnisses neuer Unternehmungen bestellt. Wie etwa heute durch die Generalversammlung einer Actiengesellschaft, müsste im socialistischen Volksstaate durch die Volksversammlung, mit Zustimmung aller Urversammlungen, entschieden

werden, wie viel vom Ertrage des Jahres als Dividende den Bürgern für den Consum und für freie Verfügung zu übergeben, wie viel hingegen neuen Unternehmungen und Werken der Zukunft zuzuwenden, also in neues, zum Theil zu riskirendes Capital umzuwandeln sei. Je weniger Sinn für Werke der Zukunft und kühnere Unternehmungen im Volke leben, je grösser dessen Genusssucht sein würde, um so gewisser würden gestellte Capitalisirungs-Anträge zurückgewiesen werden. Es bliebe also, wenn dem Staatsmanne und Volkswirthe die Wichtigkeit neuer Capitalisirungen klar vorschwebte, nur der Ausweg übrig, zwischen Jenen, welche zum Capitalisiren Lust hätten, und den Anderen einen Vertrag zu vermitteln. Wer kein Capital wagen wollte, aber doch bereit wäre, für eine bestimmte Jahresprämie den socialen Unternehmungen einen Theil seiner Dividende zuzuwenden, würde Zinsen erhalten; Jenen, welche einen Theil ihrer Dividenden auch zu riskiren bereit wären, würde ein erheblicher Theil von den neuen sich ergebenden Dividenden-Erhöhungen zugesprochen werden. Sicherlich würden hier die Nichtsparer keinen Grund haben, zu behaupten, dass die Zinsen, welche den Einen, die Gewinne, welche den Anderen zufielen, auf eine Beraubung der Gesellschaft hinauslaufen.

Wenn nun auch mancher Socialist zugeben wird, dass der Capitalzins und der Unternehmergewinn nicht ganz und gar eine blosse Ausbeutungsform der Arbeit sind und darum auch nicht abgeschafft werden müssen, so wird er doch dabei beharren, dass eine sociale Wirthschaftsform, welche, wie dies heute der Fall ist, den Capitalisten, also einigen Privaten, die Beherrschung und Regierung des ganzen Productionslebens überlässt, nicht berechtigt ist. Herrschaft und Regierung sind Socialfunctionen, welche, nach heutigen Begriffen, kein Privatrecht, kein Privateigenthum, kein Patrimonium sein sollen. Dem Feudaladel sind die Rechte des Herrschens und Regierens zu Gunsten des Staates abgenommen worden. Das Gleiche soll nun dem Unternehmungscapitale gegenüber geschehen. So fordern es, nach Ansicht der Socialisten, das Recht und das allgemeine Wohl.

Wer in solchen gewaltigen Fragen zu einer tieferen Einsicht gelangen will, muss sich auf einen umfassenderen Standpunkt zu erheben suchen. Es dürfte aber ein solcher Standpunkt kaum auf anderem Wege leichter, als auf historischem Wege zu erreichen sein. Wenden wir darum unseren Blick auf die Geschichte der Natur und der Menschheit.

Halten wir uns die primitive Menschheit vor Augen, die Menschheit, als sie noch wenig Unterschiede der Classen und keine bedeutenden socialen Ungleichheiten kannte. Damit die primitive Menschheit Fortschritte mache, ist es nothwendig, dass ihre Arbeit productiver, ihr Geist entwickelter, ihr Leben feiner und mannigfaltiger werde. Dieser Fortschritt kann sich auf zweierlei Arten vollziehen: Entweder alle Theile dieser Gesellschaft schreiten gleichzeitig und gleichmässig in allen Richtungen fort, oder einzelne Theile oder Individuen erheben sich — sei es in wirthschaftlicher, intellectueller, moralischer oder künstlerischer, technischer Richtung — rasch zu einer überragenden Höhe, wirken direct oder indirect für Alle und werden endlich zu Lehrern, welche immer breitere Schichten auf die Höhe emporziehen. Beide Wege scheinen vorerst gleich möglich. Aber eine genauere Betrachtung der Natur zeigt gar bald, dass der Weg der gleichmässigen und gleichzeitigen Entwicklung aller Theile der Erde und der Menschheit der langsamste Weg des Fortschrittes wäre. Man bedenke nur, dass Boden, Klima, geographische Lage und alle übrigen äusseren Verhältnisse und Vorgänge auf die Geschöpfe Einfluss haben, ja nicht blos auf die schon an das Licht des Tages getretenen, sondern auch auf jene, welche noch als Keime oder nur werdende Keime in ihren Erzeugern geborgen sind. Nicht an allen Orten der Erde gelang es der Natur, gleichschnell einen Organismus auf eine nächst höhere Lebensstufe zu heben. Ja, jede Gegend begünstigt andere Kräfte und Fähigkeiten und drängt andere wieder zurück. Einen anderen Entwicklungslauf nahmen die Organismen in feuchtwarmen, als in trockenkalten Ländern, einen anderen auf Inseln, einen anderen auf dem Festlande u. s. f.

Natur und äussere Verhältnisse haben in nicht ganz gleicher, aber in ähnlicher Weise auf das Geschlecht der Menschen eine mächtige Influenz geübt. Und wie die Natur, waren auch historische und politische Verhältnisse an der Arbeit, um die einzelnen Menschenstämme verschieden zu entwickeln. Es war nicht freie Wahl allein, vielleicht nur zu geringem Theil freie Wahl im Spiel, wenn das eine Volk dem Leben der Fischer, das andere dem der wandernden Hirten, das dritte dem Leben der Ackerbauer sich zuwendete. Freie Wahl war es nicht durchaus, wenn der eine Stamm zum räuberischen Kriegervolk wurde, der andere Stamm sich dem listvollen und friedliebenden Berufe des die Länder durchstreifenden und die fernen Küsten aufsuchenden Handels zuwandte.

Auch innerhalb des einzelnen Volkes bildeten sich derlei Verschiedenheiten heraus. In den meisten Fällen haben Einwanderungen friedlicher, wie kriegerischer Art die grossen Kasten- und Ständegliederungen in das Volksleben eingeführt. Die scharfen Kastenscheidungen haben sodann beigetragen, die einzelnen Theile der Nation nach verschiedenen Berufs- und Lebensrichtungen hin fortzubilden. Auf diese Weise ist es geschehen, dass ein Theil der Gesellschaft — die Priester, welche zugleich Denker, Forscher und Dichter waren, der Adel, welcher das feinere Leben der Sinnlichkeit, der socialen Ehre und Ritterlichkeit pflegte — über die übrigen Theile sich erhoben hat. Auf diese Weise haben sich auch bestimmte Classen der Gesellschaft durch Generationen fort in bestimmten Einzelrichtungen fortgebildet und fortentwickelt.

Unter dem Einflusse äusserer Verhältnisse nahm die Menschheit zuerst einen Anlauf zu einem Zerfalle in verschiedene Menschenarten. Wie die einzelnen, derselben Gattung angehörigen Thierarten denselben Grundtypus verschieden entwickeln, so hatte auch die Menschengattung nach verschiedenen Seiten hin den Lauf genommen. Der Thiergattung fehlt aber nicht blos die hohe Entwicklungsfähigkeit der Menschengattung; es fehlt ihr die Fähigkeit rechter Association. Nur der Mensch hat die Fähigkeit, sich Thiere innig zuzugesellen. Die Gesammtheit der Säugethiere ist nicht fähig gewesen, ein Leben des Verkehrs und der allgemeinen Gesellung zu führen.

Die Gesellung der Menschen war für das Menschengeschlecht von einer so hohen Bedeutung, dass man sie, bei allem Preisen der Association, doch noch nicht allgemein genug begriffen hat. Die Gesellung, die Gesellschaftsbildung, ob sie nun in friedlicher oder gewaltsamer und blutiger Weise vor sich ging, hat verhütet, dass aus dem Menschengeschlecht wirklich verschiedene Menschenarten wurden, welche nimmermehr einer wahren Lebensvermischung untereinander fähig gewesen wären. Die Gesellung, welche verschieden entwickelte Menschenclassen verband, hat aus den vielen Menschen einen neuen Menschen, einen neuen höheren Organismus hervorgebracht — den Staat, die Staatsgesellschaft. Sie hat noch Ferneres gethan. In der Gesellschaft werden die — sei es mehr durch's Blut oder mehr durch Familien-Tradition und Berufs-Erziehung ererbten und erworbenen — Fähigkeiten einzelner Stämme, Stände, Classen zu Fähigkeiten jedes Individuums. Der Mensch wird so allseitig entwickelt, als hätte er in allen Zeiten, in allen Ländern, unter allen Staatsformen, unter den verschiedensten Klimaten und Verhältnissen gelebt. Sowohl die gegenseitigen Influenzen der in einer Gesellschaft mit einander Lebenden, als auch die Blutmischung bringen dieses Resultat zu Stande. Jedes Individuum wird so, nach und nach, ein Ebenbild des ganzen Menschengeschlechtes. Die sich entwickelnden Ungleichheiten der Höhenstufe, wie die Ungleichheiten der Lebensrichtungen waren gleichsam Vorarbeiten für die Erhebung aller Menschen zu einem allseitigen und höheren Leben, die Wege zu dem Ideale wahrer Gleichheit, das wir zum Theile erreicht haben, zum Theile aber auf dem Wege der Fortentwicklung noch erreichen sollen.

Auch den Capitalismus, diesen gewaltigen Factor des Wirthschaftslebens, hat die Menschheit der einstigen einseitigen Entwicklung der Menschenstämme und Volksclassen zu danken. Unter bestimmten äusseren Verhältnissen hat die Natur gleichsam Handelsstämme erzogen. Diese Stämme, ganz dem Handel lebend, konnten in wunderbarer Weise die einzelnen Kräfte ausbilden, welche das Wesen und Leben des Handels bilden. Die Influenz solcher Handelsstämme und die Einwanderung derselben in Ackerbaustaaten hat dann den Handel zu einer

höheren Socialfunction der Staaten selbst erhoben. Mit dem Handel kam erst das Geldwesen, echten Sinnes, mit dem Handel kam der Geist des Capitalisirens, der Geist warmblütigen wirthschaftlichen Fortschrittes und der Trieb zu einem rastlosen Unternehmungswesen in die nüchternsten, wie kühnsten Formen ökonomischen Lebens. Wie die Handelsstämme einst Organe internationaler Vermittlung der Menschheit waren, so sind die Handelsstände Organe der Gesellschaft selbst geworden.

Mit der Herrschaft der mittelalterlichen Stände, der Geistlichkeit und des Adels nahm es ein Ende, als sowohl durch den fortschreitenden Entwicklungsgang der Bildung, wie auch durch die Erfindungen der Buchdruckerkunst und des Schiesspulvers, jeder Bürger, mindestens bis zu einem erheblichen Grade, sein eigener geistlicher, wie militärischer Beschützer werden konnte. Nicht blos der eigenen Stärke, sondern auch der Schwäche bei den Uebrigen und dem socialen Bedürfnisse verdankten die mittelalterlichen höheren Stände ihre Herrscherstellung. Als der Staat durch Beamte regiert, durch Soldaten vertheidigt werden konnte, ging das Adelsregime zu Ende.

In der heutigen wirthschaftlichen Gesellschaft bekleidet das Unternehmungscapital ein ähnliches Amt, wie einst der Feudaladel im Staats- und Wirthschaftsleben inne hatte. In den Zinsen und Profiten beziehen Capital und Unternehmen eine Art von Rente oder Zehent. In den Etablissements der Production herrscht der Unternehmer als eine Art König aus eigenem Rechte, wie der Feudalherr einst auf seinem Gute. Doch ist die Herrschaft des Unternehmers rein auf das Wirthschaftliche und Geschäftliche beschränkt. Weder eine politische, noch eine Familienhoheit besitzt der Unternehmer über die von ihm besoldeten Kräfte. Solche Arten der Hoheit geben erst dem Feudalismus sein eigentliches Wesen und Gepräge.

Die Stellung sowohl, welche heute den Unternehmern, den selbstständigen Geschäftsleuten zufällt, als auch die Zinsen und Profite, welche dem Capitale zufallen, werden von den Socialisten als Usurpationen und als Formen, wenn auch legaler, so doch im Wesen räuberischer Ausbeutung der Arbeit verdammt. Die Gesellschaft hat sich von der Herrschaft des Feudaladels befreit; sie möge sich ebenso von der Herr-

schaft des Unternehmungscapitals und des Capitals überhaupt befreien. Die Functionen des Unternehmers wären vom Staate durch Beamte oder von den Gemeinden und den Vereinen der Gemeinden in autonomer Weise zu besorgen. Und wie einst durch das System der Grundablösung ein grosser Theil des Bodens zu tributfreiem Eigenthum der einst leibeigenen, später hörigen Bauern gemacht wurde, so sollen alle Fabriken, Maschinen, Eisenbahnen, Zinshäuser, Aecker u. s. w. zu Communal- und Staatseigenthum gemacht werden. Die Communen und der Staat würden auf diese Weise alle Productivcapitalien in Gemeinbesitz verwandeln, und die Geschäfte der heutigen Unternehmer würden von gewählten oder ernannten Verwaltungsbeamten besorgt werden. Für lange Zeit müsste die Production freilich die Zinsen aufbringen für alle heutigen Capitalisten, deren Capitale in den Gemeinbesitz übergegangen sind. Aber von nun an würden keine neuen Capitalisten erstehen. Die Gesellschaft hätte ja alle Capitalien zur Verfügung; sie brauchte Niemandes Capital und hätte also nicht an neue Gläubiger Zinsen zu entrichten.

Was steht nun, fragen wir, der Ausführung dieser Pläne entgegen, und was wäre von einer möglichen Ausführung derselben zu erwarten? Unter die Hindernisse, nach denen wir fragen, ist nicht der Widerstand der Capitalisten selbst zu rechnen. Denn nur um Hindernisse, welche aus dem Wesen der Wirthschaft und der Zeit stammen, handelt es sich hier. Nicht ob die Expropriation und Ausseramtsetzung der heutigen Beherrscher des Wirthschaftslebens ausführbar sei, sondern ob das System, welches folgen sollte, sich wirthschaftlich halten könnte, ist das, was wir zu erwägen haben. Ist es ebenso leicht, das Capitalisirungs- und Unternehmungswesen durch Beamte oder gewählte Räthe besorgen zu lassen, wie etwa die politische und die militärische Verwaltung?

Dem einstigen Feudaladel sind nicht die wirthschaftlichen Functionen des Bodenbesitzers abgenommen und an Beamte übertragen worden. Nur seine politischen und militärischen Functionen fielen dem Staate zu. Auch wurden nicht irgend beliebige Arbeiter oder Beamte berufen, den Anbau des

befreiten und abgelösten Bodens zu übernehmen. Der Bauer, welcher ja schon thatsächlich als Geschäftsmann, als Leiter des von ihm für die Versorgung des eigenen Hauses betriebenen Bodenbaues fungirte, wurde nur zum freien Herrn eines Bodenstückes erhoben. Der Bauer war durch seine Arbeit und sein Leben befähigt, die Function zu übernehmen, welche nun der kleine Bodeneigenthümer zu besorgen hat. Der Staat konnte andererseits durch Beamte und Soldaten die übrigen Functionen besorgen lassen, welche bis dahin vom Grundbesitzer versehen wurden.

Befinden sich nun heute die Arbeiter in ähnlicher Situation dem Capitalisten und Unternehmer gegenüber? Können sich die Arbeiter mit dem Staate in die Functionen theilen, welche heute den Capitalisten und Unternehmern zufallen? Nicht das ist die Frage, ob etwa einzelne Arbeiter fähig wären, an die Stelle des Geschäftsmannes zu treten, und ob der Staat in einzelnen Zweigen des Wirthschaftslebens als Leiter fungiren könne? Die Frage ist die, ob die Gesammtheit der Arbeiter schon der Capitalisten und Unternehmer entrathen könnte; ob der Staat die gesammte Industrie ebenso, wie das Post-, Telegraphen- und etwa das Eisenbahnwesen, durch ein Beamtenthum wirthschaftlich gut zu führen vermöchte?

Versehen heute die Capitalisten und Unternehmer in ihrer Gesammtheit solche Functionen, welche schon vom Staate und den Communen, von ernannten oder gewählten Beamten übernommen werden könnten? Das ist der Kern der Frage; um die Beantwortung dieser Frage handelt es sich, wenn über die Ideen der Socialisten entschieden werden soll. Wären die Unternehmer und Capitalisten wirklich schon überflüssig geworden, dann würde ihr Regime ebenso leicht zusammenbrechen, wie das einstige Regime des Feudalismus. Ja noch mehr. Die Aufgabe, dem Capitalismus ein Ende zu bereiten, wäre eine beiweitem leichtere. Der Capitalismus ist nicht durch Privilegien geschützt, wie der einstige Feudalismus. Er erweckt nicht im Volke jene tiefen Gefühle der Verehrung vor etwas Höherem, welche einst dem Adelthume gezollt wurden. Er hat auch von sich selbst nicht jene hohe Meinung, welche der Adel von seiner eigenen Mission hegte. Der Stand der Capi-

talisten und Unternehmer ist auch kein geschlossener und anderen Ständen verschlossener. Endlich, was als wichtigstes Moment in's Auge zu fassen ist, die Classe der Capitalisten und Unternehmer besitzt kein dynastisches Gefühl; ein Gewinn in der Gegenwart bedeutet ihr unendlich mehr, als die sociale Stellung ihrer Urenkel. Wenn ein Capitalist oder Unternehmer als Glied einer Actiengesellschaft oder Wirthschaftsgenossenschaft sein Vermögen rentabler machen kann, so verzichtet er gerne auf seine bisherige Stellung als freier Einzelunternehmer. Die Classe der Unternehmer und Capitalisten setzt dem Bilden von Actiengesellschaften und Productiv-Genossenschaften keinen Widerstand entgegen. Sie ist nicht darüber in Sorge, dass die Ausbreitung des Actien- und Genossenschaftswesens nach und nach allem privaten, d. h. Einzel-Unternehmungswesen, ein Ende bereiten könne. Die Unternehmerstellung ist ja kein Privileg, welches sich, wie die Stellung eines Feudalherrn, auf Enkel und Urenkel vererben liesse.

Keines von Beiden ist heute noch der Fall. Weder ist das gesammte industrielle und commercielle Leben so hoch entwickelt, dass es in bureaukratischer Weise durch den Staat und sein Beamtenheer administrirt werden könnte; noch ist die nicht capitalistische Bevölkerung zu jener wirthschaftlichen Reife gelangt, dass sie in societärer Weise das gesammte Industrieleben zu leiten vermöchte, sobald sie nur über die nöthigen Capitalien verfügen könnte. Erweist doch die Erfahrung für Jedermann, der nicht absichtlich sein Auge verschliessen will, dass das Actienwesen und die genossenschaftliche Production selbst in jenem Umfange, in welchem sie schon zur Anwendung kamen, sich noch nicht zu erhalten vermögen. Und doch sind es ja erst wenige Gebiete der Production, auf welchen man diese Formen der Capitals- und Arbeits-Association zu erproben wagte. Viele Zweige des Wirthschaftslebens gibt es, welche heute für das Actienwesen noch durchaus kein Feld des Versuches und der Uebung bieten. Zudem sind es bisher in der Regel Geschäftsleute, Handwerker etc. gewesen, welche es mit diesen Associationsformen versuchten. Die Actionäre und Mitglieder der Productiv-

Genossenschaften sind bisher, wenigstens zum grössten Theile, Leute, welche das Wesen des Geschäftes einigermassen aus Erfahrung kennen. Trotz dieser Einschränkungen bei den Versuchen mit dem Actien- und Genossenschaftswesen ist die Ausbreitung dieser Wirthschaftsformen mit Erschütterungen, Zusammenbrüchen und Rückgängen verbunden. Ja, die Formen der Actiengesellschaft und der Productivgenossenschaft haben sich bisher in vielen Fällen als ein Mittel erwiesen, durch welches der grössere Capitalist die kleineren Capitalisten, der in allen Irrwegen der Speculation Bewanderte die minder gewandten Mitglieder zu Objecten der Ausbeutung macht.

Man erwäge nun, wie alles nüchternen und gesunden Sinnes bar die Anschauung ist, dass unser gesammtes Wirthschaftsleben durch Capitalien, welche der Staat der Arbeiterclasse zur Verfügung zu stellen hätte, in die Formen der Actiengesellschaft oder der genossenschaftlichen Production gebracht werden sollte, um uns von allen socialen Uebeln unserer Zeit, von Krisen und Massen-Elend zu befreien! Und dieses Ziel wird den Arbeiterclassen als ein solches hingestellt, welches heute schon durch Hilfe der Politik, der Agitation und des Kampfes gegen die Unternehmerclasse erreicht werden soll. Als könnte die politische Agitation bewirken, dass ein Wirthschaftsregime, welches kaum noch für einen Theil des Productionslebens sich als angemessen erweist, plötzlich allen Zweigen der Arbeit und dem gesammten Socialleben überhaupt ganz entsprechen würde. Als könnte es eine Wirkung der Agitation sein, allen Gliedern der Gesellschaft, allen Theilen der Volksmasse jene geschäftlichen und moralischen Eigenschaften zu verleihen, deren sie bedürften, wenn sie Alle als Unternehmer, als Geschäftsleute fungiren sollten.

Die Mitglieder einer Productivgenossenschaft müssen in der That Geschäftsleute sein, wenn sie nicht wirthschaftlich die Beute eines oder einiger Genossen werden, wenn nicht das Unternehmen vom Zusammensturze bedroht und betroffen werden soll. Aber selbst jene Qualitäten, durch welche der einzelne selbstständige Handels- oder Gewerbsmann sich zum Geschäftsmanne eignet, reichen nicht aus, ihn zu einem wirklich tauglichen Mitglied einer demokratisch und autonom ge-

stalteten Productivgenossenschaft zu machen. Leiten-, Befehlen- und Speculirenkönnen reichen hier nicht aus. Hier bedarf es auch der Fähigkeit harmonischen Anschlusses an die Genossen; hier bedarf es der Kunst des Sicheinfügens und der Unterordnung unter das Ganze, ohne dass dadurch die Fähigkeit für Leitung verloren ginge.

Selbst aber wenn wir annähmen, dass alle Gebiete der Production in die Formen des Actienwesens und der genossenschaftlichen Unternehmung gegossen werden könnten, selbst wenn wir annähmen, dass die technische und commercielle Entwicklung aller Gewerbe einst eine so hohe sein würde, dass sie die genossenschaftliche Unternehmungsform vertragen würden, wenn wir annähmen, dass das Actienwesen und die genossenschaftliche Unternehmungsform technisch und rechtlich so durchgebildet wären, dass sie leicht auf alle Gebiete der Production und im weitesten Umfange anwendbar würden: so wäre noch immer nicht das Reich allgemeiner societärer Production zu verwirklichen, denn es bedürfte noch einer Bevölkerung, welche, ihrer übergrossen Mehrzahl nach, in wirthschaftlicher, geschäftlicher und moralischer Hinsicht, so gereift und disciplinirt wäre, um ein derartig demokratisch-autonomistisches Wirthschaftsleben dauernd führen zu können. Ein unreifes Volk würde unter einem genossenschaftlichen Wirthschaftsregime entweder allen Unternehmungsgeist ertödten müssen, wenn es die wirthschaftlich Tüchtigen nicht emporkommen lassen wollte, oder es würde zu einer despotisch beherrschten Heerde einiger Wirthschaftsgenerale herabsinken. Die höchsten Officiere des Wirthschaftslebens würden auch das politische Regime an sich reissen, und eines der schärfsten tyrannischen Regierungssysteme von allen, die je in der Culturwelt dagewesen, würde geboren werden.

Die heutigen Unternehmer sind in der That Officiere und Generale der producirenden Armee. Aber nur die wirthschaftliche Führung ist in ihren Händen; sie besitzen keine Macht über die Arbeitenden ausserhalb der Werkstätte, keine sociale oder politische Macht. Diese Officiere oder Generale werden weder gewählt noch ernannt. Sie herrschen im All-

gemeinen von Gnaden ihrer Fähigkeit, ihres Besitzes und des thatsächlichen Bedürfnisses. Taugen sie nicht für ihr Amt und ihre Stellung, so werden sie von schärferer Strafe betroffen, als ihnen eine staatliche Autorität auflegen würde. Sie werden cassirt, nachdem sie auch ihren Besitz in ihrem Amte eingebüsst haben. In der Regel müssen sie — wenn sie durch ihr Vermögen, das sie einsetzen, nicht genug Bürgschaft bieten — sich einer Art Prüfung, betreffend ihren Charakter und ihre Fähigkeit zur Amtsführung, unterziehen. Als Prüfende fungiren Diejenigen, welche durch die Amtsführung des Genossen in ihrem Besitze und selbst in ihrer Stellung direct betroffen werden, Alle nämlich, welche ihm Credit zu gewähren haben. Eine richtigere und, im guten Sinn, strengere Prüfungsweise ist kaum zu ersinnen. Da gibt es weder Nachsicht, noch Protection. Das Geschäft verträgt desgleichen nicht. Beim Geschäft hört auch die sogenannte Gemüthlichkeit auf.

Im Grossen und Ganzen kann behauptet werden, dass die Classe der Unternehmer heute jene Stellung im socialen Organismus einnimmt, die ihr gebührt. Formell steht Jedermann das Recht zu, als Unternehmer, als selbstständiger Geschäftsmann, als Arbeitsgeber, als Chef eines producirenden Etablissements zu fungiren. Wenn wir aber in das wirkliche Leben blicken, so werden wir leicht erkennen, dass sich, von ausserordentlicher individueller Beanlagung abgesehen, die Unternehmer oder selbstständigen Geschäftsleute, ihrer weitaus grössten Majorität nach, aus solchen Familien recrutiren, welche für das Gedeihen der einem Geschäftsmanne oder Unternehmer nöthigen Qualitäten den rechten Boden abgeben. Die Kunst des Lesens und Schreibens und selbst eine tüchtige Bildung des Geistes und Gemüthes, auch die Kenntniss der Buchführung u. dgl. geschäftlicher Disciplinen, machen noch keinen Geschäftsmann. Auf der heutigen Stufe wirthschaftlicher und socialer Entwicklung muss der Patron, der Chef eines Geschäftes, einer Fabrik u. s. w. gewisse intellectuelle und moralische Instincte — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — für die Wahrnehmung sowohl, wie für das Streben und Agiren besitzen, Instincte, welche angeboren oder doch aus der Atmo-

sphäre, in der man gelebt hat, vom häuslichen Herde her, aus der Familientradition erworben sein müssen.

Der moralische und geistige Charakter des Geschäftsmannes bedarf einer Constitution, welche nicht Jedermann — etwa durch Schulbildung — sich zueigen machen kann. Ja, ursprünglich, in zurückliegenden Jahrhunderten, gehörten die bedeutenderen, und oft auch die kleinsten Handelsleute, Bankiers, Finanzkräfte u. s. w. bestimmten Volksstämmen und Rassen an, solchen Volksstämmen, welche entweder schon die specifischen Anlagen für den Beruf capitalistischer und kaufmännischer Thätigkeit besassen oder durch geographische und historische Verhältnisse verlockt und selbst auch genöthigt waren, sich dem Betriebe des Handels und Geldmachens vorzüglich zuzuwenden. Erst nach und nach wurden auch Theile anderer Völker, besonders der Culturvölker, vom geschäftlichen und capitalistischen Sinn und Geist mehr oder minder getränkt und durchdrungen.

Geist der Initiative, eindringender Blick, rastloses Vorwärtsstreben, elastische Schmiegsamkeit, ökonomischer Scharfsinn, unverdrossene Beharrlichkeit, Drang nach dem Grossen und dabei ein Beachten, Schätzen und Berechnen des Geringsten und verwandte wunderbare wirthschaftliche Qualitäten sind es, welche durch das Handels- und Geldwesen, durch die capitalistische Classe, nach und nach in die grosse Industrie, in das Gewerbe und bis zu einem gewissen Grade selbst in die Landwirthschaft eingedrungen sind. Das gesammte Wirthschaftsleben empfing dadurch einen kräftigeren Pulsschlag, eine höhere Wärme, eine grossartigere Nervenentwicklung. Aus einem Pflanzenleben ist gleichsam ein Thierleben geworden, aus einem kaltblütigen, mehr träg beharrenden hat sich ein höherer, warmblütiger, vom Geist des Fortschritts durchdrungener Organismus des europäischen Wirthschaftslebens herausgebildet. Alle Gebiete der Production bedürfen auf heutiger Cultur- und Lebensstufe des gekennzeichneten, von spontanem Leben erfüllten Geschäftsgeistes. Weil dies nun nothwendig, und weil dieser Geist noch nicht in allen Theilen des Volkes genügend ausgebreitet ist, darum spielen jene Classen, in welchen dieser Geist in vollem Masse lebendig ist, eine so

bedeutende und gewissermassen auch herrschende Rolle in unserer Gesellschaft, in unseren Zeiten.

Ich weiss nicht, ob wirklich, wie manche Denker behaupten, jeder Mensch und jeder Stand die Laster seiner Tugenden besitzen müsse. Aber das scheint mir gewiss, dass aus gewissen Gegensätzen, welche zwischen Menschen und Ständen bestehen, auf beiden Seiten, selbst aus den Tugenden auch Laster entstammen. Wenn dem Energischen der Beharrende, dem Gewandten und Klugen der unbeholfene Naive, dem muthig Vordringenden der sich leicht Bescheidende gegenübersteht, dann mag es oft kommen, dass diese Gegensätze sich noch weiter zuschärfen, wie dies auf physikalischem Gebiete geschieht, wenn ein elektrisch positiver sich einem elektrisch negativen Körper annähert. Die Polarisirung steigert sich zu höheren Graden. Aus dem Bescheidenen wird ein schüchterner, misstrauischer, allzu resignirter Charakter, aus dem muthig Vordringenden gar oft ein unverschämter Frechling. Ja man könnte zu dem Glauben kommen, dass es in der Welt nur soviel Frechheit auf der einen, als schwächliche Bescheidenheit auf der anderen Seite gibt, und dass die allzu Gutmüthigen, die sich diese Qualität als Tugend anrechnen, gleichsam naturnothwendig, die Urheber aller Frechheit sind, die in der Welt existirt. Der Kraftverzicht des Einen scheint die lasterhafte Ueberkraft des Anderen nicht nur zu wecken, sondern auch zu ernähren. Man wird wohl den Gedanken zu kühn finden, dass die Laster — oder doch viele Lastergattungen — aus derartigen Polarisationen stammen, und dass die Vermählung und Neutralisation entwickelter Gegensätze das Leben auf eine höhere Stufe hebt und den Lastern ein Ende bereitet. Doch werden Jene dieser Idee viel Wahrheit zuschreiben müssen, welche mit forschendem Blick und von allem Parteigeist freiem Auge in den Lauf und Geist der Menschheitsgeschichte sich versenken.

Die Geschichte führt nach und nach neue und andere Stände zu herrschender Stellung empor. Die ersten Anfänge der Cultur waren wohl mit der Erhebung eines herrschenden Kriegerstandes verbunden. Diese Erhebung hatte als erste Folge, dass die Gesellschaft als Ganzes an Kriegstüchtigkeit

gewann, dass aber die beherrschten Massen an kriegerischem Sinne verloren. Bei den Herrschenden entwickelten sich Krieger- und Herrschertugenden, bei den Beherrschten jene Tugenden, welche sich mehr in einem bescheidenen, friedlichen und arbeitsamen Leben entwickeln können. Diese Entwicklungen sind leicht zu begreifen. Man wird aber nicht minder leicht einsehen, dass auf Seite der kriegerischen, muthigen, herrschenden Classe in Friedenszeiten bestimmte Arten von Lastern, wie Hochmuth, Genusssucht u. s. w. sich herausbilden; dass ebenso auf Seite der Beherrschten naturgemäss Feigheit, unritterlicher Sinn u. dgl. Qualitäten leicht gedeihen werden.

Mit dem Fortschreiten der Cultur jedoch verliert der Kriegerstand immer mehr von seiner herrschenden Stellung, ohne dass die Nation darum an kriegerischer Tüchtigkeit einbüsst. Aus dem Kriegerherrscher wird ein kriegerisches Organ, welches sich dem Socialorganismus harmonisch eingliedert, sich dem Ganzen auch unterordnet. Ja noch mehr. Die Function des Kriegerstandes übergeht nach und nach — beispielsweise durch die allgemeine Militärpflicht — wieder an die ganze Nation. Abermals stellt sich kein Rückgang, sondern ein Fortschritt nationaler Kriegstüchtigkeit ein.

Ein zweiter Stand, der sich zuerst neben dem Krieger zu herrschendem Range erhob, war wohl das Priesterthum. Der Priester war nicht blos der Mann, welchem der religiöse Cultus als Amt zufiel; der Priester war auch der Arzt, der Rechtskundige, der Historiker, der Naturforscher, der Astronom — kurz der Mann des Geistes. Alle höheren geistigen Functionen der Gesellschaft waren in dem neben dem Kriegeradel herrschenden Priesterstande concentrirt. Das geistige Leben im Ganzen musste durch diese Absonderung einer Classe von Rittern des Geistes gewinnen. Die Hingebung an das ideale Leben konnte in dem herrschenden Priesterstande herrliche Blüthen entfalten. Im übrigen Volkskörper, im Kriegeradel wie im Volke, entwickelten sich die Anlagen zum Glauben und jene Zucht, welche daraus erwuchs, dass die materielle Kraft einer idealen Autorität sich beugen lernte. Der Priester blieb jedoch ein Mensch. Seine exceptionelle Stellung musste manche Seite des Charakters vergiftend afficiren. Priesterhochmuth und

Priesterfanatismus konnten nicht fern bleiben, selbst wenn noch nicht Heuchelei neben anderen Formen sittlicher Entartung einriss. Im Volke wieder konnten sich eigene Arten Schwächen fortbilden, welche aus gläubiger Hingebung an menschliche Autoritäten und aus Verzicht auf eigene Einsicht, aus Verzicht auf eigene Lenkung des Gewissens sich ergeben müssen.

Auch die Herrschaft eines Priesterstandes währte nur solange, als das sociale Leben einer solchen Herrschaft bedurfte. Es sonderten sich vorerst viele geistige Berufsstände vom Priesterthume ab, die Aerzte, die Juristen, die Lehrer etc., welche sich dem Socialorganismus, mehr gehorchend, einordneten. Die geistige Herrschaft des Priesterthums musste schon dadurch an Bedeutung und Kraft verlieren, dass nun der übrige Volkskörper des geistigen Lebens minder ledig war, und dass der Priesterstand weniger geistiges Leben in sich concentrirte. Je mehr der Geist in alle Classen der Gesellschaft eindringt, je mehr die moralische Selbstständigkeit des Volkes sich hebt, desto mehr erblüht das geistige und moralische Leben der Menschheit und in desto geringerem Maasse ist das Bedürfniss einer geistlichen Herrschaft vorhanden. Die Geistlichkeit verliert nach und nach die Fehler ihres Standeslebens, und in allen Theilen der Nation lebt jener ideale Sinn auf, welcher auf früherer Stufe nur in den Rittern vom Geiste, in Priestern, Forschern, Dichtern, Künstlern etc., einen reichen Boden des Wachsthums fand.

Vom historischen Standpunkte kommt der Herausbildung einer Classe, welche sich gleichsam von einem mächtigen Instinct getrieben fühlt, aus Geld mehr Geld, aus Capital immer mehr Capital zu machen, eine ähnliche Bedeutung zu, wie den Classen der Krieger und der Geistlichkeit. Der Capitalismus ist der in einer gesellschaftlichen Classe gleichsam incarnirte Trieb der Reichthumsvermehrung. Nicht um der Gesellschaft willen, wenigstens nicht in der Regel, weihten sich Capitalist und Unternehmer dieser Aufgabe. Aber sie fungiren so als wenn sie für einen solchen höheren Zweck enthusiasmirt wären. Nicht der Genuss, nicht der Besitz, nicht die Macht ist es, was die capitalistische Natur entflammt oder befriedigt. Auch ist es nicht ein bestimmtes Werk, eine urbar

gemachte Wüstenei, eine Eisenbahn, welche die fernsten Länder verknüpft und über mächtige Urgebirge kaum übersehbare Güterlasten dahinträgt, was dem Capitalisten als ersehntes Ziel vorschwebt. Aus Reichthum mehr Reichthum machen, aus Geld mehr Geld, das ist das Ideal, das ihn belebt. Arbeit, Plage, Forschung, Erfindung, Genie sind ihm nur dienende Werkzeuge. Keines Standes Consum dürfte im Verhältniss zur Consumtionskraft so gering sein, als jener der echten Capitalisten. Sein Egoismus scheint starrer zu sein und einen grösseren Umfang zu haben, als der eines anderen Menschen von Beruf. Sein Streben scheint ganz materieller Art zu sein. Und doch handelt er so, als wäre er nur ein Organ, von höherer Autorität bestellt, ein Organ, das nicht für sich, sondern für den Reichthum der Menschheit sorgen soll. Er geizt und giert nach Profit, nicht um zu geniessen, auch nicht um blos zu sammeln. Der Profit soll zum grössten Theil in Capital, in eine Quelle neuen Reichthums, neuer Arbeit und Production umgewandelt werden.

Was ist damit bedeutet, wenn gesagt wird, jener Capitalist habe ein Jahreseinkommen von zehn Millionen? Ist damit gesagt, dass er zehn Millionen verzehre, dass er eine grosse Dienerschaft und müssige Leute erhalte? Nein, nur einen relativ kleinen Theil verwendet er für solche Zwecke. Der grösste Theil dieses Einkommens wird Eisenbahnbauten, Eröffnung von Bergwerken, der Vermehrung von Baumwoll- und Leinenstoffen u. s. w. zugewendet. Das Einkommen verwandelt sich in Werke, welche dem Leben der Nation dienen, in Löhne und Gehalte von Arbeitern, Ingenieuren u. s. w., welche für die Gesellschaft produciren. Er wird der Eigenthümer all' dieser Werke, Löhne, Gehalte u. s. w. genannt. Er ist aber in der That nur der Verwalter socialer Güter, welche der Gesellschaft dienen. Rastlos ist er bestrebt, diese Güter zu vermehren, damit er sich Eigenthümer noch riesigerer Güter dünke.

Es ist fraglich, ob heute ein bestellter Director mit solchem riesigen Functionsgebiet, ohne die Einbildung, Eigenthümer zu sein, eben so enthusiastisch seiner Aufgabe obliegen und ob er ein geringeres Gehalt beanspruchen und erhalten würde,

als die Summe, welche von jenem Millionär verzehrt wird. Man darf nicht blos Einzelfälle in's Auge fassen. Man frage sich vielmehr, wie es aussehen würde, wenn alle Capitalisten und Unternehmer, vom kleinen Krämer an bis hinauf zum grössten Eisenbahn-Unternehmer, in Directoren und Verwaltungsräthe umgewandelt würden. Man vergesse aber nicht, dass alles Einkommen, welches von den Unternehmern nicht consumirt, sondern in Capital verwandelt wird, nur scheinbar Eigenthum der Bezieher wird. Die Unternehmer, die selbstständigen, riskirenden Geschäftsleute werden von der Gesellschaft gleichsam mit einem idealen Preise bezahlt. Nicht um des zu erhoffenden grösseren Consums willen, zieht eine gewisse Classe Menschen es vor, als selbstständiger Geschäftsmann, statt als besoldeter Arbeiter oder Beamter zu fungiren. Die Stellung als selbstständiger Geschäftsmann ist es, die Mancher schätzt; das Naturell ist es oft, was bei ihm entscheidet, auch der Trieb zum Profitmachen, wenn es auch nur beim Profitiren immer bleibt, wenn auch kein Genuss durch vermehrtes Consumiren folgt.

Solange nun der Trieb zur Capitalisation und zum Unternehmen, sowie die Fähigkeit für diese Functionen nur in einer bestimmten Classe der Nation lebendig sind, müssen auf der einen Seite alle Untugenden und Ueberspannungen einseitiger Entwicklung, auf der anderen Seite die Untugenden und Schwächen sich offenbaren, welche die unvermeidliche Folge des Fehlens zur Zeit nothwendiger wirthschaftlicher Fähigkeiten sind. Dazu kommen noch auf beiden Seiten gewisse, einander gegenseitig hervorrufende Charakterfehler, welche entstehen, wenn Ueberklugheit und Ueberenergie einer gewissen Naivetät und trägem Sichgehenlassen gegenüberstehen.

Diese heute noch bestehenden Gegensätze sind die Folge einer Art socialer Arbeitstheilung, welche bestimmt ist, die Lösung einer historischen Aufgabe zu vollbringen und dann zu verschwinden. Die social berechtigten und wirthschaftlich so hoch bedeutungsvollen Triebe und Fähigkeiten der Capitalistenclasse müssen, nach und nach, bis zu einem gewissen Grade in alle wirthschaftlichen Classen überströmen. Dann wird auch ein Strom jener vorzüglichen Charakterzüge, welche anderen Classen, so dem Handwerker, dem echten Landwirthe eigen

sind, in die Seele und in das Leben der capitalistischen Classe überfliessen. Was organisch getrennt, an Classen vertheilt, auf beiden Seiten, zum Theil, als Entartung erscheint, wird, organisch geeint, in allen wirthschaftlichen Classen als volle, energie-, maass- und harmonievolle ökonomische und gesellschaftliche Tugend sich bewähren. Nicht jede Art socialer Arbeitstheilung ist bestimmt, für alle Zeiten sich zu erhalten. Nicht für immer sollte das Ritterthum des Geistes im Priesterthum, das kriegerische und sociale Ritterthum im Adel concentrirt bleiben. Ebenso ist auch die Concentrirung des Capitalisations- und Unternehmungsgeistes in einer socialen Classe nur eine historische, eine vorübergehende Phase des socialen Lebens, eine Phase, die ihre Mission in der Geschichte zu erfüllen und dann anderen Lebensgestaltungen Platz zu machen bestimmt ist.

Wenn unsere historische Betrachtungsweise eine nicht unrichtige ist, dann können wir dem Socialismus wohl ein richtiges Gefühl in der sachlichen, aber nicht ein richtiges Gefühl in der zeitlichen Frage beimessen. Nicht nur die Socialentwicklung überhaupt, sondern auch speciell die moderne wirthschaftliche Entwicklung zeigt uns in der Zukunft eine Gesellschaftsform, welche nicht mehr die Trennung des Capitals von der Arbeit, wie sie heute besteht, aufrecht erhalten wird. Es wird nicht Classen geben, welche, des Capitalisations- und Unternehmungsgeistes bar, unter der Herrschaft einer Classe stehen werden, welche diesen Geist in sich concentrirt. Hiemit ist nicht gesagt, dass dann alle Menschen gleich tüchtig in diesen Richtungen sein werden. Obwohl die Priesterkasten geschwunden sind, stehen dennoch nicht alle Menschen in geistiger und idealer Richtung auf gleich hoher Stufe. Obwohl heute keine politische Kaste mehr besteht, die civilisirten Völker politisch mündig sind, so sind doch nicht alle Menschen politisch gleich gereift und gleich befähigt. Aber die Differenz zwischen Einst und Jetzt ist dennoch eine immense. Wenn man die wirthschaftliche Entwicklung in's Auge fasst, so drängt sich die Ueberzeugung auf, dass es auch auf wirthschaftlichem Gebiete ein Reifen des Volkes gibt, ein Reifen in Beziehung auf jene wirthschaftlichen Fähigkeiten, durch

welche die Classe der Capitalisten und Unternehmer, oder die sogenannte Bourgeoisie heute so sehr hervorragt. Solche Reifung ist eine jener wesentlichsten Bedingungen, welche zur Verschmelzung des Unternehmungs- und Capitalisationswesens mit dem Arbeiterthume führen werden.

Wir haben es versucht, das System der freien Concurrenz, das System der Bestimmung der Preise, Löhne, Zinsen u. s. w. als ein den Zwecken der Socialwirthschaft entsprechendes zu erweisen. Wir haben den historischen Ursprung und die Entwicklung der capitalistischen Wirthschaft zu beleuchten uns bemüht, und sind durch diese Erklärung auch zu einer historischen Rechtfertigung des capitalistischen Systems gelangt. Wir haben gefunden, dass selbst, wenn in ferner Zukunft das gesammte Productionswesen parlamentarisch geleitet und von Seite der Gesellschaft geradezu in das Gebiet der Staatsfunctionen aufgenommen würde, dass auch dann noch die heutige Scheidung des directen wirthschaftlichen Einkommens in Lohn oder Gehalt, Zinsen und Gewinne aufrecht zu halten sein würde. Wir haben gefunden, dass die bevorzugte und herrschende Stellung, welche in der modernen Wirthschaft der Bourgeoisie zugefallen ist, nicht als eine blos brutale historische Thatsache, nicht als eine blosse Usurpation der capitalreichen Classe erklärt werden könne.

Aber mit allen diesen Nachweisen, Erörterungen und Rechtfertigungen ist nicht erwiesen, dass unser heutiges Wirthschaftssystem ein durchaus gesundes sei und all' dem entspreche, was die Gesellschaft — selbst auf rein socialökonomischem Standpunkte — von einer modernen Wirthschafts-Organisation fordern muss. Es ist nicht erwiesen, dass wir das gesammte sociale Wirthschaftsleben dem Kräftespiel des Angebotes und der Nachfrage, welches sich auf dem Markte von selbst ergibt, ganz und gar überlassen müssen, wie die alte capitalistische Theorie der Volkswirthschaft entschieden hat. Es ist nicht erwiesen, dass jede, wie immer geartete, Besserung in der Lage der Massen zu einer Ueberpopulation führen müsse, welche naturnothwendig neues Elend als Consequenz mit sich bringt.

Wir stimmen darin mit den Socialisten überein, dass wir an die Möglichkeit glauben, ja von der Möglichkeit überzeugt sind, dass die Culturwelt vom Massen-Elend, soweit dasselbe nicht von den Elenden selbst verschuldet ist, befreit werden solle, befreit werden könne und befreit werden müsse. Wir bekämpfen aber auf das Nachdrücklichste die Theorie, dass die Existenz eines Zins- und Gewinn-Einkommens, dass die Existenz des Profitprincipes überhaupt die Nothwendigkeit des Massen-Elendes mit sich führe. Wir müssen die Lehre, dass Zinsen und Profite, ohne Rücksicht auf ihre Höhe, aus einer Beraubung der Arbeit stammen, für eine von Grund aus falsche erklären.

Diese Sätze werden, soweit dies nicht schon in dem bisher Entwickelten geschehen ist, durch die folgenden Betrachtungen begründet werden: Durch eine kurze Erörterung der Hauptursachen des heutigen Elendes, durch eine Würdigung mancher bereits erkannter Wege zur Schwächung oder Vernichtung der Hauptquellen des Massen-Elendes. Wir werden hierbei Gelegenheit finden, einige dieser von uns angegriffenen theoretischen Sätze der capitalistischen, wie der socialistischen Lehre zu beleuchten und zu widerlegen.

Die moderne Wirthschaft wird — wie jedem Gebildeten bekannt — nicht blos zuweilen und gleichsam zufällig, sondern periodisch, mit einer gewissen Regelmässigkeit von Fiebern und Krisen heimgesucht. Wie auf der weiten, die Erde umschliessenden See gibt es auf dem Meere der Wirthschaft abwechselnd Ebbe und Fluth. Eine Art fatalistischer Wirthschaftslehre ist bereit, zu glauben, dass menschliche Einsicht und menschlicher Wille über die Gezeiten des Wirthschaftslebens ebensowenig Macht besitze, wie über die Gezeiten des Meeres. Wie die Anziehung der Sonne und des Mondes die Wasserhülle des sich umwälzenden Erdballes in auf- und abwogende Bewegung versetzt, so — wird von der bezeichneten Lehre behauptet — woge auch das Wirthschaftsleben auf und nieder unter dem Anspannen und Abspannen der socialwirthschaftlichen Kräfte. Zeiten des Aufschwunges und Zeiten wirthschaftlichen Niederliegens sollen einander so nothwendig folgen,

wie das Wachen und das Schlafen. Die Wissenschaft und Kunst der Politik und des socialen Lebens werde diesem Vorgange, diesem Naturprocesse gegenüber für alle Zeit hilflos bleiben.

Eine tiefere Erforschung des Wirthschaftslebens kann dieser Anschauung durchaus nicht zustimmen. Das blosse Auf- und Abwogen der Socialkräfte würde noch nicht jene Zusammenbrüche herbeiführen, die wir als Krisen kennen. Erst das moderne Wirthschaftsleben hat zu spontanen, aus dem Getriebe der Wirthschaft selbst sich ergebenden allgemeinen Fiebern und Krisen geführt. Und die Gründe dieser Erscheinung sind auch zu erkennen. Der Umfang, die Grossartigkeit und Intensität des wirthschaftlichen Lebens hat sich in überaus raschem Tempo und in unübersehbarer Weise gesteigert. Die sociale Organisation der Wirthschaft jedoch vermochte nicht in gleich beschleunigtem Rhythmus dieser Entwicklung zu folgen. Ja noch mehr. Die moderne Gesellschaft war in den letzten Jahrhunderten hauptsächlich mit der Zerstörung der alten und gealterten Organisationen beschäftigt, mit Organisationen, welche das grossartige moderne Wirthschaftsleben nicht in sich aufnehmen konnten und zu Fesseln geworden waren. Erst dann werden die spontan sich entwickelnden Krisen aufhören, eine periodische Erscheinung zu sein, erst dann, wenn sich die sociale Organisation zu der Höhe des modernen Wirthschaftslebens wird erheben, wenn die neue Organisation dem modernen Leben mindestens so viel Durchsichtigkeit, Stetigkeit, Solidität und bewusste Solidarität verleihen wird, als die mittelalterliche Organisation dem Wirthschaftsleben des Mittelalters in dessen bürgerlicher und gewerblicher Blüthezeit gegeben hat.

Es besteht also eine scharfe Differenz und Disharmonie zwischen der Höhe moderner Wirthschafts- und moderner Social-Entwicklung. Diese Disharmonie äussert sich in gewaltigen wirthschaftlichen Krisen, voll Zusammenbrüchen und in Zerstörungen und Auflösungen, welche sich durch fast alle Theile der Gesellschaft hin ausbreiten. Die dämonische Kraft, welche dieser Disharmonie entspringt, rastet jedoch in keinem Momente; sie arbeitet unablässig und unheilvoll in den Ein-

geweiden der modernen Gesellschaft. Die kleineren Werke der Zerstörung und Auflösung alltäglicher Art — deren trauriger Gesammt-Erfolg ein immenser sein kann und ist — wirken nur allzuwenig erschütternd auf das sociale Bewusstsein. Acute Krankheitsausbrüche ergreifen leicht das Bewusstsein mit mächtiger Gewalt; aber die bleibende und schleichende Form des Uebels bleibt oft gänzlich unbeachtet.

Von den Fluthen und Ebben unseres Wirthschaftslebens werden nicht nur die Schicksale der grossen Speculanten und Unternehmer mächtig ergriffen. Wenn diese auch zuerst die Früchte eines fieberhaften ökonomischen Aufschwunges einheimsen; wenn sie auch zuerst von der folgenden Krisis Verluste erleiden, so greifen doch die traurigsten Folgen der Zusammenbrüche und der todten Zeiten in weitem Umfange hin tief in andere Classen der Gesellschaft ein. Es mag grossen Lärm verursachen, wenn einige grosse Speculanten oder grosse Industrielle von ihrer Höhe niederstürzen und der wirklichen oder scheinbaren Nothwendigkeit, wirthschaftlich minder glänzenden Sphären sich zuzuwenden, durch freiwilligen Tod auszuweichen suchen. Aber sicherlich wird der sociale Körper durch andere, geringer aussehende Vorgänge der kritischen und todten Wirthschaftsphasen, in Wirklichkeit weit tiefer berührt und dauernder geschädigt und vergiftet.

Jede Krisis, jede todte Zeit wirft einen Theil der bescheideneren Mittelclassen, der kleineren selbstständigen Geschäftswelt, drückt viele Handels- wie Gewerbsleute aus der Sphäre der Selbstständigkeit hinaus und vermehrt die Classe der Arbeit- und Lohnsuchenden. Diese Mittelclassen, welche nach Anerkenntniss der Denker und Staatsmänner aller Zeiten den gesundesten, von Entartungen freiesten Kern der Nation bilden, einen Kern, welcher sich stets als das Keimorgan der meisten strebsamen, arbeitsamen Talente erwiesen hat, diese Mittelclassen werden durch die Krisen decimirt. Und das Los der so Herabgedrückten ergreift zugleich die Generation, die von ihnen herstammen wird und so Vieles für das Nationalleben leisten könnte. Sowie Theile der Mittelclassen zu Lohnarbeitern herabgedrückt werden, so müssen viele Theile des Arbeiterstandes sich in den Abgrund des Pauperismus ge-

schleudert sehen. Durch die Krisen werden sie zum Theil auf Hungerlöhne, zum Theil ganz ausser Arbeit und Lohn gesetzt. Sie und ihre Familien werden Vagabunden und Bettler oder fallen der geregelten Armenversorgung anheim.

Dieser Process geht in Folge jeder Krisis im grossen Style vor sich und ist selbst dem blödesten Auge, bei einiger Aufmerksamkeit, erkennbar. Wenn das Meer bei gewaltigem Anstürmen ausserordentlicher Art tief in das feste Land eingreift und mit einem Schlage grosse Beute verschlingt, dann entgeht nicht leicht Jemandem die Thatsache, dass die See die Länder frisst. Aber jene grossen Wirkungen, welche das Meer durch unablässiges Belecken und Benagen der Küsten erzielt, sind nur für den Forscher klar vor Augen liegend. Ebenso bleibt es nur einer vertiefteren volkswirthschaftlichen Betrachtung nicht verborgen, dass dieselben Ursachen, welche als Krisen den Mittelstand schmälern und Arbeitermassen in den Abgrund des Pauperismus, d. h. in den Abgrund einer entsittlichenden Armuth werfen, dass dieselben Ursachen und Kräfte Tag für Tag im socialen Körper, ohne Ruhe und ohne Rast, diesem grauenhaften Werke der Zerstörung und Zersetzung obliegen.

Unablässig sind in unserem Wirthschaftsleben dämonische Kräfte an der Arbeit, den bescheidenen Mittelstand zu unterwühlen und einen Theil des Lohnarbeiterstandes in entsittlichendes Elend hinabzustossen. Dieses Elend ist eine Quelle von Lastern, verbrecherischen Neigungen, eine Quelle der Prostitution und Erniedrigung aller Art, welche weithin, fast die gesammte Arbeiterclasse vergiftend, wirkt. Wie einst die Niedertracht der Sklaven zur Lasterhaftigkeit des Herrenstandes beigetragen hat, so dürften manche Cultur-Entartungen der besser situirten Classen nur eine Folge jener Depravation sein, welche durch das Elend in einem Theile der arbeitenden Massen erzeugt wird. Birgt nun das Massen-Elend schon an sich zu jeder Zeit einen Born der Vergiftung für das gesammte sociale Leben, so ergeben sich für unsere Tage noch besondere Gefahren.

Die moderne Wirthschaft hat die unablässig anwachsende, immer neue Theile des Handwerkerstandes und der Land-

bevölkerung in sich aufnehmende Classe der industriellen Arbeiter in eine fluthende und dabei an bestimmten Orten dicht concentrirte Masse umgewandelt. Der heutige Arbeiter fühlt weder das stetige und von dem Gefühle der Familienwürde gehobene Bewusstsein des selbstständigen Handwerkers alter Art, noch wird er von einer warmen Familien-Atmosphäre seines Arbeitsgebers in seinem Fühlen beeinflusst, wie dies bei dem Gesellen der Fall war, welcher unter dem Dache seines Meisters und an dessen Tische, wie ein Glied der Familie lebte. Ihn umschlingen auch nicht die religiös geweihten und von höheren Gefühlen umrankten Bande einer Zunft, welche ihn in alter Zeit, in organischer und idealer Weise, einer umfassenderen Gemeinschaft eingliederten. Losgelöst von jenem innig warmen Leben einer, wenn auch roheren und ärmeren, so doch mehr organisch geordneten Zeit, und nicht innerlich verwachsen mit der Gesellschaft unserer Tage, sind die Arbeitermassen ein Boden geworden, in welchem gerade die negativen und zersetzenden Richtungen einer gährenden Zeit am üppigsten emporschiessen können und wirklich als verderbliche Saaten aufwuchern. Als wogende Masse ist der Arbeiterstand ganz natürlich einer für den Kampf bestimmten Einigung leichter zugänglich, als irgend einer, friedliche Ziele zum Zwecke habenden Organisation. Wie sollte es da Wunder nehmen, wenn die Arbeiterclasse zu einem Mittel für ehrgeizige Demagogen, zu einer Hilfstruppe für politische Agitatoren gemacht und durch schwärmerische Köpfe zu Gefühlen glühenden Hasses gegen die Besitzenden, wie gegen die Cultur und Gesellschaft unserer Tage entflammt wird?

Es entsteht die grosse Frage: Kann der Gesellschaft Erlösung von diesem Uebel zu Theil werden, und von wo aus soll diese Hilfe kommen? Nicht um Hilfe für den vom Pauperismus angefressenen und von zersetzenden Tendenzen so tief ergriffenen Arbeiterstand handelt es sich allein. Ein grosser, wichtiger Theil des socialen Körpers ist von Krankheit ergriffen und von moralischer Vergiftung schon mehr als blos bedroht. Ein Körper, ein Organismus befindet sich aber nicht in gesundem Zustande, wenn in einem integrirenden und mächtigeren Theil desselben auflösende, depra-

virende Kräfte thätig sind. Noch schlimmer ist es um das Ganze bestellt, wenn der erkrankende Theil weder isolirt, noch amputirt werden kann. Selbst wenn die Krankheit nicht aus organischen Fehlern, aus einem gestörten Processe in den Central-Organen herstammen würde, so müsste dennoch der ganze Körper als krank und durch die aus den kranken Theilen kommenden Säfte und Influenzen mit Vergiftung und Zersetzung bedroht erklärt werden.

Nicht blos um Hilfe für die Arbeiterclasse, sondern um Hilfe für die Gesellschaft ertönt mit Recht der Ruf. Wenn wir auch unserem Mitgefühl, unseren Gefühlen von Gerechtigkeit und Menschlichkeit Schweigen gebieten; wenn wir uns, wie es der Forschung geziemt, für den Moment der Untersuchung rein in ein Geistesauge verwandeln; wenn wir uns von allem Menschlichen loslösen und, uns lediglich auf den Standpunkt strenger kalter Kritik stellend, den gesellschaftlichen Organismus prüfend betrachten; so müssen wir noch immer bekennen, dass der heutige Zustand der Gesellschaft nicht eine bleibende oder auch nur dauernde Form socialen Lebens sein könne; müssen wir sagen, dass sich unser sociales Leben heute in einer kritischen Entwicklungsphase befindet; müssen wir als Endurtheil aussprechen, dass wir seit mehr als einem Jahrhundert uns in einer Lebensphase befinden, in welcher die Processe der Auflösung über jene des Neu-Aufbaues die Oberhand hatten, und dass wir an jenem Punkte angelangt sind, von welchem an die Processe der socialen Reorganisation, der Herstellung gesellschaftlicher Verknüpfungen und Vereinigungen, das Wiedererstehen eines positiven idealen Sinnes nach allen Lebensrichtungen zur Vorherrschaft gelangen müsse.

Die specifisch modernen Leiden des Wirthschaftslebens stammen aus einer Fehlerquelle, welche den Uebergangszustand unseres heutigen socialen Lebens charakterisirt. Ueberaus grossartig und gewaltig ist der Pulsschlag des Reichthum schaffenden Lebens in unseren Tagen geworden. Dem Unternehmungsgeiste, den capitalistischen Trieben, den kühnsten Concentrationen capitalistischer Kräfte, der Ausbeutung der natürlichen Hilfsquellen, wie des menschlichen Forschungs-

und Erfindungsgeistes sind alle Thore weit aufgethan, alle Wege und Gebiete frei überlassen worden. Aber mit dieser Befreiung gewaltig aufstrebender Productivkräfte ging Hand in Hand die Zerstörung fast aller jener Institutionen, welche dem producirenden Leben eine harmonische Gliederung verleihen, den wirthschaftlichen Kraftströmen geordnete Bahnen geben, die jene Stösse und Reibungen verhüten, durch welche eine Unsumme wirthschaftlicher Kraft vernichtet, viele herrliche Lebenskeime dem Untergange überliefert werden, Stösse und Reibungen, welche fast allen Gliedern und Elementen der Gesellschaft jene Stetigkeit und Sicherheit des Familienlebens rauben, unter denen erst die edelsten Keime des Gefühls- und Geisteslebens, welche im Volke schlummern, zum Spriessen, zur Blatt- und Blüthenentfaltung gelangen können. So lange diese Stetigkeit und Sicherheit fehlt, vermag sich kein aus dem innersten Volksleben stammendes und im Volksleben wahrhaft wurzelndes, von hehren Ahnungen geweihtes Recht, keine solche Sitte, keine solche Sittlichkeit zu erheben. Hätte unsere Welt nicht an Civilisation, edler Verfeinerung und geistiger Bildung so sehr gewonnen, wäre nicht leider die urkräftige Energie und mit ihr, dem Himmel Dank, die einstige Wildheit im Volke durch lange Perioden civilisatorischer Zucht gebändigt und auch geschwächt worden, der Mangel an Organisation, der Mangel idealer Gluth — diese Mängel, über welche unser Uebergangsleben so sehr klagen muss, hätten uns in ein Chaos schleudern müssen, wie es seit den Zeiten des Zusammenbruches der antiken Welt nicht wieder dagewesen ist.

Wenn der Gesellschaft Hilfe werden soll, so müssen die Wege zu dieser Hilfe den Leiden der Gesellschaft und dem Entwicklungsgange entsprechen, in welchem die Gesellschaft sich befindet. Mangel an Organisation ist unser Leiden. Der Weg zu einer Organisation, welche an Grossartigkeit der Grossartigkeit unseres wirthschaftlichen Lebens entspricht, der Weg zu einer Organisation, welche uns nicht der errungenen Freiheit beraubt, aber uns von inneren Erschütterungen und Reibungen befreit, die nicht erwärmend und erregend wirkend, sondern zerstörend und vernichtend in unserem wirthschaft-

lichen, wie moralischen Leben wüthen — das ist der Weg, auf welchen uns die Erkenntniss verweist, das ist der Weg, den die Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens, gleichsam von selbst, schon genommen hat.

Was man die Lösung der heutigen socialen Frage nennt, als deren wichtigstes Glied die Arbeiterfrage gilt, kann diese Lösung nicht die Frucht irgend eines genialen Einfalles oder einer Erfindung sein. Die Gesellschaft ist nicht ein Teig, den man in irgend eine erträumte, aus der Phantasie geborene, Form bringen kann. Sie kann sich nur so entwickeln, wie sich Organismen überhaupt fortzubilden vermögen. Niemals — wenn es keine Wunder gibt — kann ein Organismus einer Form, urplötzlich, in eine andere Form übergesprungen sein. Wohl scheinbar treten uns solche Fälle in der Natur entgegen. Ein kriechendes, wurmartiges Wesen, die Raupe, spinnt sich in ein Wiegenbette ein und führt ein Schlummerleben, aus welchem wir, wie mit einem Schlage, die lebendige Blume der Lüfte, den Schmetterling, hervortreten sehen. Aber niemals ist ein Schmetterling aus der Puppe, die Puppe aus der Raupe, die Raupe aus dem Ei geworden, ohne dass schon, wenn auch für uns verborgen, jeder folgende Schritt durch tausende frühere Schritte stetig vorbereitet worden ist. Ja noch mehr. Unsere gegenwärtige Welt weiss nur von solchen Eierchen, welche einem Schmetterlinge Leben geben, nur von solchen, welche selbst nur wieder Kinder des Schmetterlings sind, also alle Erlebnisse dieser Thiergattung von Urzeiten her, unserem Auge verhüllt, in sich bergen.

Alles Plötzliche, Nichtstetige in dem Uebergange einer organischen Form in die andere hat sich überall als Schein erwiesen.

Das Heilmittel für das heutige sociale Uebel muss, wesentlich, in solchen Massnahmen bestehen, welche den organischen Fortbildungen unserer heutigen Gesellschaft förderlich sind. Es handelt sich hierbei weniger um Erfindung ganz neuer Formen geschäftlicher und socialer Gliederung, als um die Fortbildung und erweiterte, stetig grossartiger werdende, Anwendung bereits vorhandener Formen. Einige derartige Fort-

gestaltungen, welche, mehr oder minder, als Mittel zur Lösung der socialen Frage betrachtet werden, wollen wir in's Auge fassen, um deren Bedeutung zu würdigen. Diese Mittel müssen wohl als richtige bezeichnet werden, wenn sie beitragen, die verschiedenen Classen der Gesellschaft wieder mit einander inniger zu verbinden, den Bann der Isolirung und der heutigen Ungewissheit der Existenz von den Arbeitern zu nehmen und die wirthschaftliche Freiheit mit einer festeren Socialgliederung zu vereinigen.

Die Abschaffung der Zünfte und die Gewährung freiester Concurrenz hat die capitallose Arbeit unter die Herrschaft des Capitals gebracht. Diese Herrschaft hat aber nicht die sociale Form einer Herrschaft. Zwischen dem Unternehmer und dem Arbeiter wird ein Vertrag geschlossen, wie zwischen dem Käufer und Verkäufer einer Waare. Der Unternehmer ist nicht Herr oder Beschützer des Arbeiters; der Arbeiter ist nicht dessen Diener oder Schützling. Sie sind gleichberechtigt frei. Der Productions-Ertrag wird zwischen dem Unternehmer und dem Arbeiter getheilt in freiester Weise. Sie vertragen sich. Von dem Angebot der Arbeit und der Nachfrage nach Arbeit hängt es ab, zu welcher Vertheilung des Ertrages es durch diese Verträge kommt. Nicht nur, dass der Arbeiter nicht gezwungen wird, den Anbot des Unternehmers anzunehmen, es ist sogar gewiss, dass ihm so viel als Preis bewilligt wird, als dem Verhältnisse von Angebot und Nachfrage entspricht. Niemals wird es aber eine bessere Entscheidung über die richtige Vertheilung des Productions-Ertrages oder über die richtige Höhe der Preise geben, als jene, welche durch Aufeinanderwirken der Nachfrage und des Angebotes zu Stande kommt. Denn Nachfrage und Angebote verkünden, was die Gesellschaft braucht, was sie zu leisten vermag und welche Vertheilung der Kräfte von dem Zustande der Gesellschaft gefordert ist.

Abstract betrachtet, wäre also die Sache ganz in Ordnung. Man gehe aber genauer in die Wirklichkeit ein. Ist es wahr, dass in dem, was man heute Angebot und Nachfrage nennt, nur jene Factoren zum Ausdrucke kommen, welche zu allen Zeiten bestimmen, welche thatsächlichen Bedarfe und

welche entsprechende Zuflüsse vorhanden sind? Dies ist nicht der Fall. Bei Kauf und Verkauf sollte der Preis bestimmt werden durch die Menge, welche gesucht, und die Menge, welche zugeführt wird. Wenigstens im Allgemeinen und Rohen gedacht, wäre hiemit ausgedrückt, was unter Nachfrage und Angebot gemeint ist. Für unseren Zweck genügt jetzt diese rohere Kennzeichnung der Sache. Nun wird Jedermann wissen, dass nicht allein die Menge der Waaren, welche ausgeboten, und die Menge von Waare, die begehrt wird, über den Preis entscheidet. Auch die Zahl der selbstständig auftretenden Verkäufer und Käufer, d. h. auch die Zahl der Concurrenten auf der einen und der anderen Seite, ist von Einfluss. Würden alle Verkäufer gleichsam wie Ein Verkäufer operiren, dann würden die Preise höher gehen. Wenn hingegen alle Käufer, verbunden als Ein Käufer, den Markt betreten, so muss eine Herabdrückung der Preise erfolgen. Aber noch andere Factoren sprechen bei der Preisbildung mit. Nehmen wir an, der Verkäufer könne länger mit dem Verkaufe zurückhalten, als der Käufer mit dem Kauf zu warten vermag. Hiedurch kann sich leicht eine Preiserhöhung ergeben. Vermag hingegen der Käufer lange ohne Kauf auszuharren, während der Verkäufer zum Verkauf sich gedrängt fühlt, wird der Preis leicht sinken. Wäre sowohl die Concurrenz, als auch der Drang, das Geschäft abzuschliessen, auf beiden Seiten gleich stark, dann würde der Preis sich gerade so stellen, als wenn wirklich nur die begehrte und die gesuchte Menge der Waaren, nur Nachfrage und Angebot, über den Preis entschieden hätten. Sollen wir nun sicher sein, dass der Preis der Arbeit durch Angebot und Nachfrage, also wirklich, gemäss der im wirthschaftlichen Leben waltenden Vernunft, bestimmt werde, so müssten wir zuerst dessen gewiss sein, dass der Einfluss der Concurrenz, wie der Einfluss des Wartenkönnens, auf beiden Seiten dieselbe Grösse habe. Auf den Einfluss, den wirthschaftliche Einsicht, Voraussicht und noch andere Factoren in dieser Hinsicht üben, wollen wir hier nur hingedeutet haben.

Fragen wir nun, unter welchen Verhältnissen heute die Bestimmung der Arbeitslöhne zu Stande kommt, so kommen wir leicht zu der Erkenntniss, dass sowohl der Einfluss der

Concurrenz als jener des Wartenkönnens, der wirthschaftlichen Einsicht u. s. w. die Preisbestimmung günstiger für die Unternehmer und das Capital, als für die Arbeiter gestalten muss. Das Capital des Unternehmers tritt nicht in so kleinen mit einander concurrirenden Theilen auf den Markt, wie dies die Arbeit thut. Ein einziger Unternehmer oder eine Unternehmung beschäftigt oft Hunderte und Tausende von Arbeitern. Die Zahl der mit einander concurrirenden Unternehmer ist sehr gering, im Verhältniss zur Zahl der mit einander concurrirenden Arbeiter. Und wer ist im Stande, länger zu warten und zurückzuhalten, wenn ihm die Preise oder die Arbeitsbedingungen nicht genehm erscheinen? Derjenige wohl, welcher länger sich aufrecht halten kann, im Falle er das Geschäft zurückweist. Der capitallose Arbeiter muss sich aus Noth gleichsam selbst aufzehren, wenn er nicht Arbeit und Lohn empfängt; der Capitalist verzehrt nur Capital. Und fragen wir, wer die sich bildenden geschäftlichen Conjuncturen früher zu erschauen und auszunutzen verstehen wird, so lautet die Antwort abermals: Das Capital, der Unternehmer.

Angebot und Nachfrage bilden, in ihrem reinen Aufeinanderwirken, eine Art Wage, welche das wirthschaftliche Gewicht oder den ökonomischen Werth der Waaren und Leistungen bestimmt. Diese reine Art Wechselwirkung kann aber, in unserer heutigen Wirthschaft, zwischen Angebot und Nachfrage nicht stattfinden, weil auch Concurrenz- und wirthschaftliche Machtverhältnisse auf die Preisbestimmung einen bedeutenden Einfluss ausüben. Die Socialisten lassen sich nun zu dem grossen Irrthum verleiten, die Bestimmung der Preise für Waaren und Arbeiten, im Wege des Angebotes und der Nachfrage, für eine an sich unsociale und unwirthschaftliche zu halten. In Wahrheit aber kann es, wie wir schon gesehen haben, durchaus keinen anderen Weg zu einer richtigen Preisbestimmung geben. Ein Fortschritt in dieser Sache kann nur so erzielt werden, dass durch bestimmte Veranstaltungen das Aufeinanderwirken der Angebot- und Nachfragekräfte von dem Einflusse ungleicher Concurrenz und ungleicher ökonomischer Machtstellung möglichst befreit, die eigentlichen wirthschaftlichen Factoren aber, welche den ökonomischen Werth von

Leistungen, den Forderungen der Wirthschaft entsprechend, bestimmen sollen, reiner zum Ausdruck gebracht werden.

Die Entwicklung solcher Veranstaltungen ist in der That auf einem Gebiete schon ziemlich weit gediehen. Der Staat hat den Arbeitern das Recht der Coalition zugestanden. Es ist den Arbeitern hiemit die Möglichkeit gegeben, den Einfluss, den die ungleichen Concurrenzverhältnisse auf die Bestimmung der Lohnhöhe, sowie aller Bedingungen des Arbeitsvertrages üben können, zu beseitigen. Die Arbeit kann nun in ebenso concentrirter Weise den Markt betreten, wie das Capital. Mindestens theilweise ist eine Gleichheit der Lage — soweit es den Einfluss der Concurrenz betrifft — hergestellt. Das Recht der Coalition für beide Parteien, für die Arbeiter wie für die Unternehmer, führte zu dem erlaubten Kampfe durch Arbeitseinstellung — Strike — von Seite der Arbeiter und Geschäftsschliessung — Loockout — von Seite der Unternehmer. Es ist eine Art Kriegführung erlaubt, welche zu einer Einigung über Lohnhöhe, Länge des Arbeitstages u. s. w. führen soll. Der Schaden, welchen sie erleiden — die Unternehmer durch Gewinnentgang etc., die Arbeiter durch Lohn-Entgang — soll beide Parteien der Vernunft geneigter machen und zu Verträgen drängen, welche den Interessen beider Theile entsprechen.

Aber die Machtverhältnisse sind nicht auf beiden Seiten dieselben. Die Unternehmer können leichter ausharren, als die Arbeiter; jene haben Capitalien, von denen sie zehren können; die letzteren sind in der Regel ganz und gar auf den Lohn angewiesen. Die Coalitionen führten auf Seite der Arbeiter zur Entwicklung einer Assecuranz gegen die Gefahr der Brodlosigkeit im Falle der Arbeits- und Geschäftseinstellungen. Die Arbeiter einer Branche, oder doch ein grosser Theil derselben, bilden eine dauernde, eine bleibende Verbindung zur Bildung von Cassen, welche in erster Linie die Mittel für die Zeit der Arbeitseinstellung liefern. Diese Verbindung festigt sich dadurch, dass sie sich auch andere Arten dem Arbeiter nöthige Versicherungen — wie Kranken-Unterstützung, Beschaffung der Reisemittel für Arbeiter, welche an anderen Orten Arbeit suchen, Versorgung invalid gewordener Arbeiter, Unterstützung

der Arbeiterwitwen und Arbeiterkinder etc. — zur Aufgabe setzen. Auch die geistige und moralische Ausbildung, sowie die Ueberwachung moralischer Zucht u. s. w. ziehen sie in das Gebiet ihrer Thätigkeit. Diese Verbindungen — die Gewerkvereine — organisiren sich auch — wenn nicht formell, so doch der That nach — als eine Art von Corporationen, welche dafür sorgen, dass ihre Interessen in den gesetzgebenden Körpern entsprechend zum Ausdruck kommen und besser vertreten werden.

Auf diese Weise bringen die Arbeiter die Machtverhältnisse den Unternehmern gegenüber auf eine, sowohl moralisch, als auch materiell höhere Stufe. Je näher die Machtverhältnisse zweier kämpfenden und zu Verträgen gezwungenen Parteien, der Gleichheit kommen, desto gewisser ist es, dass der Kampf zu Verträgen führt, welche gleichmässig den Interessen beider Theile entsprechen. Dies ist, mindestens für die Mehrzahl der Fälle, wahr.

Der Staat erlaubt diese ökonomische Kriegführung, weil er erkennt oder doch fühlt, dass dieselbe nur die Anbahnung neuer Rechtsinstitutionen und neuer Rechtsbegriffe bildet. Die Gestattung eines solchen Kampfes wäre ganz abnorm in unserer Zeit, wenn nicht solche Erwartungen gehegt würden. Denn im Grunde sind ja in unserer arbeitstheiligen Gesellschaft sowohl die Unternehmer, als auch die Arbeiter eine Art von öffentlichen Organen, welche eine sociale Function übernommen haben, eine Function, von welcher das Leben Aller abhängt. Wenn sich Jemand einem bestimmten Gewerbe zuwendet, sich ganz und gar einer Arbeitsart widmet, so thut er dies, weil er dessen sicher ist, dass er seine Leistung in alles Das umsetzen kann, dessen er zu seinem Leben bedarf. Wie die eine Arbeitsart sich auf alle anderen verlässt, so die übrigen auf die eine. Es besteht zwischen allen Arbeits- und Berufsarten eine Art stillschweigenden Vertrages, auf welchem das Culturleben mit seiner Arbeitstheilung basirt ist. Es ist stillschweigend angenommen, dass nicht irgend ein Berufszweig seine Functionen einstellt.

Die Erwartungen, welche der Staat an das Recht der Coalition und der allgemeinen Arbeits- oder Geschäftseinstellung

knüpfte, beginnen sich bereits in der That zu bewähren. In England hat die Methode der Arbeitseinstellungen bereits zur Bildung neuer Institutionen geführt, zu jenen der Einigungs- und Schiedsgerichts-Kammern. Die Verbindungen der Unternehmer, wie jene der Arbeiter wählen — beide Parteien eine gleiche Zahl — Vertreter, welche eine Kammer bilden, deren Aufgabe es ist, einen ausgebrochenen Krieg durch einen Frieden abzuschliessen oder einen Krieg durch neue Vereinbarungen zu verhüten. In dieser Kammer wird mit Gründen gekämpft, statt mit ökonomischen Machtmitteln. Handelt es sich, beispielsweise, um die Bestimmung der zur Zeit richtigen Lohnhöhe, so werden die wirklichen Verhältnisse des Angebotes und der Nachfrage, die Preisverhältnisse der Waare, sowohl im In- wie im Auslande, die Situation des Capitales, der Arbeit, die Möglichkeit oder Nothwendigkeit einer Preiserhöhung, einer Lohnminderung u. s. w. thunlichst erwogen. Der Vertrag, der sich nun zu ergeben hat, kommt entweder durch freie Einigung der Parteien zu Stande oder dadurch, dass sich dieselben dem Schiedsspruche eines Unparteiischen fügen.

Würden die Verhandlungen nicht zu einer Entscheidung und zu einem Vertrage führen, dann stünde der Weg der Kriegführung offen. Der Krieg würde die Parteien — mindestens in vielen Fällen — gefügiger und zugänglicher für Vernunftgründe machen. Die Verhandlungen könnten von Neuem in den Kammern geführt werden.

Die Unterschiede zwischen Einigungskammern mit, und solchen ohne Schiedsspruch eines Unparteiischen haben wir nicht nöthig des Näheren zu erörtern. Uns liegt es hier nur ob, manche Anläufe zu neuen organischen Gestaltungen des Wirthschaftslebens, ganz im Allgemeinen, in's Licht zu setzen und auf deren höhere Bedeutung für die Gesammtentwicklung unserer Gesellschaft hinzuweisen. Von diesem Standpunkte aus haben manche negative Kritiken, oft blos nergelnde Kritiken, welche an dieser sich entwickelnden Institution geübt werden, für uns nur geringe Bedeutung. Wenn ein Zwang, dem Schiedsspruche zu folgen, bestünde — meinten Manche — dann wäre die Freiheit gefährdet. Wenn aber den Parteien erlaubt ist, den Kampf durch Arbeits- und Geschäftseinstellung

wieder aufzunehmen, dann wäre die Institution machtlos und unnütz.

Diese Art Kritik übersieht — manchmal wohl nicht ganz absichtslos — dass eine Institution in einem späteren Stadium ihrer Entwicklung, aus zweifachem Grunde, eine weit entschiedenere und doch dabei mit der Freiheit verträgliche Wirksamkeit entfalten kann, als in ihren Anfangsphasen. Denn einerseits verleihen die Uebung, die Erfahrung, das fortschreitende Denken, welche durch die Thätigkeit der Institution in's Spiel kommen, dieser Institution nach und nach höhere Grade der Vollkommenheit. Andererseits nimmt das skeptische und ungefüge Verhalten der Parteien dieser Institution gegenüber ab, je mehr die Gewöhnung an das neue Verfahren wächst und je öfter das Verfahren sich bewährt. Der Parlamentarismus in allen seinen Gestalten könnte ebenso für eine die Freiheit gefährdende oder unnütze Institution erklärt werden. Ja es müsste die Bildung eines Rechtes überhaupt für unmöglich erklärt werden. Das Recht ist wesentlich aus Kämpfen der Parteien und Einigungen erwachsen. Durch Kämpfe und gemeinsame Verhandlungen werden Menschen und Parteien, am sichersten, zu solchen Rechtsanschauungen geführt, welche auch im wirklichen Leben ihre Kraft bewähren können.

Die Verbände der Unternehmer einer- und jene der Arbeiter andererseits bringen eine Art Ausgleichung jener Einflüsse zu Stande, welche die Preisbestimmung der Arbeit stören. Jede Partei tritt gleichsam als Ein Mann auf den Markt. Die Kraft, auszuharren in einem Kampfe um den Preis, ist auf beiden Seiten die gleiche, oder ist doch der Gleichheit weit näher, als früher, da die Arbeiter dem concentrirten Capital als Einzelne gegenübertraten. Unter solchen Verhältnissen können die Angebote und Nachfragen in reinerer, minder beirrter Weise zum Ausdruck kommen und als Wage der Preisbestimmung operiren. Der Satz, dass Angebot und Nachfrage jene Kräfte sind, welche eine richtige Preisbildung bewirken, wird hier schon in einem höheren Sinne zur Wahrheit.

Ein mächtiger Fortschritt in dieser Richtung geschieht aber dadurch, dass sich Unternehmung und Arbeit in der Einigungskammer als Gleichberechtigte gegenübertreten und,

unter Assistenz der öffentlichen Meinung, um eine richtige Preisbestimmung der Arbeit parlamentarisch kämpfen. In diesen Kämpfen und Verhandlungen gelangen nicht nur die streitenden Parteien, sondern auch das Publicum zu einem richtigen Verständniss dessen, wodurch die Preise bestimmt werden, welcher Preis der wirthschaftlich richtige sei, welcher Natur eigentlich die Leistungen des Unternehmungswesens sind, wie sich die heimischen Productionsverhältnisse zu den auswärtigen etc. etc. stellen. Man könnte keine Veranstaltung ersinnen, welche die Köpfe der arbeitenden Massen und eines Theiles der unerfahrenen und socialistisch träumenden Jugend von utopischen Irrthümern wirksamer befreit, als eben die Einigungskammern. Zudem treten einander die Parteien in persönlicher Weise näher; die Unternehmer lernen das Arbeiterthum besser würdigen; die Arbeiter fühlen sich gehoben und erhalten auch ein höheres Pflichtbewusstsein. Dem Demagogenthum wird das Feld seiner Wirksamkeit immer mehr entzogen.

Die Entwicklung dieser Institution dürfte aber naturgemäss noch ganz andere Folgen haben. Es wird wohl nicht bei dem Einen bleiben, dass die Preise der Arbeit — und andere Bedingungen des Arbeitsvertrages — durch parlamentarische Verhandlungen in Einigungskammern bestimmt werden. Die Idee, dass die Höhe der Preise nicht durch Machtverhältnisse und den Drang des Verkaufenmüssens, sondern durch die wirklichen Angebot- und Nachfrage-Verhältnisse, nicht durch Willkür, sondern durch wirthschaftliche Vernunft entschieden werden soll, wird wohl in manche Gebiete des Wirthschaftslebens hinübergreifen. Das System parlamentarischer Einigung über richtige Preise wird sich ausbreiten und nach und nach wird sich — was die Preise, Gewinne, Zinsen etc. betrifft — ein neues, höheres Rechtsbewusstsein herausbilden. Man besitzt heute, beispielsweise, kein Mittel, zu bestimmen, was ein rechtlich zu verwerfender Zinsfuss sei, ohne dass diese Bestimmung die Freiheit und frische Entfaltung des Credites bedrohen würde. Wenn die Methode der Preisbestimmung, die sich heute in den Einigungskammern zu entwickeln beginnt, in andere Gebiete, als jenes des Arbeitslohnes, sich verpflanzen wird, dann werden manche Lücken der heutigen

wirthschaftlichen Moral sich — ohne Gefährdung der wirthschaftlichen Freiheit — ausfüllen lassen oder werden eigentlich von selbst verschwinden.

Heute wird bei keiner Preisbestimmung die Pflicht ihrer Rechtfertigung durch Vernunft, durch die socialwirthschaftliche Vernunft gefordert. Es fehlt auch das Gefühl, dass eine solche Rechtfertigung moralisch gefordert sei. Ueberaus viel wäre gewonnen, wenn überhaupt einmal die Gepflogenheit bestünde, die Preise vor der Oeffentlichkeit zu rechtfertigen und zu begründen. Selbst dann, wenn auch jeder Zwang fehlen würde, sich einem Schiedsspruche zu fügen, hätte das Wirthschaftsleben und die sociale Moral eine neue Errungenschaft zu verzeichnen, eine Errungenschaft, welche eine mächtige und heilsame Wandlung im socialen Bewusstsein des wirthschaftlichen Gebietes herbeiführen müsste.

Durch die Vereinigung zu Körperschaften will der Arbeiterstand vor Allem eine Erhöhung der Arbeitslöhne und eine Minderung der Arbeitsstunden erzielen. Dieses Streben muss manchem Volkswirthe als ein trügerisches und verderbliches erscheinen. Durch Schwächung des Capitales und Verminderung der Arbeit, also aus einer zweifachen Einschränkung der Production, soll die Möglichkeit einer besseren Lage für den Arbeiterstand sich ergeben. Arbeit und Capital nähren die Production. Das wird wohl Niemand bestreiten wollen oder bestreiten können. Die Arbeiter wollen mehr consumiren, besser leben, als bisher. Erhöhte Löhne sollen, mindestens in erster Linie, die Erhöhung des Consumes ermöglichen. Wozu verwendet das Capital, der capitalistische Unternehmungsgeist die Profite, die ihm zufallen? Dem weitaus grösseren Theile nach zur Vergrösserung des Capitals, d. h. zur Vermehrung aller Mittel, welche — wie Maschinen, Werkzeuge etc. — die Arbeit unterstützen und productiver machen, sodann zur Begründung neuer und Erweiterung der bestehenden Unternehmungen. Beides macht möglich, ja sogar nothwendig die Beschäftigung neuer geistiger, wie materieller Arbeitskräfte, steigert also die Nachfrage nach arbeitenden Köpfen und Händen. Der Capitalist, der strebende Unternehmer ist also

in erster Linie — wenn er auch diese Absicht nicht hegt — für das Wohl der Arbeit thätig. Er mag den Wunsch haben, auch seinen Consum zu erhöhen; denn nicht jeder Capitalist oder Unternehmer geht ganz und gar in seinem Streben nach Capitalvermehrung und Geschäftserweiterung auf. Er würde sich aufreiben, seine Kraft alles Schwunges und aller Elasticität berauben, wenn nicht feinerer Genuss und Zerstreuung seinen Kräften Erfrischung brächten. Mindert die Profite und Ihr schwächet das Capital, welches Arbeiter nährt, Ihr entzieht dem Unternehmer jenen Consum, welcher für die des Schwunges bedürfende und von geschäftlichen Sorgen oft zermarterte und verdorrende Seele die nöthige Erholung, Erfrischung und Verjüngung möglich macht. Mindert die Arbeit, und der Reichthum muss abnehmen, welcher sowohl die Arbeit, wie das Capital und den Unternehmer nähren, erhalten und stärken soll. Jeden Schlag, den Ihr Arbeiter gegen den Unternehmer und das Capital führet, fällt so, und mit Naturnothwendigkeit in potenzirter Gewalt, auch auf Euch selbst zurück.

Diesem Gedankengang muss in gewissem, in hohem Maasse Zustimmung gegeben werden. Aber nur in gewissem Maasse. Die Medaille hat zwei Seiten; sie kann von der einen und auch von der anderen betrachtet werden. Sollen wir sie im rechten, gebührenden Maasse kennen, so müssen wir eben beide Bilder, das der Avers- wie das der Reversseite in's Auge fassen. Vom Standpunkt der Arbeiter nimmt sich die Sache anders aus, als von dem des Capitals. Die Arbeit hat zweierlei Einwendungen zu machen. Wir wollen uns auch diesen nicht verschliessen. Man muss beide hören, wenn man zu einem richtigen Urtheile gelangen will.

„Wie die Arbeit, so der Lohn", ist ein alter Geschäftsspruch. Minder bekannt ist die Wahrheit, „wie der Lohn, so die Arbeit". Wenn der Arbeiter mehr consumiren, besser leben könnte, als es heute in den meisten Fällen der Fall ist, so würde dieser Consum nicht in das Wasser fallen, nicht ohne productive Folge bleiben. Ein Arbeiter, der physisch, wie seelisch besser genährt, besser gepflegt ist, leistet mehr, als der schlechter genährte, minder gepflegte. Bei Pferden und

anderen Arbeitsthieren wurde diese Thatsache zu jeder Zeit von verständigen Wirthen gewürdigt. Wenn die Kinder der Arbeiter in gesünderen und freundlicheren Wohnungen, in einem edleren, von der Gattin und Mutter freundlich beseelten Heim ihre jungen Jahre verleben, wohl gepflegt und erzogen werden, dann kann auch die Gesellschaft die Früchte geniessen, welche aus der Arbeit einer gesünderen, physisch, geistig und moralisch kräftigeren Arbeiterbevölkerung stammen. Die Arbeit nährt den Reichthum, nährt das Capital. Eine gut genährte, gut gepflegte Arbeit vermag dies in höherem Maasse. Die Arbeitskraft ist ja auch eine Art Capital, ein persönliches Capital, ein wichtiges Glied des Productions-Organismus. Einer der grössten Kenner der Arbeit bei den verschiedensten Nationen, ein Mann der Praxis, einer der berühmtesten Unternehmer, grossen Styls, hat fast durchgängig die Erfahrung gemacht, dass die niederen Löhne keine Billigkeit, die hohen Löhne keine Theuerkeit der Arbeit bedeuten. Wenn man eine vergleichende Statistik der Arbeitslöhne und der Arbeitstüchtigkeit wie der Arbeitsleistung aufstellt, so ergibt sich, dass Preis und Waare einander proportional sind. Im Lande höherer Löhne sind die Arbeiter in gleichem Grade tüchtiger und leisten entsprechend mehr. Im Lande der niederen Löhne sind die Arbeiter untüchtig und leisten entsprechend weniger. Für den Unternehmer ergibt sich kein Vortheil aus der Verwendung billigerer Arbeitskraft. Wenigstens ist dies im Grossen und Ganzen der Fall. So viel bleibt gewiss, dass eine Kräftigung der Arbeiterclasse durch ein besseres Leben dem Capitale — für die Dauer — keinen Verlust bedeutet. Dabei ist es aber für die Nation sicher ein Gewinn, eine gesündere, kräftigere arbeitende Bevölkerung auferzogen zu haben.

Wenn der Arbeiterstand das Lohn-Niveau regeln will, so hat er nicht blos eine directe Vermehrung seines Consums im Auge. Er will auch zu Besitz gelangen, einen Theil des erhöhten Lohnes erübrigen und das Capital der Production zuführen. Für die Gesammtproduction ist es nicht entscheidend, wer eine Erübrigung macht und sie in Capital verwandelt, ob dies der Reiche thut, der Capitalist, oder der Arme, der Arbeiter. Capital ist Capital. Man sieht ihm's nicht an, riecht

ihm's nicht ab, woher es stammt. Man ruft uns Arbeitern immer zu, wir sollen sparen. Um aber sparen zu können, müssen wir ein Uebriges haben über unsere Nothdurft hinaus. Ein dauernd höheres Lohn-Niveau wird uns das Sparen und den Capital-Erwerb möglich machen. Wollt Ihr, dass wir sparen, dann macht uns auch das Sparen möglich.

Dass eine Kürzung der Arbeitszeit die Production schädigen müsse, ist ebenso ein Vorurtheil, wie die Behauptung, dass die Lohnerhöhung das Capital gefährde. Man hat es erprobt, dass die Kürzung der überlangen, bis sechzehnstündigen Arbeitstage bis auf zwölf Stunden der Production nicht bloss nicht abträglich, sondern sogar förderlich geworden ist. Die Arbeitskraft kann sich besser erneuen und restauriren, und Kopf und Herz erhalten sich frischer und geben der Arbeit eine bedeutendere Intensität. Was an Ausdehnung verloren ist, wird an Kraftfülle gewonnen. Wie viele Stunden lang der Hammer niederfällt, ist ja nicht entscheidend, sondern wie oft im Ganzen und mit welcher Energie. Also dem Capitale droht kein Verlust aus der Kürzung des Arbeitstages. Für die Nation erwächst aber jedenfalls ein Gewinn, wenn die Arbeiter-Bevölkerung Musse findet für Restaurirung der Kraft, Musse für die Hingebung an das Familienleben, Musse für intellectuelle und moralische Ausbildung.

Wir haben die Frage der Lohnerhöhung und Kürzung des Arbeitstages von beiden Parteistandpunkten aus, von jenem der Capitalisten, wie von dem der Arbeiter in Betrachtung gezogen. Der unbefangene und einsichtige Beurtheiler wird sich gedrängt fühlen, beiden Seiten Recht zu geben. Er wird sich zugleich sagen müssen, dass die redenden Parteien nur bis zu einem gewissen Punkte Recht haben können. Dieser Punkt kann, im Allgemeinen, nur gekennzeichnet werden; in jedem besonderen Falle aber muss er auch bestimmt werden. Unter gewissen Verhältnissen und Bedingungen kann die Lohnerhöhung und die Kürzung der Arbeitszeit der nationalen Production förderlich sein, während unter anderen Umständen eine Verlängerung des Arbeitstages und eine Einschränkung des Consums von der volkswirthschaft-

lichen Vernunft gutzuheissen sind, und daher gefordert werden müssen.

Der Mensch ist von Natur träge; nicht freiwillig unterzieht er sich den Lasten der Arbeit. Wohl streben seine Denkkräfte, wie seine Bewegungstriebe zur Bethätigung hin. Aber diese Triebe stellen sich den volkswirthschaftlichen Zwecken und den die Zukunft im Sinne habenden Zielen selbst dort, wo dieselben schon kräftig erwacht und nicht mehr vom vegetativen Brüten niedergehalten sind, nicht leicht zur Verfügung; sie wollen sich nur frei ergehen, wie die zufälligen Seelenstimmungen entscheiden. Auch an Zucht, an Disciplin fügt sich die Lust zur Thätigkeit nur schwer. Druck und Zwang, ob diese nun von einer herrschenden Classe, von der Staatsgewalt ausgehen oder ob sie sich, wie von selbst, aus densocialen Verhältnissen ergeben, sind für die grosse Mehrzahl der Menschen, und waren wohl für die Menschheit überhaupt Factoren von hoher pädagogischer und civilisatorischer Bedeutung.

Aber Druck, Zwang und Disciplin wirken leicht auch schädlich auf den freien Schwung der Kräfte. In der Freiheit liegt eine Quelle des Schönsten und Grössten, was aus dem Menschengeiste und Menschengemüthe geboren werden kann. Diese Quelle darf nicht zum Versiegen gebracht werden, wenn dem Culturleben nicht die Jugendfrische, die Möglichkeit der unablässigen Wiedergeburt und die wahren schöpferischen Kräfte verloren gehen sollen. Die civilisatorischen Factoren der Zucht und des Zwanges müssen ein gewisses — je nach Verhältnissen verschiedenes — Maass einhalten und der Freiheit muss ein entsprechender Raum übrig bleiben.

Der Mensch bedarf der Zucht, wie der Freiheit; des Genusses, wie der Plage; des Spieles, wie des Ernstes. Die Erziehungskunst muss diese Nothwendigkeiten im Auge behalten und zu benützen suchen. Es genügt aber nicht, nur so im Allgemeinen diese Sachlage zu begreifen. Es bedarf einer bestimmten Vertheilungskunst in dieser Richtung. Je nach der Entwicklungsstufe des zu Erziehenden müssen Zwang und Gewährung der Freiheit, Lockung durch feinere Genüsse und Nöthigung zum Einschränken des Genusses in verschiedenen Formen und Maassen in Anwendung gebracht werden.

Die Staats- und Wirthschaftspolitik haben durch sich selbst auch pädagogisch civilisatorische Functionen zu besorgen. Alle Maassnahmen und Einrichtungen des Staats- und Wirthschaftslebens müssen auch von diesem Standpunkte aus geprüft werden. Man muss immer fragen: Welche erzieherische Wirkung wird diese oder jene Einrichtung, diese oder jene Maassnahme haben? Haben wir eine Steuer aufzulegen, so müssen wir, beispielsweise, erwägen, ob die Art dieser Steuer, wie deren Höhe, die Arbeit und Production heben oder drücken werde. Man muss erwägen, ob diese Steuer, welche für sich allein der Wirthschaft schädlich ist, nicht, mit anderen Einflüssen oder Einrichtungen in Verbindung gebracht, heilsam wirken könne. Es gibt beispielsweise Volkszustände, die sich durch ein primitives Genussleben und primitive Unlust zur Arbeit auszeichnen. Eine tüchtige Belastung mit Steuern und gleichzeitige Hinwirkung auf Hebung des feineren und edleren Consums kann hier überaus heilsame Wirkungen haben. Wenn auch mancher Stand der Nation, welcher allzuwenig wirthschaftlichen Sinn besitzt und zu übergrossem Aufwand hinneigt, nun um so rascher einem socialen Verfalle zueilt, so wird doch durch solche Maassnahmen die wirthschaftliche Kraft des grösseren Theiles der Nation gehoben werden.

Wenn über die Nothwendigkeit einer Lohnerhöhung und Kürzung der Arbeitszeit auch nur im Allgemeinen geurtheilt werden soll, so ist die Erwägung der erörterten Momente nicht zu umgehen. In dem einen Lande, unter gewissen wirthschaftlichen Verhältnissen, mögen Lohnerhöhungen mit Verlängerung der Arbeitszeit, in anderen Ländern und zu anderen Zeiten Lohnherabsetzungen mit gleichzeitiger Kürzung des Arbeitstages, in einem dritten Falle vielleicht eine Erhöhung des Lohnes allein u. s. w. eine gute Wirkung auf die Production ausüben. Für jene Culturländer, in welchen heute die Arbeitsfrage zur brennenden wird, ist aber von entscheidender Wichtigkeit, dahin zu wirken, dass eintretende Lohnerhöhungen und andere Begünstigungen, welche von den arbeitenden Classen errungen werden, wirklich eine wirthschaftliche Hebung und Stärkung der Arbeiter herbeiführen. Wir müssen jene Institutionen fördern, welche geeignet sind, den wirthschaft-

lichen Geist, die ökonomisch sittliche Kraft, den die Zukunft stets in's Auge fassenden Sinn der arbeitenden Classen auf eine höhere Entwicklungsstufe zu bringen.

Eine Fülle von Keimen für derartige Institutionen findet sich nun in der That in dem Gewerkvereinswesen. Diese Art des Arbeiter-Vereinswesens gibt den heutigen Arbeiterclassen eine Organisation, welche von dem Innungswesen des Mittelalters dem gewerblichen Leben in dessen einstiger Blüthezeit verliehen wurde. Zu dieser Erkenntniss gelangt man freilich nur, wenn man nicht blos darauf sieht, was diese Verbindungen bis heute in England gewesen sind. Nicht so sehr als Organisation für ein Friedenswerk, wie als Mittel für den Kampf waren viele oder doch manche englische Gewerkvereine (Trade Unions) in's Dasein getreten. Aber auch manche Staaten traten zuerst als blos kriegerische Organisation der Stämme auf. Die Fortentwicklung hat den Kriegsorganismus in einen socialen Rechts- und Culturorganismus umwandelt. Ein solcher Process geht im Gewerkvereinswesen unter günstigen Verhältnissen sehr rasch von statten, und es liegt in der Macht des Staates und der Gesellschaft, die Gewerkvereine auf immer friedlichere Bahnen hinzulenken und dieselben zu modernen, wirklich alle arbeitenden Classen umspannenden Innungen zu erheben.

Die Gewerkvereine haben begonnen, über ihre Mitglieder eine moralische Disciplin zu üben, dieselben durch ein System gegenseitiger Versicherung an das Sparen zu gewöhnen. Ja sie haben es sogar — wenigstens in England — unternommen, ihren Vereinigungen eine höhere Weihe zu verleihen, welcher sie durch gewisse Formen Ausdruck geben. Der Gewerkverein, die Innung der Zukunft — wie er genannt wurde — will seine Mitglieder nicht blos einigen wirthschaftlichen Zwecken nach ergreifen. Ein die Persönlichkeiten nach wirthschaftlicher, moralischer und intellectueller Richtung beeinflussendes Band soll die Glieder dieser Organismen umschlingen. Die Innung der Arbeiter soll eine ideale grosse Arbeiterfamilie in's Dasein rufen, aber eine Familie, welche nicht das engere Familienleben der Arbeiter schwächen, sondern zu einem wirthschaftlich, wie moralisch blühenden erheben soll.

Diese Organisation sorgt in mehrfacher Weise dafür, dass Lohnerhöhungen nicht zu einer Verschleuderung productiver Kräfte werden. Ihre Tendenz ist es, eine wirthschaftlich verwerfliche Steigerung des Consums zu verhüten, eine moralisch, wie ökonomisch gut wirkende Consumsteigerung in der Arbeiterclasse zu fördern und den vorsorgenden Sinn, wie das höhere wirthschaftliche Pflichtbewusstsein der Arbeiter auszubilden. Treten auch diese Tendenzen noch nicht genug zu Tage, so ist doch der günstigste Boden für deren Entwicklung gegeben.

Von der höchsten Bedeutung für unser gesammtes wirthschaftliches und sociales Leben müssten jene Keime eines grossartigen Systems der Assecuranz werden, welche durch die Gewerkvereine zu einer bisher zwar noch sehr mässigen Pflege gelangt sind, aber unter Ermunterung durch den Staat, und durch Unterstützung von Seite der wohlhabenden Gesellschaftsclassen zur Blüthenentfaltung und zu herrlicher Früchtezeugung gebracht werden könnten.

Den Gewerkvereinen könnten von Seite des Staates mancherlei Rechte eingeräumt, von den wohlhabenden Gesellschaftsclassen Prämien und Stiftungen zugewiesen werden, unter der Bedingung, dass sie in ihrer Mitte jenes System gegenseitiger Versicherung entwickeln, welches von manchen Gewerkvereinen bisher mit einigem Erfolge gepflegt wurde. Jedes Mitglied eines Gewerkvereines sollte verpflichtet sein, nicht blos sich selbst und seine Familie gegen die wirthschaftlichen Folgen der Arbeitsstockung, der Krankheit und Invalidität, sondern auch seine Hinterbleibenden vor Noth wegen Fehlens des Versorgers zu schützen. Ja es sollte der Genosse einer solchen Verbindung nicht eher eine Ehe eingehen dürfen, solange er nicht durch Versicherungsbeiträge zum Voraus einen gewissen wirthschaftlichen Schutz der zu begründenden Familie gegeben hat. Die Schaffung von Proletarier-Existenzen sollte von Seite des Gewerkvereines zum Voraus unmöglich gemacht werden. Wer sich nicht zu jenem höheren Pflichtbewusstsein erhebt, welches in diesen Vereinigungen waltet, der soll von der Genossenschaft überhaupt, oder doch von vielen Vortheilen

und Würden ausgeschlossen bleiben. Ja, die Stiftungen, welche dem Versicherungswesen der Gewerkvereine zuzuwenden wären, könnten mit dem Willen der Stifter als Prämien für solche Mitglieder verwendet werden, welche, trotz Schwierigkeit ihrer Lage, dennoch gewisse minimale Beträge für die eigene, wie für die Versicherung ihrer Familie leisten. Die moralische Wirksamkeit, welche die Gewerkvereine im Allgemeinen üben, die verlockenden Vortheile, die sie ihren Mitgliedern gewähren würden, könnten kaum ohne Einfluss auf die gesammte arbeitende Bevölkerung bleiben. Jener Theil der Massen, welcher stumpf und leichtsinnig in proletarischer Existenz beharrt, würde wohl nach und nach zu immer unerheblicherer Zahl zusammenschrumpfen.

Jene Sparthätigkeit, welche durch die Entwicklung des Versicherungswesens bei dem Arbeiter moralisch oder auch rechtlich erzwungen würde, müsste sich in vielen Fällen als eine Pionnier-Arbeit für die Ausbildung des Sparsinnes überhaupt bewähren. In vielen Genossen des Gewerkvereines würde auch der Sinn für das Capitalisiren von Ersparnissen zum Durchbruche kommen. An die Entwicklung des Sparsinnes und des auf Sicherung der Zukunft zielenden Sinnes bei den Arbeitern hat man mit Recht grosse Hoffnungen in Betreff der Lösung der socialen Frage geknüpft. Aber wohl keine Institution ist bis heute noch, sei es der That oder der Idee nach, an das Licht des Tages getreten, welche in so breitem Umfange die Sparthätigkeit anregen könnten, wie die Gewerkvereine durch die Pflichten, die sie ihren Mitgliedern auflegen und die Disciplin, die sie zu üben vermögen.

Der Gewerkverein gibt den flottirenden und atomisirten Massen der industriellen Lohnarbeiter und wohl auch den Lohnarbeitern überhaupt eine wirthschaftliche und ethische Organisation. Sie werden in eine Brüderschaft umgewandelt, welche von einer bewussten und energisch empfundenen Solidarität durchdrungen wird. Durch das System der, auf Gegenseitigkeit beruhenden, Assecuranz wird das Precäre ihrer Existenz bekämpft, durch die Eingliederung in einen von ethischen Ideen getragenen Bund wird der einzelne Arbeiter in seinem Gefühle der Würde und Verantwortlichkeit gehoben.

Während das Almosen auf den Menschen, der es empfängt, leicht depravirend wirkt, offenbart die Selbst-Assecuranz auf den Charakter einen hebenden und stärkenden Einfluss.

Solange aber die Arbeiterschaft den Capitalisten und Unternehmern nur fremd und als Gegenpartei entgegensteht, ist die Befürchtung nicht unbegründet, dass diese Organisation der ganzen Gesellschaft gegenüber nur die Organisation eines Feindes bedeute, welcher mitten in der Gesellschaft lebt und den Kampf zu ihrem Sturze vorbereitet. Es ist eben nothwendig, dass die Arbeiterschaft sich nicht blos in sich organisire, sondern sich auch dem Organismus der ganzen Gesellschaft in harmonischer Weise eingliedere. Für eine solche Einordnung in den Social-Organismus und den friedlichen Anschluss an die anderen Glieder der Gesellschaft ist in den ständigen Einigungskammern vorläufig eines der nöthigen Organe der Vermittlung und Verknüpfung schon gefunden. Der erste Schritt ist hier gewiss der schwierigste. Sobald aber ein verbindender Canal nur überhaupt geschaffen ist, kann es nicht fehlen, dass er sich erweitere, dass jene Gefässe immer breiter werden, welche das Ideenleben aus dem einen socialen Kreise in den anderen hinüberleiten und eine immer fortschreitende Versöhnung und Vermählung der Gegensätze möglich machen.

Der Gewerkverein hat aber nicht blos die moralische Hebung der Mitglieder und die durch das System gegenseitiger Assecuranz ermöglichte Sicherheit und Gleichmässigkeit der Arbeiter-Existenz zum Zwecke. Er will — und vorläufig behandelt der Gewerkverein diese Aufgabe als seine erste und wichtigste — er will die Stellung der Arbeit dem Capitale gegenüber kräftigen. Der Antheil des Arbeiters am Productions-Ertrage soll ein grösserer, die Arbeitsbedingungen sollen für die Lohnclasse günstigere und bessere werden. In solchem Streben und in solcher Macht des Gewerkvereinswesens sehen nicht blos die Capitalisten und Unternehmer, sondern auch manche Nationalökonomen eine höchst bedrohliche, ökonomisch gefahrbringende Erscheinung. Die Capitalisten und Unternehmer glauben, dass jede Steigerung des Lohnes, die sich nicht so ergibt, wie unter dem bisherigen Spiel von Nachfrage

und Angebot, ihnen selbst verderblich werden müsse. Manche Nationalökonomen halten ihrerseits an der Lehre fest, dass dort, wo ein Paar nur genug zur Lebensfristung findet, auch eine Verbindung schon entsteht, welche Elend bringen muss, wenn eben nur für zwei Menschen die Mittel für Lebensfristung vorhanden sind. Die Tendenz zur Vermehrung überfliegt die Kraft und oft auch den Willen, für neue Wesen auch die nothwendigen Bedingungen der Erhaltung zu beschaffen. Gebet den arbeitenden Massen mehr, als sie zum Leben haben müssen, gebt ihnen die Sicherheit, dass sie immer zu leben haben, und ihre Vermehrung wird bald die ganze Gesellschaft auf die nothdürftigste Existenz herabgedrückt haben!

Diese Befürchtungen scheinen uns nicht unbegründet zu sein. Es kann geschehen, dass der steigende Consum der arbeitenden Classen nur auf Kosten der Capitalisten, der Unternehmer und der anderen socialen Classen sich vollzieht; es kann vorkommen, dass das genussvollere Leben der Arbeiter zu einer Schwächung des socialen Capitals führt, die Production mindert und so einen Rückgang der ganzen Nation herbeiführt. Aber diese mehr oder minder traurigen Folgen ergeben sich nicht allgemein und nothwendig aus einer Besserung in der Lage der lohnempfangenden Classe. Dass diese Nothwendigkeit keine allgemeine sei, haben wir schon erörtert. Von der Art, wie die arbeitende Classe die Erhöhungen des Lohnes überhaupt verwendet, d. h. wie viel sie erspart und capitalisirt und wie viel sie der Consumsteigerung zuwendet, ferner von der Art, wie der Arbeiter seinen Consum erhöht, ob wirklich nur um niedriger Genusssucht zu fröhnen, oder seine Lebenshaltung in ihrem Wesen zu verfeinern und seinem Familienleben eine gesündere und edlere Gestaltung zu geben, von diesen Momenten hängt es ab, ob die Lohnerhöhung schwächend oder stärkend auf das Leben und die Production der Gesellschaft wirkt.

Die Aufgabe, den Consum der Massen zu erhöhen und zu erweitern, kann sogar eine drängende wirthschaftliche Nothwendigkeit werden. Mit grösserer oder geringerer Klarheit ist schon von manchen Volkswirthen erkannt worden, dass die Steigerung der Consumtion für das ökonomische Leben von ähnlicher Wich-

tigkeit sein könne, wie die Steigerung der Production. Ja, der Satz, Production und Consumtion müssen in's Gleichgewicht gebracht werden, ist zu einem allgemein verbreiteten Schlagworte geworden, und über die maasslose Production wurde schon oft in modernen Zeiten die lauteste Klage erhoben.

Die Ueberproduction oder der Absatzmangel wurde als Ursache, wenigstens, der meisten Krisen erklärt. Dem alltäglichen Menschenverstande sollte es ganz unmöglich scheinen, dass ein Zuvielproduciren, dass ein Ueberströmen des Reichthums die Quelle grossen Unglücks für die Besitzenden, eine Quelle grenzenlosen Jammers für die Besitzlosen werden könne. Und dennoch ist es Thatsache, dass in Folge von Ueberproduction die Einen ihre Capitalien, die Anderen ihren Verdienst und ihr Brod schwinden sehen. Warum hungern wir? Weil die Speicher von Fülle überquillen. Warum müssen wir halbnackt und in Fetzen gehüllt einhergehen? Weil alle Waarenhäuser von Kleiderstoffen strotzen. Warum frieren wir? Weil zu viele Kohlenwerke eröffnet wurden und das Heizmaterial sich zu Bergen emporgethürmt hat etc. etc.

Eine Sachlage, wie sie in diesem Frage- und Antwortspiel sich spiegelt, scheint so absurd, dass ihre Möglichkeit von vielen Volkswirthen geradezu geleugnet wurde. Doch die Erscheinung, dass geleugnet, was noch nicht erklärt werden kann oder erwiesenen Lehren zu widersprechen scheint, ist keine seltene. Das Paradoxe mag man nicht leicht gelten lassen. Was gegen eine gefestete Meinung ist, glaubt man, müsse auch gegen die Wahrheit sein.

Indessen hat es Nationalökonomen gegeben, welche die Möglichkeit einer allgemeinen Ueberproduction durchaus nicht bestritten, ja, sie als eine in der Gesellschaft wiederkehrende Wirklichkeit anerkannt haben. Sie haben auch ein Heilmittel gegen dieses Uebel verschrieben. Die Gesellschaft müsse eine Classe von müssigen Verzehrern stets bereit haben, die Classe der „fruges consumere nati". Je mehr die Gesellschaft bestrebt ist, und es auch erreicht, die müssigen Rentner mit ihrem Heer von Dienern und Lungerern in producirende Bürger zu verwandeln, desto häufiger und intensiver muss sie von den

schrecklichen, von Krisen und Arbeitsstockungen begleiteten Erscheinungen der Ueberproduction heimgesucht werden.

Diese Lösung des Problems wird Vielen gerade so paradox scheinen, wie das Problem selbst. Sie werden das Sprichwort anwenden, „der Eine will den Bock melken und der Andere hält ein Sieb unter". Ja, werden die Socialisten antworten, liegt denn nicht eine andere Lösung der Schwierigkeit näher? Warum sollen die Producten-Ueberschüsse jenen Müssigen zugewendet werden, welche schwelgen, warum nicht den in Plage und Arbeit sich Hinschleppenden, welche Mangel leiden? Die Antwort, welche diesen Fragern dröhnend in's Ohr gerufen würde, ist bekannt. Wir würden ein anderes noch schrecklicheres Uebel schaffen, als die Ueberproduction die — Ueberpopulation. Den Reichen geben wir nur Champagner, Seide, Fülle an Kleidern u. dgl., Dinge, welche keine Menschenvermehrung bewirken; den Armen würden wir Brod, warme Leibeshülle, Heizmaterial etc. geben, und da würde aller Ueberfluss gar zu bald, in Folge ihrer Vermehrung, in Mangel sich verwandelt haben.

Lassen Sie uns den Versuch machen, aus diesem Wirrsal von Vernunft und Unvernunft — denn so erscheint uns doch dieser Kampf — lassen Sie uns aus diesem Wirrsal einen Ausweg suchen, wenn es möglich ist. In der That scheint mir ein Entkommen möglich, ohne dass wir die Erscheinung der Ueberproduction gewaltsamerweise zu leugnen, noch vor der Thatsache einer vorhandenen Uebervermehrungs-Tendenz uns vorüberzuschleichen brauchten. Nicht von neuen Entdeckungen werde ich Kunde geben, sondern nur bekannte Thatsachen und Lehren in vielleicht minder bekannten Zusammenhang bringen.

Eine der wichtigsten Functionen der socialwirthschaftlichen Functionen bildet wohl der Austausch von Producten oder von Producten-Ueberschüssen. Jedermann ist heute — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — ein Mann des Austausches; er muss sein Product oder einen Theil seines Productes oder seiner Leistungen gegen Producte und Leistungen Anderer umsetzen. Auch der Poet, der Gelehrte, der Schau-

spielerleben durch den Tausch. Aber nicht nur Individuen, Stände, Berufe, auch Länder und Welttheile leben, wie sie heute leben, durch den Tausch.

Durch den Process des Tauschens wird eine wunderbare Solidarität der Interessen zwischen allen Individuen, Völkern und Welttheilen hergestellt. Jeder Fortschritt im Wohlstand, den der eine Theil erreicht, kommt durch die Tauschbeziehungen auch allen Theilen zugute; jeder Rückschritt irgend eines Gliedes der Tauschgesellschaft muss allen Gliedern Schaden bringen. Dies geschieht mindestens in dem Maasse, als die Glieder der Gesellschaft und des Weltmarktes einander als Producent und Consument, als Verkäufer und Kundschaft einander gegenüberstehen. Je leichter, je billiger und in je grösserer Menge der Producent oder Verkäufer sein Product liefern kann und liefert, desto besser ist der Consument, ist die Kundschaft daran. Je mehr wieder der Wohlstand, die Consumtionskraft des Verkäufers oder des Kunden steigt, desto wohler wird sich der Producent oder Verkäufer befinden. Durch sein Product oder durch seine Leistung ist ein Jeder, in dem Momente, da er Geld sucht, ein Verkäufer. Er wird aber Käufer in dem nächsten Momente, wenn er sein Geld in Producte etc. Anderer umzusetzen sucht. Das Geld dient hier nur als Vermittler. Im Grunde tauscht ein Jeder nur Producte und Leistungen gegen Producte und Leistungen um.

Man stelle sich nun vor, dass morgen ein Jeder das Doppelte seines bisherigen Tagesproductes oder seiner bisherigen Tagesleistung beschafft, sei es, dass er sich als Producent vervollkommnet hat, oder dass er doppelte Anstrengungen aufwendet, als bisher. Was wird die Folge sein? Ein Jeder wird nun von allen Arten Producten, Genüssen, Diensten doppelt so viel erhalten, als bisher. Wenn die Production nach allen Richtungen hin auf das Dreifache, Vierfache stiege, die Sache würde dieselbe sein. Ein Jeder könnte nun drei- oder viermal so viel, als bis dahin, consumiren. Dass solche Fortschritte Besitzverluste über die Reichen, Elend über die auf Arbeit und Lohn Angewiesenen bringen sollte, scheint ganz unmöglich zu sein. Das Uebel einer allgemeinen Ueberproduction würde wahrhaftig wenig Schrecken für uns haben.

So nehmen sich die Dinge in der Phantasie manches recht gescheidten Kopfes aus. In der Wirklichkeit ist es mit den Sachen anders bestellt. Einerseits geht es gar nicht an, dass wir unsere Consumtion nach allen Richtungen hin gleichzeitig verdoppeln oder verdreifachen. Wir können nicht dreimal so viel Brod essen, als zu unserer Sättigung nöthig ist. Aber wohl können wir drei- und mehrmal im Jahre unsere Gewandung wechseln, wenn dies bisher auch nur einmal jährlich geschehen sein sollte. Dies ist nur eine Andeutung von Verwicklungen, die sich ergeben müssen, wenn man einfach auf gleichmässige Steigerung der Production in allen Zweigen lossteuern würde.

Aber so mannigfaltige Verwicklungen in solcher Beziehung möglich sind, so gibt es doch noch Schwierigkeiten weit höherer Art. Es ist nämlich ungenau, wenn behauptet wird, der wirthschaftliche Verkehr komme auf einen Tausch von Producten hinaus. Es ist nicht ganz richtig, wenn gesagt wird, ein Jeder wolle einfach sein Product in Producte der Anderen umtauschen. Bei einem Jeden, der sein Einkommen nicht einfach verzehren, sondern der ersparen, erübrigen, Vermögen und Capital erwerben will, ist dies — wenigstens nicht so geradezu — der Fall. Wenn Jemand doppelt so viel Geist und Kraft aufwendet, als bisher, um jährlich einen Zuwachs zu seinem Vermögen und Capitale zu erzielen; so hat er gewiss nicht die Absicht, nun jährlich auch doppelt so viel, als bisher, in Consum und Genuss aufgehen zu lassen. Nehmen wir nun an, dass die Leiter aller Zweige der Production doppelt so grosse Thätigkeit, doppelt so viel Erfindungsgabe, als bisher anwenden, um doppelt so viel als bisher, nicht consumiren, sondern erübrigen, in Capital verwandeln zu können. Niemand von diesen will seinen jährlichen Consum verdoppeln, ein Jeder aber sein bisheriges Einkommen. Nur nebenbei möchte der Capitalist auch mehr consumiren. Nicht Seide, Champagner werden gesucht, sondern eine Einkommens-Erhöhung, welche fortwährt und die Stellung der Familie, der Kinder und Kindeskinder kräftigt.

Nehmen wir an, der Indier, der Chinese etc. produciren mehr Baumwolle, Seide, Thee, Shawls etc., um mehr Gold

und mehr Silber als Schatz in die Erde vergraben zu können, sowie wir mehr produciren, um Rentenpapiere, sichere Dividendenpapiere etc. in unsere Casse zu legen. Wenn wir nun dem Indier und Chinesen für sein Product europäische Modewaaren u. s. w. geben wollten, wäre ihm durchaus nicht geholfen. So ist es bei uns bestellt, wenn die Producenten Einkommens-Steigerungen, d. h. fruchttragende Schätze wollen und durchaus nur Consum-Artikel produciren. *A* will dem *B* Seide, *B* dem *A* seine Wollentücher geben. Keiner von Beiden hatte aber die Absicht, mehr zu consumiren, sondern einen Schatz zu erwerben, welcher ihm selbst und seinen Kindern nach ihm jährlich Erträge bringt. In allen Richtungen der Waarenproduction wird es also eine unverkäufliche Fülle geben; Keiner wird dem Anderen helfen können; Alle werden ihre Capitalien unnütz aufgewendet haben; Alle werden bankerott sein, trotz der Waarenmengen, die in ihren Magazinen aufgespeichert sein mögen. Man wird also, mit einem gewissen Rechte, über allgemeine Ueberproduction zu klagen haben.

Die, um der einfachen Anschaulichkeit willen, in dieser Betrachtung gebrauchte rohe Zeichnungsweise wird uns nicht beirren, sie dennoch als eine, bis zu einem gewissen Maasse, richtige zu erkennen. Wir sehen hier jedenfalls eine der Quellen für Erscheinungen, welche man als, aus Ueberproduction stammende, Stockungen des Verkehres und Krisen der Capitalswirthschaft bezeichnen kann. Man wird auch fühlen, dass derlei Vorgänge, in gewissem Maasse, unserer heutigen Wirthschaft niemals ganz fehlen dürften; man wird aber nicht zugeben, dass eine Vermehrung, sei es der nobeln oder nicht nobeln, müssigen Verzehrer Hilfe schaffen könne. Denn müssige Verzehrer werden wohl die Vorrathshäuser und Waarenmagazine von ihrer Ueberfülle befreien; aber die Erwartung der Producenten, ihre Waaren in Capitalien, in Profit- und Rentenquellen umzuwandeln, wird getäuscht bleiben.

Bei der Frage, wie dem Uebel einer allgemeinen Ueberproduction zu steuern sei, kann es sich weder um eine einfache Einschränkung der Production, also um eine Zurückdämmung der Arbeitstriebe und der Arbeitsthätigkeit handeln,

noch um eine blosse Steigerung des Consums überhaupt. Zuviel produciren kann nicht die Quelle der Verarmung sein, und blosser Consum bringt noch keine dauernden Quellen für das Capitalwachsthum. Das wahre Ziel kann nur dort gesucht werden, wo der Consum zur bleibenden Capitalsquelle wird. Mit dem Consum muss eine Hebung des Ertrages für die Capitalisten verbunden sein. Sobald der Unternehmungsgeist einen solchen Weg entdeckt, werden die unverkäuflichen Producte wieder verkäuflich, gehen die gesunkenen Preise wieder in die Höhe und finden unbeschäftigte Köpfe und Hände wieder Arbeit und Verdienst.

Solche Wege sind freilich in vielen Fällen überhaupt nicht leicht zu entdecken. Manche der möglichen Wege sind wieder wohl für den Staatsmann oder Socialphilosophen erkennbar, aber für den Capitalisten nicht verlockend. Eine dieser nicht anlockenden Bahnen, auf denen man der Ueberproduction zu Hilfe zu kommen vermöchte, haben wir hier — bei Erörterung der socialen Frage — in's Auge zu fassen.

Dem Betrachter der Natur-Entwicklung, noch mehr jenem der Menschheitsgeschichte kann die Erkenntniss nicht entgehen, dass der Lebensfortschritt an einen gewissen Rhythmus von Aufsteigen und Niedergehen, Vorwärtsschreiten und Rückwärtsschreiten gebunden ist. Ja, selbst die Möglichkeit eines Beharrens auf erreichter Stufe ist durch ein fortwährendes Auflösen, also Niedergehen bedingt. „Alles muss in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren soll." Diese Processe des Niederganges, um der Erhaltung und Erhebung willen, sind von mannigfaltiger Art und Entwicklung.

Damit die Gattungen jener Organismen, die schon existiren, fortexistiren und sich entwickeln, müssen die Individuen sterben, d. h. in unorganische Theile zerfallen, andererseits ihr Wesen in einen flüssigen, keimhaften Zustand zurückversetzen, d. h. sie zeugen, sich in das Eileben zurückziehen. Im Ei befinden sich die Erzeuger gleichsam in einem niederen Urzustand, in eine Art von Desorganisation zurückgebracht, in welcher die Organisation leicht wieder in Action tritt. Das Höhere opfert sich, um sich in seiner Höhe zu erhalten und

zu neuen Höhen aufzusteigen. Ob das Geschöpf sich dessen bewusst ist oder nicht, ändert nicht diese Nothwendigkeit.

Wenn die Natur einen Fortschritt zu vollführen hat, muss sie oft zurückschreiten, wie ein Mensch, der über einen Graben setzen soll und zurückgeht, um durch Anlauf Kraft zu gewinnen. Ein Samenkorn, welches zu keimen beginnt, zur höheren Pflanzenform aufstrebt, muss einen Theil seines Leibes der Zersetzung überliefern, einem Niedergange zuführen. Die Kräfte, welche im sinkenden Theile frei werden, liefern dem bevorzugten Theile die ersten Mittel und Kräfte für eine Erhebung auf höhere Lebensstufe. Wenn aus dem Ei der Vogel sich entwickelt, kommen ähnliche Processe, anderer Art, in's Spiel. Das Ei besteht, wie uns die Forscher lehren, aus Millionen von Klümpchen und Bläschen, welche als eine Art schlummernder, aber doch lebender Wesen oder Individuen bezeichnet werden können. Diese Wesen sind alle einander ziemlich gleich an Lebenshöhe; das Ei ist eine fast durchaus demokratische Gesellschaft, die so wenig gegliedert ist, wie ein als Horde, ohne Oberhaupt und ohne Arbeitstheilung, lebender roher Volksstamm. Anders ist es mit diesen Wesen bestellt, wenn das Ei zum Vogel geworden ist. Die Nerven- und Hirnzellen des Vogels sind reicher und höher an Leben, als es die Bläschen des Eies waren. Aber die fast holz- oder steinartige Masse der Knochen, Federn und mancher Gebilde des Vogelleibes besteht aus Zellen, welche ärmer an Leben, niedriger an innerer Energie sind, als ihre Aeltern, die Zellen des Eies gewesen sind. Auf dass die Horde, das primitive Zellenvolk, als Ganzes zu einem höher lebenden und gegliederten Organismus sich erheben könne, musste ein Theil des Volkes auf eine tiefere und unfreiere Stufe herabgedrückt werden.

Die Geschichte der Menschheit weiss uns sehr viel von solchen Processen zu erzählen. Manche religiösen Theorien des orientalischen Alterthums haben die Erhebung weniger Menschen zu einer Art Götterlebens und die Herabdrückung der Mehrzahl zu einer fast thierischen Existenz als einen von Gott gewollten und von Gott geordneten Vorgang gepriesen. Gewiss, aus allem Fortschritt spricht ein göttlicher Wille. Aber nicht blos die Opferung des Niederen, um des Höheren

willen, ist ein Mittel für die Lebens-Entwicklung und Menschheits-Erhebung. Die Natur und die Geschichte der Menschheit kennt noch einen zweiten, dem bezeichneten entgegengesetzten Process, welcher dem Fortschritte dient. Das Höhere muss sich opfern, sich an das Niedere hingeben, wenn die erreichte Höhe in Altersstarre untergehen, wenn eine Verjüngung des Lebens, eine Erhebung zu neuen höheren Stufen möglich sein soll. Der Menschheit wurde auch dieses Gesetz im religiösen Bewusstsein offenbar. Gott lässt sich zur Menschheit herab; er wird Mensch, damit die Menschheit sich zu einem göttlich reineren Leben erhebe. Die Ersten müssen freiwillig die Letzten werden, wenn ein neuer Erlösungsprocess der Menschheit sich vollziehen soll.

Niemals vermag sich ein einzelnes Volk oder ein einzelner Stand auf dem zu einer gegebenen Zeit höchsten Gipfel der Cultur oder Macht zu erhalten, wenn sie nicht für sich eine Verjüngung durch andere minder entwickelte Völker oder Stände zu erreichen wissen. Noch weniger ist eine Erhebung auf neue höhere Stufen der Cultur möglich, wenn diese Cultur nicht hinabtaucht in bisher minder cultivirte Schichten, wenn nicht dadurch eine breitere Basis für die neue Erhebung bereitet wird. Selbst Kunst, Philosophie, Religion, Wissenschaft müssen erstarren, unproductiv und saftlos werden, wenn sie sich nicht herablassen zu tieferen oder ausbreiten in weitere Schichten des Volkes und Lebens hin. Die Geschichte der Menschheit setzt es klar in's Licht, und der Gedanke vermag es zu begreifen, dass auf Basis einer bestimmten Cultur-Breite auch nur eine bestimmte Cultur-Höhe zu erreichen ist. Völker wie Stände sind glücklich zu preisen, wenn es ihnen früh genug klar bewusst wird, dass sie die Basis ihrer Cultur oder Machtstellung erweitern müssen, um von Neuem fortschreiten zu können. Denn einem Verkennen solchen Bedürfnisses entspringen schwere Leiden und oft Stürme, welche den nationalen Bestand, die nationale Cultur bedrohen. Ein nöthiger Verjüngungsprocess, welcher nicht durch Verbreiterung der Culturbasis in stetiger Weise sich vollzieht, bricht sich, durch Zusammenbrüche hindurch, gewaltsam Bahn, und lange Perioden müssen vergehen, bevor die Nation wieder in stetige, ruhige Entwicklungswege zurückzugelangen vermag.

Wie in allem organischen Leben überhaupt, so offenbaren sich diese Gesetze auch im wirthschaftlichen Leben der Nationen und der Gesellschaft. Völker und Stände müssen ihren Reichthum und ihre wirthschaftliche Cultur den minder reichen, minder entwickelten Völkern und Ständen mittheilen, wenn ihr eigenes wirthschaftliches Leben nicht in Stockung und dann in Verfall gerathen soll. Jede aristokratische Wirthschaftsform kann sich nur bis zu einer bestimmten Reichthumshöhe erheben. Diese Form mag nun die der Sklavenbewirthschaftung, die des Feudalismus oder die capitalistische sein. Was durch Sklaven zu erreichen ist, findet immer eine gewisse Grenze. Ist diese einmal erreicht, so ist das Los einer Cultur, welche auf dieser Basis ruht, mit Verfall und wirthschaftlichem Bankerott bedroht. Dieses Schicksal hat die antike Welt betroffen und war dasselbe ein Glied jenes gewaltigen Processes, der ihr das Ende bereitet hat. Auch der Feudalismus hat erst in vollem Masse seinen Abschluss erreicht, als sich aus dem wirthschaftlichen Hörigkeitswesen nimmermehr jene Menge finanzieller Mittel beschaffen liess, deren die erreichte Cultur und das ihr entsprechende Staatsleben bedurfte. Der finanzielle Verfall, finanzielle Nöthen erzwangen gewaltsam die Abschaffung des alten Regimes, wenn die Gesellschaft nicht im Stande war, in stetiger Weise den Weg aus der alten in die neue Wirthschaftsweise zu finden.

Schneller, als die moderne Wirthschaftsform hat sich keine frühere zu entwickeln vermocht. Mit so lawinenartigem Laufe ist noch niemals der Reichthum angeschwollen. Kein Wunder, dass auch die Nothwendigkeit, die Basis für die erreichte Höhe zu erweitern, sich niemals so bald, so früh, in mächtiger Weise fühlbar machte. Jenes Volk, welches zuerst zu den Höhen der modernen Wirthschaft und des modernen Reichthums emporgestiegen war, England, musste auch zuerst die Leiden kennen lernen, welche zu einer Erweiterung der Wirthschaftbasis drängen. Nicht blos der Vermehrungstrieb der Organismen eilt den Bedingungen der Erhaltung voraus, auch mit dem Capitalisationstriebe ist es so bestellt. Nicht im Zuviel der erzeugten Consumtionsmittel besteht die moderne Ueberproduction, an Consumenten für die Fülle der Producte würde es wohl nur

selten fehlen, aber an Wegen capitalistischer Verwendung des Producirten fehlt es immer von Neuem. Und alle moderne Capitalvernichtung vermag nicht der Capitalvermehrung beizukommen. Die Ueberproduction ging in England mit der Ueberpopulation fast immer Hand in Hand. Ein Widerspruch der horrendesten Art für jede ökonomisch naive Auffassung.

Was sich nach capitalistischer Methode aus der Arbeit erzielen lässt, hat — bei jeder Stufe der Technik — eine bestimmte Grenze. Es ist nicht möglich, auf dem Wege des Profitmachens die Profite beliebig wieder in Capital, in Profitquellen umzuwandeln. Neue Erfindungen, bessere Arbeitsmethoden machen diese Sachlage nicht zu einer besseren. Die Vermehrung des Capitales wird beschleunigt, wieder machen sich die Schranken für neue profitable Verwendung der Profite in harter Weise fühlbar. Durch Absatz der Waaren in minder entwickelte Länder muss Hilfe gebracht werden. Immer weiter und weiter hinaus in alle Welt dehnte sich das englische Absatzgebiet. Aber auch das, was durch einfachen Verkauf zu erreichen war, hatte bald eine Grenze gefunden. Die Kaufkraft anderer Völker hatte ja auch ein bestimmtes Maass. Das Uebel der Ueberproduction musste wiederkehren.

Ein neuer Weg wurde nun betreten. Es galt die anderen Völker kaufkräftiger zu machen; man musste sie nicht nur kauflustig machen, sondern auch in mehr directer Weise ihre wirthschaftliche Entwicklung fördern. Man exportirte die Waaren nicht blos als Gegenstände des Verkaufes, sondern als Capitalien. England nahm Actien, Rentenpapiere u. dgl. als Gegenwerth. Für die Ueberproduction und Ueberpopulation war abermals eine gewisse Hilfe gebracht. Was von Producten nicht in der Heimat profitabel zu verwenden war, wurde profitabel, indem es im Auslande als Capital Verwendung fand. England konnte wieder mehr produciren und der arbeitenden Classe Beschäftigung und Verdienst gewähren. Wie überaus viel hat die wirthschaftliche Entwicklung unseres Welttheiles, wie viel haben auch andere Welttheile dem übergewaltigen Capitalisationstriebe der englischen Ueberproduction zu verdanken!

Man frage sich nun, welche Entwicklung England hätte nehmen müssen, wenn die übrige Welt auf industriell und

capitalistisch gleicher Stufe mit England gestanden wäre, wenn es für die Ueberproduction des englischen Capitales keine auswärtigen Märkte oder Gelegenheiten profitabler Verwendung gegeben hätte? Eines von Beiden hätte geschehen müssen. Entweder wäre der capitalistische Trieb endlich wegen Mangel an Wegen der Bethätigung erschlafft; dann hätten die Capitalisten sich in eine Art neuen Adels verwandeln müssen, welcher mehr den Genusstrieben als dem Capitalisationstriebe huldigt, während die arbeitende Bevölkerung nur durch eine Art Hörigkeit mit gesicherter Versorgung dem Staatskörper eingegliedert worden wäre. Oder der Capitalisationstrieb hätte sich nur gemässigt, und die Fülle des Reichthums hätte nach und nach den weitaus grössten Theil der Massen in kleine Leute von Besitz, in kleine Actionäre u. s. w. umgewandelt. Diese wären durch den mässigen Besitz eine ruhige Classe geworden, welche wie eine in mässigem Wohlstand lebende Bauernschaft conservativ ist, nicht nur in ihrem Denken, sondern in ihrem Familienleben. England hätte nicht mehr wegen Ueberproduction, aber auch nicht mehr wegen Ueberpopulation Jammergeschrei zu erheben und eigenthümliche Theorien der Wirthschaft zu erzeugen gebraucht.

Vielleicht gibt es ausser dieser Alternative noch andere Möglichkeiten. Aber diese anderen Möglichkeiten könnten sich wohl nur auf einen gewaltsamen Zusammenbruch des englischen Staats- und Wirthschaftslebens beziehen. Doch, wie dem immer wäre, die Bedeutung der Ueberproduction dürfte uns verständlicher geworden sein. Die Erörterung von blossen Möglichkeiten hat uns manches Moment der socialen Frage in ein helleres, tief in den Grund eindringendes Licht geführt.

England hat die Basis seiner wirthschaftlichen Stufe dadurch erweitert, dass es immer neue Gebiete der Welt in den Kreis seines Handels führte, immer neue Gebiete mit seinem Capitalregen zu befruchten und zu höherer Kaufkraft zu heben versuchte. Die erweiterte Basis machte immer eine Erhebung auf noch höhere capitalistische Stufe möglich. Solange diese Art, die Basis der Production zu erweitern, noch möglich ist, bleibt die andere Art der Erweiterung, jene durch Umwandlung der lohnempfangenden Massen in mit kleinem Capitalbesitz

ausgestattete Leute der Arbeit, eine minder drängende Nothwendigkeit. Aber so, wie nach und nach andere Völker auf der Bahn industrieller Entwicklung fortschreiten und dann ihrerseits in die Arena treten, um ihrer capitalistischen Entwicklung willen, Märkte zu erwerben und dieselben capitalistisch zu befruchten und auszubeuten, so müssen sich wohl in England die nicht besitzenden Classen mit immer mächtigerem Triebe erheben, um, wenn auch nicht an Besitz und Stellung den oberen Classen gleich zu werden, so doch, was die ganze Weise des wirthschaftlichen Lebens betrifft, näher zu rücken. Zwischen den Entwicklungen, welche sich im Weltmarkte vollziehen und jenen, welche innerhalb der englischen Gesellschaft vorgehen, besteht so bis zu einem Grade ein Zusammenhang und eine Art von Wechselwirkung, welche zu durchschauen von sehr hoher Wichtigkeit ist.

Wenn wir diese letzten Erörterungen gleichsam in einem Bilde vor unseren Geist rücken, so wird es uns kaum zweifelhaft sein, dass unsere immer wieder stockende Capitalwirthschaft endlich auch an die methodische Pflege und Befruchtung der im arbeitenden und lohnempfangenden Volke noch keimhaft liegenden Productivkräfte werde herangehen müssen. Nicht blos nach aussen hin haben wir den Absatz zu erweitern, auch im Lande selbst ist uns diese Aufgabe gestellt. Es geht aber nicht an, Absatzgebiete dauernd auszubeuten, ohne dieselben auch in Pflege zu nehmen, zu befruchten, sie zahlungsfähig zu machen. Der extensiven capitalistischen Wirthschaft muss die intensive Wirthschaftsweise folgen. An die Stelle der Kunst des blossen Ausnützens und Ausbeutens muss die Kunst der Befruchtung und Pflege treten, wenn das wirthschaftliche Leben sich auf neue Höhen erheben soll.

Freilich wäre es ein Irrthum, zu meinen, dass in unserer heutigen socialen Wirthschaft in dieser Richtung nichts geschehe. Denn ohne dass die Absicht dazu in den herrschenden Classen bestehen würde, strömen die Folgen fortschreitender Cultur und fortschreitenden Reichthums auf die arbeitenden niederen Volksclassen über. Wenn auch oft nur in geringem Maasse, nehmen doch die Arbeiter thatsächlich Theil an dem wirthschaftlich und culturell höheren Leben, von welchem sie, wie

von einer Atmosphäre, umflossen sind und das sie, gleichsam mit jedem Athemzuge, in sich aufnehmen. Das Billigerwerden aller Producte der Industrie und des geistigen Schaffens kommt auch den Arbeitern, unteren Ranges, zugute. Die Bedürfnisse der Arbeiter vermehren und verfeinern sich unablässig. Zudem wird auch mit Absicht, auch in mehr directer Weise durch Staat und Gesellschaft auf eine Hebung der niedersten Classen und ihrer productiven Kräfte hingearbeitet. Durch unentgeltlichen und nöthigenfalls auch aufgezwungenen Unterricht, durch Ausbreitung gewerblicher und technischer Elementarschulen u. s. w. wird ein immer grösserer Theil der neuen Arbeiter-Generationen in ihrem Streben, Können und Leisten auf eine höhere Stufe gebracht.

Aber diese Förderungen erweisen sich bei Fortschreiten der Cultur und der Capitalsproduction als unzureichend. Einerseits geräth die Arbeiterclasse immer mehr in einen krankhaften Zustand, weil sie in viel rascherem Laufe zu zahlreicherem Bedürfen und Begehren, als zu tüchtigerem Leisten und gesteigertem Verdienste geführt wird. Dieser krankhafte Zustand wird zu einer Fiebergluth dadurch gesteigert, dass ihnen die capitalistischen Classen nicht mehr als schützende Patrone, wie die einstigen Meister den Gesellen, oder als von idealem Schimmer umflossene Autoritäten, wie die einstigen Feudalherren, gegenüberstehen. Der Capitalist steht heute für den Arbeiter nur als Mann des Geschäfts, als Käufer der Waare „Arbeit" da. Der Socialismus ist nicht lässig darin, die Praktik des Arbeitskaufes in vollster Schwärze auf die Fläche zu malen, und die Erscheinungen des Schwindels und der socialwirthschaftlichen Frivolität, welche sich in den höchsten Operationen des Capitalismus riesenmässig entfalten, sind gewiss wenig geeignet, den arbeitenden Classen den rechten Begriff von einer höheren Bedeutung der capitalistischen Wirthschaft und der capitalistischen Classen beizubringen. Andererseits fehlt den Volksmassen jene Kaufkraft, welche der anschwellenden Production die Wage halten muss, wenn nicht immer von Neuem jene Stockungen der Production, welche den Absatzmangel zur Ursache haben und selbst wieder zu zeitweisen Ursachen wirthschaftlichen Verfalles und moralischer

Zerrüttung für die unteren und zum Theil auch der mittleren Volksclassen werden, wiederkehren sollen.

Ebenso wie der Bau von Eisenbahnen, die Urbarmachung neuer Bodenflächen, die Colonisation ferner Welttheile, die wirthschaftliche Befruchtung fremder Länder durch Credite und Capital-Exporte ist auch die Erweckung und Befruchtung der in unteren Volksclassen schlummernden Productivkräfte ein Weg, auf welchem eine Steigerung des Absatzes und die Erwerbung neuer Objecte für fruchtbringende Capitalverwendung zu erreichen wären. Alle Formen herrschaftlicher Arbeits-Bewirthschaftung, jene des Sklaventhums und der Hörigkeit und die des Capitalismus haben ihre historische Nothwendigkeit. Sie finden aber immer eine Grenze ihrer Entwicklung; sie erreichen einen Punkt, wo sie, nicht blos social und politisch unmöglich, sondern auch, im rein volkswirthschaftlichen Sinne, unproductiv werden. Jede dieser Formen muss stetig reformirt, in neue Formen übergeführt werden, wenn nicht Revolutionen und Zusammenbrüche die nöthige Wandlung plötzlich und gewaltsam vollführen sollen.

Keines der Wirthschaftssysteme, die jemals in der Culturwelt existirt haben, ist aber so sehr geeignet, und so sehr darauf hingewiesen, sich, in stetiger Weise, zu neuen höheren Formen fortzuentwickeln, wie das System der freien Capitalswirthschaft. Das widerspruchsvolle Leben, in welches die modernen Arbeiterclassen hineingetrieben werden dadurch, dass sie einerseits, mit moderner Bildung getränkt, zu mannigfaltigerem Consum und zu einem feineren Leben durch den Markt gelockt und gereizt werden, während sie andererseits, wie eine lose fluthende Masse nur auszubeutender Kräfte, dem Spiele schwankender Angebote und Nachfrage, dem Wogenschlage schwindelhaften Aufschwunges und darauffolgenden Zusammensturzes überlassen sind, dieser Widerspruch im Leben der arbeitenden Classen birgt solche Gefahren für das moderne Socialleben in sich, dass Staat und Gesellschaft sich getrieben sehen, auf eine organische Hilfe zu sinnen, auf eine Hilfe, welche weder unserem freiheitlichen Leben noch der unseren Reichthum schaffenden Kraft verderblich oder abträglich werden soll.

In der That fehlt heute den herrschenden Classen nicht mehr die Einsicht, dass anders, als durch blosse Unterstützung der Arbeitslosen und Errichtung von Zwangsarbeitshäusern geholfen werden müsse. Aber die Erkenntniss, dass auch die Kaufkraft der Massen durch besseren Verdienst, die Productivkraft derselben durch eine Hebung ihres moralischen und wirthschaftlichen Lebens gesteigert werden könne und entwickelt werden müsse, diese Erkenntniss ist noch überaus wenig verbreitet. Die Capitalisten- und Unternehmerclasse sind noch immer, der Mehrzahl ihrer Glieder nach, der oberflächlichen Ansicht, dass jede Art der Lohnerhöhung, jeder Beitrag zur Sicherung der Arbeiterclasse, jede dem Arbeitslohne beigefügte Assecuranzprämie nichts Anderes sei und bleibe, als ein Abzug vom Gewinne oder Capitalprofite.

Für den Moment, vielleicht für einige Jahre, bliebe es mit der Sache auch wirklich so bestellt. Die gebessertere und gesichertere Lage der Arbeiter würde als eine Art neuer Besteuerung der Capitalistenclasse wirken. Freilich würde das Capital diese Steuer von sich auf die Consumenten abzuwälzen suchen. Das Capital würde den Versuch machen, die Lohnerhöhung und die Assecuranzprämie, welche für die Arbeiter erlegt worden, durch eine Erhöhung der Waarenpreise wieder hereinzubringen. Wie weit eine solche Ueberwälzung in dem einen oder anderen Zweige gelingt, wollen wir hier nicht untersuchen. Zum Theile würde sie jedenfalls gelingen. Alle Classen der Gesellschaft, auch die Arbeiterclassen selbst, würden im Waarenpreise für eine gewisse Periode mitbesteuert werden. Ebenso kann nicht bezweifelt werden, dass für eine Zeit die Besteuerung mancher Importe erhöht, manche Exporte aber durch Steuer-Entlastungen und andere vom Staate gebrachte Opfer gefördert werden müssten, damit die Stellung des Landes dem Weltmarkte gegenüber durch die Vertheuerung der Production nicht gefährdet werde.

Anders würde sich aber die Sachlage für die Folgezeit gestalten, wenn die Besserung in der Situation der arbeitenden Bevölkerung auch eine Steigerung ihrer Productionskraft und damit eine bedeutende Hebung ihrer ökonomischen Consumtionskraft bewirkt. Und wenn auch nicht blos zugegeben,

sondern auch nachdrücklich betont werden muss, dass nicht in allen Ländern und nicht immer die Steigerung der Lohnhöhe gleich möglich und gleich nützlich ist, so darf doch nicht übersehen werden, dass mit dem Fortschritte des industriellen Lebens jene Verhältnisse eintreten, unter welchen die Opfer, welche gebracht werden, um die moralische und ökonomische Kraft der Arbeiter zu heben, sich als eine Art fruchtbringender Capital-Anlage bewähren müssen, ebenso wie jene Opfer, welche der Staat bringt, um die Verkehrsentwicklung und die Ausbreitung der Bildung zu befördern. Nicht jede Art der Capital-Anlage ist eine direct fruchtbringende. Manche Eisenbahn mag für längere Zeit kaum die Betriebskosten zu decken im Stande sein, während sie, indirect, der Nation schon Erträge bringt, welche als Erhöhung des Verdienstes, Vermehrung der Production u. s. w. in die Erscheinung tritt. In diese Classe der productiven Capital-Anlagen gehört wohl auch die Befruchtung der Arbeitskräfte durch Hebung des Arbeiterstandes.

Das Capital liebt es nicht, solche, nur indirecten Frucht-Ertrag bewirkende, Anlagen zu machen. In der Regel bleibt die Ausführung solcher Unternehmungen dem Staate überlassen. Als Einzelne haben die Capitalisten oft auch gar nicht die Macht, sich in solche Unternehmungen einzulassen. Wenn auch die Gesellschaft und die nationale Production ganz sicher profitiren sollten, die einzelnen Capitalisten würden vielleicht inzwischen bankerott geworden sein. Sie wollen mindestens einen gewissen kleinsten Ertrag durch die Nation garantirt haben, oder durch eine zeitliche Monopolstellung, durch gewisse Privilegien etc. schadlos gehalten sein.

Diese Methode ist aber gerade in der Arbeiterfrage nur in sehr geringem Maasse anwendbar. Der Staat hat keine Mittel, durch welche er sich selbst jedesmal die Gewissheit verschaffte, dass die Steuer, welche dem Capital und den Consumenten aufgelegt würde, um die materielle Lage der Arbeiter zu verbessern, auch wirklich eine moralische und wirthschaftliche Hebung der Arbeiterclasse und dadurch eine Befruchtung der Arbeitskräfte herbeiführen werde. Es ist dem Staate weit leichter möglich, zu erkennen, dass ein bestimmter Eisenbahnbau, oder eine bestimmte Erschwerung gewisser Waaren-Importe

wirklich productive Folgen haben werde, als dass dies bei irgend einer Lohnerhöhung oder bei Bildung mancher Fabriksgenossenschaft der Fall sein werde. Dort hat es der Staat mit Leuten zu thun, welche gewiss die Reife haben, um in der Regel das auszuführen, was sie unternehmen. Hier handelt es sich vorerst noch um die Erziehung zu derlei Unternehmungen. Durch eine Creditgewährung von Seite des Staates, wie von Socialisten gefordert wird, wären die Arbeiter noch nicht geschäftlich und moralisch so gereift, als sie sein müssten, um durch ihre genossenschaftlichen Unternehmungen den capitalistischen Unternehmern concurrirend an die Seite zu treten. Der Staat könnte es wohl wagen, solchen Unternehmungen für eine gewisse Periode Steuer-Erleichterungen zu gewähren, wie er sie etwa bei nothwendigen Stadterweiterungen den Bau-Unternehmungen gewährt; er könnte solchen Genossenschaften auch mancherlei Privilegien einräumen. Durch derlei Förderungen wäre den gereifteren Elementen der arbeitenden Classe jedenfalls der Weg gebahnt, ohne dass ihnen aber das Recht eingeräumt wäre, durch Unfähigkeit oder Unwirthschaftlichkeit Capitalien zu verschleudern, welche durch Besteuerung der Nation gebildet werden.

Bis heute hat auch das rein wirthschaftliche Genossenschaftswesen weit mehr Bedeutung für die Sicherung der gewerblichen Mittelclassen, als für die Hebung des Lohnarbeiterstandes. Wenn auch mit Recht erwartet wird, dass sowohl die Form der Actiengesellschaft, als jene der Fabriksgenossenschaft geeignet werden wird, mindestens aus einem Theile der Arbeiterclasse einen Zuwachs zu den mittleren Bürgerständen zu bilden, so können, doch heute noch, keine weitgehenden praktischen Hoffnungen auf diese erwartete Entwicklung gebaut werden.

Eine andere Entwicklungsrichtung des Associationswesens dürfte jedoch weit früher zu bedeutenden Erfolgen führen. Der Unternehmerstand hat einen Weg betreten, auf welchem eine gewisse Sicherheit erlangt wird, dass jene Opfer, welche gebracht werden, um die Arbeiterschaft materiell zu heben, auch in eine moralische und wirthschaftliche Hebung derselben und

in eine Steigerung ihrer productiven Leistungen ausschlagen müssen. Der Unternehmer behandelt in diesem Falle die Lohnerhöhungen, Assecuranzbeiträge und andere Vortheile, welche er den Lohnarbeitern gewährt, als eine Art Capital-Anlage, aus welcher er, wenn auch nicht directen Profit, so doch gewisse Vortheile, halb moralischer, halb ökonomischer Natur, für seine Unternehmerstellung erzielt.

Dieser Weg ist gefunden und wird betreten im Systeme einer gewissen Theilnahme der Arbeiter an den Functionen des Unternehmers und an den Vortheilen, die ihm für die Besorgung jener Functionen zufallen. Wenn auch in geringerem Grade und Maasse, soll ein jeder Arbeiter, durch ähnliche Bande des Gemüthes und wirthschaftlicher Sympathien, mit dem Unternehmen verknüpft werden und mit dem Unternehmen gleichsam seelisch verwachsen, wie dies auf Seiten des Unternehmers der Fall ist. Nicht blos als Arbeiter, sondern auch als Capitalist und Unternehmer, soll jeder Arbeiter mit dem Geschäfte verbunden sein. Er soll darum nicht blos Lohn, sondern auch Capitalprofit als Prämie, als Preis für seine Leistung erhalten.

Der Arbeiter besitzt aber kein Capital, um es in das Unternehmen zu stecken, bei welchem er in Lohn steht. Er ist nicht im Stande, nicht moralisch, oder nicht ökonomisch im Stande, sich ein Capital zusammenzusparen. Es finden sich nun Unternehmer, welche in doppelter Art Hilfe hringen. Sie helfen den Arbeitern zu einem Capital; sie erheben die Arbeiter zu jener moralischen und ökonomischen Kraft, welche ein Sparen und Capitalisiren möglich macht. Vorerst macht der Unternehmer den Arbeiter zum Capitalisten, damit der Arbeiter sich nun selbst, moralisch, wie ökonomisch zum Capitalisten erheben, sich nach und nach in den moralischen wie ökonomischen Sinn des sparenden, sorgenden, profitschaffenden Capitalisten einleben könne.

Der Arbeiter erhält zu Anfang einen gewissen, vom Unternehmer bestimmten Antheil an dem reinen Geschäftsgewinn. Dieser Antheil gibt der Seele des Arbeiters eine ähnliche Stimmung, wie die Stimmung eines kleinen Geschäftsmannes. Die Lage des Arbeiters hängt nun nicht ganz und gar blos

von Angebot und Nachfrage der Arbeit ab. Wie es dem bestimmten Geschäfte geht, dem er angehört, hat einen erheblichen Einfluss auf sein Los. Soweit der Markt über den Preis der Arbeit entscheidet, stehen einander Unternehmer und Arbeiter auch als Kämpfer gegenüber. Der Eine will hohen Lohn erhalten; der Andere nur geringen Lohn gewähren. Durch das System der Antheilnahme am Gewinn sind Unternehmer und Arbeiter in ein ganz neues Verhältniss zu einander gebracht. Ihre Interessen sind in enger und harmonischer Weise verflochten. Der Arbeiter arbeitet nun auch für sich, wenn er intensiver thätig ist; er spart auch für sich, wenn er beim Materiale spart, wenn er die aus Nachlässigkeit und Gleichgiltigkeit stammende Verschwendung von Heizmaterial u. dgl. aufgibt, wenn er die Maschinen und Werkzeuge mit mehr Sorgfalt behandelt.

Einen zweiten Schritt auf dieser Bahn macht der Unternehmer, wenn er die Arbeiter dazu anhält und ihnen ermöglicht, die ihnen zufallenden Gewinn-Antheile in Capital zu umwandeln, sei es in renten- oder profitbringendes Capital, sei es — wenn es angeht — zum Theil in Renten-, zum Theil in Geschäftscapital. Die Gewinn-Antheile fliessen beispielsweise zum Theil als Prämie in eine Versicherungscasse, zum Theil als profitbringendes Capital in das Unternehmen des Chefs. Auf diesem Wege wird der Arbeiter aus einem blos fingirten Capitaltheilhaber zu einem wirklichen Theilhaber. Vorher erhielt er einen Gewinn-Antheil, ohne dass er auch als Capitalist bei dem Unternehmen betheiligt gewesen wäre; nun wird der Arbeiter wirklich Capitalist.

Durch diese, in der Stellung des Arbeiters vorgehende Veränderung vollzieht sich aber auch eine Wandlung in seinem Sinnen, Streben und Thun, eine Wandlung in seinem moralischen Charakter und in seiner wirthschaftlichen Auffassung der Dinge. Seine Seele öffnet sich nun für einen mächtigen Kreis wirthschaftlicher Einflüsse. Viele neue Fäden, psychischer Art, vereinigen jetzt die Seele des Arbeiters mit jener des Unternehmers. Jetzt erst gelangen die Arbeiter zu dem Verständniss dessen, worin die intellectuelle und noch mehr die moralische Thätigkeit besteht, welche den Unternehmer macht. Vorher

waren Arbeiterseele und Unternehmerseele zwei einander ungleichartige und feindliche Welten. Jetzt ist der Bann gebrochen; zwei einander gleichsam fremde Rassen beginnen einander verständlich zu werden.

Das System der Antheilswirthschaft als Ergänzung des Lohnsystems macht einen Uebergang aus dem heutigen in ein höheres System der Arbeitsbewirthschaftung in der stetigsten Weise möglich. Durch eine mässig vorschreitende Reform werden die Gefahren beseitigt, welche mit nothwendig werdenden plötzlichen Wandlungen verbunden sind. Die grossen Schwierigkeiten, welche einer Ausbreitung des Genossenschafts-Principes im Kreise der Lohnarbeiter entgegenstehen, werden, durch das Antheils-System — industrial partnership — in ungemein hohem Grade gemildert. Die Genossenschaftswirthschaft soll die Arbeiterclasse auf eine vollkommenere Stufe intellectueller, sittlicher Bildung und — was für die Lösung der socialen Frage in erster Linie steht — auf eine höhere Stufe wirthschaftlicher Geistes- und Charakter-Entwicklung heben. Aber gerade das System genossenschaftlichen Wirthschaftsbetriebes setzt eine gewisse sittliche und geschäftliche Reife bei den Genossen voraus, welche heute in zu geringem Maasse selbst bei Handwerkern und, in noch weit geringerem Maasse, in der Arbeiterclasse zu finden ist. Die Genossenschaft, welche den Arbeitern die nöthige Reife geben soll, setzt einen hohen Grad solcher Reife als nothwendige Bedingung für das Gelingen voraus. Hier liegt ein Widerspruch vor, aus welchem uns eben das Antheils-System am besten zu befreien im Stande ist.

Das Geschäft des Patrons erhält sich durch seine Kraft und Autorität, auch wenn die Arbeiter nur als Abgelohnte, welche gehen und kommen, ihre Arbeit leisten. Der Bestand dieses Geschäftes ist nicht bedingt durch die genossenschaftlich und geschäftlich entwickelten Tugenden der Arbeiter. Wagt es also der Chef, seine Arbeiter enger an das Unternehmen zu knüpfen, sie zuerst nur durch Antheile am Gewinn, später noch dazu durch gute Verzinsung der dem Geschäfte zugewendeten Gewinn-Antheile, endlich durch Ausgabe von — etwa unverkäuflichen — Actien in stetig fortschreitendem Maasse zu einer

Art Compagnons zu machen, so hat er sich noch entfernt nicht in ein solches Wagniss eingelassen, wie es die Bildung einer genossenschaftlichen Fabrik ist, welche von einander formell gleichgestellten Arbeitern betrieben wird. Zudem hat es der Patron in seiner Gewalt, von diesem System Abgang zu nehmen, wenn die Art seines Unternehmens oder die Classe von Arbeitern, welche ihm zur Verfügung ist, dieses System noch zu einem unpassenden machen. In allen Fällen aber, in denen dieses System sich bewährt, beweist es auch dann eine hohe productive Influenz, selbst wenn es für den Patron keine directen Vortheile gebracht hat. Sobald der Patron seinen Gewinn im Ganzen nicht geschmälert sieht, müssen die Arbeiter jedenfalls durch erhöhten Eifer, sorgfältigere Behandlung der Arbeitsmittel etc. soviel mehr als früher geleistet haben, als die neuen Vortheile betragen, welche ihnen über den Lohn hinaus zugeflossen sind. Dem Patrone bleibt jedenfalls der Vortheil, dass ihn eine Elite von Arbeitern umgibt, die in Zeiten des Aufschwunges Reserven beschaffen, welche in schlechten Zeiten herangezogen werden können, Arbeiter, welche in schlechten Zeiten, weil sie an ihrem Geschäfte hängen, zeitlich genug zu Lohnreductionen sich verstehen, Arbeiter, welche allen Excessen abgeneigt sind und den Aufreizungen durch Demagogen ihr Ohr verschliessen.

Bei dem realistischen Charakter, welcher diesen Erörterungen der socialen Frage von uns gegeben wurde, haben wir ganz abgesehen von dem Lohne, den ein Unternehmer in dem hohen Bewusstsein finden kann, die Lösung einer auf der modernen Gesellschaft schwer lastenden Frage gefördert zu haben, in dem hohen Bewusstsein ferner, dass er mitgewirkt, einen Theil der Gesellschaft, den ihn umgebenden Arbeiterkreis, auf eine höhere Stufe socialer und ökonomischer Sittlichkeit zu heben, in dem Bewusstsein endlich, dass er den Keim zu einer edlen socialen Organisation gelegt hat, einen Keim, welcher nicht nur aus sich selbst schöpferisch fortwirken wird in alle Zukunft hin, sondern auch ähnliche heilvolle Keimbildungen und Organisationen dadurch erwecken wird, dass mindestens ebenso, wie böse, auch gute Exempel eine Art ansteckender oder übertragungsfähiger Kraft besitzen.

Das Antheils-System ist keine nene Erfindung. In gewissen Zweigen der Production hat es sich, vielleicht schon in den frühesten Zeiten der Handelsentwicklung, als zweckmässige oder nothwendige Entlohnungs- und Geschäftsform erwiesen. Es gibt wohl keine Form socialer und ökonomischer Organisation, die nicht von frühesten Zeiten der Cultur her, wenigstens keimhaft oder weniger verbreitet, bestanden hätte. Es handelt sich aber bei reformatorischen Bestrebungen nicht um Neuschöpfungen überhaupt, sondern um Ausbreitung und Fortentwicklung solcher Formen, welche in den Bedürfnissen und Reifestufen einer Zeit einen günstigen Boden finden können. Auch die Natur scheint nicht anders operirt zu haben, als in dieser Weise. Lebensformen, welche einst nur keimhaft oder kümmerlich oder nur an bestimmten, ihnen günstigen Stellen sich erhalten konnten, fanden mit der Zeiten Lauf Gelegenheit, sich freier zu entfalten und weithin zu verbreiten.

Es kann zugegeben werden, dass das Antheils-System erst dann ein echtes, volles sei, wenn die Geschäftsbücher und Geschäfts-Operationen den Arbeitern, wenigstens von Zeit zu Zeit, vorgelegt werden, wenn der Chef aus einem absolutistischen zu einem constitutionellen Monarchen und seine Arbeiterschaft aus einer blos Berichte empfangenden und Bitten aussprechenden zu einer mitregierenden und mitverwaltenden Körperschaft geworden ist. Es ist auch zuzugeben, dass die Antheilschaft nicht immer auf dem guten Willen des Patrones, sondern auf einem Statute und Rechte basirt sein müsse, wenn dieses System sich als eine sociale Macht erweisen soll. Thatsächlich fehlt es nicht an Fällen, in denen das System der Antheilschaft sich zu solcher Stufe fortentwickelt und sich auch auf dieser Stufe in hohem Maasse bewährt hat. Man bedenke aber, dass sich historisch ein, den Zeiten entsprechendes, sociales Recht gar oft aus vorausgegangener Gewalt entwickelt hat, dass sich ebenso, früher ganz frei entstandene Formen socialer Verbindung und socialen Verkehrs zu rechtlich geforderten und rechtlich geordneten Formen fortgebildet haben. Möge sich vorläufig das Antheils-System nur im Gnadenwege ausbreiten. Es wird auch in diesem Falle social wie ökonomisch veredelnd auf die Arbeiterschaft influiren. Es wird auch

in diesem Falle, durch Experiment, Erfahrung, Gewöhnung das System selbst eine Fortentwicklung erreichen. Und lebt es sich einmal recht breit in unsere Geschäftssitten ein, so wird es mit der juristischen und socialrechtlichen Gestaltung und Festigung dieses Systems wenig Schwierigkeit haben.

Wir haben früher gefunden, dass nicht nur neue Entdeckungen und Erfindungen, nicht nur die Erschliessung neuer Boden- und Naturschätze, nicht nur die Erwerbung auswärtiger Märkte und die capitalistische Befruchtung jüngerer Länder, sondern dass auch die Befruchtung heimischer Volkskräfte durch bessere materielle, moralische und intellectuelle Pflege, durch Gewährung grösserer Freiheit und edlerer socialer Stellungen u. s. w. eine Quelle neuer fruchtbringender Capital-Anlage werden und gewissen Erscheinungen der Ueberproductions-Krankheiten steuern könne. Aber diese letzte Form der Capital-Anlage kann nicht leicht eine für den einzelnen Unternehmer direct profitable Form finden. In der Regel muss der Staat solche Anlagen in's Werk setzen. Er beschafft sich die Mittel etwa durch Besteuerung. Dann hat Derjenige, den die Abgabe trifft, nur im Allgemeinen die Hoffnung, dass sich auch ihm vielleicht die Steuer als Capital-Anlage productiv erweisen werde. Oder der Staat greift zu dem Mittel der Anleihe. Dann ist Demjenigen, welcher Capital hergibt, eine directe Verzinsung gesichert. Die Beschaffung dieser Zinsen geht vor sich, ob sich durch die Verwendung des entliehenen Capitales der allgemeine Wohlstand hebt oder nicht.

In dem Antheils-Systeme, soweit es sich eben schon bewährt, wird auf eine Erschliessung der in der Arbeiterclasse noch latent vorhandenen Productivkräfte ein Capital aufgewendet, welches die Productivität seiner Verwendung in einer mehr directen Art beweist. Wenn auch dem Unternehmer kein Gewinn zuwächst, wenn er nach einigen Jahren der Anwendung dieses Systems auch nur ohne Schädigung seines Ertrages dasteht, so ist schon damit erwiesen, dass neue Productivkräfte in der Arbeiterclasse erschlossen worden sind, welche in den von ihr erworbenen Gewinnantheilen leibhaft zu Tage treten. Die Arbeiterclasse hat damit auch an Consumtionskraft ge-

wonnen; die Production findet damit eine Absatzerweiterung im eigenen Lande; für das Capital ergeben sich neue, heimische Wege profitabler Verwendung. Man wird nun begreifen, welch' eine hohe Bedeutung die Ausbreitung dieses Systems für das moderne Wirthschaftsleben, für die Steigerung der Consumtions- und Productionskraft, für die Schwächung wenigstens einer jener Quellen habe, aus welchen die schrecklichen Absatzkrisen periodisch fliessen.

Dieses Beispiel sagt uns aber noch weit mehr. Wir sehen hier, dass eine Besserung in der materiellen Lage der Arbeiter, in solchem Falle, wo mit dieser materiellen Besserung eine wirthschaftliche Schulung und eine ökonomisch-moralische Hebung der Zucht verknüpft ist, sich nur Vortheile für die sociale Production und Wirthschaft ergeben. Plötzliche, nach wenigen Jahren schwindende Lohnsteigerungen wirken freilich — wenigstens in manchen Ländern, und bei gewisser Unreife der Massen — nur wenig veredelnd, oft sogar depravirend auf die Arbeiterclasse. Die Arbeitslust und Arbeitstüchtigkeit nimmt in diesem Falle bei vielen Arbeitern ab, während das leichtsinnige Eheschliessen zunimmt und jene die eigene Zukunft und die Zukunft der Kinder betreffende Sorglosigkeit sich noch steigert. In guter Zeit wird so der Grund gelegt zu einem späteren Umsichgreifen des Pauperismus und der proletarischen Existenz. Ganz anderer Art ist die Wirkung einer materiellen Besserung in der Lage der Arbeiter, welche durch das sittigende und ökonomisch bildende System der Theilhaberschaft und überhaupt durch jedes System erreicht wird, welches den Arbeiter zu einem vorsorgenden, ökonomisirenden, von dem Gefühl socialer Würde und Verantwortlichkeit durchdrungenen Genossen einer kraftvoll regierten Association, zu einem wirklichen Bürger der modernen Gesellschaft macht.

Mit dieser Erkenntniss ausgerüstet, vermögen wir auch dem so grauenhaften Problem der Ueberpopulation ruhiger in's Auge zu blicken. Die Tendenz zur Ueberpopulation ist im Leben der Menschheit ebenso, wenn auch in geringerem Maasse vorhanden, wie in dem Leben niederer Organismen. Die Tendenz und die Kraft zur Ueberpopulation hat eine heilsame Bedeutung für die Menschheits-Entwicklung, wie für die

Entwicklung unserer Lebewelt überhaupt. Diese Tendenz und Kraft darf nicht nur nicht geschwächt, sie muss sogar sorgfältig gepflegt werden. Soll die Cultur sich stets in frischem Fortschrittsstreben erhalten, dann muss auch ein lebhaftes Vordrängen und Concurriren bestehen. Es soll immer mehr Menschen geben, als sich leicht und bequem in der erreichten Weise des Lebens zu erhalten vermögen. Wie sollte es auch möglich sein, dass die edleren Rassen nach und nach die ganze Erde erobern und bevölkern, wenn sie nicht die Kraft und Tendenz zur Ueberpopulation sich bewahren würden? Und dies soll geschehen um des geistigen, wie moralischen Fortschrittes unserer Welt willen. Man denke ferner, dass die Menschheit nicht blos durch Noth an nothwendigen Erhaltsmitteln unablässig um Menschenmassen gemindert wird, die vor der Zeit hinsterben müssen. Auch Krankheiten, denen wir noch nicht beizukommen vermögen, brechen von Zeit zu Zeit herein, welche ihres schrecklichen Amtes walten. Wäre nicht stets die Tendenz und Kraft zur Ueberpopulation vorhanden, wie sollte sich die Menschheit, wie die Cultur wieder zu restauriren vermögen? Die Tendenz und Kraft der Ueberpopulation müssen also der Menschheit und besonders den edleren Rassen erhalten bleiben.

Aber jene Art der Ueberpopulation, welche dem Leichtsinne und dem Fehlen des Pflichtgefühles den Kindern gegenüber entstammt, ist für Völker, welche culturell und wirthschaftlich hoch entwickelt sind, weder eine nothwendige, noch eine der Civilisation dienliche Erscheinung. Dieser Art der Ueberpopulation wird gesteuert, wenn die Massen auf eine höhere Stufe wirthschaftlichen Lebens gehoben werden. Ein höherer wirthschaftlicher Sinn, die Möglichkeit eines edleren Familienlebens bekämpft die ökonomische Krankheit der Sorglosigkeit und des stumpfen Leichtsinnes in einer oft allzuwirksamen Weise. Zahlreich sind in dieser Richtung die historisch erworbenen Erfahrungen. Ja, ein sehr hoher Grad der Sittlichkeit muss in einer Nation leben, wenn consolidirte Verhältnisse und eine grosse Ausbreitung mässigen Wohlstandes nicht einen Stillstand der Volksvermehrung erzeugen soll. Aber breit hin ausgedehntes Elend und daneben eine Minderzahl, welche in

Genuss schwelgen kann, ist die Quelle von beiderlei Uebel, von Ueberpopulationen in den elenden Massen der Stadt, neben Entvölkerung auf dem Lande. Nur ein breiter, den grössten Theil der Nation umfassender Mittelstand gibt eine gesunde Art von Anpassung der Volksvermehrung an die Vermehrung der Wohlstandsquellen. Es ist wahr, die höchsten Formen idealen Lebens entwickeln sich als Einzelfälle nur in den obersten und in den tiefsten Regionen einer civilisirten Gesellschaft, dort in Genien, welche durch günstige Verhältnisse gedeihen, hier durch manche Märtyrer des Idealismus des Geistes wie des Herzens. Aber eine Verbreitung gesunder Sittlichkeit ist nur in jenen Classen möglich, welche sich durch unablässige Thätigkeit, von wildem Wogenschlag des wirthschaftlichen Lebens frei, in mässigem Wohlstand zu erhalten vermögen. Eine kraftvolle strenge Sitte, ein, solcher Sitte entsprechendes, Erziehungssystem hat die Macht, ohne dass unmoralische Factoren in's Spiel kommen, ohne dass die Tendenz und die Kraft zur Ueberbevölkerung geschwächt würde, die thatsächliche Vermehrung den Verhältnissen harmonisch anzupassen. Ist es möglich, dass die Culturvölker den grössten Theil der Arbeiterbevölkerung auf die Stufe heutiger Mittelclassen mit mässigem, aber einigermassen sicherem Wohlstand erheben, —und dies scheint der Fall zu sein, wenn unsere Ausführungen richtig waren, — dann verliert das Populationsproblem — für die Culturvölker — seine Schrecken. Ja, die Natur macht unsere Milde zur Grausamkeit; aber nur dann, wenn diese Milde nur Milde ist und des ökonomischen Geistes entbehrt. Die Natur verlangt, dass Milde des Herzens mit einer durch Geist erhellten Strenge des Willens sich paare.

Wir sind am Ziele unserer Betrachtungen. Wir haben erkannt die Quellen, aus denen die wirthschaftlichen Leiden unserer Zeiten stammen. Wir haben ersehen, dass die schreckliche Krankheit des Proletarismus und Pauperismus kein Leiden ist, dem unsere Culturwelt nicht beizukommen vermöchte. Wir sind dessen gewiss geworden, dass uns noch etwas Anderes zu thun übrig bleibt, als den arbeitslosen Massen Almosen zu entziehen und ihnen eine uns wenig kostende Moral der Entsagung zu predigen. Nicht blos das Herz, nicht

blos der ideale Sinn fordert von uns eine andere Wirksamkeit. Die einfache sociale und wirthschaftliche, die realistische Vernunft befiehlt uns, auf eine organische Fortbildung der Gesellschaft überhaupt und auf eine, durch organische Mittel zu bewirkende, sittliche und wirthschaftliche Hebung der Lohn empfangenden Volksmassen hinzuarbeiten. Und wie dies geschehen könne, ist uns nicht verborgen, wenn wir uns mit ernstem Sinn und gutem Willen in die heutige sociale Entwicklung vertiefen.

Von oben her, durch das grosse Unternehmungs- und Actienwesen, geht die Gesellschaft einer Centralisation entgegen, welche die Tendenz hat, einst die gesammte Volkswirthschaft in eine einheitlich und central geleitete Staatswirthschaft umzuwandeln. Die Börse würde endlich zu einer Art Volkshaus, die Centralbank zu einem Oberhause der socialen Wirthschaft werden. Die gesammte Arbeiterschaft, die des Geistes, wie die der Hand, würde in ein Beamtenthum des Wirthschaftslebens umwandelt werden, beherrscht von den Grössen des Industrie- und Bankwesens. Von oben her bedroht uns also ein der Freiheit gefährlicher Socialismus nicht minder, wie von Seiten der, von Socialisten geleiteten und zur Revolution geführten, Massen. Aber beide Bewegungen müssen zum Heile der Gesellschaft ausschlagen, wenn durch eine stetige Entwicklung des Genossenschaftswesens, in allen seinen Formen, eine Organisirung und Kräftigung der Mittelclassen bewirkt und den Lohn empfangenden Arbeitern der Weg zu einem sittlich, wie ökonomisch kleinbürgerlichen Leben geebnet wird. Nur eine durch ein genossenschaftliches Leben aller Art gegliederte und von fluthenden Massen befreite Gesellschaft dürfte auf die von oben her sich vollführende Centralisation des wirthschaftlichen Lebens ruhigen Auges hinblicken können. Der Verstaatlichung des Verkehrswesens würden einst die Verstaatlichungen noch anderer Gebiete wirthschaftlichen Lebens folgen müssen, wenn das Capital in seinem Centralisationsprocess fortschreitet, die mittleren Classen aber in ihrer Zersplitterung, die Arbeiter in ihrer fluthenden Massenform verbleiben.

Sowohl dem Elende, als jener Gefahr, welche der Freiheit droht, kann gesteuert werden. In dem Einen Mittel, in

stetiger Organisation, liegt die Hilfe gegen das sociale Uebel, wie gegen die der Freiheit drohende Gefahr. Aber die Pläne der Socialisten, welche auf eine plötzliche Umgestaltung der Gesellschaft hinzielen, Pläne, welche von der Nothwendigkeit stetiger Entwicklung absehen, diese Pläne würden, wenn ausgeführt, uns entweder den höchsten Grad von Unfreiheit oder allgemeines Elend, wenn nicht gar beide Uebel zugleich, bringen müssen. Unsere Zeit, soweit sie noch Utopien gebärt, in Ueberhast des Wünschens von der Nothwendigkeit stetiger Entwicklung absieht, mit einem Sprunge voll und ganz in neuen Socialgestaltungen sich finden möchte, gleicht dem noch unreifen, hochstrebenden Faust, welcher sich an die Magie um Hilfe wendet. Mit dem zu besserer Erkenntniss gelangten Faust muss auch unser Zeitbewusstsein in den klagevollen, aber auf bessere Bahnen weisenden, Ruf ausbrechen: „Könnt' ich Magie von meinem Pfad' entfernen, die Zaubersprüche ganz und gar verlernen!"

DARWINISMUS UND SOCIAL-OEKONOMIE.

Mit Zugrundelegung eines am 12. April 1878 im Saale des Wiener kaufmännischen Vereines gehaltenen Vortrages.

Unser Zeitalter wird gar oft als das der herrschenden Mittelclassen bezeichnet. Mit diesem Satze wird ausgesprochen, dass mittlere Bildung und mittlerer Besitz, wie sie beim Bürgerthum sich finden, heute die entscheidenden Mächte in der Gesellschaft und im Staate sind.

An diese — wie ich glaube — ziemlich richtige Behauptung wird eine unserer Zeit wenig schmeichelhafte Charakterisirung der Epoche angeknüpft. Unsere Zeit — sagen viele Kritiker — ist zwar minder roh, als viele der früheren Jahrhunderte; aber sie besitzt andererseits auch geringeren Sinn für die höchsten Ideale. Die Mittelmässigkeit herrscht in allen Richtungen des Lebens vor. Was nicht der Mittelmässigkeit gefällt, der Mittelmässigkeit schmeichelt, der Mittelmässigkeit dient, wird kaum noch geduldet, wenn es nicht gar geradezu bekämpft wird.

Dass in dieser Ansicht viel Wahrheit liege, wird uns schon offenbar, wenn wir die äussere Erscheinung der heutigen Gesellschaft in's Auge fassen und sie etwa mit der des achtzehnten Jahrhunderts vergleichen. Sehen wir, wie die heutige Gesellschaft sich kleidet! An Stelle von Sammt und Seide, reichen Stickereien und mit Gold und Federn gezierten Hüten sehen wir den schwarzen Rock oder Frack den Fürsten wie den Kaufmann, den Grafen wie den Handwerker umhüllen. Der schwarze Cylinderhut deckt den Kopf des Fabriksarbeiters, wie das Haupt des Reichsten und Vornehmsten.

Wenn Sie auf unsere Wohnhäuser blicken und auf deren innere Einrichtung und Ausstattung, so nehmen Sie dieselbe Erscheinung wahr. Wo erheben sich heute die Paläste von einst, diese stylvollen, die Vornehmheit, die Schönheit, Pracht und Machtausdruck zum Zweck habenden Wohnungen irdischer Götter? Die stylschöpferische Kraft scheint auf diesem Gebiete ausgestorben zu sein, weil sie überflüssig geworden. Dafür aber sehen wir, wie alle Volkskreise heute comfortablere, schönere und gesündere Wohnungen verlangen und erlangen, als in früheren Zeiten. An der Höhe haben wir eingebüsst, an Breite aber gewonnen. Das Mittlere hat sich in Wohnung, Möblirung und Allem, was der edlen Häuslichkeit dient, die Herrschaft errungen.

Und zeigt es sich anders bestellt, wenn wir die heutigen Formen der Höflichkeit in's Auge fassen? Nur die Adeligen erhielten in früheren Zeiten die Titel: „Herr, Frau, Fräulein". Goethe lässt sein Gretchen dem Faust auf die Anrede: „Mein schönes Fräulein" antworten: „Bin weder Fräulein . . .", d. h. bin keine Adelige oder Ritterliche. Heute ist jeder als gebildet und vollcivilisirt sich Gebende ein Herr, eine Frau, ein Fräulein; und bei uns sogar „ein Herr von, eine Frau von, eine gnädige Frau". An die Stelle der „Du, Er, Ihr, Sie" in der Anrede ist das eine „Sie" getreten. Dieselbe ausgleichende Erscheinung in den Höflichkeitsformen, wie in der Kleidung.

Diese Erscheinungen betreffen, wie gesagt, mehr das äussere Leben und Gehaben unserer Gesellschaft. Ein ausgleichendes Mittleres erweist hier seine Vorherrschaft. Wenn wir aber tiefer in das heutige Leben eindringen, tritt uns dasselbe entgegen. Alles Denken, Trachten, Sinnen, Streben steht heute unter der Herrschaft — wenn nicht der Mittelmässigkeit, so doch — des Mittleren, d. h. dessen, was eine im Allgemeinen ausgleichende, die weiteren Schichten des Volkes culturell hebende Einwirkung auszuüben vermag. Kunst, Wissenschaft und Philosophie stehen, wie kaum zu leugnen sein dürfte, unter dieser Gewalt und fühlen diese Macht, wie ein über ihnen waltendes Geschick. In der Arena der Concurrenz muss Derjenige erliegen, welcher vor dieser Macht sich nicht beugen will oder kann. Hingegen schwebt hoch auf

Flügeln des Erfolges, wer von dem Zeitgeiste sich beseelen lässt und naiver- oder klugerweise dem Gotte der Zeit ebenbildlich sinnt und schafft.

Unsere Zeit wird auch als Epoche des Industrialismus gekennzeichnet und ihr der Vorwurf des Materialismus, des Jagens nach Reichthum zugeschleudert. Nur der Reichthum werde heute geschätzt, und nur was dem Streben nach Reichthum schmeichelt, dem Schaffen von Reichthum förderlich ist, finde Anerkennung. Was auf Hoheit Anspruch macht und dem Götzen der Zeit nicht dient, werde verächtlich angesehen oder mitleidigerweise für blosse Schwärmerei erklärt. Unsere Zeit — sagt man — wolle im Grunde nur wirthschaftliche Zwecke gelten lassen, und alles Ideale werde in das Reich der Illusion verwiesen.

Wenn auch diese Art Kritik ebenso, wie die früher erwähnte, welche von der Herrschaft der Mittelmässigkeit sprach, nicht gerade durchaus zutreffen mag, so birgt sie dennoch des Wahren genug in sich. Es ist zuzugeben, dass zwischen der Herrschaft der Mittelmässigkeit und dem wirthschaftlichen Geiste der Zeit ein inniger Zusammenhang besteht. Nicht das Genie — so scheint es — gibt heute auf den Gebieten der Poesie, der Philosophie und des religiösen Bewusstseins die Gesetze, sondern die öffentliche Meinung, d. h. die von Tendenzen des Tages oder der Epoche dahingerissene Masse der wohl meist nur mittelmässig Gebildeten. Wenn heute der volksthümliche Glaube wenig geschätzt und die Idealphilosophie fast ebensowenig beliebt ist, so dürfte der Grund dieser Erscheinung wieder, wenigstens zum Theile, in der Vorherrschaft eines Mittleren, einer Mittelstufe auf allen Gebieten, gefunden werden. Die volksthümliche Form des Glaubens fordert Unterwerfung des Geistes und Gemüthes unter die Autorität irgend einer geistlichen Aristokratie, während die bisherigen idealistisch-religiösen Philosophien nur von einer Aristokratie des Geistes congenial erfasst werden können. Der mittleren Massenbildung von heute ist weder der Volksglaube, noch die Ideal-Philosophie genug angepasst. Und Wahrheit vermag die Zeitmeinung nur schwer oder gar nicht in solchen Glaubens- oder

Denksystemen zu entdecken, welche den Bestrebungen der Zeit im Wege sind oder im Wege zu sein scheinen. Die volksthümliche Form des Glaubens mag tiefe Wahrheiten in sich bergen; aber in ihrer Form steht sie unter dem Bildungsstande der heute entscheidenden Mittelclasse. Die Ideal-Philosophie mag in ihren Formeln göttliche Wahrheiten aufbewahren; aber diese Formeln fordern für ihre Erfassung eine Bildung, welche über der Mittelbildung der heute herrschenden öffentlichen Meinung steht.

Ich habe hier Klagen über unsere Zeit ausgesprochen oder ausgesprochene Klagen angeführt. Tadeln, Herabsetzen, — das ist aber nicht der Zweck, den ich mir gesetzt habe. Ich bin überzeugt, dass unsere Zeit eine ihr gewordene Mission recht wohl erfülle. Ja, ich glaube zu erkennen, wie aus dieser Zeit, ihrem Streben, Forschen und Denken eine neue kraftvolle Blüthe des Idealismus sich entwickelt. Der Industrialismus arbeitet selbst, unbewusst, an einem idealen Werke und bereitet dem Spriessen des bewussten idealen Lebens den Boden. Die Wissenschaft der socialen Oekonomie und die Wissenschaft des Naturlebens sind heute daran, sich zu vermälen und aus ihrem Schosse eine Philosophie hervorzubringen, welche fassbar für die sich heute entwickelnde Durchschnittsbildung sein und den Idealismus des Gemüthes wissenschaftlich gerechtfertigt erweisen wird. Diese Vermälung von Socialwissenschaft und Naturwissenschaft scheint mir im Darwinismus zu liegen, insoferne sich dieser in einer Popular-Philosophie herausbildet.

Gehen wir an die Aufgabe, das Leben unserer Zeit genauer anzuschauen. Man sagt, der Mensch lebe nicht vom Brode allein; er habe noch andere Bedürfnisse. Ja, das Leben des Menschen ist zweien Richtungen zugewendet. Der Mensch sucht einerseits materielle Befriedigungen und scheint unersättlich in seinem Drange, die materielle Natur zu geniessen. Andererseits führt ihn sein sich entfaltendes Geistes- und Gemüthsleben zu immer neuen, höheren, umfassenderen, geistigen Gütern, welche Güter in einem Gemüths- und Geistes-Ideal,

in der göttlichen Allliebe und Allweisheit vereinigt, geahnt werden. Wenn wir die Geschichte der Menschheit in's Auge fassen, wenn wir alles Thun, alles Streben der Menschen durch die Zeiten hin im Geiste verfolgen, so nehmen wir zwei Thätigkeitsrichtungen wahr. Eine von ihnen ist der Natur zugewendet, die andere strebt dem geahnten Geistes-Ideal zu. Von den ersten Anfängen der Cultur an, sehen wir die Menschheit an der Arbeit, einerseits die Natur dem Menschen und andererseits den Menschen dem geahnten Geistes-Ideal näher zu bringen und anzupassen. Der Mensch will die Natur vermenschlichen, und sich selbst will er vergöttlichen oder, wie man früher sagte, vergotten. In unserer Zeit ist es allerdings nicht Mode, von dem Gottesstreben des Menschen zu reden. Dafür wird umsomehr davon gesprochen, es sei die Aufgabe des Menschen, die Natur zu beherrschen, die Natur den menschlichen Zwecken dienstbar zu machen. Nichtsdestoweniger sind die beiden Thätigkeitsrichtungen, wenn auch mit verschiedener Intensität verfolgt, auch in der Gegenwart deutlich zu erkennen. Mit der einen Aufgabe beschäftigt sich in erster Linie die Religion; mit der anderen die Industrie, die Volkswirthschaft. Freilich darf hier nur an die Religion in ihrer echten und innigsten Gestalt gedacht werden. Nicht jene Religiosität ist gemeint, welche unbekannte, gefürchtete Wesen oder geheimnissvolle Naturgewalten durch Schmeicheleien, Geschenke u. s. w. dem Menschen günstig stimmen will. Die Religiosität, von welcher hier zu sprechen ist, ist die Ahnung oder Gemüthsgewissheit einer Allweisheit und Allliebe, eine Ahnung oder Gewissheit, welche den Frommen, den Dichter, den Philosophen mit höchster Begeisterung durchdringt.

Der religiöse Geist und der industrielle Geist scheinen einander entgegengesetzt zu sein; sie streben verschiedenen Polen zu; der eine ist der Gottheit, dem Ideal, der andere der Natur, dem Realen, dem Materiellen zugewendet. Im Grunde streben aber Religion und Industrie, wenn sie auch selbst sich dessen nicht klar bewusst sind, dem gleichen Ziele zu.

Die Religion will im Menschen Weisheit und Liebe entfalten. Das Mittelalter strebte diesem Ziele zu durch Abwen

dung von der Natur, durch Unterdrückung und Ertödtung des Leiblichen im Menschen, durch gläubige Ergebung des menschlichen Willens, durch Vernichtung des Willens in uns; ein Gottes Wille sollte in uns walten. In der Natur, im Willen des Menschen, in Beidem wurde ein Ungöttliches, ein Gegengöttliches, ein Teuflisches gesehen. Also Niederwerfung, Auflösung Beider in Nichts, damit das Göttliche allein das All erfülle.

Der industrielle Geist scheint, sagten wir, ganz das Entgegengesetzte im Auge zu haben. Die Religion wendet sich von der Welt ab, der industrielle Geist wendet sich ihr zu. Was bewirkt aber die Industrie, welche Aufgaben löst sie? Was ist, was will die Industrie? Der Mensch ist, seinem aus Knochen-, Muskel-, Nervenmasse bestehenden Leibe nach, aus der Natur hervorgegangen und geht aus dieser beständig hervor. Bekanntlich ist unser Leib unablässig in Auflösung und im Wiederaufbaue begriffen. Es gibt Forscher, welche der Ueberzeugung sind, dass kein Theilchen im Menschen älter als etwa sieben oder acht Jahre sein dürfte. Mit jeder Bewegung, die der Mensch macht, mit jeder Thätigkeit des Sehens, Hörens, Denkens, mit jedem Herzschlag, mit jeder Athembewegung ist eine Zerstörung von Leibestheilchen verbunden, ist eine Ausscheidung verbunden, welche Ersatz fordert. Der Mensch gleicht einem gothischen Dom, an welchem in jeder Secunde eine Anzahl Bausteine verwittern und durch andere zu ersetzen sind. Die Aufnahme von Trank, Athemluft und Speise ist für den Menschen vor Allem Zufuhr von Material, um verwitterte Bausteine durch unversehrte zu ersetzen. Aber welche Veränderung geht hier mit dem Materiale vor! Speise, Trank und eingenommene Luft werden in Knochen-, Muskel- und Nervenmasse umwandelt. Wenn wir nun noch bedenken, woher die Speise stammt, dann ergibt sich für uns ein wichtiges Resultat. Wir geniessen das Fleisch der Rinder, Schafe u. s. w. Der Leib des Rindes baut sich aus dem verzehrten Gras und Klee auf. Gras und Klee nähren sich von Erde, d. h. von verwittertem Gestein, dann von Luft und Wasser. Gras verwandelt also Gestein, Wasser und Luft in Pflanzenleib. Das Rind erhebt den Pflanzenleib zur Stufe

des Thierleibes. Im Menschen wird der Thierleib in menschliches Fleisch, in menschliche Nerven- und Hirnmasse umwandelt.

Die erste Aufgabe, die niederste Aufgabe der menschlichen Betriebsamkeit und Wirthschaft besteht nun in der Beschaffung von Nahrungsmitteln, welche die Menschen versorgen und Menschenvermehrung ermöglichen. Ackerbau und Viehzucht, diese Zweige der im weiteren Sinne aufgefassten Industrie, befördern die Umwandlung der Gesteine, des Wassers und der Luft in Pflanzen- und Thierleiber, damit diese einer immer steigenden Bevölkerung zur Nahrung dienen. Die fortschreitende Umwandlung der sogenannten todten Natur in menschlich lebendige Existenz wird hier also methodisch angebahnt und befördert. Im Nerv und Hirn des Menschen gelangt das Gestein, das Wasser und die Luft zu seelischer Thätigkeit. Das Assimilirtwerden der Erde, des Wassers und der Luft durch Pflanzen, der Pflanzen durch Rinder, der Rinder durch den Menschen ist ein fortschreitendes Erlösungswerk, eine Verseelung und Vergeistigung der noch dumpf brütenden Natur. Besässe das Rind Religion, es müsste sich sehnen, auf der Schlachtbank als Opfer zu fallen; das Gras würde dem Rind jubelnd sich ergeben, und Luft, Wasser und Erde zum Grase hinstreben, um aufgesogen und umwandelt zu werden.

Die nächstfolgenden Ziele der menschlichen Industrie gehen darauf aus, die Natur mittelbar in den Dienst des menschlichen Lebens zu bringen, sie seinen Zwecken in immer höherem Grade anpassend zu gestalten. Die Menschheit schafft sich aus der Natur gleichsam einen zweiten äusseren Leib. Wie die Schnecke Kalk und Eiweiss ausschwitzt und so aus den aufgenommenen und verzehrten Stoffen sich ihr Kleid und ihre Wohnung als sich vergrösserndes und windendes Gehäuse bereitet, so scheidet der Mensch Gehirn- und Muskelkraft aus, um aus den aussen bleibenden Stoffen des Thier-, Pflanzen- und Gesteinreiches für sich eine Gewandung, einen wohl angepassten Wohnplatz und das einfache oder mehr ausgebildete Obdach zu schaffen. Im gezähmten Thiere, im dahinsegelnden Schiff, in der dampfenden Locomotive gewinnt die Menschheit gleichsam äussere Muskel-Apparate, äussere Beine,

Füsse und Flügel. „Wenn ich sechs Hengste zahlen kann," lässt Goethe den Mephisto sagen, „sind ihre Kräfte nicht die meinen? Ich renne zu und bin ein rechter Mann als, hätt' ich vierundzwanzig Beine."

Und was sind Messer, Zangen, Nadeln, Scheeren, Hobel, Hämmer, Pflüge, Schwerter, Flinten und fast alle Werkzeuge und Waffen, was sind sie Anderes, als mächtigere oder feinere, eindringendere oder weiter reichende Arme, Hände, Finger, Zähne, welche uns als neue äussere Greif-, Schlag-, Grab-, Kneif-, Beissorgane u. s. w. dienen? Ebenso sind in Brillen, Mikroskopen, Fernröhren eine Art äussere Ausrüstung für unser Sehorgan zu erkennen, wie es der Augapfel ist, den wir aus unserem eigenen Blute uns construiren. In ähnlicher Weise ergänzen wir äusserlich unser Gehörorgan durch Hörrohre, unser Sprachorgan durch Sprachrohre. In gleicher Art ergänzen und ersetzen wir unser Gesangorgan durch Violine, Flöte, Harfe, Waldhorn, Trompete, Clavier, Orgel. Ja selbst die Arbeiten unserer Kauwerkzeuge und Verdauungsorgane wissen wir durch äussere Apparate zu ergänzen, die uns die Speisen — gleichsam wie manche Vogelmutter ihren Jungen — vorkauen und zum Theil halb vorverdauen. Die Veredlung unserer Nährpflanzen und unseres Mastviehes geht darauf aus. Die ganze Physik und Chemie der Küche zielt zum grossen Theil dahin, und die Küche ist eine Art Vor-Mund und Vor-Magen für den Menschen.

Die Thiere bereiten sich ihren Schmuck aus dem eigenen Leib und Blut; der Hahn seinen geschwellten Kamm und seine prächtigen Federn; der Pfau seine stolze Zier des Feder-Regenbogens. Wir Menschen plündern das Thier-, Pflanzen- und Mineralreich, um unseren Leib und unser Schneckengehäuse herauszuputzen. Der Schmuck ist dem Thiere ein Theil seines eigentlichen Leibes, für uns ein Theil unseres zweiten äusseren Leibes.

Auch zu dem Zwecke, um mit einander geistig zu verkehren, setzen wir die Aussenwelt in Contribution. Bei der mündlichen Sprache müssen wir die Laute grossentheils auf Kosten unserer eigenen Leibeskraft hervorbringen, welche sich auf die äussere Luft überträgt, durch deren Wellen andere

Gehirne erschüttert und dort die den unseren entsprechenden Gedanken, Bilder, Gefühle erweckt. Aber in Büchern, Schriften, Zeitungen, Telegraphen, in Bildern, Statuen u. s. w. bereiten wir uns eine Sprache für das Schauen, Denken, Fühlen, Phantasiren, welche im Materiellen da draussen mehr fixirt ist und die Seelen durch Welttheile und Jahrtausende hin mit einander verknüpft. In Büchern und Gemälden u. s. w. bereiten wir uns äussere Ergänzungen unseres Gehirnes und eine Art äusserer Nerven, welche trotz der Lufträume, welche die Gehirne scheiden, diese dennoch, selbst durch die Zeiten hin, mit einander in Communication bringt. Und bilden nicht Münzen, Banknoten, Wechselbriefe, Actien u. s. w. eine Art von kaufmännischen Cobolden, Nervengeistern und Genien, die gar wunderbar dem Verkehr des Handelsgeistes dienen? Wie viele dienende Geister, wie viele feine, kleine Hirnchen müssten durch den Weltmarkt hin Ketten bilden, um die Dienste dieser Metallplättchen und auf Papierstreifen geschriebenen Zeichen zu ersetzen? Auch diese Körper gehören dem zweiten uns ergänzenden Leibe der Menschheit an.

Darauf zielt also die Industrie und die Volkswirthschaft hin, die Natur aufzuzehren, zu verdauen, zu assimiliren und so in Menschenleiber zum Theil, und zum Theil in einen äusseren zweiten Leib der Menschheit zu umwandeln. Die Industrie ist eine Verweltlichung des Menschengeistes; in ihr wendet sich der Sinn der Menschen in steigendem Grade der Aussenwelt zu, und unersättlich wird des Menschen Gier, die Welt sich zu assimiliren.

Mit dieser geschilderten Assimilirung der Natur ist aber eine Assimilirung noch anderer Art verbunden. Indem die Menschheit es erreichte, dem Feuer, der Küche, den Zuchtpflanzen, den Zuchtthieren einen Theil des Kau- und Verdauungsgeschäftes zu übertragen, war damit ein Process der Veredlung für den menschlichen Leib und für das Gehirn eingeleitet. Der Leib braucht weniger Blut und Kraft für Kiefer und Magen, für Kau- und Verdauungsarbeit aufzuwenden, und die Kiefer, das Gebiss wurden nun zurückgedrängt, der Magen zarter. Ein Kraftüberschuss ergab sich, und das Nerven- und Gehirnleben konnte gewinnen. Die Kiefer traten zurück,

und das Gehirn wölbte sich vor. Das Mienenspiel des Gesichtes drückte nun weniger die Frasstriebe aus, und edlere Gefühlsausdrücke traten an die Stelle.

Aehnliche Folgen hatte es, als der Urmensch seinen Pelz verlieren konnte, in kalten Klimaten ihn durch die Kleidung ersetzte. All' die Kraft, welche früher zur Erzeugung einer derben Decke und eines Haarkleides aufging, wurde nun frei und für die Steigerung des Nervenlebens verbraucht. Unsere Hautdecke wurde fein, von Nervenströmen reicher versorgt, und eine Fülle von Nahrung für die Seele strömte von der Oberfläche des Leibes dem Gehirne zu. Und was konnte aus der derben Tatze werden, wenn der Mensch sie immer mehr von rauher Arbeit befreite und sie mit Werkzeugen aller Art, mit der Herrschaft über das Feuer und andere Natur-Agentien ausrüstete? Wie viele kleine Seelen leben gleichsam in der feinen menschlichen Hand und senden nährende und anregende Lebensströme unserem Seelencentrum, dem Gehirne, zu?

Diese Hebung des menschlichen Seelenlebens durch Verfeinerung des Leibes, durch Befreiung der Leibesorgane von rohesten Functionen setzt sich auch in das Gebiet des Gehirnes fort. Wörterbücher, welche dem Gedächtnisse zu Hilfe kommen, Rechnungsfaullenzer, Rechenmaschinen u. dgl., ferner eine Fülle von Hilfsmitteln zur Erleichterung des Lernens und Forschens, welche aus äusseren Mitteln, Apparaten, Schriftwerken u. s. w. bestehen, befreien das Gehirn von niederen Denkfunctionen, so dass umsomehr Kraft für höhere Functionen frei wird. Die menschlichen Gehirne werden dadurch einer steigenden Vergeistigung entgegengeführt.

Der industrielle und volkswirthschaftliche Geist wirkt aber, seinem Wesen zufolge, auch direct auf die Steigerung und Ausbreitung der Intelligenz, mittelbar auf die leibliche und seelische Verfeinerung. Gewinn ist der Leitstern des industriellen und commerciellen Lebens. Jagen nach Gewinn kennzeichnet unsere Zeit. Production und Absatz sind die Säulen, die den Gewinn tragen. „Mehr produciren, besser produciren, billiger produciren" ist der eine, „immer mehr absetzen, immer besser absetzen" der andere durch die wirthschaftende Welt

tönende Ruf. Soll aber die Production gesteigert werden, dann gilt es, die Entdeckungen, die Erfindungen, das Wissen zu vermehren, die Geschicklichkeiten, die Fähigkeiten für Kunst, den Trieb nach Erwerb, Energie und Arbeitslust zu steigern, zu heben und auszubreiten. Der industrielle Geist ist also genöthigt, sowohl auf Steigerung, als auch auf Ausbreitung der Intelligenz hinzuarbeiten, um die Production zu heben. Dass er rastlos hierin ist, das ist uns wohl bekannt. Bald aber ertönen die Klagen über die Ueberproduction, und es heisst nun: „Produciren sei leicht, aber Absetzen schwer!" Den Absatz steigern und ausbreiten gilt dann als die Hauptaufgabe volks- und weltwirthschaftlicher Sorge. Jedoch selbst die weitestgehende Verbilligung der Waaren scheint nicht ausreichen zu wollen, um in gewissen Fällen der Unverkäuflichkeit abzuhelfen. Man muss den Geschmack an den feineren Artikeln des Genusses, des Comforts, des Schmuckes und Glanzes, man muss das Bedürfniss nach Seife, nach Baumwoll-, Wollen-, Seidenwaaren, nach Zündhölzchen, nach Werkzeugen, nach Wagen, nach Papier, Schreibfedern, nach Büchern, Bildern u. s. w. in die untersten Classen des Volkes, in die abgelegensten Dörfer, in die fernsten Gebiete, bis zu den wilden Stämmen hintragen. Dem Geschmacke an diesen Dingen muss sich fernerhin die Zahlungsfähigkeit der Abnehmer zugesellen. Es müssen nun alle Hebel angesetzt werden, um die unteren Stände, die Bevölkerung der Dörfer und die Stämme fernster Länder wohlhabender zu machen. Aber Bildung, Arbeitstrieb, staatliche Sicherheit, Freiheit der Person, Sicherheit des Eigenthums, Möglichkeit des Credits, ein freier Schwung der Seelen, Trieb zum Fortschritt — das sind die Bedingungen des Wohlstandes. Für die Verbreitung all' dieser Factoren muss der industrielle und commercielle Geist eintreten, um — für die immer wachsende Menge von Artikeln zahlungsfähige und kauflustige Bevölkerungen zu schaffen.

Fassen wir nun das Bild in's Auge, das uns die Menschheit bietet. Wenn wir auf das Thun und Treiben der Menschen, welche durch die Jahrtausende hin auf dieser Erde geboren wurden, sich abmühten, sich freuten, litten und starben,

unser Auge betrachtend richten; wenn wir alle diese Menschen zusammenfassen und sie uns als Einen Gesammtmenschen vorstellen, welcher durch die Jahrtausende fortlebt, Erfahrungen sammelt und sich fortentwickelt, und uns fragen, was er durch die langen Zeitreihen hin gethan, womit er sich beschäftigt und was er zu Stande gebracht hat, so wird sich uns folgende Antwort ergeben: Dieser Grossmensch ist gewachsen; er hat Leiber der Thiere und Pflanzen in sich aufgenommen, in Theile seines Leibes verwandelt; er hat durch Ackerbau und Viehzucht dazu beigetragen, Wasser, Luft und Erde in Pflanzenleiber und die Theile der Pflanzen in Thierfleisch u. s. w. umzuwandeln.

Aber der Grossmensch ist nicht blos leiblich gewachsen. Er hat ursprünglich aus Horden, aus ungegliederten lockeren Menschenmassen bestanden und hat einem fast ungeformten Mollusken oder riesigen Weichthiere, über die Erde hin in vielen Theilmassen ausgebreitet, geglichen. Er hat sich nun nach und nach zu Gemeinden und Staaten emporgebildet, und diese Theile des Grossmenschen haben in sich immer zahlreichere Stände, Berufe, Kasten und diesen ähnliche Gebilde erzeugt, welche immer mannigfaltiger ineinandergreifen. Alle diese in sich gegliederten Theile des Grossmenschen, diese Staaten haben sich nach und nach unter einander in innigeren Verkehr gesetzt. Eine Weltwirthschaft der Menschheit hat sich herausgebildet; die Staaten selbst begannen, Glieder der Menschheit zu werden.

Der Leib des Grossmenschen ist auch feiner, nervöser, beseelter, geistiger geworden. Vor Allem war er an der Arbeit, einen Theil seiner Masse von Entbehrung, Noth und gemeiner Muskelarbeit zu befreien. Es entstanden die Kasten oder Stände der Priester und der Edlen, welche der Aufgabe leben konnten, ihre Gehirn- und Nervenmasse zu vergrössern, zu verfeinern, mannigfaltiger, reicher, empfänglicher und wirksamer zu machen. Dadurch ward ein Theil des grossen menschheitlichen Leibes verfeinert und mehr beseelt und gewann der Grossmensch an Gehirn- und Nervenmasse.

Es erwuchs aber weiterhin der Drang zu einer Vernervung und Verhirnung, zu einer Durchseelung und Ver-

geistigung aller Theile des Grossmenschen. Nachdem er eine Ueberordnung, eine Hierarchie von Ständen, Kasten, Freien, Unfreien, Herren und Sklaven gebildet, und nachdem er auf diesem Wege genügende Fortschritte erzielt hatte, ging er an die Auflösung dieser Gebilde heran, um alle seine Theile nach und nach zu der gleichen Höhe zu erheben. In der Fülle von Wissen und Geist, die er inzwischen hervorgebracht, in der Erkenntniss, wie er immer mehr die niedrige Arbeit den Thieren, den Maschinen, der äusseren Natur auflasten könne, fand er die Mittel für die Ausführung des Unternehmens, seinem gesammten Leib höhere Beseligung und Durchgeistigung zu geben.

Wenden wir nochmals reflectirend unseren Geist diesem Bilde der Menschheitsgeschichte zu! Wir sehen, dass die Menschheit nach zwei Richtungen hin fortschreitet, nach der idealen und der materiellen. Sie veredelt und vergeistigt sich selbst; sie unterwirft, verfeinert und vermenschlicht gleichsam die äussere Natur. Bei diesem doppelten Fortschreiten arbeitet die Menschheit zuerst auf Schaffung einer Aristokratie hin, um überhaupt in Religion, Kunst, Philosophie, Wissenschaft, feinerem Leben gleichsam einen Fond zu schaffen. Hat sie dann eine Art Vorrath an Edlerem, Geistigem errungen, so offenbart sich alsbald eine mächtige demokratische Strömung. Was an Kunst, Wissen, Religion, feinerem Leben durch eine Aristokratie, durch höhere Kasten, höhere Stände erreicht worden ist, soll nun in weitere Kreise der Gesellschaft oder Menschheit hin überströmen, in den weiteren und unteren Schichten aufgenommen und wie ein früchtebringendes Capital verwendet und vermehrt werden.

Wenn wir nun, diese Gesichtspunkte im Auge haltend, etwa zwischen Mittelalter und Neuzeit eine Vergleichung anstellen, so ergibt sich uns das folgende Resultat: Von den beiden Richtungen, nach welchen hin die Menschheit strebt und bildet, wurde vom Mittelalter die Schaffung idealer Güter, die Vergeistigung des Menschen, die Eroberung des Himmels als die alleinige Aufgabe der Menschheit hingestellt. Das

Leibliche im Menschen und die gesammte materielle Natur wurden aber als böse und höllisch verdammt. Die Neuzeit hingegen hat sich in ihren Lehren freundlicher dem Leibe, der äusseren Natur zugewendet, und die Eroberung der Natur, die verfeinernde Umgestaltung der Aussenwelt, die Veredlung des menschlichen Leibes als hauptsächlichste Aufgabe menschlichen Strebens bezeichnet.

Das Mittelalter hat aber weiterhin auf die Schaffung einer geistlichen und militärisch-politischen Aristokratie hingearbeitet und die Masse der früher Freien auf die Stufe der Hörigen herabgedrückt. Es wurden Autoritäten hervorgebracht und den grossen Massen des Volkes die Hingebung an die kirchliche Autorität und die Verehrung des Adelthums als göttlicher Einrichtung eingepflanzt. Die Neuzeit hingegen hat bisher stetig dahin gewirkt, die Macht und Bedeutung der geistlichen Hierarchie und der aristokratischen Autoritäten zu schwächen und überflüssig zu machen, die unteren Schichten der Nation aber zur Selbstständigkeit, Freiheit, Mündigkeit, zu Besitz und Bildung zu erheben. Man ging dem Aristokratismus der Autorität zu Leibe, indem man nachzuweisen suchte, dass Gott und Vernunft nicht blos in der Kirche und durch diese, sondern in jeder Menschenseele zur Offenbarung komme; man bekämpfte den Sinn für Hingebung und Unterwerfung, indem man lehrte, Gott habe alle Menschen gleich geschaffen und nur die Anmassung der einst Starken und Listigen, die Anmassung der ritterlichen Krieger und der abergläubisch verehrten Priester hätten den unwissenden, gutmüthigen Massen das Joch der Autorität und Aristokratie aufgelegt.

Welche Richtungen des Strebens charakterisiren also unsere Zeit? Auf diese Frage können wir erwidern: Der Geist der Industrie und der Geist ausgleichenden Strebens sind seit Niedergang des Mittelalters die treibenden Mächte in unserer Culturwelt, und weil diese beiden Triebe mit den Ständen, Institutionen und Gewalten des Mittelalters im Kampfe begriffen waren oder zum Theile noch sind, so ist dem Geiste unserer Zeiten ein auf Zerstörung von Altem zielendes Element beigemischt. Alles, was auf die mittelalterliche Weltauffassung,

auf Verehrung aristokratischer Mächte hindeutet, Alles, was auch nur den Schein hat, seitens der Massen eine gläubige Unterwerfung und blindes Gehorsamen zu fordern, wird schon instinctiv gefürchtet oder verabscheut. Die Zeit ist von einem höchst reizbaren Misstrauen gegen jede Lehre erfüllt, welche, wie man sagt, nach Reaction oder Mittelalter riecht. Und wie der Matrose seinen hin- und herwiegenden Gang, selbst nachdem er festes Land betreten hat, noch beibehält, als sollte er noch immer dem Schaukeln des Schiffes das Gleichgewicht halten, so sucht unsere Zeit, ganz unbewusst, sich Mächten entgegenzusetzen, welche zu bekämpfen vielfach schon überflüssig geworden ist.

Wenn wir nun mit dem ausgerüstet, was uns in dem bisher Ausgeführten klar geworden ist, an die Frage herangehen, warum in unserer Zeit ein Geist der Irreligiosität und eines gewissen feineren oder gröberen Materialismus sich verbreitet, so wird uns die Antwort nicht schwierig sein und wird diese sogar dem Idealisten Trost bieten. Die Irreligiosität und der Mangel an Idealismus stammen nicht aus einer Entartung der Menschheit, sondern aus dem Zusammentreffen der positiven Triebe, welche auf Eroberung der Natur einerseits und Erhebung der Volksmassen andererseits hinzielen, mit den Trieben, welche auf Bekämpfung mittelalterlicher Weltverachtung und mittelalterlicher Niederhaltung der Volksmehrheit abzielen. Der industrielle Geist wendet das Gemüths- und Erkenntnissleben der Aussenwelt zu, und der Kampf gegen die mittelalterlichen Mächte macht misstrauisch gegen den Idealismus, welcher dem Geiste kirchlicher Religiosität verwandt zu sein und den Aristokratismus zu begünstigen scheint. Was immer dem Industrialismus und dem Gleichheitsstreben entgegen zu sein, auch nur den Anschein hat, darf nicht auf Erfolg hoffen, muss vielmehr einer schon instinctiven Abneigung begegnen. Hingegen wird jede Lehre, welche den Geist der Zerstörung gegenüber den alten aristokratischen Mächten in sich trägt, welche den Menschen von blinder Unterwerfung unter sichtbare oder unsichtbare geistige Mächte befreit, der Zustimmung der grossen Mehrheit sich erfreuen.

Jede Zeit hat eben in sich den Trieb, die ihr von dem hehren Lauf der Geschichte übertragene Mission zu erfüllen; der Geist der Zeit liebt Alles, was seinem Streben günstig ist, es ermuntert; hasst aber Alles instinctiv, was diesem Streben sich entgegenstellen will. Wenn sich die Sonne zur Rüste neigt, da leben in unserem Leibe die vegetativen Triebe auf. Das Geistige soll nun zurücktreten, damit der Leib sich ungestört dem Geschäfte hingeben könne, verbrauchte Säfte und Lebenskräfte zu ersetzen, zerstörte Gewebe auszubessern, Lebensluft, Lebensstoffe und Lebenskräfte aufzuspeichern, neue Zellen in allen Organen einzufügen, das Gehirn sich verjüngen und wachsen zu lassen. Kurz, in der Zeit, da die Muskeln ruhen, in dieser Zeit sind alle Theilchen unseres Leibes zumeist durch das Geschäft des Sichnährens, Wachsens und materiellen Bereicherns in Anspruch genommen. Könnten manche unserer Zellen moralisch philosophiren, sie würden über das Einreissen des Materialismus Klage und Jammergeschrei erheben, das Ende alles Idealismus und aller Religion verkünden. Aber diese Prophetie würde sich nicht als Götterauge bewähren. Die Leibesarbeit der Nacht, dieses materialistische Treiben im Leibe, wird alle Muskeln, Nerven, alle Theile des Gehirnes ausgebessert und gekräftigt haben. Von Säften und Kräften werden alle Fasern strotzen, und in Morgenträumen wird sich das Gehirn dem neuen Erwachen entgegensehnen. Die Sonne erhebt sich über dem Horizont; der Lichtstrahl trifft die Augenlider des materiell gekräftigten Schläfers, und eine Epoche des Tag- und Geisteslebens ist wieder angebrochen. Und ähnlich wie das Schlafen des Gehirns mit der materiell stärkenden Ernährungsarbeit aller Leibestheile, so verbindet sich ein gewisses Zurücktreten des Idealismus mit der Epoche des Industrialismus, welcher materiell stärkend und belebend auf die Menschheit wirkt und das Aufleben eines höheren idealen Lebens vorbereitet. Die Sonne des Idealismus geht nur unter, wie sich die Griechen den Untergang des Helios gedacht; er sinkt des Abends hinab in's Meer, um erfrischt, verjüngt und verschönt am kommenden Morgen wieder emporzutauchen und im Glanze seine hohe Bahn wieder dahinzuwandeln.

Ruhigen Auges vermag also auch der Idealist auf die materialistische Richtung unserer Zeit zu blicken. Der Zweifel, ob je wieder ein Ausweg aus dieser Wüste des Gemüthes sich finden werde, braucht ihn nicht zu beschleichen, und unbefangen vermag er in die Denkweise der Zeit einzugehen, um ihr gerecht zu werden. Ausgestattet mit diesem, durch die Zeitenfernen, dringenden Teleskope wird jedes religiöse Gemüth die folgenden Ausführungen ruhig vernehmen können. Ich habe nicht mehr zu fürchten, ein gläubig Gemüth, das bei all' seiner Gläubigkeit doch nach Erkenntniss dürstet, dadurch zu verletzen, dass ich zeige, durch welche Kenntnisse und Lehren die Gottheit entthront und als Schatten erwiesen zu werden scheint — für Jene, welche in den Geist unserer Zeit ganz und gar versenkt, kein Auge haben für das Wahre in dem Gewesenen, kein Auge für das, was auf dem Gebiete des Gemüthslebens in späteren Tagen kommen wird.

Das Mittelalter brauchte nicht die Beweise für die Existenz eines Geistes, welcher alle Ideale als Strahlen seines Wesens in sich fasst, draussen in der Welt zu suchen. Die Geister des Mittelalters glaubten entweder an eine historische Offenbarung jenes höchsten Wesens oder fühlten die Offenbarung desselben in ihrem eigenen Innern. Sie konnten auch nicht Gott draussen suchen in der irdischen Natur. Denn im Kampfe begriffen gegen die antike Welt, welche das Natürliche als göttlich verehrte, dem Natürlichen hingegeben war, erklärten die Frommen jener Zeit den Apollo und die Venus und die ganze Sippe des Olymps für Genossen der Hölle, und für dämonisch, verteufelt galt ihnen die Natur. Aus dem Schönen, aus den zweckmässigen Einrichtungen der Natur auf ein göttliches Walten in derselben zu schliessen, lag also nicht im Geiste jener Zeiten. Als aber das Mittelalter seine geschichtliche Aufgabe erfüllt hatte, als die der Natur-Eroberung zugewendete Neuzeit sich erhob und die Geister die Vernunft an die Stelle des blinden Glaubens setzen wollten, als die Erforschung des socialen Lebens und der Natur an die Stelle des Grübelns über die Bücher der Offenbarung trat, da bedurfte das religiöse Gemüth anderer Stützen für seinen Gottes-

glauben. Nicht jene Offenbarung, welche von der Kirche wie ein Erbthum verwaltet wurde, nicht die Gemüths-Offenbarung, welche den entzückten Heiligen allein bekannt ist, sollten ferner das religiöse Leben regieren. Die Offenbarung der Natur, die Offenbarung der Vernunft, welche keinen Unterschied zwischen Laien und Geweihten, zwischen Unbegeisterten und Begeisterten kennen, Offenbarungen, welche für jeden Geist und in jedem Geist sprechen, der hören will, diese Offenbarungen wurden von der Zeit gefordert. Aus der Natur und aus der Vernunft wurde das Dasein Gottes bewiesen. Und nicht die reine unbefangene Forschung war es immer, welche in der Vernunft und in der Natur jenen Gott zu finden suchte, in dessen Bilde jene Zeit sich die Gottheit vorzustellen im Stande war. Mit Jubel wurden die Vernunftreligion und die Beweise von dem göttlichen Walten in der Natur besonders vom vorigen Jahrhundert aufgenommen. Die Gottesleugnung hatte noch wenig Raum in der Bildung der Zeit. Die Aufklärung kämpfte für die damals sogenannte Vernunftreligion gegen die Religion der Kirche und der Offenbarung durch Wunder. Es wäre mir hier die Aufgabe gestellt, ein Bild jener Weltauffassung zu entwickeln, welche in dem Planvollen und Zweckmässigen, das die Natur dem forschenden Beschauer offenbart, die Offenbarung eines über und in der Natur waltenden allweisen und allgütigen oder doch allweisen Wesens erkennt. Nur wenige Beispiele und Andeutungen aus dem Gebiete solcher teleologischer Naturforschung und Darstellung sollen dem Zwecke dieses Vortrages dienen, damit uns einigermassen klar werde, wie die Vermälung zwischen Social- und Natur-Oekonomie zu Stande kommt und wie diese der heutigen darwinistischen Philosophie, dieser „Philosophie für Jedermann", die Grundlage abgibt.

Vor Allem fiel dem Betrachter der Natur in's Auge, in wie wunderbarer Weise, mit welcher tief eindringenden Klugheit, mit welcher all' unsere Wissenschaft übertreffenden Kenntniss jene Wesen eingerichtet sind, welche wir Pflanzen und Thiere nennen. Lassen wir unser Auge in den Bau einer Katze, eines Löwen oder Tigers, sich forschend vertiefen. Als was erscheint uns ein solches Thier? Als eine Art Dämon, in

welchem nur zwei Grundtriebe leben: der Trieb, lebendigen Frass im Sprunge zu erhaschen und wieder Dämone gleicher Art zu erzeugen. Wie ist doch Alles in diesem Wesen nur auf diese seine Begierde eingerichtet! Seht, wie jede Faser an der Katze vibrirt, wenn ihr so feines Gehör das ferne Quiken oder Huschen der Maus erlauscht. Sie vernimmt diese Laute deutlicher, als die rauschenden Töne eines Orchesters oder das Rollen des gewaltigen Donners. Ihr Auge ist so empfänglich für das Licht, dass sie in für uns Menschen undurchdringlichem Dunkel selbst Nachts im Gebüsch ihre Beute erschaut. Die Tatzen dieser Räuber sind mit Krallen versehen, gleich feinen gebogenen Dolchen und diese sind in Scheiden versteckt, dass sie stets scharf und spitz bleiben und beim Gang und Sprung nicht den Boden berühren. Wie mit Sammt sind die Pfoten bekleidet, damit der Räuber ganz leise seine Beute zu beschleichen im Stande sei. Und welche Vorsicht und Klugheit weiss so eine, an den Vogel heranschleichende Katze zu entfalten! Und wie die Tatzen, so ist auch das Gebiss diesen Zwecken angepasst. Kraftvolle Kiefern, spitze, mächtige Fang- und Reisszähne dienen dem Ergreifen und Fortschleppen der lebendigen Beute, und für den Frass frischen Fleisches geschaffen ist das ganze übrige Gebiss. Der ganze Körper ist wunderbar für Schleichen, Lauern und Sprung in allen seinen Gliedern aufgebaut. Und Magen und Gedärme sind tauglich, das frisch gefressene Fleisch zu verdauen und nur für diese Art Nahrung befähigt. Kurz, Knochenbau, Muskeln, Glieder, Bewaffnung, Eingeweide, Sinne, seelische Anlagen u. s. f. sind alle auf den Einen Zweck eingerichtet und ein einheitlicher Plan waltet in diesem organischen Ganzen, das wir die Katze nennen. Bedenken wir ferner, dass dieser Organismus aus Millionen von kleinen, gewissermassen selbstständigen Wesen oder Thierchen — von den Naturforschern Zellen genannt — besteht; dass jede dieser Zellen eine Art Eigenleben führt, nämlich geboren wird, Nahrung einzieht und Verbrauchtes ausscheidet, mancherlei Eindrücke aufnimmt und auf Eindrücke und Wirkungen nach aussen antwortet, für ihre Vermehrung sorgt, altert und stirbt. Stellen wir uns weiterhin vor, dass diese Millionen Wesen — diese Zellen — wie eine wohl-

disciplinirte Armee zusammenwirken müssen, damit sich jenes zweckmässige Agiren des Gesammtwesens ergebe, das wir als Katze sehen; so werden wir in Staunen versinken über die Fülle an Weisheit, welche sich in dem inneren Leben eines einzigen solchen Thieres offenbart. Je mehr wir unsere Beobachtung ausdehnen und je tiefer wir in das Leben eindringen, desto grösser wird unsere Bewunderung werden. Wenn wir z. B. entdecken, dass jede Zelle wieder aus einer Unzahl noch kleinerer Wesen aufgebaut ist, die in wunderbarer Weise harmonisch zusammenwirken müssen, um das Leben der Zelle als Resultat zu ergeben, dürfte es wohl fraglich werden, ob wir überhaupt noch einer Steigerung der bewundernden Empfindung fähig sind.

Planvoll ist jede Pflanze, planvoll ist jedes Thier aufgebaut und durchgebildet in allen Theilen. Aus einem einzelnen vorgefundenen Knochen vermag der Forscher das Bild des ganzen Thieres nach dessen Bau, Gliederung, Bedürfnissen Lebensweise u. s. w. zu entwerfen. Ein Stück des Unterkiefers genügt vielleicht, um bestimmen zu lassen, von welcher Art der Magen, die Gedärme, die ganze Grundform des Thierleibes gewesen, dem jenes Gliedstück einst angehört hat.

Aber nicht nur in dem Baue dessen, was wir ein Einzelwesen, ein Thier, eine Pflanze nennen, offenbart sich dieses tief Planvolle und durchgreifend Zweckentsprechende. Je mehr der Forscher sich in das Leben der Natur vertieft, je umfassender seine Anschauung und Erfahrung geworden, desto mehr erkennt er, dass die gesammte Natur als eine Art Wirthschaft besteht, in welcher jeder Wesensart ihre Function, ihr Geschäft, ihre Arbeit für das Ganze zugewiesen ist, und in welcher wieder das Ganze für die Erhaltung jeder Wesensart Sorge trägt, und zwar so lange, als das Ganze dieser bestimmten Gattung von Geschöpfen bedarf, um auf der erreichten Stufe sich harmonisch zu erhalten.

Die Atmosphäre ist eine Art gemeinsamer Lebens- und Speisekammer für die Pflanze und das Thier. Die Pflanze holt aus der Atmosphäre Kohlensäure, um den Kohlenstoff zu behalten und Sauerstoff an die Atmosphäre abzuliefern. Das Thier hingegen entnimmt der Atmosphäre den nöthigen Sauer-

stoff und gibt Kohlensäure an die gemeinsame Vorrathskammer ab. So sorgt die Pflanzen- für die Thierwelt und diese wieder für die Pflanzenwelt. Sie ergänzen einander in wirthschaftlicher Weise und sind wirthschaftlich von einander abhängig, ähnlich und in noch höherem Maasse, als etwa das Fabrikswesen und der Ackerbau in der socialen Wirthschaft einander ergänzen und bestimmen.

In Kürze ausgesprochen: Der eindringenden Forschung und fortschreitenden Erkenntniss erscheint die gesammte Natur, von jenen elementaren Wesen an, welche Zellen heissen, bis zu der gesammten Lebewelt empor, von welcher die Erde, das Wasser und die Luft bevölkert sind, ja bis zu dem Systeme der Planeten und der Sonne hin als ein wohlgeordnetes Wirthschaftsleben der Natur oder als ein Ebenbild jener planvollen Ordnung, Arbeitstheilung und harmonischen Zusammenwirkung, welche in dem Baue eines jeden Einzelnthieres dem Forscher sich offenbart.

Aus diesen Wundern von Plan- und Zweckmässigkeit in der Natur schloss die Aufklärungs-Philosophie des vorigen Jahrhunderts auf einen höchst weisen Schöpfer und Lenker des All, und diese Art Gottesbewusstsein — so schien es — sollte den biblischen Offenbarungsglauben zu ersetzen, das Volk mündig und von der geistlichen Hierarchie unabhängig zu machen im Stande sein. Diese Art von Natur-Auffassung führt den Namen der teleologischen, und die ihr entsprechende Gotteslehre wurde physische oder natürliche Theologie genannt. Unermüdlich waren kleine, wie grosse Geister daran, die Zeichen von Gottes Weisheit in allen Gebieten des Erdenlebens, wie im Bau des Himmels, im geregelten Laufe der Weltkörper nachzuweisen. Die Physikotheologie theilte sich in immer mehr Zweige, und es gab eine Kosmotheologie, eine Ornitotheologie, eine Insectotheologie u. s. f., d. h. man wies Gottes Schöpferrolle und Regierung im Leben des Himmels, im Leben der Vögel, der Insecten, ja der Wanzen, der Flöhe etc. nach, in graciöser, wie ungraciösester Manier.

Aber auch die Tage dieser Aufklärung und Gotteslehre sollten gezählt sein. Von zwei Seiten her kam die Gefahr. Einem tieferen philosophischen Sinne war dieses flache Treiben ebenso zuwider, wie dem religiösen Gefühle höheren Schwunges. Durch Kant und seine Nachfolger ward der Teleologie der beschriebenen Gattung ein Ende bereitet. Aber auch die Masse der Gebildeten und Halbgebildeten fing an, von dieser Natur-Auffassung sich abzuwenden. Die Verweltlichung des Sinnes war fortgeschritten; das Gottesbedürfniss, wenn man sich so ausdrücken darf, hatte abgenommen. Immer leichter schien es, sich ohne den Glauben an jenen Gott, welcher für jeden Hasen und jede Fliege sorgt, behelfen zu können. Ja, man ging kühn darauf los, die Erscheinungen von Zweckmässigkeit in der Natur zum Theile wegzuleugnen, zum Theile auf Zufälligkeiten zurückzuführen. Die flache Lehre der Materialisten ging so weit, auch jede Natur-Philosophie, welche in dem Leben der Natur einen Entwicklungsgang vom Unvollkommenen zum Vollkommenen empor entdecken wollte, rücksichtslos und mit allen, auch den rohesten Mitteln zu bekämpfen.

Die Materialisten und die Masse Derer, welche sich zu den Gebildeten zählten, wenn sie die Bücher oder auch nur Phrasen der Materialisten auswendig wussten, waren von einer Art Theophobie und persönlicher Feindschaft gegen den einstigen Herrgott befangen und sie verabscheuten die Entwicklungslehre, weil sie in ihr ein Wiederaufleben des alten Gottes und seiner Priestermacht zu sehen glaubten.

Als aber Darwin durch sein epochemachendes Werk „Vom Ursprung der Arten" es unternahm — freilich ohne jeden materialistischen Hintergedanken — nachzuweisen, dass eine von einem Plane und Ideensysteme zeugende Natur-Entwicklung möglich sei, ohne dass auch ein Plan oder ein Ideensystem wirklich die Ursache jener Naturentwicklung zu sein brauchte, da machte die gesammte Phalanx der Materialisten und ihrer Nachbeter „Kehrt um", und die Theorie von einem Entwicklungsprocesse in der Natur wurde ein Glaubensartikel dieser in ihrer Art „Gottesfürchtigen", vor den Spuren der Gottesidee Zurückscheuenden.

Wir halten es aber für weit gefehlt, wenn Idealisten sich in der Befangenheit mit den Materialisten messen und nun ihrerseits die Entwicklungslehre von sich weisen, weil jetzt die Materialisten aus dieser Lehre gegen den Idealismus Capital schlagen zu können glauben. Wir sind einer ganz anderen Ueberzeugung. In der Lehre Darwin's bewillkommnen wir nicht blos einen Fortschritt in der Natur-Erkenntniss überhaupt, sondern auch ein vorzügliches Mittel, um die Lehre von der Natur-Entwicklung und die Ideal-Philosophie im Allgemeinen in das Bewusstsein der gebildeten Massen einzuführen.

Durch Darwin's Lehre wird eine gegenseitige Durchdringung zweier grosser Wissenschaftszweige angebahnt, die einander bisher getrennt gegenübergestanden haben der Socialwissenschaft und der Naturwissenschaft. Diese Vermälung wird nothwendig dazu führen, im Leben der Natur das Leben eines Geistigen für alle Gebildeten erkennbar zu machen — eine Erkenntniss, welche bisher nur Natur- und Ideal-Philosophen zugänglich gewesen war. In der That erscheint der Darwinismus auch als Resultat einer Anwendung der im Beginn unseres Jahrhunderts herrschend gewordenen socialökonomischen Lehren auf die Oekonomie der Natur. Darwin selbst hat auf diese Thatsache seines Forschungsganges hingewiesen.

Ich will es nun versuchen, die Grundlinien jener socialökonomischen Auffassung hinzuzeichnen, welche der darwinistischen Natur-Auffassung gleichsam als Basis oder doch als Ausgangsweg gedient hat.

Stellen wir uns vor, es gäbe auch auf dem Monde oder anderen Gestirnen vernunftbegabte, etwa menschenähnliche Wesen. Denken wir uns ferner einen Mond-Philosophen mit so vorzüglichen Seh-Instrumenten ausgerüstet, dass er, aus der Vogelperspective auf das wirthschaftliche Leben der europäischen Gesellschaft niederblickend, diese etwa als ein solches Bild erschauen würde, wie es sich ähnlich dem Naturforscher darbietet, welcher dem Treiben in einem Ameisenbau oder Bienenkorbe seine tiefste Aufmerksamkeit widmet. Er würde

ersehen, dass diese Masse von Geschöpfen in Classen oder Gruppen getheilt ist und dass jede Classe irgend einem Berufe, einer Function zum Besten des Ganzen dieser Millionen hingegeben ist. Millionen von Menschen zeigen sich damit beschäftigt, dem Boden alle jene Stoffe abzuringen, welche dazu dienen, die sämmtlichen Glieder des socialen Ganzen zu ernähren, ihnen Material für Kleid, Wohnhaus, Werkzeuge, Waffen u. s. w. zu geben. Andere Millionen sind jahraus, jahrein an dem Werke, die der Natur abgerungenen rohen Stoffe mundgerechter für den Verbrauch zu machen oder sie bis zu dem, was wir Kleid, Werkzeug u. s. w. nennen, umzuwandeln, zu formen und fortzubilden. Wieder andere Millionen widmen sich dem Geschäfte, die rohen Stoffe von den Bodenbearbeitern, Bergbauern weg den Raffinirungsstätten zuzuführen und aus den Raffinirungsstätten die schon geformten Artikel allen Consumenten näher zu bringen. Eine grosse Classe von Individuen in diesem Menschen-Bienenkorbe vermittelt wieder zwischen den genannten Classen und überwacht ebenso die Aufspeicherung von Rohstoffen, um dieselben an die Stätten der Verarbeitung zu vertheilen, wie die Aufspeicherung von Consum-Artikeln, um diese endlich für die letzte Bestimmung an alle Glieder des grossen Ganzen in kleinen Portionen zu übergeben. Unser Philosoph erkennt so die Classen der Ackerbauer und Bergbauer, die der Handwerker, Fabrikanten, der Transporteure, die der Kaufleute, der Gross- und Kleinhändler.

Jener Forscher wird, falls er etwa durch lange Epochen hin seine Beobachtungen anstellt, ferner Folgendes bemerken: Diese auf dem Erdenbau herumkrabbelnden Wesen werden geschickter in ihren Arbeitsweisen und gelangen zu neuen Bedürfnissen. Und mit jedem Schritte in diesen Richtungen sieht er eine Bildung von neuen Classen eintreten und eine Aenderung in der relativen Grösse der einzelnen Classen erfolgen. Zum Theile ähnliche Wandlungen hat der Strom jener Mittel aufzuweisen, welche den verschiedenen Classen zur Nahrung, zum Stoff der Arbeit und als Ausrüstung für die Arbeit dienen. Unser Philosoph bemerkt beispielsweise, dass mit dem Fortschritte der Cultur neue Gewerbe auftreten, dass die Zahl der Ackerbauer im Verhältnisse zu anderen ökono-

mischen Classen abnimmt, dass der Strom der Capitalien in Arme, in Canäle und Canälchen, genau den sich complicirenden Verhältnissen des fortschreitenden socialen Ganzen gemäss, sich theilt und wieder theilt, dass die Arten der Waaren mannigfaltiger, die Menge der verfeinerten Artikel immer grösser wird.

Hier sehe ich — wird er sagen — eine staatliche Organisation des Wirthschaftslebens von Millionen Wesen vor mir, und diese staatliche Organisation muss wohl ihr Oberhaupt besitzen, welchem ein Heer von Beamten als Organe dienen. Oder es muss in dieser Masse eine berathende und beschliessende Versammlung geben, welche diesen Millionen und Millionen Arbeitern, die so vorzüglich im Dienste des Ganzen functioniren, ihre Geschäfte, ihre Arbeitsmittel und die Mittel der Erhaltung zuzuweisen hat. In der That arbeitet ja in weiter Ferne beispielsweise der rumänische Bauer für die Fabriksarbeiter in Manchester, welche Brod aus Getreide von der unteren Donau consumiren, und wieder kleidet sich dieser Bauer in Zeuge, deren Stoff vielleicht aus Indien und deren Spinn- und Webe-Arbeit aus britischen Industriestätten herstammt. Die Mittel, welche irgend ein Einzelner von uns an einem Tage verbraucht oder gebraucht, der Kaffee, der Zucker, das Brod, der Pfeffer, das Salz, die Gewebe von Leinen, Wolle, Baumwolle, Seide, die Messer, Scheren, die Bücher u. s. w., wenn wir diese nach der Herkunft ihrer Stoffe und der in ihnen verkörperten Arbeiten befragen würden, hätten uns ja von verschiedensten Dörfern, Städten, Ländern, Völkern und Welttheilen zu erzählen. In der That ist also jene wirthschaftliche Organisation, welche der Philosoph des fernen Gestirnes vor Augen hat, eine überaus grossartige, und die Frage, wo die Behörde oder die berathende Versammlung für dieses umfassende socialökonomische Leben sich finde, eine hochberechtigte.

Bei dieser Suche wird der Blick unseres Philosophen vor Allem auf den Umlauf jener glänzenden runden Plättchen stossen, denen wir den Namen der Münzen, des Geldes geben. Denn die Aufmerksamkeit jeder Arbeitergruppe und jedes einzelnen Arbeiters ist auf diese geheimnissvollen, in beinahe rastlosem Umlauf begriffenen Dinge gerichtet. Diese glänzen-

den Dinge rufen Alles an die Arbeit, diese Dinge locken alle Arbeitsstoffe und Arbeitsmittel zu dem Orte der Verarbeitung hin, und diese Dinge holen wieder für jeden Einzelnen all' die Mittel herbei, die er braucht, um zu leben und zu functioniren. Und welch' inniger Zusammenhang zeigt sich zwischen den Strömungen der Befriedigungs- und Arbeitsmittel (des Capitals) durch die Gesellschaft und den Strömungen jener glänzenden dämonischen Wesen! Wo das Geld wegströmt, wendet sich auch der Capitalstrom — der Strom der für die Arbeit nöthigen Mittel — weg; wohin aber Geld und Capital in regerem Flusse sich wenden, dahin wenden sich auch die arbeitenden Kräfte. Kurz, die ganze wunderbare Ordnung des vom Mond-Philosophen beobachteten socialen Lebens zeigt sich wie von jenen dämonischen Plättchen regiert, denn Alles in diesem socialen Gewimmel „hängt am Golde, drängt nach Golde". Diese Plättchen, wird unser Forscher denken, müssen wohl Befehle einer unsichtbaren Behörde durch alle Theile jener Gesellschaft tragen — Befehle eines hochweisen Geistes, welcher den Plan dieses gesammten grossen Wirthschaftslebens ersonnen, überwacht, beseelt und leitet.

Das ist also das Bild der socialen Oekonomie, in einigen seiner hauptsächlichen Züge gezeichnet. Die Richtigkeit dieser Zeichnung bestreitet weder Jemand, der in der modernen Gesellschaft überhaupt lebt, noch der Forscher auf dem Gebiet der nationalen Oekonomie. Aber die Schlussfolgerung aus dem erschauten Bilde, die wird wohl bestritten werden. Jedermann von uns weiss, dass das Geld durchaus keine Befehle an den Empfänger im Gepräge trägt. Jedermann von uns weiss auch, dass es keine derartige Behörde gibt, welche Jedem seinen Beruf und seine Arbeit zuweist und dafür sorgt, dass ein Jeder mit den Mitteln für seine Erhaltung und seine Arbeit versorgt und versehen wird. Aber als Lehre wurde diese Behördelosigkeit des Wirthschaftslebens erst von den National-Oekonomen des vorigen und unseres Jahrhunderts entwickelt. Nicht ein König mit seinen Ministern und einem Heere von Beamten; nicht ein Parlament mit seinen Gesetzen; nicht eine gesetzgebende Macht und Regierung, welche durch alles Volk zusammen gebildet würde — wie Communisten

und Socialisten träumen — wären im Stande, für das wirthschaftliche Leben einen Plan zu ersinnen, eine Ordnung und Organisation zu schaffen, welche sich entfernt mit jener messen könnte, welche sich in der Wirklichkeit von selbst herausbildet. Noch mehr! Wann immer der Staat, die Behörden oder eine gesammte socialstaatliche Versammlung in das freie Getriebe des Verkehres eingreifen, ergeben sich daraus nur Störungen und Hemmungen für das wirthschaftliche Leben. Das war die Ansicht jener National-Oekonomie, welche im ersten Viertel dieses Jahrhunderts, in Darwin's Jugendtagen, auf dem Gipfel ihres Einflusses stand.

Und wie erklärte diese National-Oekonomie das sociale Wunder der sich von selbst herausbildenden wirthschaftlichen Organisation? Dies geschah in folgender Weise: Wie in allen organischen Wesen überhaupt, liegt auch im Menschen die natürliche Tendenz zu einer den Mitteln der Erhaltung vorauseilenden Vermehrung. Es kommen in der Regel mehr Menschen in die Welt, als in ihr wohl zu leben oder überhaupt sich voll auszuleben Mittel finden. Es entsteht dadurch ein heftiges Drängen nach Erwerb und Kämpfen um Erwerb. Wie in einem überfüllten Schiffe, müssen immer Einige über Bord gestossen werden. Nicht Alle können an der „Tafel der Natur" ein Plätzchen für sich erringen. Die wirthschaftlich Tüchtigeren haben die grössere Wahrscheinlichkeit, sich zu behaupten; für die wirthschaftlich minder Tüchtigen ist die Wahrscheinlichkeit des Unterliegens die nähere. Durch den Concurrenzkampf werden also die Concurrenz-Unfähigen unablässig dem Untergang zugeführt, die wirthschaftliche Tüchtigkeit aber gehoben und vermehrt, und das gesellschaftliche Ganze muss dabei gewinnen.

Die wirthschaftliche Tüchtigkeit besteht aber vor Allem in der Fähigkeit, herauszuspüren einerseits, was die Andern bedürfen und begehren, andererseits, was sie zu leisten und zu gewähren im Stande sind. Sie besteht zweitens in der Kraft, dem, was irgendwo begehrt oder gesucht wird, durch eigene Leistungen entsprechen zu können. Finde ich schnell heraus, was am meisten begehrt wird und weiss ich schnell diesem Begehren zu entsprechen, dann wird meine Situation eine be-

sonders günstige. Diese Tüchtigkeit liegt aber entweder schon in meiner angeborenen Begabung, oder ich kann sie durch Anspannung meiner Intelligenz erlangen. Jenem Begehren, welches im Markt-Preise des Gesuchten schon zum Vorschein kommt, ist natürlich am leichtesten zu entsprechen. Wo die Preise steigen, dahin strömen leicht und rasch die Arbeitskräfte zu, welche von den hohen Preisen den Vortheil haben wollen. Wo das Nachlassen des Begehrs schon im Preise zum Ausdrucke kommt, da schränkt sich die Production leicht ein und die Arbeitskräfte wenden sich zum Theile weg. Und dieses Steigen und Sinken der Preise, welches von selbst den Strom des Geldes, der Capitalien und der Arbeitskräfte so lenkt und vertheilt, wie es den Bedürfnissen des Ganzen, d. h. Aller zusammen, am besten entspricht, dieses Steigen und Sinken bedarf durchaus keiner Regulation durch eine Behörde. Denn der steigende Bedarf bewirkt ja von selbst das Steigen der Preise, wie das Nachlassen eines Bedarfes das entsprechende Sinken von Preisen hervorruft. Der Trieb zum Leben und Geniessen, von der Concurrenz mächtig entflammt, reicht also vollkommen hin, um im Allgemeinen alle Glieder der Gesellschaft zur Arbeit zu drängen, Jedem seine passende Stelle anzuweisen, so vielerlei Classen und Berufe in's Dasein zu rufen, als deren die Gesellschaft bedarf, und allen diesen Organen des grossen wirthschaftlichen Lebens die angemessene Zahl von Individuen und die richtige Menge Capitals zuzuführen. Der Unternehmer sucht Gewinn, und möglichst grossen Gewinn; das Capital sucht Verzinsung, und möglichst hohe; der Arbeiter sucht Lohn, und möglichst guten Lohn. Und nur dort ist Gewinn, Zins und Lohn zu finden, wo die Gesellschaft einer Production bedarf. In jenen Richtungen der Production aber, welche der grössten Steigerung benöthigen, sind eben die höchsten Gewinne, Zinsen und Löhne zu erzielen. Dahin also werden auch die productiven Kräfte von Egoismus hingeleitet werden. Es bedarf also nicht eines weise planenden Geistes, um jene grossartige Harmonie und Organisation im socialen Wirthschaftsleben hervorzurufen, welche sich dem aus der Vogelperspective niederblickenden Philosophen so herrlich offenbarte, jene Ordnung und Harmonie, welche — nach dem Ausdrucke

Adam Smith's — auf eine „unsichtbare Hand", auf ein göttliches Walten hindeuten soll, welche den Egoismus eines Jeden dazu treibt, dem allgemeinen Wohle zu dienen, obwohl er nur die eigene Befriedigung zu finden sinnt und strebt.

Das Leben der modernen Gesellschaft gibt uns also das Bild eines Haushaltes, welcher planvoll organisirt, planvoll sich entwickelt, ohne dass der Plan dieser Oekonomie von irgend einem Einzelgeiste oder von einer geistigen Rathsversammlung ersonnen wäre und in der Ausführung überwacht und unterstützt würde. Der Drang zum Leben und Wohlleben, welcher die Individuen und Familien der menschlichen Gesellschaft erfüllt, dieser Drang, welchen die den Mitteln der Erhaltung vorauseilende Vermehrung der Menschen zu einem heftigen Kampf der Concurrenz emporschraubt, dieser Factor führt jeden Einzelmenschen zu einem Kampf um den Platz oder das Plätzchen, wo sich ihm und seiner Familie die Mittel des Lebens bieten könnten. Und in doppelter Weise wird durch solchen Drang zum Leben, durch solchen Kampf um's Dasein und Wohlsein eine sociale Organisation und ein gesellschaftlicher Fortschritt herbeigeführt.

Denn erstens gewährt in der Regel nur eine solche Stellung dem Einzelnen Unterhalt für sich und die Seinen, in welcher der Einzelne die Mittel des Lebens und Wohllebens auch für Andere und für das sociale Ganze vermehrt. Denn Eines von Beiden. Entweder muss der Einzelne einen von anderen Menschen noch nicht occupirten und auszubeutenden Fleck Erde aufsuchen, oder er muss auf schon occupirtem Boden seinen Unterhalt suchen. Auf occupirtem Gebiet kann aber der Mensch nur auf zweierlei Art zu Mitteln seiner Ernährung gelangen: Entweder gegen oder mit dem Willen der schon Festsitzenden. Er muss diese bekämpfen oder sich ihnen willig oder dienend anschmiegen. Dieses Anschmiegen kann nur das eines Schmarotzers oder eines wirklich Leistenden sein. Können gar zu Viele durch Schmarotzen sich forthelfen, dann wird das sociale Ganze zum Elend, zur Kraftlosigkeit und zu socialem Siechthum herabsinken. Je schwieriger es aber dem Einzelnen gemacht ist, ganz oder halb schmarotzend

zwischen den Anderen sich einzunisten und zu leben, desto mehr wird er dazu sich gedrängt fühlen, eine Stelle herauszufinden, von der aus er den Anderen nützt und unter ihnen die Mittel für den eigenen Unterhalt und den Unterhalt der Seinen zu finden vermag. Ein genügend mächtig entwickelter Concurrenzkampf wird dem Schmarotzerthum leicht entgegenwirken und Jedermann zu wirklichen Leistungen und Arbeiten für Andere hindrängen. Wie erfinderisch werden doch die Einzelnen durch die Nothwendigkeit, in der Gesellschaft ein Plätzchen, das nährt, oder einen Platz, welcher eine schöne Lebenslage gewährt, sich erst kämpfend zu erringen! Wie lauert, sinnt, forscht, strebt, arbeitet der Einzelne, um irgend etwas Neues und Gesuchtes überhaupt und dieses Neue oder Gesuchte bald auch in Fülle und möglichst wohlfeil liefern zu können! Auf diese Art entstehen immer neue Zweige des Gewerbes, der Technik, des Handels, ja auch Zweige der Wissenschaften, der Künste und selbst der Poesie. Durch den Concurrenzkampf werden so neue Organe im socialen Ganzen in's Dasein gerufen, die Gesellschaft auf eine höhere Stufe der Entwicklung gehoben. Denn die verschiedenen Berufe und Gewerbe sind, im wahren Sinne, Organe des socialen Körpers. Je mannigfaltiger die Berufe und Gewerbe sind, welche eine sociale Gemeinschaft oder ein Volk bilden; je mehr diese Berufe und Gewerbe wieder in Zweige getheilt sind; je wohlfeiler jeder dieser Zweige producirt und je bessere Producte oder Leistungen er dabei zu Stande bringt; um desto reicher, energischer, manigfaltiger und feiner gestaltet sich das Leben des Volkes und auf einer um so höheren Stufe des Haushaltes, der Organisation und der Macht steht das betreffende sociale Ganze.

Das ist die eine organisatorisch heilsame, positive Wirkung der Concurrenz um die Mittel des Lebens und Wohllebens.

Aber auch noch ein anderes, ein direct zwar nur negatives, aber in den Folgen nicht minder positives Resultat des Kampfes um die Existenz haben wir zu verzeichnen. Dieser Kampf drängt nicht nur den Einzelnen nach jener Richtung hin, in welcher er dadurch, dass er den Anderen nützt, sich selbst die Mittel des Lebens und Wohllebens verschafft;

dieser Kampf scheidet auch vom Wohlleben und Leben alle Jene aus, welche nicht tauglich sind, Anderen und damit dem Ganzen nützlich zu sein. Wer im Wettkampf um einen der Gesellschaft nützlichen, dem Concurrirenden selbst einträglichen Platz und Dienst nicht reüssirt, wendet sich irgend einer anderen Richtung zu, welche ihm Unterhalt bringt durch Dienste, Arbeiten und Leistungen, die er Anderen erweist. Wer in keiner alten Richtung reüssirt und auch keine neue Richtung solcher Art zu entdecken vermag, der muss erliegen, der ist dem Elend und Verderben preisgegeben. Durch den Concurrenzkampf nun, welcher durch die Generationen hin seines Amtes waltet, werden untaugliche Anläufe aus der Gesellschaft weggemerzt und den tauglichen Richtungen umsomehr Raum für ihre Ausbreitung gewährt. Auf diese Art wird die Gesellschaft von untauglichen Elementen immer mehr befreit und die Tüchtigkeit der Gesellschaft immer mehr gesteigert.

Nicht nur zwischen Individuen desselben Volkes, sondern auch zwischen allen Völkern, Nationen, Racen dieses Erdballes besteht ein solcher Kampf der Concurrenz. Sie concurriren mit einander um die fruchtbarsten und schönsten Länder; sie concurriren um die auszubeutenden Absatzmärkte; sie concurriren um grösseren Antheil an der commerciellen Herrschaft über ganze Welttheile und die ganze Erde. Und in diesen Kämpfen kommen immer Tage, welche den minder tüchtigen Völkern staatlichen, nationalen oder auch physischen Untergang bringen. Die minder tauglichen Theile der Menschheit werden ausgemerzt, und die befähigteren, tüchtigeren Nationen und Racen erfüllen in immer weiterem Umkreise hin diese Erde.

Die Natur hat uns Menschen, ohne Bewusstsein und Wahl, die Triebe zum Leben und zur Vermehrung gegeben und uns in weit höherem Maasse mit diesen Trieben, als mit Mitteln der Erhaltung ausgestattet. Die Natur ist — nach der Auffassung der modernen Socialökonomie — nicht eine Göttin mit vielen nährenden Brüsten, wie manche Völker einst gedacht haben. Vielmehr bringt sie eine weit grössere Zahl Geschöpfe hervor, als Nahrungsquellen, um die in's Leben gesetzten

Geschöpfe auch am Leben zu erhalten. Aber diese Disharmonien zwischen der grossen Zahl von Mäulern, welche Nahrung suchen, und der zu geringen Zahl nährender Quellen erzeugt einen Kampf um die Bedingungen der Erhaltung und um die begünstigteren Situationen, einen Kampf, welcher auf socialem Gebiete sich als Motor gesellschaftlicher Organisation und menschlichen Fortschrittes erweist.

Durch den Lauf der modernen ökonomischen Entwicklung und Wissenschaft war, wie wir gesehen, die Wissenschaft überhaupt zu der immer klarer hervortretenden Idee eines solchen organisch zweckmässig sich entwickelnden Lebens gelangt, welches auf keinem bewusst vorhandenen Plane basirt ist und von keinem, bewussterweise, den Zweck im Auge habenden Geiste geleitet wird. Der Egoismus, der in jedem Einzelnen lebt, der gewaltige Trieb zu einer den Erhaltungsmitteln vorauseilenden Vermehrung und der sich so ergebende Wettkampf um Leben und Wohlleben, das sind nach jener ökonomischen Lehre, welche besonders an die Namen Adam Smith, Malthus und Ricardo anknüpft, die Mächte, welche Wunder von Zweckmässigkeit im Haushalt der Völker und der Menschheit erzeugen und das Leben der Menschheit auf der Bahn des Fortschrittes sicher vorwärts bringen.

Der Darwinismus ist nun nichts Anderes, als die Uebertragung diser socialökonomischen Lehre in die Wissenschaft des Naturlebens überhaupt. Sollte nicht der wunderbare Haushalt der Natur, den die Teleologen unserem Geiste vorführten, in derselben Weise, durch dieselben Factoren sich entwickelt haben, wie der Haushalt der Gesellschaft, welcher von den Nationalökonomen so klar in's Licht gesetzt wird, vor unseren Augen sich entwickelt? So mochte sich Darwin fragen, und die Antwort auf diese Frage ist bejahend ausgefallen.

Darwin geht von der Lehre aus, dass alle Organismen den Trieb haben, sich so zu vermehren, dass die Zahl der Nachkommen endlos progressiv wachsen würde,

wenn nicht, in dem Mangel an nöthigen Mitteln und Bedingungen der Erhaltung, dieser Vermehrung ein Damm entgegengestellt sein würde. Jede Pflanzen- oder Thierart hat in sich das Streben, durch Vermehrung jedes geeignete Plätzchen der Erde mit ihren Nachkommen zu bevölkern. Bei den Mäusen würde — wenn keine Hindernisse sich ihrer Erhaltung entgegenstellen würden — schon nach wenigen Jahren die Nachkommenschaft eines einzigen Paares die ganze Erdoberfläche einnehmen. Nun ist freilich die Vermehrung der Mäuse eine sehr rasche. Aber selbst bei dem Elephanten, welcher sich am langsamsten von allen Thieren fortpflanzt, würde schon nach 500 Jahren die Nachkommenschaft eines einzigen Paares die ungeheure Summe von 15 Millionen Individuen betragen, und da brauchte jedes Elephantenpaar während seines langen Lebens nur 6 Junge zur Welt zu bringen. Wie viel rascher könnten sich aber viele andere Thiere vermehren, wenn den Keimen und Jungen die Mittel und die Sicherheit der Erhaltung gegeben wären! Unter den Fischen gibt es viele Arten, bei denen jedes Weibchen jährlich Hunderttausende und Millionen von Eiern producirt. Und eine ähnlich mächtige Vermehrungstendenz findet sich bei gar vielen Arten und Classen der Thiere. Nun blicke man noch auf die Pflanzenwelt hin. Wie viele Keime für neue Bäume mag mit jedem Frühling ein einziger Kastanien- oder Weidenbaum zur Erde fallen lassen oder weit umherstreuen! Und derartige Erscheinungen treten uns in der grossen lebenden Welt auf allen Seiten entgegen. Ueberaus gering erscheint die Zahl der Plätze an der Tafel der Natur, wenn wir sie mit der Zahl der herandrängenden Kostgänger vergleichen. Von Tausenden und Tausenden ausgestreuten Samen eines Baumes sind es wenige, welche es bis zum Keimen bringen; noch wenigere gelangen bis zur Blüthe, ein noch kleinerer Theil kommt dazu, neue Keime zur Fortpflanzung in die Welt zu bringen. Und wie im Haushalte der Pflanzenwelt, ist es ähnlich in dem der Thierwelt bestellt. Noth und Gefahren begleiten das Leben vom Keime an, der an das Licht getreten, bis dahin, da neue Keime in die Welt zu setzen sind. Und der Tod hält durch alle Stadien der Lebensentwicklung hin seine Ernte.

Jedes Lebende hat von seinem Keimzustande an einen Kampf um die Existenz zu bestehen oder einen anstürmenden Kampf auszuhalten. Activ oder passiv muss das Einzelleben Gefahren und Nöthen Widerstand zu leisten im Stande sein oder den Uebeln ausweichen können, wenn es im Leben zu bleiben und sich durch Nachkommen als Gattung zu erhalten vermögen soll.

Sollte nun dieser Kampf um's Dasein und Wohlsein — musste sich Darwin fragen — nicht ähnliche Wirkungen im Haushalte der Natur wie im Haushalte der Menschheit zur Folge haben? Sollten nicht jene Erscheinungen der Zweckmässigkeit im Leben der Einzelwesen, wie in der Anpassung der Wesen zu einander, auf ähnliche Ursachen zurückzuführen sein, wie die Erscheinung von Planmässigkeit und des organischen Zusammenpassens der Berufe, Stände, Classen, Gewerbe in der menschlichen Gesellschaft? Die Teleologen blicken auf das gesammte Naturleben hin, wie unser Mond-Philosoph auf das sociale Leben und Treiben der Menschheit. Wie dieser Philosoph aus der zweckmässigen Gliederung der Gesellschaft, aus der Erscheinung des wirthschaftlichen Ineinandergreifens aller Gewerbe, aller Länder, Städte und Individuen, aus der Einrichtung, dass in der socialen Wirthschaft Jedermann für Alle gleichsam producirt und wieder durch Alle mit Producten versorgt wird — wie unser Philosoph aus all' dem auf eine einheitliche bewusste Leitung des socialen Ganzen und auf die Beeinflussung und Beherrschung jedes Einzelnen durch Befehle oder Weisung eines Königs oder einer Behörde geschlossen, so schliessen die Teleologen von dem Planvollen und der Zweckmässigkeit, welche sich in dem leiblichen Haushalte eines jeden thierischen und pflanzlichen Organismus, wie in dem gesammten Natur-Haushalt offenbaren, auf einen obersten Urheber und Leiter der Natur-Oekonomie, auf einen Gott über und in der Natur, welcher weise und gütig für alle Creatur sorgt oder sich als, wenn nicht auch allgütigen, doch als allweisen Schöpfer und Regierer der Welt offenbart. Und wie die Idee des Mond-Philosophen sich als irrige, eine bewusst einheitliche Leitung der socialen Wirthschaft als überflüssig erwiesen hat, so

irrig würde sich nach Meinung der meisten Anhänger Darwin's auch die Idee eines über und in der Natur waltenden Gottes, so überflüssig ein Gott für das Zustandekommen jener Zweckmässigkeiten erweisen, welche wir in der von Kampf, Jammer, Schmerz und Elend durchdrungenen Natur zu bewundern Gelegenheit haben. Und mit der Erschütterung der teleologischen Gottesidee glauben diese neuen materialistischen Philosophen die Gottesidee überhaupt und die Anschauung beseitigt zu haben, dass eine Idealwelt in unserer Natur zu steigender Offenbarung komme und in derselben walte.

Bevor wir in eine Kritik dieser materialistischen Philosophie eingehen, wollen wir miteinander die Betrachtungsweise Darwin's mehr in einzelnen Beispielen in's Auge fassen. Es ist dieser Vorgang schon darum nöthig, weil Vielen der Gedanke sich aufdrängen wird, eine so strenge Parallelisirung zwischen Naturhaushalt und Socialhaushalt sei nicht statthaft. Denn in den einzelnen Gliedern des Social-Organismus, in den Menschen, waltet ein bewusster Egoismus, eine Kraft der Intelligenz, welche den Einzelnen dazu leitet, durch Förderung Anderer, durch Arbeit für Andere sich eine Existenz zu begründen. In den Bienen und Ameisen sind solche Fähigkeiten kaum anzunehmen, in dem Leben vieler niederen Thiere und in dem der Pflanzen durchaus nicht vorauszusetzen. Wir wissen, dass die einzelnen Organe einer Pflanze, für das Ganze sorgend, in ihren Functionen wunderbar zusammenstimmen, und dass die ganze Pflanze durch dieses harmonische Ineinandergreifen ihrer Organe und organischen Theile der sie umgebenden Natur in wunderbarer Weise angepasst ist. Es kann aber wohl kaum — wie es scheint — auf den socialen Haushalt der Menschheit hingewiesen werden, um zu einer Erklärung all' dieser zweckmässigen Gliederungen und Anpassungen im Bau und Leben der Pflanze zu gelangen, in welcher doch sicherlich kein Bewusstsein lebt.

Folgen wir also Darwin, um zu sehen, wie er diesen Schwierigkeiten beikommt.

Die Befruchtung der blühenden Gewächse kann im Wasser nicht geradezu vor sich gehen. Die Befruchtung blühender

Gewächse kommt nämlich dadurch zu Stande, dass ein gewisser Staub, der in eigenen Organen, den Staubfäden mit ihren Kölbchen, erzeugt wird, in ein Organ eindringt, welches eine Art Eierchen in sich birgt. Die Stelle dieses Organes — des Fruchtknotens mit seiner Röhre — welche den Eingang für den Blüthenstaub darbietet, heisst die Narbe. Würde also der Blüthenstaub eines unter der Wasseroberfläche blühenden Gewächses auch schon auf die Narbe gelangen, so würde er doch vom Wasser leicht weggespült werden. Wie vermag nun die Natur diesem Uebelstande — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — Abhilfe zu schaffen? Ein Beispiel nur sei, statt vieler, hier angeführt. Von der Valisnerie, einem Wassergewächse, gibt es eine männliche, d. h. nur Staubgefässe tragende, und eine weibliche, d. h. nur Fruchtknoten bringende Blüthe. Die weibliche Valisnerie besitzt nun einen langen, schraubenförmig gewundenen Stiel, welcher durch reicheren Saftzufluss zur Zeit der Blüthe sich so aufschraubt und in die Höhe streckt, dass er die Blume über die Wasserfläche heraufhebt. Die männliche Blüthe ist einer solchen Bewegung nicht fähig, da sie mit einem kurzen Stiele auf dem Boden festsitzt. Wenn aber ihr Blüthenstaub entwickelt ist, dann welkt der Stiel unterhalb der Blüthe; diese reisst nun ab, steigt vermöge ihres specifisch geringen Gewichtes an die Oberfläche des Wassers, öffnet sich hier im lichten Aether und schüttet den Blüthenstaub auf jene, wie früher geschildert, an die Oberfläche emporgestiegenen weiblichen Blüthen, zu denen sie schwimmend gelangt ist. Die befruchtete weibliche Blüthe zieht sich durch schraubenförmige Zusammenwindung ihres Stieles wieder, wie eine Nixe, in ihren Wasserpalast zurück. Welche wunderbare Anpassung der beiden Pflanzen zu einander, zu dem Element, in dem sie leben, wie zu dem Element, in welchem die Befruchtung vor sich gehen soll, offenbart sich hier unserem Auge! Freilich, für den Forscher sind alle Erscheinungen des zweigeschlechtlichen Lebens, ja alles fein organisirte Leben überhaupt, nicht mindere Quellen des Staunens und der die Seele erhebenden Bewunderung. Doch der Sinn des Nichtforschers wird von Beispielen der eben angeführten Art in weit höherem Grade, als durch die überall

und alltäglich uns umgebenden Herrlichkeiten und Wunder des Naturlebens gerührt.

Es sei nun einer Reihe von Anpassungs-Erscheinungen von Pflanzen an Thiere und Thieren an Pflanzen gedacht, von Anpassungen, denen die Darwinisten grosse Aufmerksamkeit zugewendet haben. Wir bewundern so oft die Farbenpracht vieler blühenden Gewächse. Die Teleologen haben nachgewiesen, dass durch diese schöne Ausstattung dem Befruchtungsgeschäfte in ähnlicher Weise gedient wird, wie durch jene Schraubenbewegung am Stiele der weiblichen Valisnerie, von der wir eben erzählt haben. Die lebhafte Färbung der Blumen findet sich in der Regel an solchen Gewächsen, welche für das Geschäft der Befruchtung einer Hilfe durch Insecten bedürfen. Neben der Farbenpracht wird die Blüthe jener Gewächse auch mit einem reichlich Honig spendenden Organe ausgestattet. Die lebhafte Färbung ist eine für honigsuchende Insecten, für manche Fliegen, Schmetterlinge und Bienen insbesondere, ausgesteckte Fahne, welche diesen verkündet: „Hier wird Honig ausgeschänkt!" Blüthen mit lebhafter Färbung werden von den fliegenden Insecten schon aus der Ferne bemerkt. Sie kommen nun heran, um Honig zu holen. Gar viele Blumen zeigen noch durch eigenartig gefärbte Linien die Wege an, welche zur Honigstätte führen. Und dieser Weg ist meist so sammtartig bekleidet, dass die Biene wie auf einer Leiter oder Treppe bequem und sicher zur Honigquelle sich hinbegeben kann. Sie muss aber eine Stelle passiren und durch eine Enge sich durchzwängen, wo ihr Leib sich mit einem klebrigen Stoff bestreicht. Nun gelangt das Insect zu den Staubgefässen, und Ballen des befruchtenden Staubes bedecken alsbald das Insect, welches herumarbeitet, um sich den Honig zu erobern. Das Thierchen will sich endlich davonmachen. Das geht aber in der Regel nicht so leicht, weil dem Auskriechen Hindernisse in den Weg gestellt sind. Entweder stehen nach Innen gewendete steife Haare entgegen oder eine Art Fallthüre verwehrt den Ausgang. Das Insect arbeitet krampfhaft und stemmt sich an den festen Fruchtknoten und dessen Narbe an. Diese Narbe schwitzt einen klebrigen Stoff aus, und Staubballen, mit welchen das Insect sich bedeckt hatte, haften nun an der

Narbe, um von da zu den Eierchen im Fruchtknoten hineinzuwachsen. Sobald aber die Narbe den Blüthenstaub besitzt, pflegen die Organe zu erschlaffen, welche der Fallthüre etc. ihre Lage gaben. Der Ausgang für das Insect ist also wieder frei, sobald dasselbe im Dienste der Blüthenbefruchtung seines Amtes gewaltet hat. Besteht keine solche sich schliessende und öffnende Pforte, so hat das Insect sich doch so sehr zu plagen, um den Rückweg zu finden, dass Gelegenheit genug gegeben ist, das Haftenbleiben des Staubes an der Narbe zu bewirken und das Thierchen von der Blüthenstaublast zu befreien.

Es gibt nun eine grosse Reihe verschiedener Methoden für einen solchen Austausch von Diensten zwischen den Blumen und den die Befruchtung vermittelnden Insecten. Bei manchen Gewächsen ist die Blume eine Falle für das der Befruchtung dienende Insect. Dieses wird zurückgehalten und büsst seinen geleisteten Dienst mit dem Tode. Die Kleearten werden wieder von Bienen oder Hummeln so befruchtet, dass die Hummel oder Biene eine Oeffnung in die Blume sägen muss, um dann das honigsaugende Organ zum Honig in der Tiefe hinabzusenken. Ohne Hummeln oder Bienen ist keine Fortpflanzung, keine Samenbildung bei den betreffenden Kleearten möglich; ohne den Klee vermögen wieder manche Hummel- oder Bienenarten nicht fortzubestehen. Die Fortdauer der einen ist durch die Fortdauer der anderen wechselseitig bedingt. Diese wechselseitige Bedingtheit zieht sich, ähnlicherweise, durch lange Ketten in der Natur fort, wie die gegenseitige Abhängigkeit der Berufe, Gewerbe etc. im Haushalte der menschlichen Gesellschaft. Als ein Beispiel solcher wirthschaftlichen Beziehungen, verwickelter Art, im Naturhaushalte, führt Darwin den Einfluss an, den die Katzen für die Fortpflanzung des Klees und damit selbst für die Viehzucht und Fleischproduction eines Landes haben können. Die Fleischproduction hängt in manchem Lande in bedeutendem Grade von reicher Klee-Erzeugung ab. Gewisse Kleearten können — wie schon bemerkt — nur durch den Beistand von Hummeln zur Samenbildung gelangen. Und ohne Kleesamen ist doch keine Kleesaat möglich. An den Feldmäusen haben aber die Hummeln ihre

Hauptfeinde und Vernichter. Je leichter die Feldmäuse sich vermehren, desto mehr müssen die Hummeln verschwinden, desto weniger vermag der Klee (hier der rothe) ein Fortkommen zu finden, da ihm die Befruchter fehlen. Wo nun viele Katzen ihr Wesen treiben, mindert sich die Zahl der Mäuse, die Hummeln können sich reicher ausbreiten und für den Klee, wie für die fleischbildenden Thiere kommen damit bessere Zeiten. Es ist so die scherzhafte Wendung erstanden, dass Englands Grösse von der dortigen Zahl alter Jungfern abhängig sei. Denn diese sind es, welche viele Katzen halten und so eine reiche Beafproduction in England ermöglichen. Und die Tüchtigkeit des englischen Menschenschlages soll gar sehr dem reichlichen Genuss guten Rindfleisches in England zu danken sein.

Wenn wir nun in's Auge fassen, in welcher Weise Darwin diese Art von Anpassungen und zweckmässigen Einrichtungen in der Natur ohne Zuhilfenahme eines in der Natur waltenden Verstandes erklärt, dann werden wir auch begreifen, wie der Darwinismus der gesammten Teleologie den Todesstoss versetzt hat und allem Idealismus auf dem Gebiete der Natur- und Weltauffassung versetzt zu haben glaubt. Darwin nimmt an — wofür freilich die unbefangene Betrachtung der Natur und ihrer Geschichte spricht — dass die Anpassungen und Zweckmässigkeiten, welche uns in der Natur sich zeigen, erst nach und nach geworden sind.

Wie die menschliche Gesellschaft mit ihren Gewerben, Berufen, mit ihrer heute so grossartigen Arbeitstheilung nicht sogleich in's Dasein gesprungen ist, sondern zuerst aus isolirten Familien etwa und aus Horden bestand, welche ohne jede Theilung der Arbeiten sich elend ernährten, so hat auch die gesammte Lebewelt nicht mit wohlgegliederten Pflanzen- und Thier-Organismen und all' den reichen Anpassungen der Organismen aneinander den Anfang genommen. Vielmehr dürfte die erste Lebewelt ganz und gar aus solchen Lebewesen bestanden haben, welche noch weder Pflanze noch Thier waren, welche weder Blatt und Wurzel, weder Mund noch Magen, welche überhaupt noch gar keine Organe besassen. Solche

Lebewesen gibt es auch heute noch. Sie bestehen aus einer eiweissartigen Masse, welche oft in einer mit Löchern ausgestatteten Hülle steckt. Durch diese Löcher zieht das im Wasser lebende Geschöpf verdauliche Stoffe in seine Masse hinein, ohne einen Mund nöthig zu haben, und assimilirt das Aufgenommene ohne Hilfe eines besonderen Verdauungs-Apparates. Und aus derartigen Wesen haben sich nach und nach die reichgegliederten Geschöpfe bis zum Hunde, Elephanten, Affen und Menschen empor herausgebildet. Diese Entwicklungen haben die Menschen nicht beobachten können. Aber wohl gehen vor den Augen der Menschen noch Processe vor, aus denen wir auf das schliessen können, was durch die Millionen Jahre der Lebensentwicklung vorgegangen ist und uns begreiflich macht, wie aus dem Niederen, ohne Eingriffe eines Gottes, das Höhere und aus Unzweckmässigem das Zweckmässige werden konnte.

In einer Provinz Nordamerikas geschah es, dass eines der Mutterschafe in einer Schafheerde ein Schafböckchen mit langgestrecktem Körper und kurzen Beinen zur Welt brachte. Dieses Böckchen konnte daher nicht mit seinen Genossen die den Besitzern Aerger und Verdruss bereitenden Sprünge über der Nachbarn Zäune vollbringen. Die Schafzüchter und Landwirthe der Umgebung fanden nun, wie vortheilhaft es wäre, wenn alle Schafe mit dieser „Spring-nicht-über"-Eigenschaft ausgestattet wären. Man beschloss, nur oder doch vorzüglich diesen Schafbock für die Fortzucht zu verwenden, und in den nächsten Schaf-Würfen fanden sich schon eine stattliche Anzahl von derartigen Schafen. Und wieder wurden nur diese Schafe für die gesonderte Fortzüchtung verwendet, während die anderen Schafe der Schlachtbank zugeführt wurden. — Mit jeder folgenden Generation der Schafe wurde in ähnlicher Weise verfahren, und so erhielt man endlich ganze Heerden von Schafen mit langen Leibern und kurzen, krummen Beinen, welche jetzt den Zwecken der Wirthe recht wohl angepasst waren. Hiemit haben wir ein klares Exempel von einem Vorgange vor Augen, den man „bewusste Zuchtwahl" nennt.

England ist das Land, in welchem diese Methode der Zuchtwahl bei der Thier-, wie Pflanzenzucht sehr lebhaft und in umfassender Weise betrieben wird. Man züchtete nach solcher Methode Schafe heran, welche ihre organische Thätigkeit auf die Erzeugung von Wolle gleichsam concentriren, andere, welche ihr Leben mehr in eine reiche Fett-Erzeugung zusammenfassen, und wieder andere Schafe, welche sich weder durch reiche Wollproduction, noch durch Anhäufung von Fett, sondern durch Entwicklung einer Fülle von feinem Fleische auszeichnen. Es wird also eine Art Arbeitstheilung in das Leben der Schafheerden eingeführt. Die eine Heerde hat sich auf Woll-, die andere auf Fett-, die dritte auf Fleischproduction zu werfen. Aus gewöhnlichen Mischschafen werden durch die Auslesemethode des Züchters, durch fortgesetzte Zuchtwahl, die Classen der Woll-, Fett- und Fleischschafe, kurz die Arten von — wenn wir uns bildlich ausdrücken — specialisirten Berufs-Schafen hervorgebracht.

Wir sehen hier, wie der Züchter verfährt, um eine in Bezug auf Production oder Eigenschaft gleichsam unentschiedene Schafsart in mehrere specialisirte Arten zu zerlegen. Dieselbe Methode ist es im Allgemeinen, welche auch von Pflanzenzüchtern angewendet wird, um Gewächse, sei es zu vervollkommnen, oder sie menschlichen Zwecken anzupassen oder in zahlreichere Varietäten zu zerlegen. Auf ähnlichem Wege ist es wohl den Menschen gelungen, aus einer wilden Stammform des Hundes die schwer übersehbaren, nach ihren Aufgaben oder Formen so verschiedenen Hundearten herauszubilden. Scharf in die Augen springende Beispiele solcher Art bieten uns insbesondere auch die Pferdezucht, die Taubenzucht und manche neueste Versuche der Blumenzucht.

Worin besteht nun die geschilderte Zuchtmethode? fragen wir jetzt. Zwei allgemeine Fähigkeiten und Neigungen, welche an allem organischen Leben zu Tage treten, sind es, die der Züchter als Angriffspunkte benützt: Die Fähigkeit der Vererbung der Eigenschaften und Formen einerseits, die Fähigkeit der Abänderung andererseits. Von den hunderttausenden Blättern und Samen, die ein Baum bringt, sind wohl nicht zwei zu finden, die einander vollkommen an Gestalt oder

Qualität gleichen würden. Von den tausenden Fischchen, welche aus den von derselben Fischmutter producirten Eiern schlüpfen, hat jedes irgend welche Besonderheiten der Form und Beschaffenheit aufzuweisen. Alle gleichen sie im Ganzen ebensowohl einander, wie ihren Erzeugern, und dennoch unterscheiden sie sich von einander sowohl, wie von ihren Eltern. So sehr sich also die Eigenschaften der Eltern auf die Nachkommen vererben, so fliegt doch die elterliche Form in immer zahlreichere, verschiedenartigere Formen auseinander. Diese Variationen sind im Allgemeinen nur sehr geringe Abweichungen von der elterlichen Form. Es ist aber die Möglichkeit gegeben, eine oder mehrere dieser Abänderungen dadurch stetig und mächtig zu steigern, dass man die bestimmte Abänderung durch Vererbung in ihrer Richtung zu erhalten sucht. Und dies thut der Züchter, wie wir gesehen, dadurch, dass er bestimmt geartete Formen für die Fortzüchtung aussondert. Der Züchter ruft die Erblichkeit zu Hilfe, um eine bestimmte Abänderung von Generation zu Generation stetig wachsen zu machen. Unter der Hand des Züchters entstehen also in der Pflanzen- und Thierwelt aus noch unentschiedenen oder aus unvollkommenen, oder aus ihm minder genehmen Geschöpfen solche Varietäten, welche gleichsam einer bestimmten speciellen Function hingegeben, oder vollkommener, oder den Zwecken des Züchters besser angepasst sind. Was in der menschlichen Gesellschaft in Folge der harten Concurrenz und des Drängens um Brod und Wohlleben geschieht, die Theilung und Ausbildung aller Gewerbe und Berufe, das geschieht in der Pflanzen- und Thierwelt durch die Auslese für das Fortzüchten, wie sie vom Züchter vorgenommen wird. Die richtige Auswahl für die Fortzucht, das ist hier die Sache des Züchters. Durch Vererbung der vorhandenen und ausgewählten Abänderung wird dann die durch Generationen fortgehende Steigerung der gewünschten Eigenschaft besorgt. Der Züchter hat nur eine Auslese zu treffen; das Uebrige vollbringt die Natur. Um aber dieses zu besorgen, bedarf die Natur keines Bewusstseins. Wenn ein kurz- und krummbeiniges Schaf wieder mehrere so ausgestattete Lämmer zur Welt bringt, so ist dies eben nur ein Resultat des sich ganz unbewusst vollführenden Ver-

erbens. Nur die Auslese ist hier das Werk eines Bewusstseins, die verständige Wahl des Züchters. Die Auslese, welche der Züchter vornimmt, bewirkt also das Aehnliche in Beziehung auf die Heerden der Schafe, auf die Geschlechter der Hunde, der Tauben, der Rinder, der Kohlpflanzen, der Blumen u. s. w., was der bewusste Drang nach Brod unter dem Treibstachel der Concurrenz an der Gesellschaft zu Stande bringt, nämlich: Anpassungen an bestimmte Zwecke, Specialisirung der Berufe und Vervollkommnungen verschiedener Art.

Die Hausthiere bedürfen also, um sich für bestimmte Berufsarten zu entwickeln oder sich den Zwecken der Menschen stetig mehr anzupassen, weder des Verstandes, noch des Stachels, den die Concurrenz ausübt. Die Auslese der Zucht-Exemplare durch den Züchter ist hinreichend. Wie kommen aber jene Anpassungen, Erscheinungen der Zweckmässigkeit und Vervollkommnungen zu Stande, die wir in der grossen Natur bewundern? Wenn ein Züchter in der Gesammtnatur seines Amtes walten würde, wäre Alles erklärt. In der That gibt es in der Natur einen Züchter, welcher jene Abänderungen ausleset, die vererbt und gesteigert werden müssen, wenn die Wesen vollkommener, lebenstüchtiger werden, wenn alle Wesensarten sich in immer besserer Weise der gesammten Naturökonomie eingliedern und anpassen sollen. Dieser Züchter, welcher in der Natur seines Amtes waltet, ist die Noth des Lebens, der allgemeine Kampf um die Existenz.

Ein Baum producirt Hunderttausende von Samen, die, sei es vom Winde, vom Wasser, von Vögeln, welche Früchte verschlucken und die Samen unverdaut von sich geben u. s. w., an verschiedene Orte hingetragen werden. Tausende Samen mögen in ein trockenes, tausende in ein feuchtes Klima, tausende Samen in kalte, tausende in warme Gegenden gebracht werden. An jedem Orte werden vor Allem nur jene Samen zum Spriessen gelangen, welche eben für diesen bestimmten Ort, er sei nun trocken, feucht, kalt, warm, einigermassen qualificirt sind. Der feuchte Ort wird jene Samen vernichten,

welche die Feuchtigkeit nicht vertragen, aber jene zur Entwicklung gelangen lassen, welche der Feuchte gut widerstehen und Feuchte gut vertragen. Also jeder Ort wird aus der Fülle ihm zugeführter Samen, die ihm passenden auswählen. Nun werden jene Samen, welche in feuchter Gegend bis zum Blühen und Früchtereifen gelangen, eine Fülle von Samen bringen, unter denen sich, in der Regel, viele für die Feuchte geeignete befinden. Der Boden wird sich mit jungen Sprösslingen bedecken und jedes Plätzchen, auf dem auch nur drei, vier Pflanzen heranwachsen können, wird vielleicht von zehn oder zwanzig Pflanzen occupirt sein. Mit dem Fortwachsen muss hier ein steigender Untergang verbunden sein. Die minder kräftigen werden zuerst zu Grunde gehen und nur die kräftigsten und dem Klima, Boden etc. gemässesten werden bis zum Samentragen gelangen, und ihre Eigenschaften an viele Exemplare zu vererben Gelegenheit haben. Hier haben wir also eine zweite Art Auslese für die Fortzüchtung. Zuerst hat einfach die Noth des Lebens eine Ausmerzung des Unpassenden und eine Auslese des Passenden vorgenommen und nun ist es die Concurrenz um Boden, Luft u. s. w., welche zum zweitenmal Kritik übte, die am bestimmten Orte Tüchtigsten sich fortpflanzen liess und die anderen vernichtete. Dieser Process der Ausmerzung einerseits, der Auslese andererseits, durch die Naturfactoren sowohl, wie durch die Concurrenz um Erhaltungsmittel vollführt, wiederholt sich von Generation zu Generation.

Aber Thiere und Pflanzen vermögen auch selbst als Züchter zu wirken. Wenn Bienen und andere Insecten Blumen besuchen, um Honig zu saugen, so entdecken sie leichter jene Blumen, welche lebhafter gefärbt sind. Beim Honigsaugen fördern nun die Insecten die Pflanzenbefruchtung. Die von Insecten besuchten Pflanzen werden also mehr oder tüchtigere Samen bringen, als die nicht besuchten. Es werden daher von lebhaft gefärbten Blumen mehr Sprösslinge herstammen als von ihren minder gefärbten, nahen Schwestern. Die folgende Pflanzengeneration ist wieder Gegenstand des Besuches für die Insecten. Die prächtigsten und honigreichsten werden die begünstigtesten sein, und wieder ist die Fortzucht von

Blumenpracht und Honigfülle durch die Insecten gefördert. Und jede Blume, welche noch durch eine andere Abänderung das Insect sicherer zur Förderung der Staubbefruchtung führt, wird vor ihren Schwestern, was die Fortpflanzung betrifft, bevorzugt sein. In Folge hievon wird sich diese Abänderung auf viele Nachkommen übertragen und steigern können. Dieser Process durch tausende Jahre wiederholt, bringt endlich jene auf Insectenbesuch hingewiesenen Blumen, wie wir sie geschildert haben, hervor.

Aber ebenso wirken wieder die Blumen züchtend auf die Geschlechter der Bienen, Hummeln, Schmetterlinge u. s. w. ein. Und es bilden sich so endlich Insecten heran, welche ganz und gar auf bestimmte Honig bringende Blumen hingewiesen sind. Diesen Process noch eingehender zu schildern, dürfte uns zu weit führen und wohl auch für unseren Zweck nicht weiter nöthig sein.

Es ist uns so klar geworden, dass die Natur keines mit Bewusstsein operirenden Lenkers bedarf, um zu immer vollkommeren Wesen und zu immer steigender Anpassung aller Geschöpfe an die Umgebung sowohl, wie an die Zwecke der anderen Lebewesen zu gelangen. Man braucht ja nur, in immer weiteren Kreisen hin, mit dieser Idee der Ausmerzung und Auslese durch den Daseinskampf an die Naturgestaltungen heranzugehen und zu bedenken, dass die Natur in früheren Perioden durchaus nicht diese Fülle verschiedengearteter und hochausgebildeter Wesen aufzuweisen hatte. Mit höchst einfachen, noch ungegliederten Lebewesen hat die Natur den Anfang gemacht. Aber unermesslich war stets die Menge der Wesen und unübersehbar die Zahl der Abänderungen an den neuen Wesen. Der Kampf der Elemente gegen die Lebewesen, die Noth an Mitteln und Bedingungen der Erhaltung, der furchtbare Concurrenzkampf zwischen den einander ähnlichen Wesen selbst, diese Factoren haben züchtend auf die Lebewesen, steigernd auf die Lebewelt eingewirkt und eine immer complicirtere, reichere Oekonomie des Naturlebens herbeigeführt. Die teleologische Lehre, welche aus den im Naturleben zu Tage tretenden Erscheinungen von Plan- und Zweck-

mässigkeit auf einen weisen Lenker der Natur geschlossen hat, wäre hiemit als eine von naturwissenschaftlicher Seite, und zwar in einer für jeden mittelmässig Gebildeten verständlichen Weise widerlegte und als überflüssig beseitigte Theorie anzusehen.

Und dennoch hat diese darwinistische Lehre eine ungemein grosse Aehnlichkeit mit der einstigen, seit Kant von der tieferen Philosophie so verachteten Teleologie. Die Darwinisten betrachten den Bau, die Organe, die Eigenschaften und die Erscheinungsweise der Lebewesen von der Seite des Nutzens ganz so, wie die alten Teleologen. Sie erklären Alles an den Wesen daraus, dass es der Erhaltung und Fortpflanzung der Wesen nützt, und treten dann an die Aufgabe heran, zu zeigen, wie unter der ausmerzenden und auslesenden Macht des Daseinskampfes aus kleinsten Anläufen und Ansätzen das Vollkommenere geworden ist. Ueber die Erscheinungen des Schönen und Guten in der Natur werden nur Betrachtungen der gleichen Art — nämlich Fragen über Nutzen und schrittweise Entwicklung durch natürliche Auslese — in die Welt gesetzt. Woher sind so viele Blumen schön gefärbt? Weil diese Schönheit Insecten anlockt und so der Fortpflanzung der betreffenden Gewächse nützlich ist. Und diese Schönheit ist durch natürliche Zuchtwahl aus kleinen Anfängen, aus gleichsam zufälligen Abänderungen herausgebildet worden. Woher die Schönheit der meisten Schmetterlinge, dieser die Lüfte bewohnenden Blumen? Auch diese Erscheinung ist eine Folge der Nützlichkeit. Schmetterlinge besuchen Blumen und werden von Räubern verfolgt. Je mehr die Schmetterlinge selbst Blumen ähneln, um so schwerer werden sie von den Blumen unterschieden und desto schwerer von den Räubern erkannt. Die Schmetterlinge, welche den Blumen weniger gleichen, werden vom Räuber weggefressen und die schöneren bleiben für die Fortzucht zurück. Die Schmetterlinge sind schön geworden, wie die meisten Blattläuse grün, die Thiere der Polarwelt weiss, viele Wasserthiere durchsichtig geworden sind. Blattläuse, welche mehr dem Blatte glichen, Polarthiere, welche sich im Aussehen der Farbe des Schnees näherten, Seethiere, welche dem Seewasser ähnlicher erschienen, entgingen

besser, als die anderen, ihren Verfolgern und konnten so ihre Eigenthümlichkeit der äusseren Erscheinung vererben. Die Ausmerzung, welche von den Verfolgern, durch die Jahrtausende hin, an Blattläusen etc. vorgenommen wird, hat nun Thiere gezüchtet, welche dem Medium, auf oder in dem sie leben, immer mehr sympathisch gefärbt sind, dem Medium in der Erscheinung gleich wurden.

Woher kommt es, dass der Pfauhahn so prächtig einherstolzirt, während die Pfauhenne in so ärmlichem Kleide erscheint? Der Pfauhahn kann sich auf das Courmachen verlegen; denn je schöner er erscheint, desto sicherer ist er, die Gunst der Pfauhenne zu erringen. Der schöne Hahn wird dem minder schönen als Ehegespons vorgezogen. Der schönere Hahn kommt also dazu, seine Eigenschaften auf Nachkommen zu vererben, während der unschöne von der Gelegenheit, seine Unschönheit zu verewigen, ausgeschlossen ist. Anders verhält es sich mit der Schönheit bei der Pfauhenne und den meisten Hennen, welche, auf der Erde sitzend, im offenen Neste die Eier zu bebrüten haben. Die schöner gefärbte Henne wird leichter vom Raubvogel erschaut und von ihren Eiern geholt, und ihre Schönheit kann sich nicht vererben. Diejenigen Hennen, welche am meisten der Umgebung, dem dürren Reisig und der Erdscholle gleich erscheinen, werden in den zahlreicheren Fällen dem Räuber entgehen, ihre Eier ausbrüten und so ihr aschgraues oder graubraunes Aussehen vererben können. Die Schönheit nützt den Hähnen, die Unscheinbarkeit den Hennen; so sind jene immer schöner, diese immer schlichter aussehend geworden.

A u s l e s e d u r c h den D a s e i n s k a m p f und F o r t b i l d u n g d e s s e n, was d e n W e s e n o d e r d e r g e s a m m t e n N a t u r-O e k o n o m i e n ü t z t, das sind die beiden Ideen, mit denen der heutige populäre Darwinismus operirt. C o n c u r r e n z k a m p f u n d N ü t z l i c h k e i t waren aber schon die Grundideen jener socialökonomischen Lehre, welche, auf die Natur angewendet, zum Darwinismus führte. Und D a r w i n's Lehre wird heute zu Hilfe gerufen, um jene rauhe, harte Socialtheorie zu bekräftigen. Jene harte nationalökonomische Lehre wurde zuerst

angewendet, um das Elend der Massen in der Gesellschaft als ein nie zu behebendes hinzustellen und den Reichen ihre Stellung als eine von der Natur gewollte und als gerechte zu erweisen. Die Besitzlosen haben nun den Spiess umgekehrt. Aus den gleichen schrecklichen Principien haben sie culturmörderische Lehren als socialdemokratische Wirthschaftstheorie abgeleitet. Die übermässige Vermehrung der Menschen, lehrte die Nationalökonomie, macht es nothwendig, dass die Mehrzahl elend ist, und die freie Concurrenz sorgt dafür, dass immer die Tüchtigsten allein Plätze finden und in günstige Lagen sich erheben. Sich der armen Massen annehmen, hiesse erst recht auf das allgemeine Elend und auf Gleichstellung der Untüchtigen mit den Tüchtigen hinarbeiten. Und unter Tüchtigkeit wird hier selbstverständlich die Tüchtigkeit im Concurrenzkampf verstanden. Die ideale Tüchtigkeit: Religiosität, Adel des Gemüthes, Hoheit des schauenden Geistes, Ueberströmen von Liebe, Hingebung an das Schönheits-Ideal u. s. w., solche Tüchtigkeit ist doch nicht gemeint. Denn diese Qualitäten machen wohl nicht besonders stark für den Kampf um Reichthum, der das Leben des Marktes erfüllt. Kampf, Kampf um Reichthum wurde also zum Losungswort auch bei den besitzlosen Massen. „Das Leben begünstigt die Stärkeren. Seien wir also die Stärkeren! Die Mehrzahl sind wir und es fehlt uns nur die Einigkeit und der Muth. Sind wir Arbeitermassen einmal geeint, dann ist die Kraft auf unserer Seite." — In solcher Weise stehen nun die Classen der Reichen und die der Armen einander gegenüber. Die Nationalökonomie wusste nichts von einem Ideale, sie sagte nur: „Concurrenz!" Die Darwinisten rufen wieder nur: „Kampf um das Dasein und um günstigere Bedingungen des Daseins!" Ideale Factoren aber werden blos nach ihrer Nützlichkeit beurtheilt. Man frägt nicht, ob die Religion wahr sei, sondern nur, ob sie im Daseinskampfe nützt oder nicht? Aber die Ueberzeugung von der Nützlichkeit — selbst wenn diese gar nicht angezweifelt würde — ist nicht im Stande, das Gemüth mit edler Wärme, mit milder, liebevoller Resignation gegen unabwendbare Uebel, mit Enthusiasmus für das Ideale zu erfüllen. Und dieser Darwinismus beginnt heute, bei den Gebildeten, wie bei den umsturzlüsternen

Massen, die Stelle einer Religionsphilosophie und philosophischen Religion zu vertreten.

Sind nun, fragen wir, die philosophischen Consequenzen, welche aus Darwin's Lehre gezogen werden, der Wahrheit entsprechend? Das ist es, was wir leugnen können. Und das Unwahre in der Natur- und Socialphilosophie — nicht Darwin's, sondern der materialistischen Darwinisten aufzudecken, ist die Aufgabe des Folgenden. Ich werde zu zeigen versuchen, dass die darwinistische Theorie eine einseitige Lehre ist.

Die Welt ist in einem Entwicklungsprocesse begriffen; sie steigt zu immer höheren Lebensformen auf. Was ist aber diese sich entwickelnde Welt in ihrem Kern und im Ganzen? Das ist die eine Grundfrage der weltlichen Philosophie. Wie geht der Entwicklungsprocess der Welt von statten? Das ist eine zweite Grundfrage. An die Betrachtung der zweiten Frage, an diese Frage allein ist Darwin als Naturforscher herangetreten. Er hat nun gefunden, welche immense Rolle der Daseinskampf in diesem Entwicklungsprocesse spielt, indem dieser Kampf gewissen Abänderungen Gelegenheit der Steigerung und Ausbreitung gewährt, anderen Abänderungen oder Lebensformen aber den Untergang bereitet, und ihnen die Möglichkeit der Fortbildung und Erweiterung raubt. In ähnlicher Weise hatten früher die Nationalökonomen in's Licht gesetzt, wie der Kampf um's Brod und die Concurrenz um günstigere Stellung eine grosse Rolle für den Fortschritt der Gesellschaft spielen. Ist aber durch die Lehre vom Nutzen der ungehinderten Concurrenz auch das Wesen des Menschen erklärt? Versuchen wir es doch in roher, darwinistischer Weise manche Erscheinung socialer Entwicklung zu betrachten! Der musikalische Sinn der europäischen Welt macht Fortschritte. Immer grösser wird die Zahl Derjenigen, welche complicirte musikalische Gebilde zu schaffen oder als schön zu empfinden vermögen. Wie geschieht dieser Fortschritt? Dem Beispiel roher Darwinisten folgend, würden wir etwa so urtheilen. Wer mehr musikalischen Sinn hat, gefällt den Frauen besser oder findet leichter Brod für sich und seine

Kinder. Die musikalisch Begabteren werden also mehr Nachkommen in die Welt setzen, als die in dieser Hinsicht minder Begabten. In der kommenden Generation wird also eine grössere Zahl musikalisch besser Begabter da sein. Diese Auslese wird so durch Generationen fortdauern, und der musikalische Sinn wird einen hohen Schwung und grosse Ausbreitung erreichen. Nun sei es mir ferne, meinen zu wollen, dass alle Darwinisten so schliessen werden. Auch will ich nicht behaupten, dass diese Art zu folgern durchaus eine unrichtige sei. Aber das wissen wir Alle, dass einerseits der musikalische Fortschritt eine andere Grundquelle besitzt, als die blos zufällige Begabung, an musikalischen Klängen Gefallen zu haben, dass andererseits die musikalische Entwicklung noch durch einen anderen Factor gefördert wird, als durch jene Zuchtwahl, den die Wahl der Weiber oder der Kampf um's Brod in Betreff des Musikalischen üben.

Jede Fähigkeit, die wir Menschen seelisch besitzen, hat in sich selbst den Trieb zur Thätigkeit. Das Auge will sehen, das Ohr will hören, unsere Phantasie will schaffen oder schauen. Diese Triebe werden um so kräftiger, je mehr sie von aussen auch Anregung finden. Unsere Fähigkeiten fragen nicht um den Nutzen, den sie unserer Erhaltung und Fortpflanzung gewähren können. Die geistigen Kräfte besitzen ebenso den Trieb zu geistiger Thätigkeit und Ernährung, ja auch zu einer Art Zeugung, wie unser Leib diese Triebe besitzt. Unsere Denkfähigkeiten oder unsere Denkorgane wollen denken, wie der Gaumen schmecken, wie der Magen Speise verarbeiten will. Und Gedanken, die in sich eine Art Zusammengehörigkeit, eine Art gegenseitigen Ergänzungsbedürfnisses spüren, streben zu einander hin, um zu einer die Gegensätze harmonisch verschmelzenden Einheit zu gelangen, wie liebende Gemüther einander suchen und wie die beiden Geschlechter zu einander sich hinsehnen. In solcher Weise bringt die Phantasie des Componisten neue Tongebilde, die Phantasie des Dichters neue Gestaltungen, die Phantasie des Philosophen neue Ideen hervor. Und wenn jede Idee — sie sei eine dichterische, musikalische oder philosophische — eine Art Zelle in unserem Gehirn bildet, dann gibt es auch zwischen

diesen Zellen ein Einwirken auf einander und eine Erzeugung neuer Zellen, welche verschiedene Formen in einer höheren Form harmonisch vereinigen. In der Seele gehen also Fortschritte und Höherbildungen vor sich, ohne Rücksicht darauf, ob diese Fortbildung dem Leibe nützt oder nicht. Und ein Menschenleben reicht für gewaltige Fortschritte dieser Art aus. Nicht eine kleine Variation, welche der einzelnen Seele gleichsam zufällig geworden ist und durch Zuchtwahl und Vererbung gesteigert wird, ist das, worauf hier der Fortschritt beruht. Wie gering sind die Fortschritte der Seele, welche durch Forterbung und Auslese erreicht werden, wenn wir sie mit den eben besprochenen vergleichen! Nun wird diese Art Entwicklung in der Seele oder im Gehirn von aussen unterstützt. Wenn wir eine neue Gegend beschauen, entstehen in unserem Gehirn aus noch unbestimmten Säften neue Organe. Es finden neue Geburten statt. Verlasse ich die gesehene Gegend, so trage ich doch gleichsam ein neues Seelchen, ein neues Organ meiner Phantasie mit mir fort. Dieses Hirnorgan wird sich sowohl im Erinnern bethätigen, als auch in neuen eigenen Zeugungen. Ich werde befähigt, von selbst neue Gegenden zu phantasiren, und in meinem Gehirn oder in meiner Seele sind neue Gebilde durch das Phantasiren erstanden, die wieder einen Trieb zur Thätigkeit und Zeugung in sich tragen.

Wenn ich jetzt zu Ihnen spreche, vor Ihnen Gedanken entwickle und Sie in Ihrer Denkthätigkeit anrege, welche Wunder gehen da nicht in Ihrem Gehirne vor! Nur Lufterschütterungen, Schallwellen sind es, die ich in Ihre Gehirne sende. Aber diese Erschütterungen bewirken, dass in Ihrer Seele ähnliche Ideen, in Ihrem Gehirne ähnlich organisirte Theile erstehen, wie sie in meiner Seele, in meinem Gehirne leben. Ich bringe in Ihrem Gehirne Geburten zu Stande und sorge für Nachkommen meiner Gehirnform weit besser vielleicht, als der Lauf der Welt sonst solchen Erfolg brächte. Und in ähnlicher Weise wirken Sie und Andere auf meine Seele, auf mein Gehirn ein, wenn ich der Hörer oder Leser dessen bin, was Ihrem Denken oder Phantasiren, was den Gedanken und Phantasiebildern anderer Seelen mündlichen oder schriftlichen Ausdruck gibt. Unsere Seelen wachsen also

und steigen zur grösseren Vollkommenheit dadurch empor, dass wir mit einander verkehren. Und nicht nur Gedanken sind es, die wir gegenseitig in uns zur Entstehung bringen. Dasselbe geschieht ja auch im Gebiete der Gefühle, Wünsche, Strebungen u. s. w.

Wenn wir nun glauben dürfen, dass jene Verfeinerung, jene organische Steigerung, welche in unseren Gehirnen zu Stande kommt, sich, wenn auch nur in geringem Grade, durch das Blut, durch leibliche Vererbung auf unsere Nachkommen im Allgemeinen überträgt, dann entdecken wir im socialen Leben eine Quelle des Fortschritts, welche durchaus nicht auf den Process der Züchtung durch Daseinskampf und Auslese zurückzuführen ist. Es ist hier durchaus nicht nöthig, dass etwa die Gedanken, Bilder, Gefühle selbst — die unsere heutige Generation, sei es durch Betrachtung der Natur, sei es durch Nachdenken und Phantasiren oder durch gegenseitige Anregung und Mittheilung erlangt — sich auf die nächste Generation, auf die Gehirne unserer Kinder direct durch's Blut vererben. Nur dies haben wir im Auge, dass die Gehirne unserer Kinder in vielen Fällen überhaupt feiner, empfänglicher, reizbarer, kurz zur Thätigkeit, wie Aufnahme höher gestimmt und höher befähigt sein werden.

Fragen Sie nun, ob es, wie Darwinisten behaupten, nur der Hunger nach Speise und nur das Streben zur Erhaltung einer Nachkommenschaft ist, was sich als Grundtrieb im Menschen regt? Fragen Sie sich nochmals, ob nicht jeder unserer Sinne, der Sinn für Töne, der Sinn für Licht und Farben, ob nicht jedes Organ unseres Denkens und Phantasirens seinen eigenen specifischen Hunger, seinen eigenen Trieb zu neuen Geburten und Zeugungen besitzt? Der Sehsinn eines lange im Dunkeln weilenden Menschen wird mit fast allen Kräften seines Wesens nur nach Einem, nach dem Licht, nach der Welt der Farben und leuchtenden Gestalten sich hinsehnen. Und wer in die Einsamkeit der Stille verdammt ist, in der kein Laut an's Ohr dringt, wird keinen sehnlicheren Wunsch kennen, als noch einmal sich an der herrlichen Welt der Töne zu erlaben. Und wie Viele kennen die Macht eines durch Ideen oder Phantasiebilder angeregten Gehirnes! Schon einer

eifrigen Romanleserin kann es geschehen, dass sie in dem Hunger nach neuen Abenteuern, nach Lösung der sich erhebenden Fragen über das Schicksal der Helden, über das Los der Heldinnen so verloren ist, dass der Hunger nach materieller Speise, ja selbst das Bedürfniss des Schlafes ihr für lange entweicht. Mächtiger jedoch zeigt sich solcher Drang nach neuen Denk- und Phantasiebethätigungen in schöpferischen Geistern. Aber schöpferische Geister, hoch empfängliche Seelen ohne bedeutende Schaffenskraft und Köpfe von gewöhnlichem Schlage sind durchaus nicht Wesen von grundverschiedener Art. Nur Gradunterschiede, wenn auch vielleicht von bedeutendem Maasse, wären in der Kraft dieser verschiedenen Seelen zu entdecken. In jedem Gehirne, in jeder Seele sind so vielerlei Triebe zur Thätigkeit — sei es zu blos nachschaffender oder neuschaffender — vorhanden, als es eben Kräfte in dieser Seele gibt. Jede Seelenkraft sehnt sich mit mehr oder minderer Lebhaftigkeit nach aufnehmender und schaffender Bethätigung. Die eine bedarf wohl grösserer, die andere geringerer Anregung von aussen her. Jeder Gedanke, jedes Gefühl strebt einerseits darnach, frei auszuströmen und sich zu entfalten, und andererseits sich mit anderen Gedanken und Gefühlen zu gatten, sich durch sie zu ergänzen und zu höheren, reicheren, harmonischeren Seelengestalten zu erheben.

Auch das, was wir als blosses Aufnehmen von aussen her oder als blosses Lernen bezeichnen, ist im Wesen doch ein wirkliches Thun und Schaffen unserer Seele oder unseres Gehirns. Wenn ich Ihnen einen Gedanken mittheile, so geschieht es nicht dadurch, dass ich aus meiner Seele oder aus meinem Gehirne ein Etwas in Ihre Seele oder in Ihr Gehirn hinübergiesse. Wenn ich eine Shakespeare'sche Tragödie lese, so erstehen in mir Bilder, Gedanken und Gefühle, welche in der Seele jenes Dichters sich erhoben und entfalteten, als er mit Tinte gewisse Striche und Punkte auf dem Papier fixirte. Aus Shakespeare's Seele wird nichts in meine gegossen. Alles muss in meiner Seele selbst zur Geburt kommen. Ein Schaffen geht in meiner Seele vor. Aber freilich nur durch Hilfe jener Reize, die von den Chiffren des Buches auf mein Sehorgan und mein Gehirn ausgeübt werden. Ich schaffe nur, was jener

Dichter-Genius schon geschaffen hat, und ich schaffe nur unter Hilfe einer Unzahl von jenem Genie durch Schriftzeichen auf mein Gehirn übertragener Reizungen. Aber wirklich selbst gebären muss ich die ganze Tragödie dennoch. Das Aufnehmen ist eben immer eine schaffende, aber eine, unter Hilfe einer grossen Menge von der ersteren Schöpfung ausgehender Reize gelingende, nachschaffende Action. Und so verhält es sich auch mit allem Lehren und Lernen. Keine Idee vermag der Lehrer dem Lernenden einzuflössen; er kann durch Zeichen, Worte u. s. w. dem Gehirn des Lehrlings Reize zuführen und so die Herausgeburt von Gedanken und Bildern in der Seele des Lehrlings anregen, fördern, erleichtern und leiten. Sokrates nannte seine Lehrmethode eine Art Geburtshilfe. Er wollte damit sagen, dass er mehr darauf ausgehe, den Schüler zum Selbstdenken, als zum Nachsprechen des schon Gedachten zu führen. Im Grunde aber ist jedes Lehren nur eine dem Gehirnleben des Schülers gegenüber geübte Geburtshilfe.

Aber selbst das sinnliche Wahrnehmen ist kein Aufnehmen von Bildern der Aussenwelt. Es ist ein Irrthum, wenn wir glauben, jenes Bild, das wir die schöne, grosse Welt des Lichtes, der Farben, der Töne u. s. w. nennen, existire da draussen, ausser unserer Seele, ausser unserem Gehirne und werde von uns so geradezu, wie sie ist, wahrgenommen. Jeder Physiker und Physiolog kann Ihnen sagen, dass dem nicht so sei. Die Welt, die wirklich ausser uns existirt, kann vielleicht nur durch Anreize zu unserer Seele sprechen, wie ein Buch, wie ein Shakespeare, der vor mehr als zwei Jahrhunderten lebte, zu uns redet, oder wie ein Mensch zum andern spricht. Aus der Welt gelangen — wie Physiker lehren — nur Erschütterungen, Schwingungen eines feinen Stoffes an unser Auge, an unsere Nerven, wie jene Schallwellen, welche auf unser Gehör wirken. Diese Erschütterungen — wissen die Physiologen — pflanzen sich durch die Nerven in unser Gehirn hin fort. Auf diese Erschütterungen antwortet nun das Gehirn. Wie das Gehirn der Schallwelle mit dem antwortet, was wir eine Tonempfindung nennen, so antwortet es auf andere Wellen, mit dem, was wir als Licht-, Farben-Empfindung, Wärme-Empfindung u. s. w. kennen. Das Bild, welches

wir als die vor uns stehende Welt betrachten, ist nur ein Bild, das unter Anregung von aussen kommender Wellenschläge in unserem Gehirne, in unserer Seele entsteht. Wir sehen nicht die Welt selbst; wir werden uns nur einer Welt bewusst, die in unserer Seele ersteht. Die Welt selbst vermag nicht in unsere Seele hineinzulangen; sie vermag nur Reize auf die Seele auszuüben, das Uebrige muss die Seele selbst thun. Und nach dieser Thätigkeit sehnt sich die Seele hin. Die Seele strebt darnach, herauszugebären, was schlummernd in ihr liegt. Um selbst aufzuwachen, wendet sich unsere Seele den Reizen zu oder nimmt Reize gierig auf, welche von der Welt, ausser uns, zu unserer Seele hingelangen.

Aus gleichem Grunde strebt jede Seele darnach, mit anderen Seelen zu verkehren. Die eine Seele will durch die andere Seele zu vollerem Leben erwachen. Und je mehr erweckend und belebend zwei Seelen aufeinander wirken können, desto mehr streben sie zu wechselseitigem Verkehre hin. Nicht nur durch jene Thätigkeit, die wir Aufnehmen heissen, wird die Seele erweckt, bereichert und belebt. Auch das Geben wirkt erweckend, das Schaffen fördernd auf die gebende Seele zurück. Das Hören des Lehrlings wirkt auf die Seele des Lehrenden gleichsam so, wie der Resonanzboden des Claviers oder der Violine auf die tönenden Saiten. Noch höher vielleicht zeigt sich solche Wirkung im Gebiete des Gefühlslebens. In je reicherem Maasse die Seelen als nehmende und gebende, als ausströmende und empfängliche einander ergänzen, desto mehr suchen sie einander, hängen sie aneinander und desto mehr neues Leben erwacht in den Seelen, desto rascher schreitet das Leben zu höheren Stufen empor.

Betrachten wir nun, von diesem Gesichtspunkte aus, den Fortschritt der menschlichen Gesellschaft! Mit ärmlichen, wenig empfänglichen, wenig selbstthätigen Seelen, mit Seelen, welche den Thierseelen noch nahe standen, hat — nach der Darwin'schen, wie nach der Entwicklungslehre überhaupt — die Menschheit ihren Anfang genommen. Wie ist die Menschheit nun zur heutigen Stufe emporgeklommen? Dadurch, dass die einzelnen Seelen durch Reize, welche von der Aussenwelt

ausgeübt werden, thätiger wurden, dass im Gehirne neue, reicher organisirte Bildungen erstanden. Aber auch aufeinander übten die Seelen oder Gehirne Reize aus. Auch so wurden sie zu grösserer Thätigkeit angeregt; wieder kamen in den Gehirnen neue Geburten zu Stande, wieder wurden die Gehirne oder Seelen reicher in ihrer Organisation und in ihrem Leben. Diese Bereicherungen der Gehirne wirkten verfeinernd auf die Säfte des Gehirns und der Nerven zurück und diese Wandlung des stofflichen Lebens musste mindestens in vielen, wenn nicht in den meisten Fällen, auf das Blut, wie man sagt, oder besser auf die organischen Stoffe und Kräfte so zurückwirken, dass die folgenden Generationen schon mit empfänglicherem, für Reize offenerem Naturell zur Welt kamen. Die reizbarere Generation tritt aber in eine Gesellschaft, welche ihre Errungenschaften durch Sprache, Beispiele, Werke u. s. w. mitzutheilen vermag. Jede kommende Generation hat im Allgemeinen mehr Empfänglichkeit und trifft auf mehr Anregungen. Der Fortschritt wird also im Allgemeinen ein beschleunigter. Wieder werden Gehirn, Nerven, Blut, organische Kräfte und Stoffe Verfeinerungen erleben, die im Allgemeinen auch im Blut der Nachkommen als feinere Veranlagung zur Offenbarung kommen müssen. Freilich können derartige Fortschritte auch zu organischen Schwächungen, zum Altern der Race führen. Dann treten aber hochbegabte jüngere Racen in die historische Arena, übernehmen von den verfallenden Racen die Culturanregungen und setzen auf frischer, saftreicher Basis das Werk der Lebenssteigerung wieder fort.

Nicht die Triebe, welche nach Brod rufen, und die Triebe, welche zu einer die Mittel der Erhaltung übersteigenden Vermehrung der Menschenzahl führen, zeigen sich uns als die eigentlichen Quellen des socialen und menschheitlichen Fortschrittes. Der Kampf um Brod und günstige Stellungen erweist sich uns hier nicht als der Haupthebel bei dem Werke menschheitlicher Vervollkommnung. Das innerste latente Leben der Seele sehen wir herauf in das Licht des Bewusstseins drängen, und anregende Reize, von der Aussenwelt kommend, und anregende Reize, welche von Seele auf Seele wirken, sind die wichtigsten Be-

förderungsmittel für neue, höhere Seelengeburten und Steigerung des socialen Lebens. Unter dem Einflusse äusserer Reize erwacht in immer höherem Maasse das in uns auf Anregung gleichsam wartende und lauernde Leben, und immer mehr Reize auf das noch latente Leben auszuüben vermag wieder die fortschreitende Gesellschaft. Und die Tendenz zu grösserer Vermehrung ist im Grunde ein Trieb dazu, mehr Luft, Erde und Wasser in solche stoffliche Masse — in Nerven, Gehirn — zu umwandeln, in welcher die Bilder einer Welt erwachen können. Der Drang der Natur zu erweiterter seelisch lebendiger Existenz, dieser Drang tritt auch im Vermehrungstrieb an das Tageslicht. Und dass es in der That der Geist ist, welcher den Sieg erringt in dem allgemeinen Kampfe um die Existenz, das sehen wir ja vor uns in der Geschichte der irdischen Welt. Denn immer grösser wird in ihr die Zahl der seelisch mehr lebendigen Wesen, immer grösser die Zahl höher organisirter Geschöpfe. Aber der Kampf ist mehr ein Resultat des Aufwärtsstrebens unserer irdischen Welt, als die Quelle dieses Ganges nach oben zu höheren Lebensformen hin. Eine gewisse Hilfe leistet dann der Kampf wohl auch. Denn er beschleunigt die Vernichtung niederer Formen, für welche kein Platz mehr in der Natur-Oekonomie vorhanden ist, und das vernichtete Niedere wird zum Material für höheres Leben. Auch stachelt der Wetteifer und Kampf manche Anlage zu energischerer Thätigkeit an. Aber Schöpferkraft fehlt dem Kampfe ganz und gar. Die Noth macht nur dann erfinderisch, wenn der Erfindungsgeist bis zu einem gewissen Grade schon auf dem Sprunge steht, zu erwachen. Aber selbst ist die Noth keine Quelle der Erfindung. Die Noth kann nur dadurch scheinbar positiv auf uns wirken, dass sie die zerstreuten Kräfteströme der Seele mehr in eine Richtung hinlenkt. Kampf und Noth wirken fördernd auf die erfinderische Kraft, so etwa, wie übergrosser Hunger und Schwächung unseres leiblichen Lebens auf das Gehirnleben zuweilen zu influiren pflegen oder wie es umgekehrt auf den Schwanztheil der Schlange wirkt, wenn wir sie vom Kopfe her durch Abschneiden von Theilen kürzer machen. Die Phantasie des Fastenden wird oft mächtig an-

schwellen, weil alle Nervenkräfte, welche im satten Menschen vom Leib in Anspruch genommen werden nun fast ganz und gar dem Gehirne zuströmen. Ebenso bewegt sich der Schwanztheil der Schlange um so fieberhafter, je weniger Nervenkraft von den Vordertheilen aufgesogen wird. Nur dann wirkt die Noth in fortschrittlichem Sinne, wenn sie den Kräften, welche vorhanden sind, die zum Niederen hin ablenkenden und aufsaugenden Bahnen entzieht. Eine Noth aber, welche die höheren Organe des Zuflusses beraubt und den Kräften nur niedere, gemeine Wege offen lässt, wird keinen den Fortschritt fördernden Einfluss äussern. Und so ist es mit allem Kampf überhaupt, so ist es mit dem Kampf der Concurrenz bestellt. — Die eigentliche Quelle des Fortschrittes ist das Leben, welches in den Wesen schlummert und unter äusserer Influenz Anregung für das Erwachen findet. Diese Anregung wird auch dem einen Gehirnorgane durch das andere Gehirnorgan zu Theil; diese Anregung üben alle Theile der Gesellschaft auf jedes sociale Glied aus; diese Anregung erhält die Menschheit von der gesammten Aussenwelt — durch den Wellenschlag, der von den äusseren Dingen in der Luft und im Aether unter dem Einflusse der allbelebenden Sonne erregt wird und welcher sich in unseren Leib, in unser Gehirn hin fortpflanzt, von unserem Gehirne mit Empfänglichkeit begrüsst, umarmt, aufgenommen und verarbeitet wird. Aber diese Influenz der Wesen auf einander ist nicht das, was wir Kampf und Concurrenz nennen. Dieses belebende Aufeinanderwirken führt in hohen, uns bekannten Formen den Namen der Liebe. Liebe ist also die Grundbeziehung zwischen allen Theilen unserer Seele; Liebe ist das mächtigste und verbreitetste Verhältniss zwischen allen, zusammen die Gesellschaft bildenden Seelen. Und welchen Namen führt bei uns Menschen jener Drang der Seele zur Entfaltung und Offenbarung der in ihr liegenden Kräfte, Gefühle, Gedanken und Phantasien? Wir nennen auch diesen Drang Liebe, aber Liebe zum Ideal, Liebe zur geistigen Freiheit. Nun, in jedem Elemente unseres Gehirnes, in jedem, auch kleinsten Organe unserer Seele, offenbart sich solcher Drang, solches Streben. Welche Organe der Seele die Oberhand haben bei solchem Streben, das entscheidet über

das Edle oder Unedle unseres Charakters. Den höheren Bestrebungen über den niederen die Herrschaft zu verleihen, ist darum eine Grundforderung aller Cultur. Und wenn die Noth des Lebens, wenn Kampf oder Concurrenz solches leisten, dann dienen sie dem Fortschritte. Dass die Noth, dass Kampf um Brod und Stellung stets dieses leisten müsse, das hat der Darwinismns nicht bewiesen, und auch nicht zu beweisen angestrebt. Hätte er aber auch dies zu thun versucht, und hätte er dies selbst geleistet, dann wäre damit noch immer nicht bewiesen, dass der Kampf in der Oekonomie der Gesellschaft wie in der Oekonomie der Natur eine grössere Rolle spiele, als die Liebe, das heisst die Tendenz der Wesen zu höherer Entfaltung ihres schon wachen oder noch schlummernden Lebens und die Tendenz der Wesen, einander durch gegenseitige Anregung zu ergänzen und sich zu steigern. Ja noch mehr! Es ist sogar von den Darwinisten zugegeben worden, dass der Kampf des Lebens, sei es nun ein Kampf gegen die Elemente oder ein Kampf der Concurrenz, ebensogut zu einem Herabsinken, wie zu einem Fortschreiten des Lebens führen könne.

Nehmen wir an, dass durch irgend welche Naturereignisse unsere Atmosphäre sich mit Kohlensäure und warmen Wasserdünsten so füllen würde, dass Erde und Atmosphäre so beschaffen wären, wie zur Zeit, da nur Reptilien und saftreiche Riesenpflanzen auf der Erde existiren konnten. Was würde dann die Folge des zwischen allen Lebewesen bestehenden Concurrenzkampfes sein? Die Menschen, die Säugethiere, die Vögel, unsere Eichenbäume, unsere Linden, Rosen und alle höher organisirten Pflanzen würden im Kampf um's Dasein nach und nach verschwinden und nur für Riesenfrösche, Krokodile u. s. w. und für riesige Sumpfgewächse würden herrliche Zeiten anbrechen. Und wenn unsere Atmosphäre und unsere Erdrinde noch ferner in frühere Zustände zurückginge, dann würden endlich durch die natürliche Zuchtwahl nur noch jene im warmen Meerwasser gedeihenden, niedersten Thier- und Pflanzen-Organismen im Leben erhalten werden.

Wenn wir den Fortschritt der Menschheit und den Fortschritt der Welt begreifen wollen, dürfen wir das Auge

nicht einseitig auf den Kampf richten, welcher zwischen den wimmelnden, zur Ueberzahl tendirenden Wesen und der, die Erhaltungsmittel sparsam gewährenden Natur einerseits und zwischen den mit einander concurrirenden Wesen andererseits besteht. Wir müssen noch nach zwei Richtungen hin forschend unseren Geist wenden, in das Innere der Wesen nämlich und auf die Influenz, welche von der Sonne her auf die Erdrinde und damit auf alle irdischen Wesen ausgeübt wird.

Woher es gekommen, dass seit Millionen und Millionen Jahren die Beziehungen zwischen Sonne und Erde gerade dem Aufwachen des Lebens günstig sind, darüber vermögen wir heute durchaus keinen Aufschluss zu geben. Wir haben nur Grund zu der Ueberzeugung, dass diese unsere Welt einst zu feinstem ätherischen Stoffe auseinandergerissen war, dass Sonne, Erde, Planeten zusammen eine einzige, überaus feine Dunstmasse gebildet haben und dass ein nach der Natur der Stoffbewegung und Stoffverwandtschaft vorgehender Process, den Mechanik und Chemie zu erforschen vermögen, sich vollzogen hat, der zur Bildung von Sonne, Erde u. s. w. führen musste. Dass jene feine Dunstmasse schon früher als organisirte Welt existirt haben dürfte, ist eine dem Denker sehr naheliegende Muthmassung. Aber wie immer sich dies verhalten möge, Eines sind wir im Stande zu erkennen, dass unsere von der Sonne angeregte Erdenwelt seit jener Zeit, da auf dem feuerflüssigen Erdball eine Rinde sich bildete, dalag, wie das Ei des Vogels, das von der Vogelmutter bebrütet wird. Die Flüssigkeit des Vogel-Eies verräth uns nichts von Sehen, Hören, Schmecken, Hungern, Laufen, Fliegen, Singen. Und dennoch müssen alle diese Fähigkeiten in den Theilchen der Ei-Flüssigkeit liegen. Denn aus denselben Stoffen, wie dieses Ei, wird die Nachtigall oder der Papagei bestehen, der aus dem bebrüteten Ei schlüpfen wird. Nichts mehr leistet der brütende Vogel, als eine Anregung durch Wärmemittheilung. Auch eine hoch erwärmte Kammer — der egyptische Brütofen — kann dem Ei dasselbe leisten. Was geht nun in dem durch Wärme angeregten Ei vor? Der Forscher entdeckt nichts sonst als lebhaftes Vibriren, dann ein Hin- und Herströmen der Flüssig-

keit. Als Resultat dieser Regungen erscheint nach und nach ein Säftelauf, ein System von Röhren, eine Gestaltung von festen und weichen Theilen mancher Art, bis endlich das Thierchen fertig da ist, die Schale bricht und bald nach Nahrung sucht, sieht, hört, empfindet, läuft und Töne ausstösst. Verständlicher wird uns Alles, was in dieser zum Vogel sich erhebenden Flüssigkeit vorgeht, wenn wir in die Entwicklung der Gesellschaft, wie in die Entwicklung der einzelnen in der Gesellschaft lebenden Seele blicken.

Wir wissen, dass jedes Gehirn, in der Nacht vom Blute genährt, gegen Morgen von selbst oft zum Traume sich erhebt und auf den Reiz des Lichtes und des Schalles lauert. Auch ein Schlafender verräth nicht, dass in ihm die Kräfte des Sehens, Hörens u. s. w. aufgespeichert liegen. Aber ein Lichtstrahl genügt, die Seele wieder in Action zu bringen. Aeusserer Reiz bringt also das Gehirn zu seelischer Thätigkeit. Aber wenn wir träumen, wirken verschiedene Theile des Gehirns erweckend und anregend auf einander ein. Und sie bedürfen keiner Schrift- und Wortsprache, um mit einander in Contact und Verkehr zu kommen. Wenn wir phantasiren und nachdenken, gehen die gleichen, gleichsam socialen Processe in unserem Gehirne vor. Zwischen den Theilen des Gehirnes finden Gespräche ohne Worte statt, werden Liebesbeziehungen angeknüpft, kommen neue, Gedanken und Bilder zeugende Verbindungen zu Stande. Was in der Gesellschaft geschieht, wenn aus barbarischen Horden Culturstaaten werden, das geschieht auch in einem Gehirne, welches von ärmlicher Kindheit sich zur Stufe eines tiefen Denkers erhebt. Nun, das Aehnliche geht wohl im Ei vor, das von Wärmestrahlen erregt wird. Die Ei-Flüssigkeit besteht aus Millionen kleinen Wesen, welche gegenseitig auf einander wirken. Sie gruppiren sich nach und nach in solcher Weise, dass im Ganzen eine staatliche Gliederung zu Stande kommt und das Seelische mehr zu erwachen vermag. Wäre nicht der Stoff des Eies ein schlummerndes Seelenleben, nimmermehr könnte es zu offenbarer Seelenthätigkeit als Vogel erwachen. Aus Nichts kann Nichts werden. Was nicht Seele ist, kann auch nicht Seele werden. Latentes

wird lebendig, Schlummerndes wird wach — das ist Alles, was durch Anregung geschehen kann.

Nun lehren die Darwinisten, mit älteren Naturphilosophen hierin übereinstimmend, dass alles Pflanzen- und Thierleben als eine Art Ei-Flüssigkeit im einst warmen Meerwasser unter Influenz des Sonnenstrahles den Anfang nahm, d. h. sich auf chemischem Wege aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff etc. gebildet hat. Wir fragen nun, ob jemals aus Kohlenstoff, Stickstoff u. s. w. ein seelisches Leben erblühen könnte, wenn nicht jene Stoffe selbst schon, wenn auch nur tief schlafende, Seelenkräfte wären? Die Seele kann man freilich von aussen nicht warnehmen. Denn äusseres Wahrnehmen ist ja nur die Antwort unserer Seele auf Erschütterungen, welche unsere Seh-, Hör-, Tastorgane u. s. w. treffen. Der Stein, der Erschütterungen in unser Gehirn sendet, erregt dort die Empfindung von Farbe, Härte, Kälte etc. Das innere Wesen des Steines offenbart sich in solcher Weise nicht. Von dem könnten wir nur wissen, wenn der Stein verwittert, von der Getreide- und Kohlpflanze verzehrt, als Speise in unseren Magen, dann in unser Blut, endlich in unser Hirn gelangte. Als Element im Gehirn offenbaren erst die Stoffe in lebendiger Art, was sie auch schlummernd schon gewesen. Das Innere kann nur von innen her wahrgenommen werden. Dass andere Seelen ausser meiner noch bestehen, dass kann ich nur errathen oder erschliessen. Ich errathe leicht, dass der andere Mensch nicht blos aus Haut, Knochen, Muskeln bestehe, sondern dass er fühlt, denkt, strebt, weil ich sehe, dass sein Körper so ganz und gar dem meinen gleicht, weil meine Sprache auf ihn so wirkt, wie die Worte, die von ihm kommen, auf mich wirken. Auch dem Hunde, dem Papagei erkenne ich so die seelische Existenz zu. Aber schwieriger ist es, wenn ich den Papagei nur als Ei vor mir habe. Hier kann ich nicht leicht auf das mehr schlummernde Leben schliessen. Aber nirgends kann die Kette dieser Schlüsse für den Darwinisten oder für den Materialisten reissen. Denn Beide leugnen, dass die Seele etwas Anderes sei, als der Stoff selbst mit seinen Kräften. Sie geben nicht zu, dass eine eigene Seele erst in den Stoff hineinfliegen müsse, damit er als beseelt sich

offenbare. Aus dem Stoff selbst geht unter Anregung der Sonne alles seelische Leben hervor. Der Stoff muss also auch schon ursprünglich Seele sein. Alles Organisiren der Natur kann nur zu immer steigendem Erwachen der Naturseele führen, nicht aber Seelen erst schaffen oder aus einer anderen Welt herbeirufen.

In der That ist die Natur in den niedersten Formen doch nicht so stumm, als es dem Nichtforscher scheint. Schon in der unorganischen Natur offenbaren sich uns jene Grund-Phänomene, welche wir als fortbildende und gestaltende Factoren des Lebens kennen. Man muss nur im Stande sein, mit empfänglichem Gemüthe jener Sprache zu lauschen, in welcher das Unorganische schon zu uns spricht. Die Hauptoffenbarungen des unorganischen Lebens treten uns als chemischer Process und als Krystallisationsprocess vor's Auge. Das gegenseitige Ergänzungsstreben der Stoffe, eine Art der gebenden und nehmenden Liebe, erscheint in dem Treiben der chemischen Verwandtschaft. Wenn Wasserstoff und Sauerstoff sich in Berührung befinden und durch einen gewissen Wärmegrad erregt werden, dann stürzen die beiderlei Atome mit übermächtiger Gewalt zu einander hin. Sie verschwinden mit all' ihren Eigenschaften für unsere Sinne, und Wasser ist an deren Stelle getreten. Alle einfachen wie zusammengesetzten Stoffe würden sich so ordnen lassen, dass immer je zwei oder mehrere zu einander eine derartige Verwandtschaft hätten, wie Wasserstoff und Sauerstoff zu einander haben. Der chemische Gegensatz des Männlichen und Weiblichen geht in immer complicirteren Formen durch die ganze Natur. Könnten Wasserstoff und Sauerstoff reden, sie würden uns erzählen, wie sehr sie einander lieben, einander bedürfen, zu einander sich hinsehnen. Je complicirter die chemischen Gruppen der Stoffe, desto complicirter ihr gegenseitiges Ergänzungsbedürfniss. Auch die Hinneigung, welche zwischen dem Redenden und Hörenden besteht oder zwischen verkaufenden und kaufenden Völkern bestehen kann, ist ein Verhältniss der gegenseitigen Ergänzung, entstammt also einer Art chemischen Gegensatzes oder chemischer Verwandtschaft. Ein Redner, der nicht das bringt, dessen der Hörer, wenn

auch nur halbbewusst, begehrt, wird im Hörer eben keinen Hörer im wahren Sinne finden. Chemisch sind fast alle Processe gegenseitiger Influenz, gegenseitiger Anregung und Belebung von jenen Processen an, welche zwei Stoffe zu einem neuen Stoffe verbinden, bis hinauf zu den Processen des Verkehres zwischen den Theilen unseres Gehirnes, zwischen den Gliedern der Gesellschaft, zwischen den Völkern der Erde. Und die Liebe ist in gewissem Sinne eine von den Atomen an bis hinauf zu den Seelen der Nationen im Universum waltende Kraft.

Eine zweite Lebensregung, die uns schon das Unorganische offenbart, ist die Krystallisation. Wer von Ihnen wird nicht schon die Eisblumen bewundert haben, welche der Frost auf unsere Fensterscheiben hinzuzeichnen pflegt, diese zierlichen, schwungvollen Constructionen aus gefrorenem Wasserdunst? Wir vermögen bis zu einem gewissen Maasse zuzusehen, wie dieser Aufbau zu Stande kommt. Hauchen wir eine Glasscheibe an, so dass sich an dieselbe Wasserdampf in feinen Bläschen anheftet, und setzen wir die Scheibe nun der Frostkälte aus! Wenn wir mit einem vergrössernden Seh-Instrumente den Vorgang in's Auge fassen, dann bietet sich uns ein hochinteressantes Schauspiel. Sie sehen eine mächtige Regsamkeit in den feinen Wassertheilchen ausbrechen, ein Anschiessen in geraden Linien pflanzt sich nach vielen Richtungen hin fort, und der Aufbau von Pflanzenformen aus Eis steht in seiner Pracht vollendet da. Auch das System dieser Architektur ist zu entdecken und ist in einem seiner Factoren höchst einfach. Die Theilchen des frierenden Wassers legen sich so aneinander, dass sie Nädelchen bilden, und zwar so geartete Nädelchen, dass diese, wenn sie sich verbinden, sich stets unter einer Neigung von 60 Graden aneinanderlegen, d. h. in der Art, dass sie sich nur so verbinden können, wie je zwei einander nächste Speichen, wenn sechs Speichen ein Rad zu bilden hätten. Wenn Wasserdampf in ruhiger Luft gefriert, erstehen so wunderbar mannigfaltig gestaltete Schneeflocken, d. h. Eissterne von herrlicher Schönheit und Zierlichkeit der Construction.

Wenn wir statt Wasserdampfes Auflösungen von Salz, Alaun etc. verwenden würden und dieselben durch Abdampfen

zum Krystallisiren brächten, so würden wir ähnliche Erscheinungen, wie bei dem geschilderten Krystallisiren des Wassers zu bewundern haben. Nur wird eben das System der Architektur ein anderes sein. Die Theilchen werden z. B. nicht nach dem Winkel von 60 Grad, sondern nach einer anderen Neigung sich zu einander ordnen. Und wie das frierende Wasser sich zu Eisblumen, so bauen sich andere krystallisirende Flüssigkeiten zu Gräsern, Palmen- oder Farrenkrautformen etc. auf. Sind doch manche Gesteine, deren Formen- und Farbenschönheit der Naturforscher zu bewundern Gelegenheit hat, ebenfalls nichts Anderes, als krystallisirte Stoffe. Der Diamant ist eine gleichsam gefrorene Kohlenstoffmasse. Woher stammen nun diese schönen Formen aller Stoffe, sobald dieselben aus dem flüssigen in den festen Zustand übergehen? Woher diese Schönheit? Jede Stoffart ordnet während des Krystallisirens ihre Theilchen nach einem bestimmten Systeme, und jede bestimmte Krystallform gehört einem bestimmten Stoffe an. Der Stoff verräth ein Streben, einen gar mächtigen Trieb zu einer ganz bestimmten Architektonik seiner Theilchen hin. Das gefrierende Wasser strengt sich gleichsam an, um sich nach dem System der 60 Grad-Lage zu ordnen. Und die Gewalt dieser Anstrengung ist so gross, dass das gefrierende Wasser selbst eine eiserne Umhüllung leicht zu sprengen im Stande ist. Wenn die Theilchen des Wassers ein Gefühl aussprechen könnten, sie würden sagen: „Wir befinden uns bei dem jetzigen Temperaturzustande nur dann wohl und frei, wenn wir uns nach dem Systeme von 60 Grad Neigung aneinander reihen." Die krystallisirende (diamantwerdende) Kohlenstoffmasse und so jeder sich krystallinisch aufbauende Stoff würde uns eine ähnliche Mittheilung zu machen haben. Wir sehen eben, dass jede Stoffart in sich das Bestreben besitzt, eine ihrem Wesen angemessene Architektur der Theilchen zu Stande zu bringen. Von äusseren Verhältnissen — von der Temperatur — hängt es ab, ob das latente Streben offenbar wird. Von äusseren Verhältnissen hängt es ebenso ab, ob die durch den Winkel von 60 Grad bestimmte Architektur des Wassers zu Schneesternen oder zu den so complicirten Eisblumen führt. Wer die Krystalle noch in feinerer Weise, in

deren Verhalten z. B. zu durchgehenden Lichtstrahlen, untersucht, wird einen noch innigeren Zusammenhang zwischen der bestimmten Stoffart und der bestimmten Architektonik entdecken können. Und beruhigt können wir es aussprechen, die Erscheinung des Krystallisirens offenbart uns, dass in jedem Stoffe schon der Trieb zu Gestaltungen liege, welche als planvoll und schön von unserem ästhetischen Sinne aufgefasst werden. Und ebenso sicher können wir es nun aussprechen, dass in der gesammten Stoffwelt, dass in der ganzen Natur ein aus den Stoffen selbst resultirendes Streben zu planvollem Sichgestalten existire, wenn wir dasselbe auch nicht immer im Resultat, ästhetisch, aufzufassen und schön zu finden im Stande sind.

Ein innerer Trieb zur Gestaltung liegt also schon in den elementaren Stoffen. Und wenn sich die Stoffe chemisch compliciren, so wird auch der Gestaltungstrieb zu complicirten Formen sich erheben. Was ist beispielsweise die Flüssigkeit im Vogel-Ei Anderes als eine Art Krystallflüssigkeit von sehr hoher Complication? Auch hier liegt in den Theilchen der Trieb zu bestimmten Anordnungen und Gestaltungen. Das Bebrüten bringt diese inneren Triebe zur Action. Auch im Gehirne, welches denkt und phantasirt, sind Gestaltungstriebe des freien Hirnstoffes lebendig. Und wenn ein Staat, wenn eine Nation neue Stände, Berufe, Behörden, eine neue Verfassung zu erzeugen suchen, so sind es wieder erwachende Gestaltungstriebe, welche in Thätigkeit kommen. Eine Epoche, wie jene, als das römische Reich zusammenbrach, oder eine Zeit wie die der grossen Revolution, als die französische Nation in eine Art Anarchie versank, gleicht einem Processe, welcher einen Organismus in den Zustand der Ei-Flüssigkeit bringen würde. Der flüssige Zustand gibt neuen Gestaltungskräften, welche durch eine erstarrte Staats- und Gesellschaftsform gehemmt waren, Gelegenheit, in Action zu kommen. Eine neue, höhere Krystallform vermag nun als neue Staats- und Socialform anzuschiessen. Viele chemische Socialprocesse waren eben schon vorausgegangen; der Stoff der Nation hatte nicht mehr jene Krystallform, welche der neuen chemischen Natur entsprach. Je stetiger eine Nation in ihrer Gestaltung den chemi-

schen Veränderungen der Gesellschaft folgt, desto sicherer bleibt sie von grossen Revolutionen verschont.

Die chemischen Processe, wie die Gestaltungsprocesse, sind also eine Folge der eigenen Stoffnatur. Von aussen kommen den Stoffen nur Anregungen für die Action. Aber thun müssen die Stoffe Alles aus ihrem Selbst heraus. Ob die Stoffe noch seelisch gleichsam schlummern oder ob sie bis zum Bewusstsein erwacht sind, ändert nicht diese Sachlage. Sowohl die Verbindungen, welche aus den Stoffen resultiren, als auch die Gestaltungen, zu welchen sie anschiessen, sind wesentlich das Werk ihrer eigenen inneren Natur. Jedes Atom trägt gewissermassen mit die Schuld und das Verdienst für das, was in unserer Welt geworden ist. Aber zu je höherem Leben ein Theil des Stoffes schon erwacht ist, desto mehr Einfluss übt er auf die Welt, desto mehr Schuld und Verdienst ist ihm zuzuschreiben — wenn man will, nur im bildlichen Sinne. Kein Atom, kein Wesen wird in seinem Wirken ganz und gar von aussen her bestimmt; wenn auch keines absolut frei ist, so ist doch keines ganz und gar durch äussere Nothwendigkeit beherrscht. Durch alle Entwicklungen hin, welche unter dem Einflusse der Sonne an den Stoffen der Erde vor sich gehen, geschieht sonst nichts, als dass diese Stoffe immer mehr ihr inneres Wesen zur Offenbarung bringen. Wirklich Neues gibt es nicht in der Welt. Das scheinbar Neue ist blos ein Etwas, das latent gewesen und nun lebendig offenbar geworden ist. Und wenn unsere gesammte Erde jemals zu durchaus feiner Hirnmasse geworden sein würde, so dass unsere ganze Erdenwelt wie Eine grosse Seele leben und vielleicht mit anderen Welten in geistigem Verkehr stehen würde, auch dann wäre nicht ein neuer Gedanke, nicht ein neues Gefühl als wahrhaft Neues in die Welt gekommen. Aus dem Stoff kann nichts werden, was er nicht von jeher ist. Wer heute in die schlafende Seele blicken könnte, die wir ein Stoff-Atom nennen, der würde in ihr das gesammte Bild der Welt entdecken müssen von Urzeiten an bis zu den spätesten Zeiten hin. Alles, was unsere Welt jemals werden kann, das muss sie latenterweise schon heute sein, das muss sie auch von jeher schon gewesen sein. Es gibt kein wirk-

liches Entstehen, wie es kein wirkliches Vergehen gibt. Aber nicht blos in jenem Sinne gibt es kein Entstehen und Vergehen, wie die Materialisten es aussprechen, dass kein Atom Materie, kein kleinstes Kraft-Element werden oder vergehen könne. Auch die Welt des Seelischen, der Gedanken, der Vorstellungen muss eine weder entstehende, noch vergehende sein. Denn das sagt uns die Weltentwicklung, wenn wir uns recht in das Wesen der Entwicklung vertiefen. Wenn aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff u. s. w. nach und nach unser Gehirn geworden ist, dann müssen eben die Atome dieser Stoffe seelische Wesen sein. Wenn wir, wie ich schon früher gezeigt habe, alle Bilder dieser Welt, alle Gefühle, Gedanken u. s. w. aus uns selbst herausgebären müssen und herausgebären, dann müssen alle diese Bilder, Gefühle etc. schon in den Stoffen schlummernd liegen, welche unser Gehirn bilden. Und alle Organisation hat nur den einen Erfolg, zur Offenbarung zu bringen, was, uns verborgen, im Wesen der Stoffe liegt.

Die Ursache also von Allem, was aus unserer Welt wird — wie man sich ausdrückt — musste also in Zweierlei liegen: In den Stoffen selbst, diesen schlafenden Seelen, welche unsere Welt bilden, und in Influenzen, welche etwa von anderen Welten auf unsere ausgeübt werden. Aus blossen Stoff-Atomen und Bewegungen ist unsere Welt nimmermehr zu erklären, wenn nicht in den Atomen, in dem Stoffe eben, ein — uns blos verborgenes — Seelisches erkannt wird. Denn das, was in den Stoffen liegt, das allein kann aus denselben werden. Aus den unter Anregung in den Stoffen erwachenden Strebungen geht die Weltentwicklung hervor. Der Kampf um's Dasein ist ein Resultat des Aufstrebens der Stoffe zu chemischen Verbindungen und eine Folge der Stofftriebe zu immer höheren Gestaltungen hin. Der Daseinskampf spielt also durchaus nicht jene grosse Rolle, welche ihm von der darwinistischen Lehre zugeschrieben wird. Aus innerem Streben haben die Wesen, hat der Stoff den Lauf zum Schönen und Guten hin. Schön sind schon die krystallinischen Gebilde; schön ist jeder Stoff, der sich, seiner inneren Natur gemäss, zu

gestalten vermag. Schöne Blumen gäbe es auch dann wohl, wenn diese Schönheit ihnen nicht durch Anlockung der Insecten nützen würde. Die Liebe des Mutterthieres ist auch kein blosses Resultat einer Zuchtwahl. Die Liebe in ihrer doppelten Gestalt, sowohl in der Form eines inneren Ergänzungsbedürfnisses, als in der Form eines Strebens zu höherem, freierem Seelen-Sein ist eben eine Aeusserung des Lebens selbst. Wie der Sauerstoff zum Wasserstoff und dieser zu jenem strebt, wie das Wasser und andere Stoffe eine bestimmte Gestaltung anstreben, so sehnt sich eine Seele zu gewissen anderen Seelen hin, so strebt die Seele zu idealerem Eigenleben auf. Und Vorstufen, niedere Formen dessen, was in den erhabensten und edelsten Menschenseelen als selige und beseligende Liebe zur Offenbarung kommt, das sind die Triebe von Güte, Hingebung, Edelmuth, welche wir im Hunde, im Pferde, in vielen Mutterthieren zu bewundern Gelegenheit haben. Soweit hat aber der Darwinismus mit seiner Nützlichkeitslehre Recht, dass jede höhere Lebensstufe, welche erwacht, wieder verschwinden muss, wenn sie sich selbst die Mittel der Erhaltung raubt. Die Oekonomie der Natur erfordert nämlich, wie die Oekonomie der Gesellschaft, ein gewisses Tempo und ein gewisses Maass bei Erzeugung höherer Lebensformen. Auch beim Guten gibt es ein Zuviel — ein Zuviel wenigstens der Zeit nach. Eine Gesellschaft, welche viele Professoren, Beamte, Gelehrte, Advocaten, Dichter, Künstler etc. besitzt, aber an Bauern, Gewerbsleuten, Fabrikanten, Handelsleuten etc. Mangel hat, wird sich wohl schwer auf hoher Stufe erhalten, ja vielleicht gar im Elend versinken müssen. Das Höhere muss ein gewisses Maass einhalten und dem Niederen auch dienen, nützen, wenn es selbst Bestand haben soll. Aber ein Irrthum ist es, zu glauben, dass nur der Grad dieses Nutzens über die Existenz des Höheren entscheidet, oder dass gar der Nutzen die eigentliche Ursache sei, dass das Höhere in's Dasein getreten ist. Das Höhere erwacht eben aus sich selbst, sobald und soweit, als die Bedingungen für die Möglichkeit dieses Erwachens vorhanden sind.

Hiemit haben wir gezeigt, in welcher Richtung hin der heutige Darwinismus seine Ergänzung suchen muss, wenn er

fortschreiten und seine Aufgabe wahrhaft lösen soll. Er wird durch solche Entwicklung dazu führen, uns das Erdenleben als den Process eines Erwachens der Materie zu erweisen. Er wird uns zeigen, dass die Organismen sich so aus niederen Stoffen emporgebildet haben, wie die Seele des Neugeborenen sich zur Reife, wie die Barbarenhorde sich zum nationalen Culturleben erhebt. Der Darwinismus wird jedem Gebildeten die Anschauung nahe bringen, dass die gesammte Erdnatur ein schlummerndes ideales Leben sei, und dass die ganze Entwicklung der Natur, wie die der Menschheit, auf das volle Erwachen dieses latenten Ideallebens hinstrebe und hinarbeite. Und die Ahnungen der religiösesten Seelen und höchsten Denker, dass unsere Welt ein Strahl einer Gottes-Sonne sei, uns nur den Abglanz eines göttlichen Lebens offenbare, wird nicht ferner im Widerspruche mit der Wissenschaft der Natur stehen, und in allen, auch nur halbgebildeten Classen wird dann die Ideal-Philosophie heimisch werden können und alles Denken und Streben zu beeinflussen im Stande sein.

Die Ueberzeugung, dass diese unsere Welt ein gleichsam in den Banden des Schlafes liegender Geist ist, welcher unter einer vom übrigen Universum ausgehenden Influenz zu immer hellerem Bewusstsein aufstrebt; die Idee, dass alle Theile dieser Welt, dass alle Atome einander bedürfen, einander suchen, sich, wenn auch unbewusst, zu einander hinsehnen, um mit einander in solche Lagen und Beziehungen zu gelangen, welche alle diese kleinsten Seelen zu einer Gesammtseele und zu hellem harmonischem Bewusstsein kommen liessen, diese Ueberzeugung und Idee hebt das Ideal aus dem Gebiet blosser Illusionen hinweg und zeigt, dass das Ideal die in unserer Welt strebende, wirkende und waltende Grundmacht sei. Der Geist, das Ideal, welches sich in unserer Welt aus der Latenz zur Offenbarung hin erhebt, ist ein Gottessohn, welcher unter den Leiden des Entwicklungskampfes ein Werk der Welterlösung vollbringt. Nicht aus todter Materie ist also unsere Welt und ihr Lauf zu erklären, sondern nur aus dem Geiste, und nicht der sogenannte Stoff ist das Reale im Leben, sondern das Ideale ist das wahrhaft Wirksame und Wirkliche. Vergeblich ist die Bemühung, aus dem Früheren das Spätere,

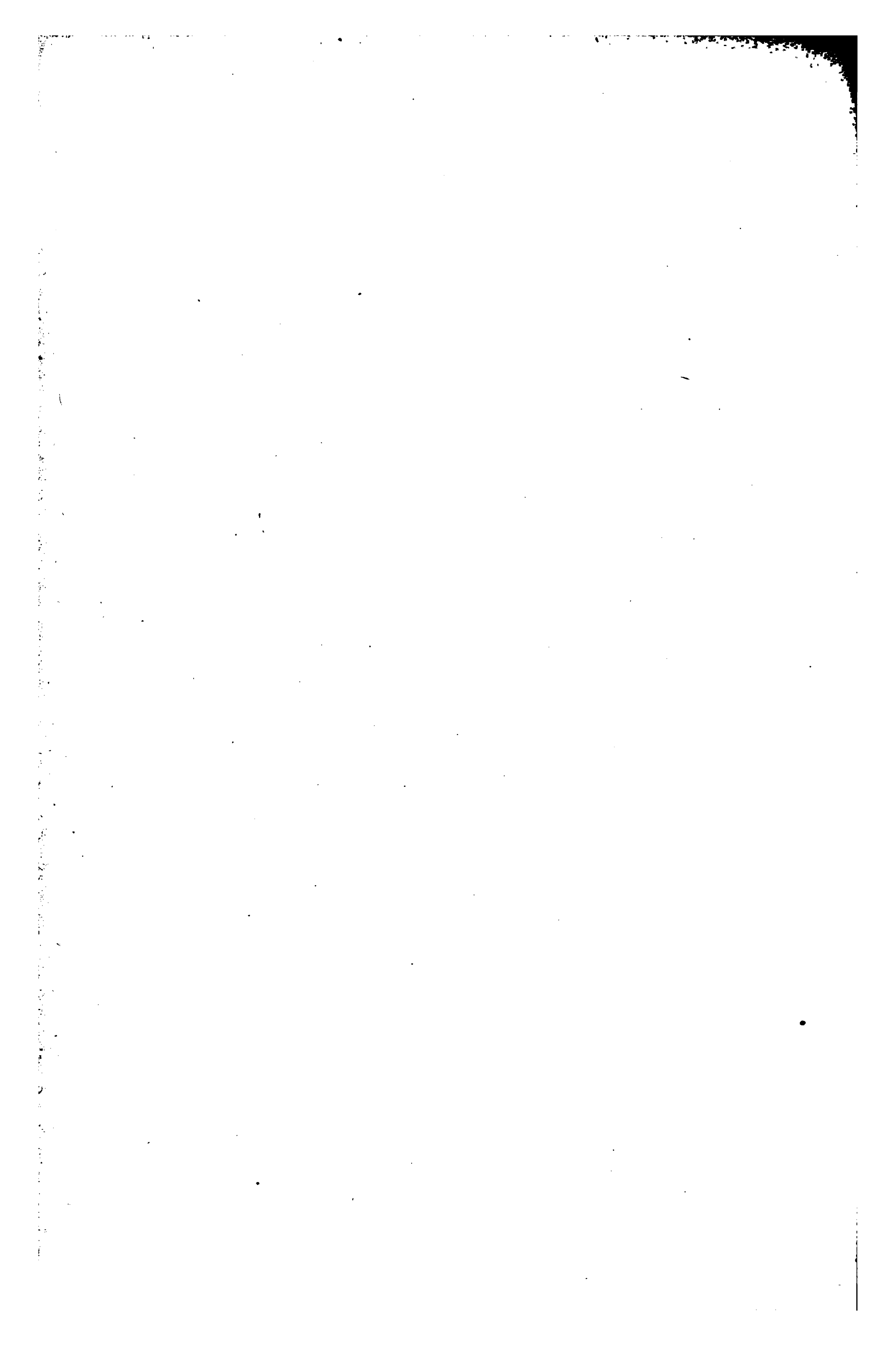
aus dem Unvollkommenen das Vollkommene, aus dem stofflichen Chaos die Harmonie und Schönheit zu begreifen, wenn nicht erkannt wird, dass in dem Früheren das Spätere, dass in dem Unvollkommenen das Vollkommene, in dem Chaos die Harmonie und Schönheit — wenn auch für unser Auge verborgen — den Process der eigenen Offenbarung strebend und wirkend vorbereitet. An die Social- und Geisteswissenschaft muss sich in immer ernsterer Weise, in immer tieferem Sinne die Naturwissenschaft um Hilfe wenden, wenn sie das Leben der Materie, den Entwicklungsgang der stofflichen Welt begreiflich machen will. Denn wir sind Fremde in der Natur, wenn wir sie nur von aussen in ihrer stofflichen Erscheinung betrachten. Um in das Innere der Natur einzudringen, müssen wir die Pforten überschreiten, welche uns in dieses Innere einführen. Wir selbst sind ja aus der Natur hervorgegangen; wir sind Fleisch von ihrem Fleische, Bein von ihrem Beine. Nur aus Gleichem kann Gleiches hervorgehen. Nun sind wir im Stande, bis zu einem gewissen Grade uns selbst, uns in unserem inneren Sein und Entfalten zu erkennen. Die Social- und Geisteswissenschaft ist es, die sich dieser Aufgabe widmet. Mit solcher Selbsterkenntniss ausgerüstet, vermögen wir auch in das Innere der Natur bis zu einem, wenn auch beschränkten, so doch stetig wachsenden Umfange und Grade erkennend einzudringen. Unseres Wesens, d. h. seelischer und geistiger Art muss die Natur sein, sonst wäre Seelisches und Geistiges nimmermehr aus ihr emporgesprossen.

Freilich wäre mit einer solchen Naturwissenschaft nur für den kalten Verstand der Idealismus des Gemüthes aus blos poetischer Ahnung in das Gebiet wissenschaftlicher Ideen hinübergetragen. Aber aus dem Verstande allein vermag der Idealismus kein wahres Leben zu saugen. Wohl wirkt der Fortschritt materieller und intellectueller Cultur verfeinernd auch auf die Gemüther. Aber oft nur verfeinernd, nicht immer auch kräftigend und vertiefend. Die Geschichte hat uns an der Grenzscheide der antiken und mittelalterlichen Epoche gezeigt, dass einseitiger Fortschritt, in materieller und intellectueller Richtung, selbst in den Formen des Schönen und Grossen sich bewegend, ein Erstarren, ein Altern, ein

Leerwerden des Nationalgeistes herbeiführen könne. Die Culturarbeit muss von einem stetigen Verjüngungsprocesse begleitet sein, wenn das sich verfeinernde Leben nicht zum Bankerotte führen soll. Und dieser Verjüngungsprocess muss im Blute, wie im Gemüthe vor sich gehen. Ob wir Europäer einer Erstarrung, einem Altern näher rücken, wie man aus dem Schwinden des Idealismus schliessen könnte, oder ob nicht für Verjüngung des europäischen Lebens die entsprechenden Factoren schon in Action sind, das zu untersuchen, bleibe künftigen Betrachtungen vorbehalten.

SCHUTZZOLL UND FREIHANDEL.

Vortrag, gehalten am 20. Januar 1879 im Saale des Niederösterreichischen Gewerbevereins.



Es gibt wenige Disciplinen, denen heute in der öffentlichen Meinung eine grössere Bedeutung für's Leben zugeschrieben wird, als der Nationalökonomie. Trotz dieser Schätzung wird den Lehren der Volkswirthschaft der eigentliche wissenschaftliche Werth abgesprochen; sieht man doch, wie die volkswirthschaftlichen Theorien selbst, aber noch mehr ihre Geltung mit den Zeiten wechseln. Die Sätze der Nationalökonomie scheinen nicht, wie jene der Physik oder der Chemie, oder gar wie jene der Mathematik, für alle Zeiten und Verhältnisse Geltung zu haben.

Wohl bei keiner anderen volkswirthschaftlichen Frage tritt diese Sachlage so scharf hervor, wie bei dem Streite um die Methode der rechten Handelspolitik oder bei der Frage, ob Freihandel oder Zollschutz als das richtige Princip anzusehen sei?

In der That gleicht die Nationalökonomie nur in geringem Grade der Physik oder der Chemie, und wenn die Nationalökonomie diesen Zweigen der Naturwissenschaft ähneln müsste, um als eine Wissenschaft zu gelten, dann würde ihr diese Bedeutung wohl mit Recht abzusprechen sein. Wenn es sich nun zeigen würde, dass die Nationalökonomie dem wirthschaftlichen Leben der Gesellschaft gegenüber eine andere Rolle spielt, wie jene einer socialen Physik und Chemie? Wenn es sich zeigte, dass sie eine Physiologie des wirthschaftlichen Lebens sei? Hätte sie dann keinen Anspruch auf wissenschaftliche Bedeutung?

Wir wissen, dass die Physiologie das Leben des menschlichen Leibes und anderer Organismen zu erforschen sucht und dass das Leben der Organismen vom Zustande des ersten Keimens an bis zu deren Tode eine Entwicklungsreihe durchläuft. Auf die Physiologie oder die Lehre vom leiblichen Leben gründen sich aber die Lehren von der Art, wie der Organismus in Rücksicht auf Gesund- und Kranksein zu behandeln sei. Die Diätetik und die Medicin sind gleichsam Folgerungen aus physiologischen Sätzen. Jedes Lebensalter, jede Entwicklungsphase des Organismus fordert eine andere diätetische und medicinische Behandlungsweise. Sätze der Diätetik und Medicin, welche richtig sind, wenn der Keimzustand eines Menschen oder eines anderen Organismus in Betrachtung steht, werden ihre Geltung verlieren, sobald die Behandlungs- und richtige Lebensweise des jugendlich reifenden Organismus in Frage kommt. Und wieder eine andere wird die Sachlage werden, wenn es sich um die Lebensweise und das Gedeihen eines voll gereiften oder gar schon alternden Organismus handeln wird. Die praktischen Sätze der Physiologie wechseln also, was deren Geltung betrifft, mit der Zeit des Lebens, mit der Entwicklungsstufe des Organismus. Und dennoch hat man der Physiologie die wissenschaftliche Bedeutung nicht abgesprochen. Auch das wirthschaftliche Leben der Völker und der Menschheit, auch die ökonomischen Organismen sind der Entwicklung unterworfen. Dieselbe Nation befindet sich in verschiedenen Perioden, und verschiedene Nationen befinden sich zur selben Zeit auf anderen Stufen der volkswirthschaftlichen Entwicklung. Wie wäre es nun möglich, dass dieselben Sätze volkswirthschaftlicher Diätetik und Medicin immer und überall volle Geltung haben? Eine Physiologie, welche durch Betrachtung des vollreifen menschlichen Leibes und Lebens gewonnen wurde, kann nimmermehr die rechte Grundlage abgeben für die Lehre, wie ein kindlicher oder halbreifer Organismus im gesunden und im kranken Zustande zu behandeln sei.

Wir werden also nicht an der Wissenschaftlichkeit der Volkswirthschaftslehre aus dem Grunde zweifeln müssen, weil

ihre Sätze nicht immer und überall als vollgiltig sich bewähren lassen. Vielmehr werden wir Diejenigen, welche bei Aufstellung volkswirthschaftlich-praktischer Sätze von der Entwicklungsstufe des wirthschaftlichen Lebens, von Zeit, Ort und Verhältnissen absehen, des Irrthums zeihen müssen. Auch werden wir bei solcher Einsicht durchaus nichts Auffallendes in der Erscheinung finden, dass in gewissen Zeitperioden bestimmte Richtungen der Wirthschaftspolitik zu einer Art Vorherrschaft gelangen.

Vom Beginne der Neuzeit an bis in das vorige Jahrhundert hin sehen wir das Princip des Zollschutzes und des mercantil-politischen Kampfes um Absatzwege zuerst praktisch und dann theoretisch sich entwickeln. Im vorigen Jahrhundert hingegen beginnt das Princip des Freihandels, des „Gewähren- und Gehenlassens" in wirthschaftlicher Hinsicht, zuerst theoretisch sich zu entfalten und dann nach und nach, bald stetig, bald stossweise, das praktische Leben der Nationen zu beeinflussen. In unserem Jahrhundert sehen wir die Wissenschaft der Nationalökonomie von den industriell und mercantil entwickeltsten Nationen fast ganz und gar im freihändlerischen Geiste bearbeitet werden, während die Praxis der industriell und mercantil erst im Aufstreben begriffenen Staaten entweder ziemlich stetig schutzzöllnerischen Principien, in wohl immer mässigerem Grade, folgt, oder periodenweise bald einer mehr freihändlerischen, bald einer mehr schützenden Handelspolitik huldigt.

Es wäre wohl interessant, die Fäden blosszulegen, welche diesen eigenthümlichen Lauf bestimmter Principien mit dem Laufe des europäischen Wirthschaftslebens selbst verknüpfen. Die Geltung und das Wahr-Erscheinen gewisser Lehren hängt auf wirthschaftlichem wie auf religiösem und politischem Gebiete in hohem Maasse von den Bedürfnissen, Wünschen und Tendenzen der Zeiten ab. Was dem Drucke, welcher auf einer Zeit lastet und von ihr empfunden wird, entgegenzuwirken oder das Streben der Zeit in Erfüllung zu bringen geeignet scheint, das wird von der betreffenden Zeit in hellstem und schönstem Lichte gesehen und leicht als ein Ideal gepriesen.

Hingegen wird kaum beachtet oder gar in schwärzester Farbe geschaut, was die Aufgabe einer bestimmten Periode nicht begünstigt oder deren Lösung gar zu hemmen oder unmöglich zu machen, das Ansehen hat. Jede Lehre, welche noch nicht durch Experiment und Mathematik zu strengster Wissenschaftlichkeit gelangt ist, muss den Einfluss verspüren, den die Richtung des Gemüthes, des Fühlens und Wollens auf das Schauen der Phantasie und auch des Geistes übt. So tragen viele Lehren der Nationalökonomie in sich den Charakter jener Zeit, in welcher, jenes Landes, in welchem sie zur Geburt gekommen oder sich entwickelt haben.

So weit die kurz bemessene Zeit es zulässt, wird in dem Folgenden das hier Behauptete durch geschichtliche Betrachtung mehr in's Licht gesetzt werden.

Das Mittelalter wusste im Allgemeinen noch wenig von einer Handels- und Industrie-Politik des Staates. Man producirte nur in überaus geringem Maasse für den weiten Markt eines ganzen Reiches oder gar für den Weltmarkt. Man baute den Boden, man spann, webte, nähte u. s. w. direct für den Hausgebrauch, wie es heute noch in manchen, von allen Verkehrsmitteln abgelegenen Dörfern geschieht, oder man arbeitete nur für den Localbedarf. Der Umfang, in welchem Dinge des allgemeinen und nothwendigen Bedarfes Absatz fanden, reichte nicht über den Umfang eines herrschaftlichen Hofes und Gutes, oder über den Umfang einer Stadt und ihrer engen Umgebung hinaus.

Nur edlere Producte der Natur und besonders jene der wärmeren Zone: Wein, Südfrüchte, Gewürze, Seide, Pelzwerk, Droguen u. s. w., bildeten den Gegenstand eines eigentlichen Handels, und nur Artikel feineren Geschmackes und einer gewissen Kunstgeschicklichkeit, wie: Kirchengewänder, Kirchengeräthe, bessere Stahlklingen, feine Baumwoll- und Seidengewebe u. dgl., wurden von Industrien geliefert, welche auch für ferne Länder producirten. Die Ernährung und Versorgung jeder Ortschaft bewerkstelligte sich fast ganz aus dem Boden und aus der Arbeit der Ortschaft, während der Handel

und die Industrie nur Artikel des Luxus und feinerer Bedürfnisse zu ihren Objecten hatten. Dieser Handel und diese Industrie hatten nicht durch alle Staaten hin ihre Sitze ausgebreitet, sondern wurden beinahe ausschliesslich von Handels-Republiken und Handelsbünden, wie eine Function übernommen, die sie allein für alle Staaten Europas zu besorgen, vom Schicksal den Auftrag hätten.

Die Industrie hatte ihre Sitze im byzantinischen Reiche als Erbe der antiken Zeit, dann in Italien, bei den Mauren und in einigen Städten, welche an den Handelsstrassen lagen, die den Welttheil durchschnitten. Der Handel unseres Welttheils wurde von den Venetianern u. s. w. im Süden, von den Hanseaten im Norden betrieben. Immer mehr wurden auch die Städte, welche von dem den Welttheil durchdringenden Handel der Italiener und Hanseaten berührt und beeinflusst wurden, in das industrielle Leben hineingezogen. Neben den Niederlanden, wo die Hanseaten und die Italiener einander begegneten, wo gleichsam die maritime Verbindung zwischen dem nordischen und dem südlichen Handel sich herstellte und wohin Italien und Deutschland auch über die Alpen und den Rheinweg den Waarenstrom leiteten, erblühte das Wirthschaftsleben auch an der Rhone, am Rhein, an der Donau und in den Alpen.

Mitteleuropa wurde neben Italien eine Hauptstätte industriellen Lebens. Die beseelende Influenz für dieses Leben Mitteleuropas ging also nicht von den Staaten und Regierungen aus, sondern vom Hansa-Bund im Norden, von Venedig u. s. w. im Süden. Die Könige wussten damals noch nichts von einer Handels- und Industrie-Politik. Diese Art Politik war ganz und gar Sache der Handelsrepubliken und Handelsbünde. Die Handelspolitik entwickelte sich noch nicht als Wissenschaft, sondern nur als Tradition und fast als eine Art Geheimlehre oder Geheimkunst der Venetianer, Hanseaten u. s. w. Die Hansa an der Nord- und Ostsee, die Venetianer am Mittelmeer bildeten gleichsam das mercantile Gehirnorgan Europas; von diesem Doppelorgan aus drangen die das Industrie- und Städteleben erregenden und beseelenden Nerven des Handels in das Innere des Welttheiles ein.

Manche Denker haben das Gehirn mit seinen in den Leib verzweigten Nerven einem Schmarotzergewächse verglichen, welches in den Leib eingesenkt ist und aus demselben Nahrung saugt. In ähnlicher Weise könnte das Leben der Handelsbünde und Handelsrepubliken des Mittelalters aufgefasst werden. Wie ein schmarotzender Polyp breiteten diese ihre Arme aus und senkten sie in unseren Welttheil und in fernere Zonen ein, um Reichthümer aufzusaugen. Aber wie das Gehirn und die Nerven dem Leibe, aus welchem sie Nahrung ziehen, ein höheres Leben verleihen, so hat der Handels-Polyp des Mittelalters in jenen Ländern, in welche er seine saugenden Organe einsenkte, das wirthschaftliche Leben angeregt, die Arbeitsthätigkeit gesteigert und erhöht. Die Geldmacht und die wirthschaftliche Herrschaft über den Welttheil lagen jedoch wie ein Monopol in den Händen der Hanseaten, der Venetianer u. s. w. Sie beherrschten die Meere, sie eroberten die Colonialgebiete, und manche Könige mussten sich ihren Wünschen oder Befehlen beugen; fast alle Könige aber waren die Schuldner dieser Händler geworden.

Die Binnenstaaten lebten ökonomisch träge dem Ackerbau hin. Sie bekriegten einander und waren innerlich ein Schauplatz der in unablässigen Kämpfen sich versuchenden Ritter. Das edlere Leben ging fast ganz und gar im Kirchenthume und im Ritterthume auf. Der Idealismus war weniger der Erde und der Arbeit, mehr dem Himmel und der Romantik des Abenteuers zugewendet. Dieses Leben begann aber aus sich zu ermatten; es hatte sich nach und nach ausgelebt.

Ohne die Aufnahme des Handels- und Industrielebens in das Nationalleben der grossen Staaten war eine Verjüngung des agricolen Lebens und des Welttheiles überhaupt nicht möglich. Diese Lage der Dinge machte sich in verschiedener Weise fühlbar. Ein neues Leben rauschte aus den Tiefen empor. Statt nur in der Bibel scholastisch zu grübeln, begann man auch im Buche der Natur zu lesen; statt gegen Ungläubige zu kämpfen und zum Heiligen Grabe zu wallen, strebte man über die Meere hinaus, um die Schätze des fernen Indien, des damaligen Fabellandes, zu erobern.

Diese Wandlungen mussten besonders günstig wirken für das bis zu einem gewissen Grade entwickelte Bürgerthum und auf die Politik der Könige, welche die Staatsmacht heben und selbst Gewalt gewinnen wollten.

Mit der Entwicklung des allgemeinen Städtelebens erwuchs den Königen eine Hilfsmacht gegen den übermächtigen Adel. Die Städte bedurften der Freiheit für die Entwicklung ihrer Gewerbe und ihres Handels; diese Freiheit konnten sie nur durch den Beistand der Könige erringen. Die Könige suchten ihre Macht dem Adel gegenüber zu stärken, und sie bedurften darum des Beistandes des Bürgerthums. Die Ausbreitung des gewerblichen und mercantilen Lebens in den europäischen Staaten ging darum mit der zunehmenden Macht der Landesherrscher bis zu einem gewissen Grade Hand in Hand. Um wirklich im Staate selbst herrschen und ihre Macht ausbreiten zu können, mussten die Könige bestrebt sein, auch unabhängig von dem guten Willen des Grundadels, Kriege führen und das Leben des ganzen Volkes beeinflussen zu können. Und dies wurde ihnen umsomehr möglich, je mehr sie durch Geld in den Stand gesetzt wurden, Heere von Kriegern und ein Heer von Beamten in ihrem Dienste zu halten. So lange die Krieger, die Richter, die politischen Verwalter eines Bezirkes u. s. w. direct mit Naturalien versorgt werden mussten, so lange konnten die Könige nicht dauernd über Heere von Kriegern und Beamten verfügen. Erst die Möglichkeit der Besoldung in Geld konnte die Könige, die Landesherren, in die erwünschte Situation versetzen. Mit dem Auftreten stehender Heere und dem Umsichgreifen des Beamtenthums musste darum das Bedürfniss nach Geld und stetig fliessenden Geldquellen gar mächtig sich entwickeln. Solche Geldquellen dem Königthum zu schaffen, wurde darum eine Hauptfrage der politischen Kunst.

Die Kunst, immer fliessende Geldquellen zu schaffen, brauchte aber nicht erst erfunden zu werden. Dies sahen die Staatsmänner ein, wenn sie in erster Linie auf die Handels- und Industrie-Republiken, in zweiter auf die durch Handelsblüthe und Industrie hervorragenden Städte blickten. Nicht der Besitz fruchtbaren Bodens, nicht Gold- und Silberminen im Lande sind es, welche nimmer versiegende Geldquellen

liefern. Das war den Staatsmännern klar geworden; denn das Gebiet Venedigs oder das der Hanseaten ragte weder durch Fruchtbarkeit, noch durch Metallreichthum hervor. Durch den Welthandel, der in ihren Händen lag, durch Handel und Industrie machten sie sich alle Länder und Zonen tributpflichtig, und sie vermochten Geld in Fülle auszugeben und wegzuleihen, ohne an Geld ärmer zu werden. Bei den Handelsbünden und den Industriestädten, das war nun zweifellos, müsse der Staatsmann in die Schule gehen. Das Monopol des Welthandels müsse den Handelsrepubliken abgerungen, und die Industriepolitik der Städte zu einem Gliede der Staatspolitik erhoben werden, — das war ein Grundgedanke vieler Staatsmänner und Finanzpolitiker zum Beginne der Neuzeit.

Dieses Streben der Staatsmänner und der Staaten wurde allgemeiner und gewann erst das rechte Feuer, als die bereichernden Folgen der Entdeckung Amerikas und der nach Ostindien führenden Seewege sich fühlbar machten, und als zwei Staaten, Portugal und Spanien, den Welthandel an sich rissen.

Es entbrannte ein Kampf der Staaten um Antheil an jenen Ländern, welche köstliche Producte und edle Metalle in Fülle ergossen. Leicht ist es zu begreifen, dass hier die kleinen Handelsrepubliken den grossen Staaten gegenüber und ebenso die Länder des inneren Europas gegenüber den westlichen Küstenstaaten im Nachtheil waren. Von den bis dahin vom Handel begünstigten Gebieten kamen nur die Niederlande in eine vortheilhafte Position. Zu ihrer aus der Glanzzeit der Hansa und Venedigs stammenden hohen Entwicklung kam nun die vortheilhafte Lage zu den neuen Seewegen. Deutschland und Italien waren politisch, dieses noch zu keiner, jenes zu keiner rechten Staatseinheit gelangt, und darum waren sie nicht mächtig genug, wie auch nicht einsichtig genug, um für den Handel Venedigs, für den Handel der Hansa einzutreten, um jenen zum Handel eines italienischen, diesen zum Handel eines deutschen Reiches zu erheben und bei der Theilung der neuen Welttheile und Handelsgebiete mitzuthun. Das Scepter des Welthandels wurde so, ohne Kampf, den Italienern und den Deutschen entwunden. Aber noch andere Ereignisse wirkten

mit bei dem mercantilen Niedergange des früher blühenden Mittel- und Südost-Europa, Ereignisse, welche mit den Fahrten auf dem Atlantischen Ocean in einer gewissen Wechselwirkung standen.

Die Türken waren in das byzantinische Reich vorgedrungen und gefährdeten die wichtigsten der damaligen Strassen des Welthandels. Der Handel mit Ostindien, welcher die köstlichsten Artikel des Luxus und der Verfeinerung nach dem rauhen Europa brachte, war den Chicanen der mercantil unverständigen und plünderungs- und eroberungssüchtigen Türken preisgegeben. Um so eifriger wurde darum ein direct nach Ostindien führender Seeweg gesucht. Als dieser und zudem auch Westindien entdeckt war, da lag nun die Sorge wegen des Anstürmens der türkischen Barbarenhorden dem Westen Europas umsoweniger am Herzen, und den Türken war ihr weiteres Vordringen desto leichter gemacht. Byzanz und seine Industrie, Venedigs Handel gingen zu Grunde; die Donaugebiete und die östlichen Alpengebiete verloren die belebenden Einflüsse, welche der Handel mit dem Osten gebracht, und hatten sich nun der unablässig herandrängenden Barbarenhorden zu erwehren.

So war es also gekommen, dass, vor dreihundert Jahren ungefähr, die Sonne des grossen Handels für den Westen Europas aufging, während Mittel- und Südost-Europa auf eine tiefere mercantile und wirthschaftliche Stufe zurückzusinken begannen. Zudem hatte nun Oesterreich unablässig Verheerungen von Seite der Türken auszustehen. Deutschland, dessen Kräfte, bei dem Darniederliegen des Handels, in mercantiler und industrieller Richtung allzuwenig angeregt und beschäftigt waren, warf sich umsomehr auf das Gebiet innerer politischer und religiöser Kämpfe. So viel Grosses die Menschheit diesem Umstande zu danken hat, so darf doch — vom volkswirthschaftlichen Standpunkte — nicht übersehen werden, wie sehr die mercantile Weltstellung Deutschlands und Mitteleuropas in Folge der inneren Kämpfe und der fortschreitenden Zersplitterung Deutschlands leiden musste. Was die unablässigen Einbrüche der Türken für Oesterreich waren, das war der dreissigjährige Krieg für die deutschen Lande. Während der Westen

Europas auf die Erwerbung des Welthandels-Monopols und auf die Eroberung von Colonien losschritt, waren Deutschland und Oesterreich, was ihr Handels- und Wirthschaftsleben betraf, nicht blos zurückgedrängt worden; sie mussten in fürchterlichen Kämpfen leider sogar den Rest ihrer angesammelten Capitalien und Geschicklichkeiten zerstören.

Für unseren Welttheil überhaupt kam, wie gezeigt, mit dem Verfall des mittelalterlichen Lebens und dem Aufgang der Renaissance jene Zeit, da der Staat in Handel und Industrie eine der Hauptquellen seiner Macht erkannte und nicht mehr gewillt war, ein Feld der Ausbeutung für die italienischen Handels- und Industrie-Republiken und den deutschen Hansa-Bund zu bleiben. Die Politik der Venetianer und der Hansa, die Handels- und Industrie-Politik, sollte ein Glied jeder Staatspolitik werden. Die Staaten, welche bis dahin in ihrem ganzen Baue die Natur agricoler und aristokratischer Föderationen offenbarten, strebten nun zu einem auf dem Staatsbürgerthum basirenden Absolutismus und zu grösserer Centralisation der Kräfte hin. Der ganze Staat sollte eine Art, vom Königthum regierten Stadtwesens werden. Die Staatsmänner, welche zu jener Zeit das Werk dieser Umwandlung in Angriff nahmen, gingen bei den alten Römern und bei den Handels- und Industrie-Republiken des Mittelalters in die Schule. Von den alten Römern lernten sie das System staatlicher Centralisation, von den Venetianern und anderen Handels- und Industrie-Republiken das Wesen der Handels-, der Industrie- und der Finanzpolitik. In welchem Maasse und in welcher Weise dieses Werk hier und dort gelang, hing von vielerlei Factoren, von der Natur des Landes und seiner Weltlage, von der Volksrasse, von dem Charakter des agricolen Adels u. s. w. ab. Die Idee, dass der Staat den Welthandel und die Industrie als politische, als staatlich höchst wichtige Angelegenheit in die Hand nehmen müsse, verbreitete sich nach und nach über ganz Europa, und die gesammte Politik wurde nun, in höherem oder geringerem Grade, vom Geiste des Handels, der Finanzkunst und der Industrie durchdrungen. Diese wirthschaftliche Staatskunst, welche darauf hinzielte, dem

Staate durch Theilnahme am Welthandel und durch Pflege der Industrie reich fliessende Geldquellen zu schaffen und so die Macht des Staates zu erhöhen, führt den Namen der alten Mercantil- und Protectiv-Politik.

Die Betrachtungen, welche zum Mercantil- und Schutz-Systeme führten, wollen wir nun genauer in's Auge fassen. Die Macht des Staates — sagten sich die Politiker — beruht auf der Zahl und dem Wohlstande der Bevölkerung. Je leichter die Volksmenge wachsen und dabei Leib, Geist und Energie entfalten kann, desto kraftvoller ist auch der Staat. Auch nach aussen hin muss sich die Macht des Staates bewähren. Aber sowohl die innere Kraft eines Staates, als auch dessen Machtstellung und Influenz im Kreise der anderen Staaten und den übrigen Welttheilen gegenüber, hängt in hohem Maasse von wirthschaftlichen Bedingungen ab. Wohl bildet die Landwirthschaft die Hauptquelle der Ernährung für das Land und der Bauernstand den Grundstock der Bevölkerung; aber Reichthum, dichte Bevölkerung und ein vorwärtsstrebender Geist finden sich nur dort, wo der Welthandel seine Sitze hat und wo die Industrie mächtig sich entfaltet.

Wie kommt es beispielsweise — fragten sich vor dritthalbhundert Jahren englische Staatsmänner und Denker — wie kommt es, dass dieses kleine Holland aus den fernsten Zonen, aus allen Ländern Europas die Reichthümer in seine Städte saugt? Wie kommt es, dass Holland sogar beim Handel Englands mit fünfhundert Schiffen, England selbst nur mit fünfzig Schiffen betheiligt ist? An unseren, den englischen, Küsten ist der reichste Fischfang, aber der grösste Fischhandel ist in Holland; die reichsten Erträge an Korn, Wein und Salz sind in Polen u. s. w., aber der Handel damit ist in Holland; Deutschland hat herrliche Wälder, England hat Blei, Zinn, Wolle und rohe Tücher; aber der Markt für diese Waaren ist eben wieder in Holland. Mit Einem Worte: Alle Ackerbau-Länder sind den Händlern an der Amstel und der Maas zinsbar; wir sind Alle abhängig und werden beherrscht von holländischen Vorrathshäusern, die wir mit unseren Tributen

füllen. Was macht also Holland und die Niederlande gar so reich und blühend? Dass die Niederländer für andere Völker Rohstoffe verarbeiten und so aus aller Welt Gewinne für die niederländischen Fabrikanten, Löhne für die Arbeiter beziehen; dass Holland für andere Völker Schiffe hält, Handels- und Wechselhäuser errichtet, für andere Völker die Transporte, die Handels- und Finanzgeschäfte besorgt und die Fracht-, Handels- und Financirungsgewinne einstreicht; dass die Holländer aus den fernen Zonen Gewürze und köstliche Producte aller Art holen, bei den europäischen Völkern absetzen und die kolossalen Gewinne für sich behalten. Der Betrieb der Seefahrt, die Besorgung der Welthandelsgeschäfte, das Vermitteln zwischen aller Welt, die Uebung in der Kunst des Financirens — all' Dies verleiht dem betreffenden Volke, selbst diesen von Natur so schwerfälligen Holländern, einen weitreichenden schnellen Blick in wirthschaftlichen Angelegenheiten, eine hohe Energie für wirthschaftliche Unternehmungen, eine rastlose Regsamkeit und einen Trieb zum Fortschritt, endlich die Kunst, beim Verkehre mit den verschiedensten Völkern und Ländern den Vortheil ganz oder doch fast ganz und gar auf die eigene Seite zu bringen. Wie der Welthandel früher die Venetianer und die Hanseaten, so macht er jetzt die Holländer zu Herren der Weltwirthschaft, zu finanziellen Oberherren der Könige und ihrer nur agricolen Länder. Die blos dem Landbau ergebenen Völker mögen von Natur noch so wohlbegabt, ihre Länder noch so fruchtbar sein, sie führen doch nur ein träges, des Fortschrittstriebes fast bares Leben und bleiben in rohen, ärmlichen Verhältnissen befangen. Wie hoch müssten sich aber die grossen Ackerbaustaaten zur Cultur und Wohlstandsblüthe erheben, und welche Macht könnten sie den fernen Welttheilen gegenüber entfalten, wenn auch sie den Betrieb des Welthandels und die industrielle Verarbeitung der Rohstoffe an sich reissen würden! Welche militärische und politische Macht könnten dann die Könige und deren Staaten entfalten! Sie würden fast unerschöpflich an Armeen, an Geld, an Energie und Regsamkeit werden; alle anderen Welttheile müssten ein Gebiet der Bereicherung und Herrschaft für Europas Königreiche bilden. So folgerten die

grossen Staatsmänner des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, indem sie auf Ostindien und Amerika ihre Blicke richteten. Aber erst die Reichthümer, welche sich nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges um Afrika in unseren Welttheil ergossen, fachten die Idee von der hohen Bedeutung der Theilnahme am Welthandel zur hell auflodernden Flamme an.

Die Länder der atlantischen Küste traten alle nach und nach in die Arena, um den Handel mit den beiden Indien an sich zu reissen: Portugal, Spanien, Frankreich, Holland, England. Es zeigte sich jedoch mit der Zeit, dass eine schnelle Erwerbung von Reichthümern, dass ein Reichthums-Erwerb, welcher nicht den Trieb zur Arbeit, zur Freiheit und zum Fortschritt als Basis hat, nur Verderben bringt. Die pyrenäische Halbinsel, ganz in mittelalterlichem Geiste befangen, verstiess jene Volkselemente, welche allein zum Betriebe des Handels und der Industrie wirthschaftlich gereift und zu stetiger Arbeit geneigt waren. Die Spanier selbst warfen sich nur auf das Gold der eroberten neuen Länder und ergaben sich die Einen der Verschwendung, die Anderen dem Schmarotzerwesen und dem Bettel. Nicht in der Arbeit des grossen Handels- und Industriebetriebes, sondern in Goldminen wollten sie unerschöpfliche Reichthumsquellen erobern. Trotz aller Anstrengungen der spanischen Politik, den Consum fremder Fabricate und die Ausfuhr des edlen Metalles zu hindern, musste natürlich den Spaniern all' ihr goldener Reichthum beinahe so schnell zerrinnen, wie er gewonnen war.

Die grossen Staatsmänner Spaniens, wie Kaiser Karl V., waren vielleicht weniger in ihrer Wirthschaftspolitik, als in ihrer übrigen Politik fehlgegangen. Auch sie wollten die Handels- und Industrie-Politik Venedigs zur Staatspolitik ihres Reiches machen. Aber der religiöse Fanatismus und ein finsterer Despotismus waren doch mächtiger, als die wirthschaftspolitische Staatsraison. Und Volk und Adel, vor Allem das mächtige Priesterthum, waren des Sinnes für Arbeit und Fortschritt bar und aus den Zeiten der langen, wilden und romantischen Religionskämpfe her, wie in eine Art Traum- und Phantasieleben versenkt.

Besser gelang es den französischen und im höchsten Maasse den englischen Staatsmännern, die venetianische Kunst der Handelspolitik der Staatspolitik dienstbar zu machen. Wie es früher in Venedig geschehen, so wurde in England und dann in Frankreich der Handel und die Industrie zur wichtigsten Staatsangelegenheit erhoben, die Ermunterung und Erziehung des Bürgers zum Handels- und Fabriksbetrieb vom Staate in die Hand genommen und die nationale Arbeit der ausländischen gegenüber bevorzugt und geschützt. In Venedig waren alle jungen Patricier genöthigt, die härtesten Proben der commerciellen Lautbahn durchzumachen. Sie wurden in der Regel als Handelsnovizen auf Staatsschiffen ausgesandt, damit sie mit einer kleinen Waarenlast ihr Glück versuchen. Die Waaren irgendwelchen Landes durften nur auf venetianischen Schiffen nach Venedig gelangen, und auf die venetianischen Staatsschiffe wurde kein Handelsmann aufgenommen, der nicht Unterthan der Republik war. Die Ausländer hatten zweimal so hohe Zollgebühren, als die Einheimischen zu zahlen. Für Waaren, welche schon in Venedig erzeugt wurden, ward die Einfuhr vom Ausland her nur schwer oder gar nicht erlaubt. Es wurde auch streng darüber gewacht, dass ja keine venetianische Kunst und kein venetianischer Künstler in's Ausland gehe. Wenn irgend ein Arbeiter oder Künstler — sagten die Statuten der Staats-Inquisition — seine Kunst zum Schaden der Republik in's Ausland verpflanzt, so soll ihm der Befehl zugeschickt werden, heimzukommen. Kommt er zurück, so soll ihm seine Etablirung in Venedig ermöglicht werden; wenn er nicht gehorcht, so wird man seine nächsten Angehörigen in's Gefängniss werfen. Sollte er trotz dieser Maassnahme im Ausland bleiben, dann beauftrage man irgend einen Aussendling, ihn zu tödten. So sehr nun die Venetianer die nationale Arbeit durch Staatsmaassnahmen zu fördern und zu schützen bestrebt waren, so wussten sie doch recht wohl, wie wichtig es sei, durch Freiheiten die Handelsleute aller Nationen in ihre Stadt zu ziehen. So weit also nicht die eigene Industrie und die herrschende Seestellung Venedigs gefährdet werden konnten, war allen Handelsleuten der Welt, mit Absehen von Nationalität und Religion, freie Bewegung im Freistaate ein-

geräumt. In andern Ländern suchten und wussten sie durch Hilfe ihrer diplomatischen Kunst, wie durch ihre mercantile Politik und ihre finanzielle Macht alle erdenklichen Freiheiten für ihre Fabricate und ihren Handel zu erringen. Im Innern herrschte die freie Concurrenz, dem fremden Handel war Freiheit gewährt, so weit sie dazu beitrug, in Venedig den Handel zu concentriren, und im Ausland suchte man die grenzenloseste Freiheit für den venetianischen Handel zu erobern.

Alle Staaten hatten nun mehr oder minder das Streben, die Politik der Venetianer und Hanseaten nachzuahmen und den agricolen Staat zum Theile zu einem riesigen, Handel und Industrie betreibenden Staatswesen zu erheben. Direct wurden die Könige in diese Richtung getrieben durch die Nothwendigkeit, sich unversiegliche Geldquellen zu verschaffen. Nur auf Grundlage eines reich fliessenden Geldwesens konnten sich dieselben zu wirklichen Beherrschern des Staates erheben. Durch ein Heer von Kriegern, die dauernd in Sold gehalten wurden, und durch ein Heer von Beamten, das, vom Staate entlohnt, wie ein Nervensystem das Reich durchschlang, war es möglich, dem Adel seine übergrosse Macht zu entziehen. Um zu herrschen, bedurften die Könige des Geldes; und Geldquellen — das hatte sich an den Handelsrepubliken erwiesen — lagen im Betriebe des Welthandels und der Industrie. Auf diese Art begegneten sich die Wünsche der Könige mit den tiefsten Culturbedürfnissen, und aus der Finanzkunst erwuchs die Handels- und Industrie-Politik der modernen Zeit.

Freilich ist dasselbe Streben der Könige und ihrer Staatsmänner der Entwicklung von Handel und Industrie auch höchst abträglich geworden. Nicht immer und überall haben die Herrscher und ihre Minister die Pflege der Reichthumsquellen in die erste Linie und die militärische und finanzielle Ausnützung derselben in die zweite Linie gesetzt. Noch seltener ist es geschehen, dass die wirthschaftliche und culturelle Blüthe als der eigentliche Zweck der Staatskunst, hingegen die reichen finanziellen und militärischen Mittel nur als sich ergebende Resultate angesehen wurden. Vielmehr brachte gar oft der Fiscalismus die Quellen des Reichthums theilweise zum Ver-

siegen. England war das einzige Reich, welches die wirthschaftliche Cultur wirklich zum obersten Staatszweck erhob, dem sowohl die militärische wie die finanzielle Kraft zu dienen bestimmt wurde. Diese Thatsache ganz als Verdienst den englischen Staatsmännern anzurechnen, sind wir darum freilich nicht berechtigt. Die insulare Natur des britischen Reiches hat ja eine solche Politik leicht möglich gemacht. Für eine Insel lag durchaus nicht die Nothwendigkeit vor, schon um der Vertheidigung willen, grosse Heere auf den Beinen zu erhalten. In die politischen Wirrnisse des Welttheils wurden die Briten natürlicherweise weniger hineingezogen, als Festlands-Staaten; und von Türken-Einbrüchen, die unser Vaterland stets bedrohten, wurden die Engländer ganz und gar nicht berührt. England konnte sich also leichter, als irgend ein anderes Reich der Pflege wirthschaftlicher Interessen in vollem Maasse hingeben. Zur Zeit, da alle Staaten sich dem Handel und der Industrie zuzuwenden bestrebt waren, war England schon als Insel in einer besonders günstigen Situation. Zudem lagen ihm, in Folge der Entdeckung Amerikas und des um Afrika nach Ostindien führenden Seeweges, die Strassen des Welthandels gleichsam offen vor dem Thore. Trotzdem hat es die englische Staatskunst für nöthig gefunden, auch militärische und politische Kampfmittel für die Entwicklung der Industrie- und Handelsgrösse in's Feld zu führen.

Ein Gesetz des „langen Parlaments" — es sind seitdem über zweihundert Jahre her — bestimmte, dass der Aus- und Einfuhrhandel der Colonien ausschliesslich nur von englischen Schiffen betrieben werden dürfe. Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, Ingwer, Farbhölzer, Kaffee, Häute und noch andere Artikel durften nicht direct von den Colonien in's Ausland gebracht werden; sie mussten zuerst nach England kommen, damit England zu einem Markte für Colonialwaaren werde. Ebenso durften die Colonien ihren Waarenbedarf durchaus nur von England her decken, damit England für die Colonien die Industrie und den Handel betreibe. Die Amerikaner mussten sogar ihre Erze zur Verarbeitung nach England senden und von dorther Messer, Hufeisen, Nägel u. s. w. beziehen. „Der einzige Zweck des Daseins amerikanischer Colonien,"

meinte ein Lord, „sei der, dass sie dem Mutterlande als Absatzgebiet dienen und den Handel des Mutterlandes mit Colonial-Artikeln speisen."

Durch die Schifffahrtsgesetze befreite sich England von der Handelsübermacht der Holländer und der Hanseaten und betrat die Bahn, sich selbst zu einer See- und Mercantilherrschaft zu erheben. In ähnlicher Weise verfuhren die Briten auf dem Gebiete der Industrie. Der Staat überliess es nicht ganz den Einzelnen, sich als Concurrenten gegenüber der ausländischen Industrie zu versuchen. England war von altersher ein Absatzgebiet für die niederländischen Tuchmanufacturen gewesen, die flandrischen Fabriken wurden wieder mit englischer Wolle versorgt. In doppelter Weise wurde nun von Seite des Staates die Entwicklung der englischen Tuch-Industrie geschützt und gefördert. Die Tucheinfuhr wurde zum Theil erschwert, zum Theil verhindert, damit durch den gesicherten heimischen Absatz die vaterländische Tuch-Industrie an Kraft und Ausbreitung gewinne. Durch das Verbot der Ausfuhr von Wolle, Fellen mit der Wolle, Schafen, Walkererde u. s. w. wurde den heimischen Fabriken billigeres Rohmaterial beschafft und den ausländischen die Versorgung mit diesen Productionsmitteln erschwert. In dieser Richtung wurde überaus streng verfahren. Bis in die neueste Zeit blieb das Wollausfuhr-Verbot in Kraft, und im vorigen Jahrhundert noch wurden die genannten Ausfuhren mit Strafe an Leib und Leben belegt. Seit einigen Jahrhunderten hatte sich schon durch eingewanderte Niederländer eine Tuch-Industrie entwickelt; aber die rohen Tücher wurden zur Färbung und weiteren Veredlung nach Deutschland und den Niederlanden gebracht. Damit sich die Veredlungs-Industrie einerseits in England leichter entwickle, damit andererseits die Löhne und Gewinne für die Appretur im Lande bleiben, wurde auch dieser Ausfuhr für die Veredlung entgegengetreten.

Durch derartige Verhinderung der Manufacten-Einfuhr und der Rohstoff-Ausfuhr wollte England nicht blos die eigenen Fabriken schützen und die concurrirenden Fabriken des Auslandes schwächen — es lag auch die Absicht vor, ausländische Industrielle und schon geübte Arbeiter zur Niederlassung im

Lande zu veranlassen, ein Ziel, welches in bedeutendem Maasse auch wirklich erreicht wurde. Die einwandernden Industriellen und Arbeiter sollten eine gute Schule für die heimische Arbeit begründen und die einströmenden Capitalien neue industrielle Pflanzungen schaffen. Es machte den englischen Staatsmännern und selbst dem Volke — wie es scheint — nicht gar viel Sorge, dass der Consum der Manufactur-Artikel für längere Zeit durch solche Maassnahmen leiden müsse. Denn kein Zweifel, dass sich die Engländer für lange mit theureren und dabei schlechteren Bekleidungs- und anderen Artikeln begnügen mussten. Die Nation war aber jugendfrisch und bereit, Opfer zu bringen, um eine grosse industrielle und mercantile Zukunft Englands zu begründen. Wenn der heimische Absatz den vaterländischen Fabriken gesichert ist, wenn auch die Colonien mit englischen Manufacten sich versorgen müssen, dann werden diese Fabriken ein tüchtiges Feld der Uebung haben und durch Uebung und grossen Absatz endlich auf den Stand kommen, ebenso gut und billig, wie die ausländischen Industriestätten zu produciren. Das Opfer, welches der Consumtion aufgelegt wird — so dachten die Träger der englischen Wirthschaftspolitik — dieses Opfer ist vielleicht durch einige Jahre oder Jahrzehnte zu tragen, die dadurch gewonnene Industrie- und Handelsgrösse wird aber durch Jahrhunderte hin dem Vaterlande zum Segen gereichen. Vom Standpunkte der nationalen Klugheit aus, musste dieser Kauf oder Erwerb der Zukunft durch die Gegenwart als ein höchst vortheilhafter befunden werden. Und England war fähig, solche Frwerbsgeschäfte höheren Styles lebhaft zu begreifen und auszuführen. Diese Methode der Wirthschaftspolitik wurde in der grossartigsten Weise durch Jahrhunderte hin verfolgt. Die gesammte militärische, finanzielle wie diplomatische Politik Englands arbeitete nach der einen Richtung hin, der englischen Industrie- und Handelsthätigkeit immer weitere Gebiete in allen Welttheilen zu erobern und den Handel anderer Völker zu verdrängen. So lange noch fremde Industrien als Concurrenten, selbst auf englischen Märkten, zu fürchten waren, so lange wurde mit Erschwerungen der fremden Einfuhren operirt. Man griff nicht blos an, man vertheidigte sich auch. Als die englische

Industrie übermächtig geworden war, wurde der unnütz gewordene Kampf gegen Importe fremder Waaren nach und nach aufgegeben nnd der handelspolitische Kampf blos als Angriffs- und Eroberungskrieg mit Nachdruck fortgeführt. Man suchte durch Ueberredung, durch Krieg, diplomatische Künste u. s. w. andere Völker von der Vertheidigung gegen die Einfuhr englischer Waaren abzubringen und dem englischen Handel immer neue Gebiete zu eröffnen. Die Engländer gingen in der Vertheidigung ihrer heimischen und in den Angriffen auf fremde Industrien so weit, dass sie von Zeit zu Zeit selbst ohne Gewinn oder gar unter den Productionskosten Waarenmassen hingaben, mit denselben die ausländischen Märkte überschwemmten und die ausländischen Fabriken so zwangen, die Segel zu streichen, die Arbeit ganz aufzugeben. Ihre riesigen Capitalien erlaubten den Briten eben auch diese Kampfweise gegenüber den capitalschwächeren Industrien des Festlandes. Kennzeichnend für die unerbittliche Consequenz im Systeme dieser handelspolitischen Kampfweise ist es, wie sich England den indischen Manufacturwaaren gegenüber verhielt. Der Gebrauch der ostindischen Seiden- und Baumwollengewebe war in England streng verboten. Die höchst billigen und sehr feinen indischen Stoffe, die von den englisch-indischen Factoreien nach England kamen, mussten in wohl überwachte Staatsmagazine gebracht werden, von wo aus diese Waaren auf den Continent gesandt wurden. So gelang es, die englischen Fabriken gegen die Concurrenz der indischen Industrie zu schützen und gleichzeitig durch die niederen Preise, zu denen diese feinen Artikel auf's Festland geworfen wurden, der continentalen Industrie Schläge zu versetzen.

Die genauere Betrachtung der englischen Handelspolitik würde uns mit der auf Eroberung mercantiler Weltherrschaft zielenden Richtung des Mercantil-Systems noch mehr vertraut machen.

Die in feiner Weise mehr auf Pflege und Ermunterung der heimischen Arbeit gerichtete Tendenz dieses Systems würde uns in dem Bilde der französischen Industrie-Politik vor's Auge treten. Der Begründer dieser Richtung war der

grosse Staatsmann und Staatswirth Colbert. Der Colbertismus ist eine Uebertragung des Stadtwesens auf das Staatswesen in gewerblicher Richtung, er ist keine volkswirthschaftliche Erfindung, sondern eine Fortbildung. Die Industriestädte des Mittelalters kannten eine communale und zünftige Gewerbepolitik, welche neben mancherlei Mängeln auch glänzende Seiten aufwies. Freilich muss man jene Zeiten im Auge halten, da die Zünfte noch nicht das Recht besassen, selbst einem sittlich Unbescholtenen den Eintritt in ein Gewerbe zu verwehren, und da das Meisterrecht noch nicht ein Gegenstand des Kaufes oder der gevatterschaftlichen Protection war. Die Zunftgesammtheit und die Stadt betrachteten einst die technische, wie die geschäftlich-moralische Entwicklung des Gewerbslebens als eine der wichtigsten oder die wichtigste Aufgabe des städtischen Gemeinwesens. Verbesserungen einzuführen oder Verbesserungen kennen zu lernen, welche irgendwo im Welttheile gelungen waren, galt als eine öffentliche Angelegenheit der einzelnen Innung, wie der Innungsgesammtheit und der Stadt. Ebenso wurde die Solidität der Arbeit und des geschäftlichen Gebahrens von Seite der gewerblichen Gemeinschaft sorgfältig überwacht und der Ruf der städtischen Production von Seite der Gesammtheit in Schutz und Obhut genommen. Aber Alles bewegte sich im Kleinen und in engem Rahmen. Denn es wurde ja wesentlich nur für den Local-Bedarf producirt. Ein Staat im heutigen Sinne bestand noch nicht, trotz des Königthums. Zollschranken durchschnitten das Land in zahllosen Linien; Stadt war von Stadt, Bezirk von Bezirk commerciell geschieden, als wären es ebensoviele nebeneinander bestehende, einander bekämpfende Königreiche. Dem königlichen Absolutismus war es noch nicht gelungen, auf industriellem und commerciellem Gebiete die Staats-Einheit herzustellen. Colbert suchte in Einem beide Probleme zu lösen: Die mercantile Einheit des französischen Reiches herzustellen und die Pflege der Industrie aus einer Zunft- und Stadt-Angelegenheit zur Sache der Staatspolitik zu erheben. Das Reich sollte in wirthschaftlicher Hinsicht zu einem immer mächtiger pulsirenden und auch nach aussen hin mercantil gedeihenden, grossartigen Stadtwesen werden.

Die inneren Zollschranken, welche verhinderten, dass Frankreich zu einem grossen Wirthschafts-Organismus erwachse, mussten fallen, und alle Zollstätten wurden an die äussersten Grenzen des Reiches verlegt. Die Einfuhr ausländischer Industrie-Artikel wurde durch entsprechend hohe Zölle erschwert, damit der heimischen Arbeit der Absatz im Lande gesichert sei. Ebenso wurde die Ausfuhr von Rohstoffen belastet, damit die heimische Fabrication sich billiger versorgen könne. Wenn eine Getreidetheuerung sich einstellte, wurde durch Erschwerung oder Verbot der Getreide-Ausfuhr dafür gesorgt, dass die heimische Gewerbsarbeit nicht durch allzuhohe Lebensmittelpreise schwer zu leiden habe. Dabei war Colbert bemüht, die betreffenden Import-Zölle herabzusetzen, sobald eine Industrie diese Herabsetzung schon wohl ertragen konnte und wenn auf diesem Wege von anderen Staaten handelspolitische Vortheile von entsprechender Bedeutung zu erreichen waren.

Colbert war der Ansicht, dass dem Handel und Gewerbe alle mögliche Freiheit und Erleichterung verschafft werden müsse, damit der Unternehmungsgeist sich frisch entfalten könne und alle Erfindungs- und Arbeitskräfte in Schwung kämen. Er war überzeugt, dass die Blüthe des Handels und der Industrie auch den Ackerbau zur höchsten Entfaltung bringe, weil die Ackerbau-Producte in den heimischen Fabriken und durch den wachsenden Consum der heimischen Arbeiter-Bevölkerung die sicherste und beste Verwerthung finden. Aber die Freiheit, dachte dieser Staatsmann, das blosse Gewährenlassen reicht nicht aus, wenn eine noch schwache Industrie den Kampf mit einer bereits erstarkten ausländischen Industrie erfolgreich führen soll. Vielmehr sollte der Staat auch in positiver Weise fördernd eingreifen. Dies vollführte er in erster Linie dadurch, dass er den Consum des Landes mit der Production gleichsam associirte. Indem er die Einfuhr fremder Industrie-Artikel erschwerte, nöthigte er den heimischen Consum dazu, mehr die heimischen Kräfte zu beschäftigen. Aus aller Herren Länder lockte er Fabrikanten, Erfinder und geschickte Arbeiter herbei, um die Franzosen für die industrielle Arbeit zu schulen. Auf Kosten des Staates liess er Erfindungen

aufkaufen, ebenso die vorzüglichsten Muster, Modelle, Werkzeuge und Maschinen, und diese Productionsmittel wurden den heimischen Fabriken unentgeltlich zugeführt. Eigene Inspectoren hatten darüber zu wachen, dass wirklich nach den besten Methoden in den Fabriken verfahren werde. Durch die Gesandten liess er sich über die Art des Geschmackes und die Möglichkeit des Absatzes im Auslande Bericht erstatten. Er sorgte dafür, dass der Name einer Waare dem Consumenten, besonders dem auswärtigen, schon die Garantie war für die Qualität, das Maass und die Preiswürdigkeit. Es war nämlich normirt, welche Art des Rohstoffes, welche Anzahl von Fäden u. s. w. für ein Gewebe bestimmten Namens zu verwenden seien, welche Breite dasselbe haben müsse u. s. w. Ein Stoff bestimmten Namens musste von gleicher Art sein, er mochte in welchem Etablissement des Reiches immer erzeugt werden. Der Ruf der Solidität und des Geschmackes sollte helfen, fremde Märkte nicht nur zu erwerben, sondern auch dauernd zu erhalten. Ausserdem wurden durch den Staat Musterwerkstätten und Musterfabriken für das Gebiet der Kunstindustrie errichtet und in reichster Weise mit künstlerischen Kräften und finanziellen Mitteln ausgestattet. Erfinder und Fabrikanten etc., die sich hervorthaten, wurden in glänzender Weise ausgezeichnet, schlechte Waaren hingegen wurden an den Pranger gestellt, der Name des solche Waaren liefernden Fabrikanten in erschwerenden Fällen sogar an den Galgen geheftet.

Colbert war bestrebt, die gesammte Industrie und den gesammten Handel des Reiches von oben her so zu leiten, als wenn alle Gewerbs- und Kaufleute zusammen eine grosse Corporation bildeten, eine Corporation, welche die Pflege der nationalen Arbeit, den Fortschritt des Geschäftes, den Ruf nach aussen hin, die Solidität etc. in ihre Obhut genommen. Was in der Glanzzeit mittelalterlicher Industrie und mittelalterlichen Handels durch die associirten Interessenten selbst — wenn auch in kleinerem Maassstabe — ausgeführt wurde, das führte Colbert nach grossem Styl von oben her in das Gesammt-Nationalleben ein. Es wäre noch viel zu erzählen, wie er das Verkehrswesen im Innern, die Schifffahrt und den Handel nach aussen hin förderte, wie er das Steuerwesen reformirte,

um zugleich den Staatsfinanzen aufzuhelfen und die productive Arbeit von Lasten zu befreien, wie er dafür sorgte, dem Geschäftsleben die Baarmittel zu einem möglichst niederen Zinsfusse zuzuführen etc. etc. Aber das eben Vorgeführte gibt uns schon hinreichenden Aufschluss über die Colbert'sche Gestaltung des Mercantil- und Protectiv-Systems. Wir sind nun auch schon in der Lage, uns das ältere Protectiv-System, wie es in seiner Blüthezeit beschaffen war, mit einiger Klarheit vorzustellen.

Das ursprüngliche Losungswort des Mercantil-Systems lautete: „Aussenhandel". Der Aussenhandel macht reich, der Aussenhandel bringt unerschöpfliche Geldquellen. Mit Recht führte darum diese volkswirthschaftliche Auffassung den Namen des Handels-Systems. Dass aber der Aussenhandel und der Besitz von Colonien für sich allein noch nicht eine solche Wunderkraft besitze, war bald klar geworden. Brauchte man doch nur auf Spanien einerseits, auf Holland und England andererseits hinzublicken. Nur dann wirkt der Aussenhandel, wie eine bereichernde Zauberkraft, wenn er die Arbeit des Volkes steigert und auch den Handel im Lande selbst, den inneren Verkehr belebt. Nicht blos die Eroberung eines Antheiles am Welthandel, sondern auch die Pflege jener heimischen Arbeit, welche einen grossen Aussenhandel zu nähren vermag, diese beiden Factoren bilden das Wesen einer guten Wirthschaftspolitik. So sprach sich das Mercantil-System auf seiner zweiten Stufe der Entwicklung aus. Das Handels-System wurde so, bewussterweise, auch industrielles Protectiv-System.

Zuerst praktisch geübt, wurde die Mercantil- und Industrie-Politik später zu einer theoretischen Lehre fortgebildet; zu einer Lehre, welche wie eine Art von volkswirthschaftlichem Katechismus dem Beamtenthum beigebracht wurde, zu einer Lehre, die endlich gewissermassen in Dogmen, in Sätzen erstarrte, welche als erhaben über jede Discussion galten.

Lassen Sie uns die Hauptsätze dieses Systems in's Auge fassen. Hören wir, wie der schulmässig gebildete Mercantilist über Volkswirthschaft und wirthschaftliche Politik dachte. Ein europäisches Land kann durch Naturgaben allein nicht zu

wirklicher Wohlstandsblüthe gelangen. Bei aller Fülle an Getreide, Vieh und Wein bleibt ein Land arm, wenn es nicht auch Geldreichthum besitzt. Ohne Geldreichthum gibt es keinen Comfort für die Mehrzahl des Volkes, ebenso keine ausgebreitete Bildung, keinen bedeutenden Luxus bei den Mittelclassen, keine Möglichkeit, grosse Werke der Cultur auszuführen, keine Möglichkeit, dem Ausland gegenüber, sei es im politischen oder wirthschaftlichen Interesse, leicht Macht zu entfalten. Der natürliche Reichthum einer Nation kann nicht zur rechten culturellen und wirthschaftlichen Verwerthung kommen, wenn der Geldreichthum fehlt. „Zum Kriege gehört Dreierlei" — sagte die mercantilistische Zeit — „Geld, Geld und Geld." Nicht Reichthum überhaupt, sondern Geldreichthum gehört zu grossen Werken des Krieges oder auch des Friedens. In solchem Sinne war wohl jener Ausspruch gemeint. Man sah ja, welche Raschheit und Leichtigkeit politischer wie culturelle Operation bei den geldreichen Handelsnationen und Industriestädten zu finden war, während die rein agricolen Länder bei allem Naturalreichthum träge und ohnmächtig sich erwiesen.

Das Geld wurde also von den Mercantilisten ungemein hoch geschätzt. Und ursprünglich auch wohl nicht mit Unrecht. Denn Spanien abgerechnet, sah man dem Geldstrom überall den Culturstrom als Begleiter folgen. Wo das Geld einströmte, da vermochte sich das Bürgerthum zu entfalten, da kam Leben, Energie, Arbeitstrieb und Fortschrittsstreben in die Nation, und der moderne Staat erhob sich glänzend an Stelle des sinkenden mittelalterlichen Feudalwesens. Aber freilich, das Geld wirkte diese Wunder nur, wenn es in frischem Umlauf das Land durchströmte und fleissige Hände und Köpfe unablässig in Bewegung und in Thätigkeit erhielt. Das Problem der Wirthschaftspolitik wurde darum auf die zwei Fragen zurückgeführt: Wie lässt sich die Geldmenge des Landes vermehren? und: Wie ist dieselbe im Lande in möglichst lebhaftem Umlauf zu erhalten? Die Kunst, im Innern mit Papier den Umlauf zu besorgen, war den früheren Mercantilisten noch nicht recht bekannt. Man dachte also durchaus nur an metallisches Geld.

Die Mercantilisten sagten nun: Das Geld des Landes kann wesentlich nur auf Einem Wege vermehrt werden: Durch Einfuhr von Geld aus dem Weltmarkte her. Denn den europäischen Gold- und Silberminen kam seit der Entdeckung Amerikas keine grosse Bedeutung mehr zu. Auf welche Weise lässt sich aber Geld aus dem Weltmarkt in's Land hereinziehen? Wenn von Eroberung der Goldländer oder Auflegung von Kriegscontribution abgesehen wird, so bleibt nur Ein Mittel, welches dauernd wirken kann: Eine active Handelsbilanz. Diese stellt sich aber ein, wenn ein Land für den Weltmarkt mehr arbeitet, mehr Waaren liefert, mehr Fracht- und Handelsgeschäfte jährlich besorgt, als dieses Land für sich vom Weltmarkte arbeiten, Waaren liefern, Transporte und Handelsgeschäfte besorgen lässt, so dass dieses Land mit jedem Jahr mehr Zahlungen vom Auslande zu empfangen, als Zahlungen an das Ausland zu leisten hat. Wer aber Jahr für Jahr mehr Zahlungen empfängt, als er leisten muss, dessen Geld oder Geldguthaben muss stetig anwachsen. Das Abwiegen der zu leistenden und zu empfangenden Zahlungen ist die Bilanz, von welcher die Mercantilisten sprachen. Sie nannten diese Bilanz eine für das Land günstige oder active, wenn das Land, nach Abrechnung der zu leistenden und zu empfangenden Zahlungen, noch Geld zu erhalten hatte — wenn der Saldo für das Land ein activer war. Im umgekehrten Falle, d. h. wenn noch an das Ausland eine Differenz in Geld hinauszuzahlen war, sprach man von einer für das Land negativen oder ungünstigen Bilanz.

Damit die Geldmittel eines Landes sich mehren, muss dahin gestrebt werden, seine Bilanz in immer höherem Maasse activ zu gestalten und negative Bilanzen möglichst zu verhüten. In erster Linie hängt — sagten sich die Mercantilisten — die Gestaltung der Bilanz davon ab, in welchem Verhältniss die Waaren-Ausfuhr zur Waaren-Einfuhr steht; in zweiter Linie davon, in welchem Maasse das Ausland für uns Transport- und Handelsgeschäfte besorgt, und in welchem Maasse wir für das Ausland solche Geschäfte besorgen. Je mehr unsere Bevölkerung vom Ausland Beschäftigung erhält, und je weniger Beschäftigung wir dem Auslande geben, desto mehr wird das

Ausland an uns in Geld noch herauszuzahlen haben. Die Handelspolitik müsse also bestrebt sein, die Beschäftigung der heimischen Bevölkerung für das Ausland möglichst zu fördern, hingegen zu hindern, dass die heimische Bevölkerung dem Auslande Arbeiten und Geschäfte zuweise, welche vom Inlande besorgt werden können. Der Staatsmann habe dafür zu sorgen, dass möglichst wenig Arbeitslöhne, Frachtlöhne und Geschäftsgewinne in's Ausland gehen, dass aber möglichst viel solchen Einkommens vom Auslande her bezogen werde. Das Geld solle im Inlande bleiben, und neues Geld solle dazu noch in's Land gebracht werden.

Folgende Regeln wurden nun als geeignet für diesen Zweck aufgestellt: Die Geldausfuhr ist im Allgemeinen schädlich und ist möglichst zu verhüten. Nur dann ist eine mässige Geldausfuhr zu gestatten, wenn die Art des Geschäftes die Gewissheit in sich trägt, dass die ausgeführte Summe, um Gewinne vermehrt, bald wieder in's Land zurückkommt. Den privilegirten Handels-Compagnien konnte darum die Geldausfuhr leichter erlaubt werden. Und diese Compagnien waren es, welche zuerst den Kampf gegen die Beschränkung der Geldausfuhr aufnahmen. Die Einfuhr von Industrie-Artikeln ist zu erschweren oder zu verbieten. Denn für die eingeführten Artikel gehen Arbeitslöhne und Fabriksgewinne u. s. w. in's Ausland, wodurch die inländische Bevölkerung in doppelter Weise beschädigt wird. Einmal könnten diese Löhne und Gewinne heimischen Arbeitern und heimischen Fabrikanten Arbeit und Verdienst geben; zweitens wird durch die Weggabe von Geld die Geld-Circulation des Landes geschwächt und in Folge dessen der Verkehr um seine Lebhaftigkeit gebracht, die gesammte bürgerliche Culturthätigkeit gemindert. Denn so wie das Einströmen des Geldes und dessen Umlauf ein agricoles Land auf eine höhere Culturstufe hob, so — dachten die Mercantilisten — muss eine Minderung des Geldes wieder die Cultur-Entwicklung hemmen. Je weniger Geld im Lande umläuft, desto weniger Hände und Köpfe können dann lohnend beschäftigt werden und desto weniger hat Der noch zu thun, welcher überhaupt noch Verdienst findet. Wenn das Geld vermindert wird, ist die Wirkung noch schlimmer, als wenn

Schifffahrts-Canäle, Strassen u. s. w. zerstört werden. Die Menschen werden zu einem trägeren Leben und zur Armuth verdammt, weil der Verkehr abgenommen hat.

Die Ausfuhr von Industrie-Artikeln soll möglichst gefördert werden. Das Ausland zahlt dann Löhne an unsere Arbeiter und Gewinne an unsere Fabriken. Zudem kommt noch Geld in unser Land, welches den Verkehr belebt, die Arbeitslust und die Arbeitsgelegenheiten — die geistige, wie die technische Arbeit — mehrt und so das gesammte Cultur- und Wirthschaftsleben steigert. Die Einfuhr von Rohstoffen jedoch, welche unsere Fabriken speisen können, ist möglichst zu erleichtern. Denn werden diese Stoffe zu Industrie-Artikeln verarbeitet und dann ausgeführt, so erhalten wir den Preis des Rohstoffes wieder zurückbezahlt und Arbeitslöhne und Fabriksgewinne noch hinzu. Die Ausfuhr von solchen Rohstoffen jedoch, welche von unseren eigenen Fabriken verarbeitet werden können, muss so weit erschwert werden, als nöthig ist, damit unsere eigene industrielle Production nicht durch Rohstoff-Vertheuerung zu leiden habe. Insbesondere soll die Ausfuhr von Abfällen u. dgl., welche fast niemals in genügender Menge der Production zur Verfügung stehen und deren Verbrauch dem Lande von grossem Nutzen ist, möglichst erschwert werden. Hieher ist beispielsweise zu zählen die Ausfuhr von Knochen — als Düngmittel — von Hadern, altem Eisen etc. Die wichtigen Nährmittel für Feld und Fabriken sollen im Lande bleiben und die heimische Production, die heimische Arbeit fördern. Das Papier, welches aus den Hadern bereitet ist u. s. w. — dieses möge zur Ausfuhr gelangen, dann bleiben auch die Löhne und Fabriksgewinne im Lande, und mehr Kinder des Vaterlandes finden Beschäftigung und Einkommen.

Einen wichtigen Zweig der nationalen Arbeit und eine erhebliche Nahrungsquelle für das Land kann der internationale Zwischenhandel und das internationale Transportgeschäft bilden. Die Mercantilisten unterschieden diesen Theil des Handels von blossem Einfuhrhandel oder Passivhandel und blossem Ausfuhrhandel oder Activhandel. Der Zwischenhandel wurde „ökonomischer Handel" genannt. Waaren, mit dem Zwecke einzuführen, dieselben wieder in andere Länder zu vertreiben,

ist ein Geschäft, welches zu fördern ist, weil dadurch Handelsgeschäfte für das Ausland besorgt werden, und die Gewinne den Inländern zugute kommen. Die Kraft des vaterländischen Handels überhaupt wird durch Betrieb des Zwischenhandels in der Regel sehr belebt und erhöht.

Die Einfuhr von Industrie-Artikeln kann von Nutzen sein, wenn für den Werth der eingeführten Artikel ein Gleichwerth in heimischen Artikeln zur Ausfuhr gebracht wird. Denn in solchem Falle kommen doch mindestens die Handelsgewinne dem Inlande zugute. Freilich ist es hiebei wichtig, dass eben die Inländer diesen Handel selbst betreiben und nicht vom Auslande her, von Ausländern betreiben lassen. Eine Einfuhr von Industriewaaren ist auch dann zu gestatten, wenn diese Waaren, noch weiter veredelt, wieder ausgeführt werden; denn die Löhne und Gewinne der Veredlungsarbeit fallen dem Inlande zu. Stets müsse uns die Frage vorschweben, ob gewisse Ein- oder Ausfuhren, im Ganzen, dem Lande Arbeit und Geld mehr einbringen oder mehr entziehen? Im ersten Falle wird also unsere Bilanz verbessert, im zweiten aber verschlimmert. Dort habe demnach der Staat fördernd, hier hindernd einzugreifen.

Das seien also die Mittel, welche anzuwenden sind, um der Geldverminderung vorzubeugen und die Zunahme des Geldes im Lande zu fördern.

Es genügt aber nicht, dass mehr Geld im Lande ist. Für Kriegszwecke einen Geldschatz zu bewahren, mag zu empfehlen sein. Damit aber viele Köpfe und Hände Beschäftigung finden, damit immer und recht viel Arbeit gefunden werde, muss das Geld recht fleissig umlaufen, das Geld muss immer wieder unter die Leute kommen. Kaum eingenommen, soll es wieder ausgegeben, kaum ausgegeben, wieder eingenommen sein. Ein Gulden, welcher in einer Woche in zwanzig Hände — immer von neuem als Lohn — gelangt, bewirkt Productionen oder Arbeitsleistungen von zwanzig Gulden im Werth. Und der eine Gulden ist selbst noch unverbraucht in seiner metallischen Form da. Aber ein Gulden, der im Kasten liegt, ist eben nur dieser Metallwerth. In einem Jahre könnte der e ne Gulden, so umlaufend, wie

angenommen, einen Werth von fünfzigmal zwanzig oder tausend Gulden produciren. Es sei darum gut, wenn der Staat, sei es durch sein Steuerwesen, durch Gründung von Banken, sei es durch Förderung der Künste und eines gewissen Luxus u. s. w., das Geld aus den Verstecken, aus den Schränken etc. hervorholt und unter recht viele Leute bringt, die es einnehmen, um es wieder auszugeben. Kurz gesagt: Eine grosse Bevölkerung, sowohl physisch, wie geistig gut zu nähren und an Cultur wie Macht gross zu machen, sind nur jene Länder im Stande, in denen das Geld an Menge zunimmt und in immer rascherem Tempo durch fleissige, vom Geist auch unterstützte Hände läuft. Der Umfang, wie die Energie des socialen Lebens hängen an der Menge und dem raschen Umlauf des Geldes, wie das leibliche Leben an Menge und Circulation jener Säfte, welche die Blutbereitung anregen und die Nahrungsstoffe durch alle feinen Organe hin treiben.

Wir haben das Mercantil- und Protectiv-System nun sowohl als Praxis in dessen Blüthezeit, wie auch als erstarrende theoretische Lehre kennen gelernt. Die ferneren Schicksale dieses Systems im historischen Leben Europas sollten wir jetzt in's Auge fassen. Aber nur ein flüchtiger Blick wird uns bei der Kürze der Zeit hier möglich sein. So interessant ein genaueres Eingehen auch wäre, so müssen wir uns doch mit Wenigem bescheiden.

In allen Staaten Europas wurde das Protectiv- und Mercantil-System sowohl zur praktischen Staatskunst, wie zu theoretischer, in den Schulen tradirter Lehre. Ja, diese Lehre ging sogar in solchem Maasse in das allgemeine Volksbewusstsein über, dass sie von gescheidten, praktischen Leuten wie Sprüche des gesunden Menschenverstandes zum Ausdrucke gebracht wurde. Man glaubte gar nicht, eine Ansicht vor sich zu haben, die etwa einmal nicht existirt hätte. Jeder Verständige meinte, er habe seine mercantilistische Ansicht aus dem eigenen Geiste, ohne fremde Hilfe, in's Bewusstsein heraufgeholt. Die auch heute noch ziemlich verbreiteten Aussprüche, es sei gut, wenn Geld unter die Leute kommt, oder es habe sein Gutes, wenn der Hagel viele Fensterscheiben zerschlägt, denn auch die Glaser müssen zu thun haben u. s. w., solche

Aussprüche stammen aus der mercantilistischen Zeit. Freilich, die freihändlerischen, den mercantilistischen schnurstracks entgegenstehenden, Anschauungen sind in unseren Tagen weit mehr verbreitet. Und heute gelten diese Anschauungen als natürliche, als solche, die Jedermann aus dem eigenen Verstande geschöpft zu haben glaubt.

Es ist höchst interessant, den Fortbildungen sowohl wie den wechselnden Metamorphosen der allgemeinen oder öffentlichen Meinung als Betrachter gegenüberzustehen. Ein tieferes Versenken in die Geschichte bringt uns leichter in diese günstige Stellung, als dies dem einzelnen Menschen während eines noch so langen Lebens möglich wäre. Auch ist es nur das Bild der Geschichte, das uns die nöthige contemplative Geistesstimmung verleiht, während die Praxis und das Parteileben uns parteiisch machen und in die Wirbel der Zeitleidenschaften hineinreissen.

In gewissem Sinne ist die Zeitmeinung freilich meist im Rechte mit der Ueberzeugung, dass ihr der gesunde Menschenverstand eingebe, was sie sagt. Volksstimme ist trotz ihres Wandels doch im Grossen eine Gottesstimme. Bedürfnisse der Zeit kommen in der Zeitmeinung zum Ausdrucke und der sogenannte gesunde Menschenverstand hat eben in der Regel für dasjenige Sinn, wessen die Zeit bedarf. Was nicht an der Zeit, dafür pflegt dem allgemeinen Menschenverstand zur Zeit der offene Sinn zu fehlen. Der allgemeine Verstand besteht ja aus vielen Geistesfasern oder vielen Augen. Nicht alle Augen wachen immer und zu gleicher Zeit. Die Tendenzen der Epoche erwecken entsprechende Sinne; die anderen Sinne sind indessen ohne genügende Anregung, versinken in Schlaf und nehmen nur schwach oder gar nicht wahr. Sie bleiben in Unthätigkeit, bis auch für sie die Zeit kommt oder wiederkommt. Was einst gesunder Menschenverstand gewesen, wird später gar oft zu Unsinn; aber Altes kann auch wieder aufleben und der Unsinn wieder zu gesundem Sinne werden. Man ist so verführt worden, zu glauben, dass dieser Wechsel der öffentlichen Meinung eine Art Spiel des Zufalls sei und dass es keine absolute Wahrheit gebe. Aber durch all' diese Wandlungen hin schreiten Cultur und Menschheit fort, und

die Erkenntniss des Wahren wächst an Umfang wie an Tiefe. Für die Dauer ist das Gefundene unverloren; es streift ab, was übertrieben an ihm war, und wird ein harmonisches Glied im Organismus der gesammten Wahrheit. Irrig wäre jedoch die Ansicht, dass die Zeitmeinung, weil sie einem Bedürfnisse der Zeit entspricht, immer demjenigen Volke nützt, in welchem diese Meinung zur Herrschaft gelangt.

Das Leben eines Volkes ist ein organisches Leben, ein Leben, das seine wandelnden Phasen hat, fast so wie der leibliche Organismus, welcher seine Zeit des Keimens, Blühens, Reifens, Alterns, seine Zeit des Schlafens und Wachens hat. Was die Individuen oder Einzelfamilien im Volke, das sind die Zellen oder Lebensbläschen im leiblichen Organismus. Wenn Schlafenszeit kommt, haben die Nervenbläschen ganz andere Ansichten vom Leben, als wenn die Wachenszeit anrückt. An jedem Abend entsteht in dem Volke der Zellen, welche Gehirn und Nerven bilden, eine öffentliche Meinung eigener Art. Der gesunde Verstand raunt allen Zellen etwas zu, was endlich alle dem Schlafe zuführt. Einzelne Denker unter diesen Zellen mögen den Reigen führen, andere mögen eine erliegende Opposition bilden. Des Morgens erhebt sich eine ganz andere Volksstimme. Der gesunde Verstand predigt nun in anderer Weise. Die Opposition vom verflossenen Abend würde jetzt gewiss den Sieg davontragen, und die damalige Majorität folgt jetzt der neuen Fahne. So geht's mit jedem Abend und jedem folgenden Morgen, bis endlich die Zeit des langen, langen Schlafes kommt, und seinem Herannahen gehen Anschauungen der öffentlichen Meinung im Zellenvolke voraus, welche dem allgemeinen Mattwerden und dem Zerfalle des Zellenstaates zuführen. Auch jetzt entsprach die herrschende Meinung dem Bedürfnisse, dem Bedürfnisse eines untergehenden, zerfallenden Lebens. Nun, die Denkweisen, welche im Völkerleben zur Herrschaft gelangen, sind ähnlichen Wandlungen ausgesetzt und stehen unter einem ähnlichen Geschicke. Das Gleichniss mag hinken; aber ganz ohne Wahrheit dürfte dessen Anwendung nicht befunden werden.

Mit dem Kampf der Mächte um Antheil am Welthandel und dem Streben derselben, einen Theil der goldenen Schätze

Amerikas zu sich heranzuziehen, trat das Mercantil-System in die Welt. Dieselbe Epoche war es, in welcher allüberall die Staatskunst an den Versuch herantrat, die — innerlich aus kleinen, fast wie selbstständige Staaten lebenden Gutsherrschaften bestehenden — Feudalreiche in wirkliche Grossstaaten umzuwandeln, in Grossstaaten, machtvoll durch einheitliche Organisation und durch das allgemeine Staatsbürgerthum aller Theile. Wohl in allen Reichen gab es Staatsmänner, welche diesem Doppelziele zusteuerten, nämlich, den modernen Grossstaat zu begründen und demselben einen Antheil am Welthandel und an der Weltindustrie zu erobern. Aber die Umstände waren nicht überall, wo diese Pläne gefasst wurden, diesen Plänen auch in gleichem Maasse günstig. Nicht überall kamen die geographischen Verhältnisse, der politische Geist der Reichsglieder und des Volkes, die Richtungen des Welthandels-Stromes u. s. w. zu Hilfe. Vor Allem war der Nordwesten Europas mehrfach begünstigt.

Holland und England waren von Völkerschaften bewohnt, welche als nordische Germanen von Freiheitssinn und von Arbeitslust erfüllt waren, durch den Betrieb der Fischerei schon früh mit dem Element der See vertraut, voll Lust, sich in's Weite hinauszuwagen, um Schätze zu erringen; bestrebt, nicht blos durch Eroberung des blinkenden Goldes, sondern auch durch klugen Handel wie durch Anbau neuen Bodens Reichthümer und Reichthumsquellen zu erwerben und dauernd zu begründen. England war zudem bereits zu einer Art grossstaatlicher Organisation gelangt, ohne dass bei diesem Processe die politische Freiheit und die politische Selbstthätigkeit des Volkes verloren gegangen wäre. Von der ständischen mittelalterlichen Verfassung gelangte England in stetiger Weise zu dem modernen Repräsentativ-System. Aus den Versammlungen des hohen Adels und der Bischöfe wurde das Parlament, in welchem das Bürgerthum, und das Volk überhaupt, an der Gesetzgebung und der Politik theilnimmt. Nicht über die Köpfe der Gewerbs- und Handelsstände hinweg wurde hier die neue Industrie- und Handelspolitik gemacht. Das noch lebenskräftige Mittelalter ging hier, bevor noch ein Altern und Erstarren eingetreten war, in das frische

Leben der Neuzeit über. Die älteren politischen und socialen Institutionen brauchten nicht erst, nachdem sie mumienhaft und zu Fesseln geworden, zerstört zu werden. Sie wurden vielmehr, als sie noch Elasticität besassen, umgewandelt und auf eine höhere Stufe erhoben.

In diese Umwandlungsprocesse blies ein frischer, beseelender Wind vom Meere her, die Luft des Seehandels, welcher die Brust erweitert und dem Auge den weiten Blick nicht nur in Raumesferne hin, sondern über den Ocean hinweg verleiht. Auch der Zeit nach erweitert sich der Sehkreis eines Volkes, welches sich der vom Betrieb des grossen Seehandels ausgehenden Einflüsse erfreut. Was bei anderen Völkern nur die höchste Cultur, mit erhabenem Idealismus gepaart, zu Stande bringt, nämlich eine Volksseele zu gestalten, welche die Zukunft der Nation überschaut und für die Grösse der Zukunft Opfer zu bringen bereit ist, das leistet bei einem Seevolke, so lange es jugendfrisch ist, schon der irdische Realismus, welcher eine schlichte Vaterlandsliebe zur Begleitung hat.

Der atlantische Handel stieg jetzt im Licht der Sonne empor, der Levantehandel der Donau, der Adria und des östlichen Mittelmeeres versank in Nacht und Graus. Deutschland und Oesterreich büssten die belebenden Impulse ein, welche sie vom Handel der Hansa, Venedigs und des östlichen Mittelmeeres empfangen, büssten die Reichthumsquellen ein, welche diesem Handel und den von ihm belebten Industrien zu danken waren. Dazu verfiel Deutschland durch seine Religionskriege, durch Ermatten der Centralkraft und Einmischung der fremden Mächte. Und Oesterreich, in vielen seiner Glieder kaum selbst der Uncultur entstiegen, hatte sich mit der vorrückenden türkischen Barbarei herumzuschlagen, während für Venedig und Italien, denen der Lebensathem entzogen war, nun von innen, wie von aussen her immer neue Quellen des Siechthums entsprangen.

Man frage sich nun, was aus derselben Theorie der Wirthschaftspolitik in der Praxis werden musste, wenn sie dort und hier, in England und in Mitteleuropa, unter so ganz verschiedenen Bedingungen fortgeübt wurde?

In England wurde unter dem Einflusse eines grossen Handelslebens und eines kräftigen Schwunges der Volksfreiheit das mittelalterlicke Zunftwesen, noch bevor es erstarrt und entartet war, dem neuen Industrieleben entsprechend umgebildet. Und des Volkes Theilnahme und die der Interessenten wirkte mit am Aufbau der neuen grossartigen Wirthschafts-Politik. Hier hat darum das Protectiv-System immer weniger als eine von Staatsmännern geübte Bevormundung gewirkt. Die Freiheit hatte nicht unter der nationalen Wirthschafts-Politik und den Regulirungen des Erwerbslebens zu leiden. Und bei der Grossartigkeit des Styles in dieser Politik, bei dem Glanze des Erfolges spielten die dennoch mitlaufenden Uebelstände eines complicirten Zollsystems und der mit demselben verbundenen Chicanen keine das Wirthschaftsleben lähmende Rolle.

Je mächtiger der Handel und die Industrie erblühten, desto überflüssiger mussten die Zölle werden, welche gegen die Einfuhr von Industrie-Artikeln gerichtet waren. Je mehr neue Märkte den englischen Fabriken erobert wurden, desto billiger konnte England die meisten Industrie-Artikel liefern. Denn der stetige grosse Absatz mindert die Productionskosten, übt in wunderbarer Weise die Arbeitskräfte, fördert die Möglichkeit, die Maschine anzuwenden, und erlaubt zudem, mit geringeren Gewinn-Procenten zu arbeiten. Ein Rothschild kann glänzend fortbestehen, wenn er mit einem bis zwei Procent Gewinn und weniger sich begnügt; ein kleiner Ladenhalter, dessen Tageseinnahme drei bis vier Gulden beträgt, kann ohne eine zwanzig- bis fünfzigprocentige Verzinsung seines kleinen Betriebsfonds kaum bestehen.

Wenn Handel und Industrie einmal mit Riesencapitalien arbeiten, dann operiren sie selbst, ohne Hilfe des Staates, wie Staaten im Weltmarkte. Sie beeinflussen die fremde Wirthschaftspolitik, sie eröffnen sich neue Märkte durch leichte Creditgewährung; sie üben leicht eine mit Opfern verbundene erfolgreiche Protectiv-Politik, indem sie von Zeit zu Zeit ihre Producte zu niedrigen, oft sogar zu Schleuderpreisen auf den Weltmarkt werfen, um die fremden Märkte von den auswärtigen, capitalschwächeren Fabriken für längere Zeit oder

für immer reinzufegen. Freilich wird darum die Hilfe der Staatsmacht und der Politik nicht verschmäht. Aber der Zölle zur Verhinderung fremder Importe bedarf man kaum noch. Die Politik muss helfen, fremde Märkte und Colonial-Länder erobern und fast die gesammte äussere Politik in den Dienst der Mercantil- und Industrie-Interessen treten. Nicht auf Abwehr zielt nun die Handelspolitik, sondern auf immer neue Eroberung und auf Vertheidigung des Eroberten. Auf diese Stufe der Entwicklung waren nun Wirthschaft und Wirthschafts-Politik, im vorigen Jahrhundert schon, in England gelangt.

Die politischen Institutionen des Wirthschaftslebens sind in gewisser Hinsicht mit dem Adernsysteme und Knochengerüste des leiblichen Lebens zu vergleichen. Jenes wie dieses ist bestimmt, dem Strome des Lebens sichere, wohlgeordnete Bahnen anzuweisen, den Lebensbewegungen grössere Festigkeit und haltvollere Gliederung zu verleihen. Alle Organismen beginnen, wie das Huhn im Ei, als eine weiche, leichtflüssige Masse von Theilchen, denen die Gliederung des Knochenbaues, wie das System der Blutbahnen fehlt. Mit dem Aufsteigen des Lebens nimmt die Festigkeit ebenso, wie die Complication des Bahnen- und Gliederungs-Systems zu. Aber der Zuwachs an Festigkeit und Ordnung geht mit der Kraft und der Geschmeidigkeit Hand in Hand. Man vergleiche nur den Organismus eines, eben Mann gewordenen, Jünglings mit dem Leibesleben und der Bewegung eines Kindes! Wenn aber das Leben greisenhaft wird, dann nimmt wohl noch immer die feste Masse in den Knochen zu, wie die Röhren, welche den Blutstrom umschliessen, an Dicke immer noch gewinnen; aber Alles, was diesen Gerüsten Geschmeidigkeit verleihen könnte, wird nicht mehr in die Masse aufgenommen; die Knochen, wie die Wände der Adern, behalten ihre gealterten Bestandtheile und verschliessen sich dem Eintreten neuer Theilchen. Eine Erstarrung und Verkalkung nimmt überhand; die Bewegungen werden ungelenk und nehmen ab; das Blut findet wenig offene Bahnen mehr; es strömt nicht recht, es sickert nur. Mit dem Niedersteigen des Lebens werden also dieselben Einrichtungen, welche

demselben früher Gliederung und Kraft verliehen, nun auch zu wachsenden Hemmnissen.

Aehnliche Vorgänge können auch im Völkerleben beobachtet werden. Dieselben Gesetze, Sitten und Einrichtungen, welche einem Volke, zur Zeit frischen Strebens, als ordnende, gliedernde und stützende Lebenswerkzeuge dienten, werden zu Lebenshemmungen, wenn die strotzende Lebensfülle gewichen, wenn die energischen Bewegungen fehlen, welchen jene Institutionen zu dienen hatten und durch welche jene Institutionen Geschmeidigkeit erhielten. Die politischen, die socialen und die wirthschaftlichen Institutionen sind in ihren Schicksalen in überaus hohem Maasse abhängig von der Frische und Fülle wie von dem Stocken des Lebensstromes, welcher die Nation sowohl von aussen her anregt, wie im Innern durchfliesst.

Mit der grossen Wendung des Handelsstromes, welche in Folge des Türken-Einbruches einerseits, in Folge der Entdeckung Amerikas und der nach Ost-Asien führenden Seewege andererseits vor sich gegangen war, mit dieser Handelswende war für lange Zeit eine Lebenswende für unseren Welttheil eingetreten. Für Mitteleuropa war ein Strom des Lebens und der Kraft verloren, welcher erfrischend, anregend und stärkend bis dahin von der Levante her einerseits, durch den Handel der Hansa andererseits eingedrungen war. Umgekehrt ergoss sich nun aus dem atlantischen Handel eine überschwengliche Fülle anregender und belebender Kraft auf das bis dahin arme und ärmlich lebende britische Inselland. Darum kam nun eine Zeit grossartiger Entwicklung für alle bestandenen, wie neu entstandenen Einrichtungen des britischen National- und Wirthschaftslebens, während in Mitteleuropa alles Alte nun älter und starrer, alles Neue kleinlich und geistlos ward.

Der Handelsstrom wirkt nicht ungleich dem Golfstrome, welcher, aus den Aequatorialgegenden kommend, mit feuchter Wärme dem Lande der Angeln einen immerwährenden Frühling bringt. Wenn heute der mittelamerikanische Landstrich in den Abgrund versänke, der Golfstrom dann in geradem Zuge von Südafrika in das Stille Meer hineilte, dann müsste England zu einem traurigen, vielleicht von Eis starrenden, Eilande werden. Ein Schicksal solcher Art beinahe war es,

welches über Mitteleuropa hereinbrach, als der Weltstrom des Handels die Balkanstrassen und das östliche Mittelmeer verliess und die nördlichen atlantischen Gestade zu seinem europäischen Ausgangssitze nahm.

Mitteleuropa — Deutschland und die österreichischen Lande — sanken nun in ein fast nur agricoles Leben zurück. Der Handel wurde zu blosser Krämerei. Die gewerblichen Institutionen, wie die Zünfte, fielen in immer zunehmende Erstarrung und elende Kleinlichkeit des Styls. Einen ähnlichen Charakter bekam die Politik der zahllosen kleinen Staaten, welche den Körper des deutschen Reiches bildeten. Und das Mercantil-System, welches unbedingt ein Grossstaatsleben und eine gewisse Theilnahme am Welthandel dort voraussetzt, wo es sich entfalten soll, dieses Mercantil-System wurde nun zu einer Schablonen-Politik für eine Anzahl kleiner und kleinster Staaten, von denen die meisten ausser directer Berührung mit dem Weltmarkte waren.

Das Mercantil-System fordert, dass ein grosses Reich wirthschaftlich in solcher Art sich verwalte und kaufmännisch so operire, als wäre dieses Reich eine einzige Corporation, mit einem Industrie- und Handelsleben, welches activ in den Weltmarkt eingreift. Grossartigkeit der wirthschaftlichen Auffassung, Grossartigkeit des Operirens, das war eine unbedingte Forderung der ursprünglichen Mercantil- und Protectiv-Politik. Aber in dem zersplitterten, siechenden Mitteleuropa musste dieses System zur Caricatur entarten. Es ging hier eine abscheuliche Ehe ein mit dem verfallenden Feudal- und Zunftwesen. Ein in der Regel kleinlicher Absolutismus kleiner Staaten war der Handhaber dieser verzerrten Wirthschaftspolitik. Die Bevölkerungen verfielen immer mehr in Krähwinkelthum, eingepfercht in enge Gebiete des Kleinstaats-, des Feudal- und Zunftwesens. Nach dem dreissigjährigen Kriege waren im Volke und Bürgerthum auch fast alle Erinnerungen an das einstige grosse Handels- und Gewerbeleben verloren gegangen. Noch schlimmer, als den Deutschen, musste es, nach Lage der Dinge, uns Oesterreichern und dem ganzen Südosten Europas ergehen. Denn hier gingen durch das Vordringen der Türken-Barbarei Zerrüttungen vor sich, welche an die Tage der

Völkerwanderung gemahnen müssen. Dieser Niedergang des Lebens schritt in Mitteleuropa bis weit in das vorige Jahrhundert hinein stetig fort; im Volke war nach und nach alle Lust und alle Kraft für ein Sichaufraffen verloren gegangen.

Von oben her, durch Maria Theresia, Friedrich II. und Josef II., wurden die Versuche gemacht, wieder ein höheres Gewerbs- und Industrieleben in Mitteleuropa zu pflanzen und zu verbreiten. Was die Protectiv-Politik unter diesen absoluten Herrschern Segensvolles geleistet hat, sollte wohl nicht unterschätzt werden. Die bedeutenden Keime industriellen Lebens, welche so in den Boden gesenkt wurden, haben Früchte gebracht und sind uns nicht mehr verloren gegangen. Man bedenke einmal, wie sehr wir noch der Influenzen des Welthandels beraubt waren und in welch' gealterter Schlaffheit die Völker Mitteleuropas noch dalagen, und man wird von der Wirthschaftspolitik der Periode Friedrich's II. und Josef's II. eine minder geringe Meinung haben, als sie in extrem freihändlerischen Kreisen gang und gäbe geworden.

Die Reaction gegen diese Zustände hat nicht in Deutschland ihren Anfang gefunden. Von Frankreich ging die Geisteswendung aus. Auch in Frankreich war — nach dem Hingange Colbert's — die Wirthschaftspolitik verfallen und entartet. Es fehlte der sichere Boden, welchen eine Industrie- und Handelspolitik nur dort findet, wo die Interessenten selbst, die Gewerbs- und Handelswelt, eine solche Politik machen helfen. Ob sich wieder ein tüchtiger Minister findet, ob der Hof an einem solchen Gefallen hat, das sind Dinge, die gleichsam dem Zufalle preisgegeben sind. Die Franzosen waren es, welche sich zuerst gegen die entartete und absolutistisch betriebene Protectiv- und Mercantil-Politik erhoben, wie es die Franzosen waren, welche den erstarrten Bau des Beamten-Absolutismus zuerst erschütterten. Aber der Angriff wurde, der Idee nach, nicht gegen blosse Ausartungen eines Systems, sondern gegen das System selbst gerichtet. Nicht auf eine Reform des Protectiv- und Mercantil-Systems zielten die neuen Ideen hin, sondern auf eine radicale Vernichtung desselben. Gegen Extreme der Unfreiheit erheben sich auch leicht extreme Freiheits-Ideen. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts erhob

sich so die überspannte Idee des reinen Gewährenlassens auf wirthschaftlichem Gebiete. „*Laissez faire, laissez passe, le monde va de lui-même.*" (Lasst geschehen, lasst gewähren; Alles macht sich schon von selbst.) Es sei überflüssig, dass sich der Staat in die Angelegenheiten des Handels und der Industrie einmengt. Jeder wisse allein am besten, wie er seine Interessen fördert — das war die Central-Idee der sich erhebenden Freihandelslehre, welche gar bald von England aus, wo sie fortgebildet wurde, aller Welt als neues wirthschaftliches Evangelium gepredigt werden sollte.

Die Freihandelslehre wurde vor Allem aus dem Streben der in den Banden eines gealterten Zunftwesens und erstarrten Bureaukratismus liegenden civilisirten Völker des Continents heraus geboren. Die Idee politischer Freiheit war mit der Freihandels-Idee in Eins zusammengeflossen. Man stritt gegen eine Staatseinrichtung, welche durch eine, die Volksthätigkeit maassregelnde Kanzlei-Maschinerie, wie durch das entartete Privilegienwesen, alles Volksleben in Fesseln legte oder zum Erstarren brachte. Jede Lehre, welche irgendwie der Staats-Einmischung eine Berechtigung gibt, konnte leicht den nach Freiheit sich sehnenden Geistern als giftiger Irrthum erscheinen. Hingegen klang wie eine erlösende Himmelsstimme der Wahrheit jede Freiheitslehre, sie mochte noch so maass- und grenzenlos sich aussprechen. Instinctiv schiesst der Zeitgeist über's Ziel hinaus, damit um so gewisser, trotz gewaltiger Hindernisse, doch das Ziel noch erreicht werde. Und wenn eine gewaltige Leidenschaft die Gemüther bewegt, dann ist der Geist wenig dazu gestimmt, zu fragen, ob jene Lehre, welche dem Streben der Zeit theoretischen Ausdruck verleiht, sich strenge innerhalb der angemessenen Grenze hält. Wie sollte nun der Betrachter darüber staunen, dass die „extreme" Freihandelslehre, seit den ersten Regungen der Freiheitsbewegung auf dem Continente, sich zu einem als ewige Wahrheit verkündeten wirthschaftlichen Lehr- und Glaubens-Systeme erhob? So brachte es der Lauf der Dinge mit sich, dass, von Frankreich ausgehend, die Freihandelslehre zum Herrscher über die freigesinnten Geister auf dem gesammten europäischen Continente sich erhob.

England aber hat dieser Lehre die volle Ausbildung gegeben. Und dies geschah in Folge tiefliegender Ursachen, von denen ganz verschieden, welche auf dem Continente der Freihandelslehre so sehr förderlich waren. England war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bereits zu einem hohen Grade wirthschaftlicher Reife und zur Beherrschung des Weltmarktes emporgestiegen. Manche Mittel der schützenden Handelspolitik waren für England selbst nun überflüssig geworden. Wozu noch Einfuhrverbote und die Einfuhr von Industriewaaren erschwerende Zölle, wenn man bereits besser und billiger producirt, als die anderen Länder? Wozu noch Beschränkungen der Geldausfuhr, wenn man sicher ist, durch Waaren-Export und Zinsenbezug mehr Geld in's Land zu bringen, als das Land braucht; wenn man bereits mehr Geld besitzt und neu empfängt, als man im Lande selbst geschäftlich zu verwenden in der Lage ist? Ein Land, welches zum Gläubiger anderer Länder wird, ein Land, dem alle Welt mehr und mehr zinspflichtig zu werden verspricht, ein solches Land darf doch sicherlich nicht mehr mit handelspolitischen Einrichtungen operiren, die nur für ein Staatswesen passen, welches sich erst aus Geldverschuldung zu erheben und den heimischen Markt für die vaterländische Gewerbsarbeit zu erobern hat.

Die mercantilistische Politik, wie sie von den späteren Theoretikern gelehrt wurde, passte nicht mehr für die Verhältnisse des englischen Wirthschaftslebens. Uebervölkerung und gewerbliche Ueberproduction bildeten das Hauptthema wirthschaftlicher Erörterung im britischen Inselreiche zu einer Zeit, da auf dem Continente noch gefragt wurde, wie die Volksvermehrung zu fördern, wie eine tüchtige industrielle Production zu schaffen wäre. Während das industrielle Leben auf dem Continente kaum noch über das Knabenalter hinausgekommen, war England bereits zu dem Mannesalter gelangt, welches einen Ueberschuss an Kraft abgeben muss, um neue Pflanzungen zu begründen. Zu wenig Volk, zu wenig gewerbliches Leben — das waren die Gedanken der Mercantilisten auf dem Continente; Ueberpopulation und Ueberproduction — der klagende Refrain in den Betrachtungen der englischen

Oekonomie. Wohin mit unseren überschüssigen Arbeitern, wohin mit unserer Waarenfülle, wohin mit unserem Verzinsung suchenden Gelde? Das waren die Grundfragen des englischen Wirthschaftslebens geworden.

Es ist nun leicht begreiflich, dass England in aller Welt Platz für seine Waaren und für seine Capitalien zu bereiten, bestrebt sein musste. Offene Länder und Freiheit für Waaren und Capitalien in aller Welt, das war das erhabenste Bild, welches dem englischen Forscher auf wirthschaftlichem Gebiete vorschweben konnte. Wie willkommen war darum dem englischen Geiste die Lehre vom „Gehenlassen und Gewährenlassen", welche sich im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts — freilich aus ganz anderen Ursachen — in Frankreich erhob! Von Frankreich aus wurde zuerst die Lehre von der vollen Freiheit des Handels dem Welttheil als neues Dogma verkündet. Aber nur in England fand diese Theorie sogleich den empfänglichsten Boden in den Geistern. In Frankreich — und auf dem Continente überhaupt — war es in erster Linie die Sehnsucht nach politischer Freiheit im eigenen Lande, welche der Freihandelslehre die Kraft eines die Gemüther entflammenden Ideals verlieh. In England waren es hingegen, vor Allem, tief empfundene Wirthschafts-Interessen, welche die mercantile Freiheitslehre in sorgfältige Pflege nahmen und für deren Verbreitung durch alle Länder hin eifrigst Sorge trugen.

Freilich waren die englischen Wirthschafts-Philosophen sich in der Regel dieser Sachlage durchaus nicht bewusst. Der englische Geist wird von realen Bedürfnissen in höherem Grade beeinflusst, als der Geist mancher anderer Cultur-Nationen. Eine Theorie, deren Ausbreitung den englischen National-Interessen zu dienen geeignet ist, wird auch vom theoretischen Geiste Englands als wahr empfunden — wirklich empfunden, nicht blos ausgesprochen. Mehr als anderswo, wird der Geist englischer Theoretiker von Patriotismus und National-Interesse beseelt und durchdrungen. Der englische Theoretiker sieht die Welt wenigstens in der Regel nur mit dem Auge des englischen Interesses. Vielleicht ist dies bei allen politisch und wirthschaftlich erblühenden Nationen der Fall; denn in gewis-

sem Maasse ist wohl jede Zeit und jedes Volk geneigt, dasjenige als ewige Wahrheit anzusehen, was dem Streben und der Stimmung der Zeit am meisten entspricht. Aber sicherlich bietet uns in der neuen Zeit die lebendigste Illustration für diese Erscheinung im socialen Geistesleben die Art, wie Englands Denker eine Wissenschaft der Nationalökonomie entwickelten, und wie England die Ausbreitung dieser Lehre befördert hat.

Die Freihandelslehre, wie sie durch englische Forscher ausgebildet wurde, zeigt aus den dargelegten Gründen gewisse charakteristische Eigenschaften. Es wird nämlich — stillschweigend — vorausgesetzt, dass die Wirthschaft in jedem Momente von Uebervölkerung und Ueberproduction bedroht sei, und dass alle Hilfsquellen des Landes in dem Maasse schon gepflegt nnd benützt werden, dass nur durch grossartige Erfindungen und Entdeckungen oder durch Ersparnisse, durch Erübrigungen beim Consum neue Capitalien geschaffen werden können. Dass vielleicht in einem Lande durch Zunahme der Bevölkerung, durch reiche Pflege bisher noch unbenützter bedeutender Hilfsquellen, durch eine rasche industrielle Erziehung bisher träge dahinlebender Volksmassen — dass auf solchem Wege neue, mächtige Capitalien in's Dasein, und für die Dauer in's Dasein gerufen werden, davon wird in den Lehrbüchern der englischen Schulen in der Regel gar nicht, oder doch nur nebenher ein wenig gesprochen. Aber in dem Wirthschaftsleben aufstrebender, jedoch wirthschaftlich noch minder entwickelter Länder — zu denen z. B. Oesterreich-Ungarn, Russland zu zählen sind — spielt dieser Punkt eine überaus grosse Rolle.

Ganz so, wie die Frage der Capitalschaffung, wird von der englischen Freihandelslehre die Frage des Geldwesens behandelt. Auch hier schwebt diesen Theoretikern nur ein Land vor, welches wirthschaftlich geradezu oder doch nahezu die Stufe des englischen — bereits an Uebervölkerung und Ueberproduction leidenden und von Geld in der Regel überströmenden — Wirthschaftslebens erreicht hat.

Von diesen Gesichtspunkten geleitet, lassen Sie uns nun die Freihandelslehre in einzelnen Hauptsätzen derselben prüfen und betrachten.

Für das sociale Leben gibt es keine gesündere Atmosphäre, als die der Freiheit und kein verderblicheres Element, als Zwang und Unfreiheit. Regsamkeit aller Kräfte, ein frisches Zusammenstreben der Lebens-Energien, eine den allgemeinen Interessen entsprechende Vertheilung der Arbeiten und der Mittel für die Güterschaffung, all' dies ist allein der vollen Freiheit des Verkehres und des Erwerbes zu verdanken. Der Staat verhüte nur Raub, Diebstahl, Betrug und dgl., dann lasse er den wirthschaftlichen Verkehr nur ganz unbehelligt. Alles macht sich von selbst und macht sich gut. Keine menschliche Weisheit ist im Stande, alle Bedürfnisse zu erforschen, welche zur Zeit Befriedigung suchen und erlangen könnten; keine Weisheit vermag alle Fähigkeiten herauszufinden, welche in den Menschen verborgen liegen. Aber diese Bedürfnisse und diese Fähigkeiten sind es eben, die das Getriebe des socialen Lebens erzeugen. Man räume nur alle Hemmnisse aus dem Wege und lasse den Egoismus aller Menschen frei in die Action treten. Alsbald werden alle Bedürfnisse und alle Fähigkeiten zur Offenbarung kommen. Den Bedürfnissen werden Nachfragen, den Fähigkeiten Angebote hellen, klaren Ausdruck geben. Der Egoismus treibt einen Jeden an, bekanntzugeben, was er braucht, wornach er strebt; der Egoismus drängt einen Jeden dazu, mit seinen Fähigkeiten, mit seinen persönlichen Kräften, wie mit seinem materiellen Besitz in die Arena der Production und des Erwerbes einzutreten. Je freier sich Handel und Verkehr entwickeln, um so leichter wird es, die Angebote und Nachfragen stets gegen einander auszugleichen. Im Grunde ist dies der Kern alles dessen, was wir Production, Reichthum und Wirthschaft nennen. Persönliche Fähigkeiten und materielle Dinge, welche Bedürfnisse befriedigen, das sind ja Reichthümer. Je mehr Bedürfnisse an's Licht treten und je mehr Fähigkeiten und materielle Dinge in die Lage kommen, jenen Bedürfnissen Befriedigung zu

schaffen, desto grösser ist der Reichthum, der Wohlstand aller Menschen.

Die einzige Regel, welcher die Menschen bei freiem Verkehre zu folgen brauchen, ist in den Worten ausgesprochen: Kaufen, wo es billig — verkaufen, wo es theuer ist. Dies zu thun, treibt Jeden freilich schon sein Egoismus an. Aber die höchste menschliche Weisheit wüsste keine wirthschaftliche Lehre besserer Art zu ertheilen. Denn die Befolgung dieser Norm reicht aus, der ganzen menschlichen Gesellschaft eine wunderbare Organisation zu geben, eine Organisation, welche im höchsten Maasse die Interessen des Einzelnen mit den Interessen Aller harmonisch vereint. Man muss freilich die Begriffe „Kaufen" und „Verkaufen" im umfassendsten und tiefsten Sinne aufzufassen verstehen. Jedermann ist einerseits durch sein Geben, Leisten, Dienen, Wirken, Schaffen innerhalb der Gesellschaft ein Verkäufer und ist zugleich andererseits durch sein Empfangen, Nehmen, Gebrauchen, Consumiren ein Käufer. Jedermann braucht nun blos Eines anzustreben: Die beste Verwerthung seiner Fähigkeiten und seines Besitzes. Damit dient er in bester Art dem Wohle Aller. Er fragt sich: Wo wird das am besten bezahlt, was ich zu bieten vermag? Wo finde ich am billigsten ausgeboten, was ich suche? Dort aber wird am besten gezahlt, wo der Bedarf der grösste, und dort ist es am billigsten, wo das Angebot das stärkste ist. Dorthin nun strebt jedes Verkäufliche, wo der höchste Preis besteht, und von da strebt es fort, wo der niedrigste Preis geboten wird. Das gilt ebenso von menschlichen Fähigkeiten und Capitalien, wie von Waaren im gewöhnlichen Sinne.

Auf solche Art strömt das Nützliche dahin, wo es am meisten nützt, und von dort weg, wo es am wenigsten nütze ist. Jede menschliche Fähigkeit, wie jedes Product findet auf diese Weise die richtige Stelle heraus, die sie in dem Riesenorganismus der menschheitlichen Wirthschaft einzunehmen haben. Indem ich in bester Weise den Anderen diene, fördere ich im höchsten Maasse mein eigenes Interesse. Bei voller Freiheit des Verkehres harmoniren also alle Interessen von selbst, und der Egoismus aller Einzelnen

wird zum trefflichsten Wächter und Förderer des allgemeinen Wohles.

Von Natur sind die einzelnen Menschen, und so auch die einzelnen Länder und Völker auf den Verkehr, auf wechselseitiges Geben und Empfangen hingewiesen. Ich mag für das Forschen, Dichten oder Singen begabt sein — mit solcher Begabung vermag ich gewissen Bedürfnissen von Tausenden und Tausenden Menschen Genüge zu schaffen. Wie viele Bedürfnisse besitze ich aber selbst, denen ich mit meiner eigenen Begabung nur schwer und zum Theil nur schlecht oder gar nicht Befriedigung gewähren kann! In solcher Situation befindet sich jeder Mensch, jedes Volk, jedes Land. Mehr Begabung, als man selbst brauchen kann, mehr Bedürfnisse, als man selbst zu befriedigen vermag — das ist die Lage eines Jeden. Irgend ein Punkt der bewohnten Erde weist einen Ueberfluss, sei es an bestimmten Producten, sei es an menschlichen Fähigkeiten, auf. An den entferntesten Punkten wieder findet sich gerade ein Mangel an solchen Producten oder an solchen Fähigkeiten. Je freier und reicher nun der Verkehr zwischen allen Punkten der Erde ist, je inniger alle Länder durch den Handel verknüpft werden, desto besser werden alle Güter und alle menschlichen Kräfte verwerthet, desto billiger vermögen alle Menschen immer zahlreichere und höhere Bedürfnisse zu befriedigen. Bei voll sich entfaltendem Weltverkehre werden so die einzelnen Völker und Länder zu wohl functionirenden Gliedern des Weltmarktes. Jedes Land wuchert mit den ihm verliehenen Gaben und leistet dabei allen anderen Ländern die schönsten Dienste. Das eine Land widmet sich in hervorragendem Maasse — wie England — der industriellen Massenproduction und dem Seehandel; ein anderes Land vorzüglich dem Betriebe einer durch feinen Geschmack hervorragenden Industrie — so Frankreich; andere Länder erzeugen eine Fülle von Getreide, Flachs, Wolle, Wein etc.; die Länder warmer Zonen liefern Baumwolle, Kaffee u. s. w. Die ganze Welt bildet so eine Tauschgesellschaft, und alle Glieder derselben erreichen die beste Verwerthung ihrer Producte und zugleich die billigste Weise eines mannigfaltigen reichen Consums.

Durch volle Handelsfreiheit verwachsen alle Länder und Völker gleichsam zu einer Riesenstadt mit der bestgearteten und weitestgehenden Theilung der Arbeit. Jedes Land vermag sich ungestört einem bestimmten Berufs- und Productionszweige in vorzüglicher Weise hinzugeben. Welch' eine hohe Entwicklung muss dann jede Productionsart erreichen, wenn eine jede am passendsten Orte und vielleicht durch Jahrhunderte fort betrieben wird! Wer aber einen ihm von Natur oder durch die Verhältnisse zugefallenen Beruf in intensivster Weise übt und entwickelt, wird zum Fürsten und Herrscher in seiner Richtung. Herrscht der Eine als Producent industrieller Massenartikel, so herrscht der Zweite als Leiter der Mode, der Dritte als Erzeuger von Getreide und Wein u. s. w. Wer aber Alles betreiben will, bleibt ein Pfuscher in Allem, bleibt in seiner geträumten Allseitigkeit und Unabhängigkeit schliesslich doch nur elend. Die Ausbildung internationaler Arbeitstheilung, eine natürliche Folge allgemeiner Handelsfreiheit, würde zu den herrlichsten Errungenschaften menschheitlichen Fortschrittes zu zählen sein.

Man denke nun noch an die wunderbare Erhöhung aller Energien und Fortschrittstriebe, welche einer vollen Verwirklichung freier Concurrenz zu danken wäre! Unter dem Regime freier Concurrenz gibt es keinen Platz für den Trägen oder Unbefähigten. Alles jagt dahin, wie der dichteste Schwarm von Rennern in der Arena. Wer nicht vorwärts mag oder nicht vorwärts kann, der ist gar bald zurück- oder beiseitegeschoben. Den Fähigsten wird auch der schönste Lohn. Hier muss Jeder alle seine Nerven anspannen, um in seiner Richtung einen höheren Fortschritt zu erzielen, und zahllos werden die Erfindungen und Entdeckungen. Wer im Elemente des Fortschrittes zu schwimmen vermag, dem ergeht es wohl. Wer aber nicht mitschwimmen kann, der ist dem langsameren oder rascheren Untergang geweiht. Und so ist's auch recht. Denn nur das Tüchtige soll bestehen, damit die Tüchtigkeit erhöht und allgemein verbreitet werde.

Blicket auf die Natur hin und fraget Euch, ob sie auf andere Weise von niederen zu höheren Lebensformen sich erhoben hat, als durch den gewaltigsten Kampf der Concurrenz!

Der Concurrenzkampf — so lehrt die neuere Naturforschung — ist ein Gipfel des allgemeinen Existenzkampfes, welcher das Naturleben beherrscht und die Grundlage aller Entwicklung, aller Schönheit, Zweckmässigkeit und Harmonie, die wir in der Natur zu bewundern Gelegenheit haben, bildet. Der Kampf um die Mittel der eigenen Erhaltung, der Kampf um die Erhaltung der Wesensart durch Generationen hin, dieser Kampf scheidet das minder Tüchtige und minder Passende vom Dasein aus und schafft so Raum für Alles, was im Leben stark, den umgebenden Verhältnissen angepasst ist und was sich wohl einfügt in die erreichte Gestalt und Stufe des natürlichen Haushaltes.

Diesem Muster eines Haushaltes soll die Menschheit auch mit Bewusstsein folgen, wenn sie auf der Bahn des Fortschrittes bleiben und nicht durch Beschützung des minder Tauglichen, wie durch Lähmung der aufstrebenden Kräfte in Trägheit, in Erstarren, Altern und Siechen verfallen soll. Die Freiheit des Handels, die Freiheit im weitesten Umfange, stachelt alle socialen Kräfte zu energischester Bethätigung auf, so dass der Trieb zu Verbesserungen nimmer rastet, dass alles Träge und Ungeschickte, der Gesellschaft Unnütze beseitigt, das Feld des Lebens dem, was tüchtig ist, dem, was dem Ganzen passt und förderlich ist, ganz und gar eingeräumt wird. Der Fortschritt allein soll das Bestimmende sein für Moral, Recht und Politik, wie er das bestimmende Princip der Natur und der Menschheitsgeschichte ist.

So spricht der Geist des Freihandels-Systems und wendet sich angreifend gegen das Schutzsystem der Mercantilisten, wie gegen jedes Protectiv-System überhaupt. Wir haben die Freihändler den Geist ihres Systems im Allgemeinen darstellen lassen und wollen nun auch vernehmen, wie sie einzelne Einwände der Schutzzöllner zu widerlegen unternehmen.

Wenn wir Deutsche, Oesterreicher u. s. w. von England, Frankreich, Belgien her die Stoffe für unsere Bekleidung, die Werkzeuge und Maschinen für unsere Landwirthschaft u. s. w.

beziehen, weil alle diese Dinge in den genannten Bezugsländern billiger zu haben sind, dann fehlt es bei uns an Arbeit für Fabrikanten und Arbeiter, und Verarmung muss über diese hereinbrechen; da sie aber damit die Fähigkeit, zu consumiren, zu kaufen einbüssen, so müssen auch andere Classen darunter leiden, welche zum Theile auf den Verkauf an Fabrikanten und Arbeiter angewiesen sind. Auch verliert so der Staat viele Steuern und Steuerträger und muss den Rest der Bevölkerung umsomehr belasten. Zudem geht für die fremden Waaren Geld ausser Land, so dass wir aus Geldmangel unseren inneren Verkehr und damit unsere Production einzuschränken, unsere Arbeit noch ferner zu vermindern genöthigt sind — oder wir müssen zum uneinlöslichen Papiergelde greifen, und das wollt Ihr Freihändler schon darum nicht dulden, weil wir dadurch den Einkauf von Waaren aus dem Auslande erschweren. Denn mit dem Papiergelde kann im Auslande nicht bezahlt werden.

Diese Sorgen sind ganz unbegründet — lässt sich der Freihändler vernehmen. Durch Erschwerung der Waaren-Einfuhr, durch Zölle, mit denen die zu importirenden Artikel belastet werden, kann die Arbeit und der Verdienst für die inländische Bevölkerung durchaus nicht vermehrt werden. Denn die Menge von Arbeit und Verdienst, welche in einem Lande möglich ist, wird durch den Umfang der vorhandenen Capitalien bedingt. Zu einer bestimmten Zeit steht einem Lande nur ein bestimmtes Capital zur Verfügung. Dieses Capital sucht von selbst eine Verzinsung und ruft gerade so viel Productionen, Geschäfte und Arbeiten in's Dasein, als eben durch das vorhandene Capital productiverweise genährt werden können. Ist mehr Capital vorhanden, als beim Ackerbau noch productive Verwendung finden kann, dann entstehen Industrien von selbst; denn müssig bleiben will kein Capital.

Wenn aber Industrien durch Schutzmittel, durch Erschwerung industrieller Einfuhr unter solchen Umständen dennoch in's Dasein gerufen oder künstlich im Dasein erhalten werden, dann muss dies zum Schaden des Nationalcapitals, zum Schaden des Ackerbaues und der gesunden anderen Gewerbe, sowie zum Schaden aller Consumenten ausschlagen.

Nur den Fabrikanten der geschützten Industrien fliessen Profite in den Sack — Profite, die sie auf Kosten der Allgemeinheit dafür beziehen, dass sie dem Gemeinwesen Schaden zufügen. Kein Gesetz, keine Zollschranke ist im Stande, aus dem vorhandenen Capital ein doppelt so grosses zu machen. Die Zollschranken vertheuern unsere Kleiderstoffe, unsere Möbel, Werkzeuge u. s. w. Soll dadurch das vorhandene Capital nun grösser werden? Vielmehr muss es sich dadurch vermindern. Woher nehmen nun die geschützten Industrien ihre Capitalien? Offenbar werden diese nicht aus dem Nichts geholt! Sie werden eben dem Ackerbau und den anderen, nicht geschützten Gewerben entzogen. Ebenso gehen dem Ackerbau auch Arbeitskräfte verloren, und er muss sowohl wegen Capitalmangels, als wegen Mangels an Arbeitskräften zurückgehen, und die ganze Nation muss also schon dadurch ärmer werden, weil der Ackerbau in Verfall geräth. Dass die Fabrikanten der geschützten Industrien sich bereichern, indem sie durch Fernhaltung ausländischer Concurrenz in der Lage sind, schlechte Waaren zu hohen Preisen an den Mann zu bringen, ist nicht zu bezweifeln. Ihr Schutzzöllner nennt dies: „Protection der vaterländischen Producenten." Das klingt schön. Aber diese gewinnenden Producenten sind eine kleine Minderzahl. Dem Staate jedoch sollte die riesige Majorität der Consumenten mehr am Herzen liegen. Diese Majorität muss minder gute Artikel mit hohen Preisen bezahlen, damit die kleine Zahl der Producenten sich recht wohl fühle und ihre Beutel fülle.

Auch mit der Furcht vor Geldabfluss, Geldmangel und Nothwendigkeit, mit Zettelgeld wirthschaften zu müssen, ist es, wie leicht zu zeigen, nicht weit her. Denn im Ganzen und Grossen werden die Waaren, die wir von England oder überhaupt vom Ausland her beziehen, nicht mit Geld, sondern mit anderen Waaren — mit Getreide, Wein etc. — bezahlt. Das Geld dient ja nur als Vermittler für den Austausch der Producte zwischen allen Ländern der Erde, wie für den Austausch von Waaren oder Diensten zwischen den Bewohnern derselben Stadt. Wenn ich heute Geld als Lohn für meine Arbeit empfange, so werde ich dieses Geld weder vernichten,

noch für immer müssig im Kasten liegen lassen. Vielmehr werde ich es wieder ausgeben, sei es für Nahrungs-, Bekleidungsmittel, für Theaterbesuch u. s. w. Im Grunde tausche ich also meine Arbeit gegen Producte um. Das Geld kehrt zu Denen zurück, die es mir gegeben, und wird bald wieder als Lohn in meine Hand kommen.

Aehnlich geht es mit dem Gelde im Verkehr zwischen den verschiedenen Ländern und Völkern. Das Geld, welches von uns nach England fliesst, kann nicht dort verbleiben. Sobald England genug Geld für den eigenen Verkehr besitzt, ist ihm jede neue Summe lästig, weil sie nicht rechte Verwerthung findet. Denn kommt daselbst mehr Geld auf den Markt, so müssen alle Waaren, alle Arbeiten theurer und damit auch minder verkäuflich werden; in Folge dessen muss also der Export Englands abnehmen. Sucht das neu gekommene Geld Verzinsung, will man es in England anlegen, so muss in Folge dessen der Zinsfuss sinken. Denn je leichter man Geld creditirt erhalten kann, je mehr es sich in den Banken anhäuft, mit desto geringeren Zinsen muss es sich begnügen. Was wird die Folge sein? Das Geld wird aus England wegzugehen streben, um anderswo, in anderen Ländern eine bessere Verzinsung aufzusuchen.

Das Umgekehrte muss sich bei uns oder in dem Lande zutragen, aus welchem Geld abgeflossen und in welches viele Waaren eingeströmt sind. Hier müssen alle Dinge, Waaren und Arbeiten, billiger werden, weil das Geld weniger geworden, gesuchter und werthvoller ist. Wo aber Waare und Arbeit billiger werden, dort müssen die Ausfuhren zunehmen. Je billiger unsere Waaren werden, desto leichter werden sie ja nach dem Auslande hin abzusetzen sein. Andererseits muss bei uns in Folge des Geldabflusses der Zinsfuss des Geldes steigen. Während also in England Waare theuer und Geld billig wird, wird bei uns die Waare billig und das Geld theuer. Was wird nun der Handel thun? Aus England wird Geld in unser Land und Waare von uns nach England gebracht werden. So bewirkt also jedes Waaren-Einströmen von selbst ein bald folgendes Waaren-Ausströmen, und der Geldabfluss bewirkt von selbst

einen darauf folgenden Geldrückfluss. Der freie Markt regulirt sich stets aus sich selbst, und das Geld vertheilt sich an die Länder, entsprechend dem Bedarf. Handel und Geld sind flüssiger Natur. Wie das Wasser, sobald dessen Flusse nicht Wände hindernd im Wege stehen, sich überallhin in gleiches Niveau setzt, so setzt sich auch das Geld über alle Länder hin, in einem, den relativen Verkehrsbedürfnissen entsprechenden Sinne, in's Gleichgewicht, sobald dem Handel keine Zollschranken und kein Papiergeldwesen im Wege sind. In welche Richtung des wirthschaftlichen Lebens wir immer blicken mögen, müssen wir erkennen, wie es die Freiheit ist, aus welcher die Energie und Fülle, wie die Harmonie der Kräfte erblüht.

Wir haben nun beide Parteien, die Protectionisten und die Lobredner der Handelsfreiheit, zum Worte kommen lassen. Vernünftiges haben wir, wie mir scheinen möchte, von beiden Seiten vernommen. Es wird unter uns überhaupt nicht an Unbefangenen fehlen, welche diesem Urtheile zustimmen werden. Und da wir uns aufklären wollen, so haben wir Alle die Absicht, uns mindestens jetzt einer ganz unbefangenen oder rein objectiven Betrachtung hinzugeben. Woher es doch kommen mag, dass auf volkswirthschaftlichem Gebiete Vernunft wider Vernunft zu streiten scheint, das herauszufinden, wäre schon an sich für jeden in der Bildung Vorwärtsstrebenden recht interessant. Handelt es sich nun gar um eine die vitalsten Interessen tief berührende Angelegenheit der Zeit, dann hat die Behandlung dieser Frage für Männer der Arbeit und der Wirthschaft eine grosse, auch höchst praktische Bedeutung. Ist auch der Weg der vorzunehmenden Prüfung kein einladender, so wird es uns hoffentlich dennoch nicht an der nöthigen Geduld und dem nöthigen Interesse fehlen.

Dass man eine Kerzenflamme durch Anblasen zum Verlöschen bringen könne, ist eine alltägliche Erfahrung. Aber kaum minder bekannt ist es, dass durch Blasen die Kohlengluth zu lodernder Flamme entfacht werden kann. Der Sturm bläst den Brand oft zum Feuermeere an. Diese zweierlei Erfahrungen stehen einander entgegen; aber ein Widerspruch

existirt nicht in dem, was wirklich ist. Wenn jedoch ein Lehrsatz ausspräche: Der Luftstrom dämpft die Flamme und bringt sie sogar zum Verlöschen, und eine andere Lehre sagen würde, dass die anstürmende Luft die Flamme verstärken müsse, dann könnten wir vielleicht geneigt sein, zu behaupten, dass diese zwei Sätze einander widersprechen. In dem Falle, von dem wir reden, wird aber der Verständige leicht zu der Erkenntniss kommen, dass der Luftstrom den kräftigen Brand zu mächtigem Auflohen, die schwache Flamme aber zum Verlöschen bringt.

Der Physiker wird sich genauer aussprechen und die Sachlage auch erklären. Der kalte atmosphärische Luftstrom übt auf die Gluth gleichzeitig zweierlei Einflüsse aus: Er führt ihr Sauerstoff zu, welcher den Brand nährt, und bringt zugleich Abkühlung, bewirkt Wärme-Entziehung, was dem Brennen hinderlich ist und ein Verlöschen bewirken kann. Je nach der Kraft jener Gluth, auf welche der Strom kalter atmosphärischer Luft eindringt, und je nach der Kraft, mit welcher der Wind anstürmt, wird einmal die abkühlende, das anderemal die den Brand nährende Wirkung des Luftstromes die entscheidende sein. Es besteht also kein Widerspruch zwischen den beiden Lehren, welche bezüglich der Wirkung des Luftstromes auf die Gluth ausgesprochen werden. Ob diese Wirkung eine die Flamme begünstigende oder bedrohende sei, darüber braucht kein Zweifel zu herrschen. Beiderlei Wirkungen sind Thatsachen und auch begreifliche Thatsachen. In Frage zu kommen haben nur die Kraftverhältnisse zwischen dem Luftstrom und der vorhandenen Gluthentwicklung. Dann ergibt sich die Entscheidung aus der Rechnung oder Schätzung.

Mit dem Streite über die Frage, welche Wirkung einerseits der entfesselte Concurrenzkampf, andererseits staatliche Schutz- und Förderungsmittel auf die Thatenlust und Thatkraft der wirthschaftlichen Producenten ausüben, scheint es in ähnlicher Art bestellt zu sein. Wenn der Anhänger der Freihandels-Theorie behauptet: Die Nothwendigkeit des Kampfes, die Furcht vor einem tüchtigen Concurrenten, die Bemüssigung, es den Fortschreitenden nachzuthun u. s. w., entflammen die

producirenden Kräfte zu energischer Thätigkeit, so müssen wir dieser Ansicht unsere Zustimmung geben. Ebenso glauben wir den Freihändlern, wenn sie lehren, dass der Schutz und die Begünstigung, welche vom Staate gewährt werden, eine die Trägheit, das Sichgehenlassen, den Schlendrian fördernde Wirkung haben.

Der Vertheidiger des Schutzsystems vermag das Gegentheil von dem Gesagten als richtig zu erweisen. Wir wissen aus der Geschichte, zu welcher Macht sich eine vom Staate geschützte und begünstigte Production entwickeln kann. Man blicke auf die englische Industrie der Massen-Artikel, welche durch Jahrhunderte von der Staatskraft in mächtigster Weise der ausländischen Concurrenz gegenüber geschützt wurde. Man betrachte die französischen Kunstgewerbe, welche zum grossen Theile ein Werk französischer Staatsthätigkeit und staatlicher Begünstigung sind. Umgekehrt lässt es sich geschichtlich, wie durch Erfahrung nachweisen, dass der wirthschaftlich Schwache erliegen muss, wenn er ohne die Stütze, ohne die Schutzmittel, welche Staat und Gesellschaft gewähren können, den Kampf mit dem Starken aufnimmt. Ein ungleicher Kampf lähmt in der Regel schon den Muth, wenn es die ersten Schritte gilt, und wer das Wagniss unternimmt, wird selten dem Untergange entrinnen.

Wir glauben, dass beide Parteien bis zu einem gewissen Grade im Rechte sind. Schutzmittel und Begünstigungen können der Trägheit förderlich sein, wenn eben die Neigung zum Stehenbleiben die vorherrschende ist. Sicherheit und Förderung wirken aber für den Unternehmungslustigen, von Fortschrittstrieb Erfüllten in einer die Thatenlust und Thatkraft steigernden Weise. Ebenso vermögen Kampf und entfesselte Concurrenz sowohl fördernde als zerstörende Influenz zu üben. Die Reibung erzeugt Wärme; sie führt aber auch zur Kraftverschwendung. Es handelt sich um das Maass des Kampfes, um das Maass socialer Begünstigung; es handelt sich um Umstände und Verhältnisse der Kräfte, welche dem Kampfe ausgesetzt oder durch Begünstigung gesteigert werden sollen. Wie wirkt der Kampf? Wie wirkt die Protection? Je nach den Umständen, unter welchen, je nach dem Maasse und der

Mischung, in denen sie zur Anwendung kommen! Immer wirken sie wie der Luftstrom auf die Flamme, gleichzeitig mit zweierlei Influenzen. Es fragt sich nur um die Verhältnissmässigkeit.

Auch den meisten Ideen kommt solche Doppelwirkung zu. Der Glaube an ein Fatum, an eine Vorherbestimmung hat Völker ebenso zu grossen Thaten und zu glänzender Macht-Entfaltung, wie zu dumpfem Hinbrüten und allgemeinem Verfalle geführt. Fatalisten waren die Mauren, die Araber, die so herrliche Werke vollführten und am historischen Himmel glänzten; Fatalisten sind die heutigen, seit Langem in Thatenlosigkeit versinkenden Türken. Auch die Ueberzeugung von dem Leben eines Göttlichen in allem Sein und Geschehen kann, je nach Umständen und Charakter-Anlage, die Thatkraft stärken oder die Trägheit fördern. Der Eine schreitet, von dem Ideal erfüllt, welches er verwirklichen will, muthig und klaren Blickes hin auf der Kampfesbahn des Lebens; vertrauensvoll überlässt er dem göttlichen Walten, was ausser des Menschen Macht- und Wissenssphäre liegt, vertrauensvoll folgt er dem eigenen Genius, in welchem er die Stimme und das Wehen der Gottheit vernimmt und fühlt. Der Andere legt die Hände unthätig in den Schoss; denn Gott hat ja Alles schon vorher bestimmt, Gott ist es, der Alles auch vollbringen wird.

Seit mehr als einem Jahrhundert war die Socialwissenschaft bemüht, die social heilsamen Kräfte des entfesselten Concurrenzkampfes in's Licht zu setzen. In gleichem Maasse war die Wissenschaft bestrebt, zu zeigen, welch' ungünstigen Einfluss alle staatlichen und socialen Regulirungen und Begünstigungen auf das wirthschaftliche Leben ausüben müssen. Nur aus dem unbeirrten Kampfe der Einzel-Interessen wollte man das Heil des Ganzen erblühen sehen. Die französische Nationalversammlung der grossen Revolutions-Epoche ging so weit, durch die Staatsverfassung jede wie immer geartete Association der gewerblichen Stände zu verpönen. Auf wirthschaftlichem Gebiete sollte von da an nur das zersplitterte

individuelle Vorgehen gestattet sein. Man lasse Jeden frei seinem Interesse folgen — lehrte Adam Smith — ein Jeder wende seine Kraft und sein Capital an, wie es seinem egoistischen Interesse entspricht. Es waltet eine unsichtbare Hand im Leben der Gesellschaft, welche es bewirkt, dass das freie egoistische Getriebe zum Vortheil der Gesellschaft ausschlägt.

Diese Anschauungen sind in die Wissenschaft vom Leben der Thier- und Pflanzenwelt übertragen worden. Man verherrlicht den „Kampf um's Dasein" als eine Art weltformendes Princip. Der Kampf um die Mittel der Erhaltung und um die Möglichkeit der Fortpflanzung, ob dieser Kampf nun gegen die Elemente oder als Kampf der Concurrenz gefochten wird, soll die Quelle alles Fortschrittes sein. Wie die Resonanz, welche durch die Schwingung der Saite bewirkt wird, wieder diese Schwingung verstärkt, so wirkt diese Kampfeslehre, welche aus der freihändlerischen Nationalökonomie herstammt, wieder stärkend auf die Kampfestheorie der Freihändler zurück. Folgen wir dem Beispiele der Natur, welche den Kampf der Individuen und der Arten frei gewähren lässt und so dem Untüchtigen den Untergang bereitet, das Tüchtige aber zur Vollkommenheit und weitesten Verbreitung führt! Die Natur weiss nichts von einem Schutz, von einer Protection des Schwächeren, und die Gesellschaft, wenn sie fortschreiten will, soll nichts von Protection wissen. Der Wind facht die starke Flamme an und löscht die schwache aus. Der Kampf thut Aehnliches; dem Tüchtigen bringt er den Sieg, das Untaugliche merzt er aus. So spricht also die extreme Freihandels-Lehre in ihrer modernsten Gestalt.

Einseitige Uebertreibungen! So muss Derjenige erwidern, der unbefangen und doch tiefer in das Leben der Natur und der Gesellschaft blickt. Auch das Naturleben operirt nicht blos mit den Mitteln des „Kampfes" und der „individuellen Concurrenz". Jeder Organismus, er sei der Leib eines Thieres oder einer Pflanze, besteht aus Millionen und Millionen einfacherer Lebewesen, welche eine gewisse Individual-Existenz führen. Man hat diese Wesen früher Infusorien genannt; heute führen sie — wegen der Form ihrer gegenseitigen Anordnung und Verbindung — den Namen „Zellen". Jede Zelle wird als

Einzelwesen geboren, nimmt aus den sie umfliessenden Säften Nahrung auf, baut und restaurirt aus dieser Nahrung ihren Leib, scheidet das Verbrauchte aus, wirkt und nimmt Wirkungen auf, pflanzt sich fort, altert und stirbt. Diese Zellen sind aber im Leibe zu einer grossen Staatsgesellschaft verbunden. Gruppen dieser Wesen bilden Organe des Leibes oder Berufsstände und Gewerbsclassen der leiblichen Staatsgesellschaft. Jedes Organ, jede, ein Organ bildende Gruppe von Millionen Zellen besorgt eine bestimmte Function des Leibes. Das Auge und der Sehsinn nehmen Licht auf, das Ohr und der Hörsinn die Töne, das Gehirn bethätigt sich im Schauen, Denken, Fühlen u. s. w. Für das Ganze ist jede Zelle, ist jedes Organ thätig, und von dem Ganzen wird Jedes nach seiner Art versorgt. Ist es nun der harmonische Zusammenschluss, die Association der Zellen, welche dem Organismus seine wunderbare Kraft verleiht, oder ist dieses Wunder dem Concurrenzkampfe zuzuschreiben, welcher von den Zellen geführt wird? Was ist hier wichtiger? Dass alle Zellen des Sehorganes wie eine wohldisciplinirte Armee zusammenwirken, oder dass dieselben mit einander um Erhaschen der Säftenahrung kämpfen, einander aus dem Felde zu schlagen suchen? Man wird wohl zugeben müssen, dass dem liebevollen oder wohldisciplinirten Zusammenwirken aller Theile des Organes oder des Organismus mindestens eine ebenso hohe Bedeutung für das Leben und die Entwicklung der leiblichen Staatsgesellschaft zukommen dürfte, wie dem Kampfe der Concurrenz zwischen diesen Millionen und Millionen Wesen.

Ebenso könnte auf das Leben des Bienenstockes und des Ameisenstaates verwiesen werden, um zu zeigen, dass die Natur das System der Association und der staatlichen Regulirung der Kräfte in Anwendung bringe.

Aber auch das Schutzsystem ist dem Weben des Naturlebens durchaus nicht fremd. Die Natur fühlt — bildlich gesprochen — dass im Kampfe nicht immer das Tüchtige, Werthvolle siege, nicht immer das Untüchtige, Nichtsnutzige erliegen müsse. Die zarten Blattknospen sind durch eine wachsartige und durch eine häutige Umhüllung gegen Unbilden des

Wetters, wie gegen mancherlei gefährdende Angriffe geschützt. Das Thier im Zustande der Ei-Flüssigkeit ist vom Mutterleib oder von einer kalkigen oder lederigen Schale wohlbewahrt. Die junge Brut, wenn sie nicht kräftig genug ist, den Kampf um Erhaltungsmittel und mit Feinden aufzunehmen, wird von den Eltern gepflegt und geschützt. Der junge Adler, welcher dem Concurrenzkampfe noch nicht gewachsen ist, wird von den Alten gefüttert. Erst wenn er stark genug geworden, wird er gedrängt, es mit der eigenen Kraft in der Welt zu versuchen. Spürt er keine Lust hiezu, so wird er durch feindlichen Angriff von den Eltern verjagt. Sobald er zum Concurrenten erwachsen, scheinen die Alten in ihm nicht mehr ihr Kind zu sehen. Die Natur arbeitet hier also zuerst mit der Methode des Schützens, dann mit der Methode des freien Concurrenzkampfes.

Nehmen wir an, die Natur würde hier nur „Kampf" und „Concurrenz" als Mittel der Entwicklung verwenden; das Ei des Adlers würde nicht von einer Kalkschale umhüllt sein, zudem nackt dem Kampfe um die Existenz von den Eltern überlassen werden. Ein alter gemeiner Sperling würde dann wohl, sei es im directen oder im Concurrenzkampfe, den jungen Aar besiegen und vernichten. Wäre es nun richtig, zu behaupten, der gemeine Sperling sei wohl ein höheres, der Existenz würdigeres Wesen, als der edle, aber noch wenig entwickelte Adler? Sicherlich wäre dies eine falsche Folgerung. Aber dies ist die Art, wie der extreme Freihändler argumentirt. Einer sich erst entwickelnden Productionsrichtung will er die sociale Beschützung verweigern und im Erliegen einer heimischen jungen, gegenüber einer fremden alten, erstarkten Industrie sieht er immer einen Beweis, dass gesiegt hat, was werth der Existenz, dass erlegen ist, was eben der Erhaltung unwürdig war.

Wer sich schon stark genug weiss für den Kampf und sich Anderen gegnüber findet, welche nicht durch Tüchtigkeit, sondern durch Privilegien oder staatliche Begünstigung in schöner, guter Stellung sich befinden, der wird geneigt sein, die vollste Concurrenzfreiheit als ein Ideal zu preisen. Der Starke ist in diesem Falle auch im Rechte. Wer Tüchtiges zu

leisten vermag, dem soll auch die Bahn zur Grösse offen sein. Als England durch die Gunst der Verhältnisse sowohl, als durch eine energische Handelspolitik industriell so weit entwickelt war, dass es sich dessen sicher fühlte, bei freiester Concurrenz den Sieg über die continentalen Industrien davonzutragen, wurde es der glühendste Vertreter des Freihandels-Systems. Es ist denkbar, dass die Engländer sich für die allein Tüchtigen hielten, dass sie meinten, die Continentalen wären, ohne staatlichen Schutz, überhaupt unfähig, auf industriellem Gebiete jemals etwas Rechtes zu leisten. Der Mächtige hat leicht von sich selbst eine hohe, von dem Ohnmächtigen aber eine geringe Meinung. Auf dem Continente herrschte noch — als England schon frei und gross dastand — die Unfreiheit, das Privilegienwesen, der entartete und kleinliche Zunftzwang. Die Untüchtigkeit war durch Privilegien — unthätig, alles Fortschrittsstrebens bar — in günstiger, gesicherter Stellung. Die grosse Mehrzahl, und unter dieser Viele, welche sich tüchtig für Kampf und Leistung fühlten, musste naturgemäss für die freie Concurrenz in die Schranken treten. „Freie Concurrenz" wurde dort und hier, von England aus und auf dem Continente, zum Losungswort. Und auf dem Festlande waren die Geister so aufgebracht gegen das gealterte, die Kräfte niederhaltende Zunftwesen und das absolutistische Beamten-Regime, so entflammt für die Befreiung der gefesselten Kräfte, dass sie zwischen der freien Concurrenz im Lande selbst und der, auch den Fremden und der britischen Industrie zu gewährenden freien Einfuhr kaum zu unterscheiden geneigt waren. Das Princip der Freiheit, ja das Wort „Freiheit" wirkte schon enthusiasmirend, oft berauschend.

Die freie Concurrenz ist aber nicht schon selbst auch die Freiheit. Freiheit ist, im Wesen, das volle, unbeirrte, harmonische Ausströmen des Lebens. Gegenüber einem Zunft- und Privilegienwesen, welches den Protectionskindern, ohne oder mit wenig Rücksicht auf Fähigkeit und Leistung, eine gesicherte Stellung verleiht, den Nichtprotegirten aber, sie seien noch so tüchtig, das Feld der Wirksamkeit entzieht, einem solchen Regime gegenüber ist die Concurrenzfreiheit wohl als eine Freiheit zu preisen. Denn vielen tüchtigen Kräften wird damit die Bahn zur Bethätigung aufgethan. Es gibt aber tüchtige

Kräfte, welche darum noch nicht den Kampf in der Arena des Marktes aufnehmen können. Von idealistischen Naturen, welche nicht gut concurriren, sei hier gar nicht gesprochen. Aber noch nicht alle recht entwickelten Kräfte, und beruhten sie auch auf den herrlichsten Anlagen, taugen für den directen Kampf der Concurrenz. Nur was schon heute stark ist, kann mit dem Starken heute in die Kampfes-Arena treten. Der künftige Adler, welcher heute erst als Ei lebt, vermag — wie schon bemerkt — nicht einmal mit einem gemeinen, aber gereiften Sperling sich zu messen.

Das sich Entwickelnde wird in der Natur und in der Gesellschaft meist um den hohen Preis langer Pflege erkauft. Die ferne Zukunft — mag sie noch so herrlich werden — ist keine Waare für den Markt. Der Spatz von heute gilt da oft mehr, als die Taube von morgen. Was bedeuten die Forste für den Markt? Das Holz, das sie liefern, und den Gewinn, der mit diesem Holze zu machen ist. Auch der Boden liesse sich vom Standpunkte des Einzelnen und des Geschäftes oft viel besser verwerthen. Als Getreideboden u. s. w. wird er in vielen Fällen dem Besitzer mehr Rente bringen. Die Nachfrage des Marktes wird in den meisten Fällen zur Entforstung führen. Das Klima des Landes wird ein ungünstigeres werden; die Quellen werden versiegen; die Ueberschwemmungen werden im Frühjahr, die Dürre wird im Sommer herrschend werden. Aber das sind Dinge, welche keine Objecte des Marktverkehres und des Geschäftes bilden. Angebot und Nachfrage als Regulatoren der Wirthschaft und das Spiel der freien Concurrenz sind machtlos gegenüber dieser volkswirthschaftlichen Frage. Ein Interesse der Zukunft und der Gesammtheit liegt hier vor, welches nicht durch das Interesse der heute lebenden Einzelnen recht vertreten wird. Die Freihandelslehre weist hier eine tiefschwarze Stelle auf. Die Regel: „Billig kaufen und theuer verkaufen" reicht da nicht aus. Die Nation würde später bankerott werden, obwohl viele Private oder gar Alle heute ein gutes Geschäft machten. England wird vielleicht das gesammte Holz unserer Forste gut bezahlen, zu glänzenden Preisen uns abnehmen. Aber wir verschachern dabei vielleicht unsere Zukunft.

Dürfte es nicht manchmal mit dem „Billig-Kaufen" ähnlich bestellt sein, wie in dem berührten Falle mit dem Theuer-Verkaufen? Sobald unsere Industrie minder gut oder minder wohlfeil producirt als die englische, sollen wir aus England die benöthigten Waaren beziehen. So spricht das heutige Einzel-Interesse der Consumenten, so England, so die Freihandels-Theorie. Es wird keine weitere Untersuchung geduldet. Man kaufe, wo billig ist. Aber bedenket, unsere Industrie ist noch wenig entwickelt; die Engländer haben mindestens zweihundert Jahre der Entwicklung voraus. Während wir von Türken bedrängt wurden, während bei uns die grossen Religionskriege wütheten, konnten die Engländer dem Handel und der Industrie obliegen, Colonialmärkte erobern, Capitalien sammeln u. s. w. Wie sollten wir — deren Kräfte erst Mitte dieses Jahrhunderts die Freiheit erhalten haben — heute schon so gut und billig wie England produciren? Thut nichts zur Sache! sagt die Freihandelslehre, „billig kaufen" ist ein gutes Geschäft; und wenn ihr nicht mit den Engländern frei concurriren könnt so ist euere Industrie auch nicht werth, dass sie existire. Wenn ihr durch Zölle die fremden Importe vertheuert, so vertheuert ihr den Consum, und bei theuerem Consum muss das Land ganz gewiss verarmen. Die Consumenten sind die grosse Mehrzahl, die Producenten die Minderzahl. Eine Schädigung der Mehrzahl kann nimmermehr das Richtige sein.

Auch hier hat die Freihandels-Theorie, wie uns scheint, allzusehr nur die Gegenwart im Auge. Das Theuer-Consumiren von heute, das Einschränkenmüssen des Consums ist für sie das Entscheidende. Dass auch England einst theuer consumiren und den Consum einschränken musste, um sich zu einem grossen industriellen und mercantilen Leben zu erheben, wird nicht in Betracht gezogen. Nur die Gegenwart, nicht Vergangenheit, nicht Zukunft haben Bedeutung.

Man betrachte aber ein wenig die Consumenten, welche durch schützende Zölle leiden. Zu den Consumenten zählen die industriellen Arbeiter, die nicht geschützten Gewerbe, die meisten Frauen, die Kinder, die alten, erwerbsunfähigen Leute, Diejenigen, welche von Renten leben, die vom Staate Besoldeten

und endlich die Ackerbau-Bevölkerung, da von der Vertheuerung der Industrie-Artikel die Rede ist.

Die Arbeiter, welche heute ihre Bekleidungsmittel theuer bezahlen, weil die Einfuhr ausländischer Gewebe etwa durch Zölle erschwert und vertheuert ist, werden vielleicht morgen, das heisst bald, in höheren Löhnen mehr, als den Ersatz hiefür finden. Das ist leicht einzusehen. Denn die Erschwerung der Einfuhr und die Vertheuerung der eingeführten Industrie-Artikel erhöht die Preise der betreffenden Waarenclasse überhaupt. In Anhoffung der Gewinne können die heimischen Fabriken ihren Betrieb erweitern. Auch neue Fabriken erstehen und selbst die Ausländer finden es zweckmässig, bei uns, durch Errichtung von Fabriken, für ihre Capitalien Verzinsung zu beschaffen. Die Nachfrage nach Arbeitern muss sich also steigern und die Löhne müssen in die Höhe gehen. Es gibt demnach mehr Verdienst und besseren Verdienst für die arbeitende Classe. Wer nun fünfzig Procent mehr Verdienst findet, braucht nicht darüber zu klagen, dass er seine Kleidung um zehn, zwanzig oder dreissig Procent theurer bezahlt. Das Geschäft ist kein schlechtes.

Haben aber Fabrikanten – ebenso Fabriksbeamte, Fabriks-Ingenieure, Chemiker etc. – und Arbeiter mehr Verdienst, so werden diese auch dem Schuster, Schneider, Gastwirth, Bäcker und so fort mehr, als bisher, zu verdienen geben. Die Einnahmen der verschiedensten Gewerbe wachsen also, und sie werden die Vertheuerung des Bekleidungsmaterials und noch einzelner anderer Artikel wenig zu bedauern haben.

Was aber die Frauen, die Kinder und die erwerblosen Alten betrifft, so leben diese Nichtverdienenden von dem, was ihnen die Verdienenden schaffen. Wenn wir durch Einfuhr englischer Waaren den englischen Fabrikanten, Technikern, Arbeitern Verdienst geben und diesen Verdienst den Einheimischen entziehen, dann werden alle bei uns hievon betroffenen Familienväter ihren Frauen, Kindern und Alten weniger bieten können. Was hilft diesen die grosse Billigkeit der Kleiderstoffe, wenn sie nur selten im Stande sind, ihr Kleid zu erneuern, weil das für sie sorgende Familienhaupt nur wenigen und kärglichen Verdienst findet? Das „Billig-

Kaufen" hat für alle diese Consumenten nur eine momentane, untergeordnete Bedeutung; das „Mehr-Verdienen" ist für sie von dauernder, entscheidender Wichtigkeit.

Leute, welche von Zinsen leben, hätten schon eher Grund zur Klage. Aber nur dann, wenn diese Zinsen oder Renten für alle Zeit festgesetzt sind. Denn, Capitalien, welche noch frei Verzinsung suchen, finden leichter gute Verwerthung, wenn das industrielle Leben sich erhöht. Sind aber alle Rentner durchaus nur kinderlose alte Junggesellen, welche blos die Eine Sorge um ihr liebes, unliebes Ich kennen? Wer Kinder hat oder Menschen liebt, vor denen eine Zukunft liegt, der hat ein Interesse daran, dass die Wege des Erwerbes zahlreicher und günstiger werden. Erblüht nun eine heimische Industrie, dann werden unsere Kinder und die Kinder unserer Verwandten sich leichter und besser forthelfen. Es kann uns ganz genehm sein, für unsere Kleidung jährlich um zwanzig oder dreissig Procent mehr zu zahlen, wenn dafür unseren Kindern die Möglichkeit winkt, als Beamte, Ingenieure u. s. w. in den sich erhebenden Fabriken eine Stellung zu bekommen. Mit der geringen Vertheuerung unserer Bekleidung erkaufen wir also günstige Lebenschancen für unsere Kinder und jungen Anverwandten. „Theuer kaufen" ist in diesem Falle das bessere Geschäft. Mit dem „Billig-Kaufen" fremder Waare würden wir eben die günstige Lage der künftigen Generation mit in den Kauf geben. — Was die vom Staate Besoldeten angeht, so wäre es vielleicht der Billigkeit entsprechend, deren Gehalte zu erhöhen, wenn durch Schutzmassregeln der Consum vertheuert wird. Doch auch diesen Ständen, ihren Kindern, muss die Besserung der Erwerbsverhältnisse im Lande — wenn auch erst nach Jahren — als bessere Chance für ein schönes Fortkommen im Leben zugute kommen.

Minder gewiss erscheint es, ob dem Ackerbau die Vertheuerung der Industrie-Artikel durch eine Erhöhung des Einkommens und durch bessere Chancen für die Zukunft wettgemacht werde. Denn der Ackerbau muss ja auch durch Entziehung von Capital und Arbeitskräften leiden, wenn das Schutzsystem viele Capitalien und Arbeitskräfte dem Betriebe der Industrien zuzuführen beginnt. In der That mögen für den

Beginn der neuen Industrie-Epoche dem Ackerbau einige Opfer auferlegt werden. Aber wohl nach wenigen Jahren schon, sicher nach einer längeren Periode, kommt die Hebung des Industrielebens dem Ackerbau in hohem Maasse zugute. Die industrielle Bevölkerung des eigenen Reiches, welche durch reichlichen Verdienst zahlungsfähiger wird, gewährt den Producten des Landwirthes einen nahen und sicheren Absatz. Vielerlei, auch blos natürliche Producte des Bodens, welche in reinen Ackerbauländern gar keine oder geringe Verwendung finden, erhalten durch die heimische Industrie eine hohe Verwerthung. Holz, Kalk, Sand, Gestein, Wassergefälle u. s. f., die bisher oft ganz werthlos waren, erhalten einen hohen Preis. Technik und Naturwissenschaft, welche dort grosse Förderung finden, wo die Industrie blüht, dringen auch in das Gebiet der Landwirthschaft ein, und der Ackerbau wird nunmehr in lohnender, weil mehr rationeller Weise betrieben.

Aber auch die Besorgniss, dass es in Folge des Industriebetriebes an Capital und Arbeitern fehlen werde, ist in der Regel nicht ganz begründet. Freilich sollte man glauben, es könne kein Capital und kein Arbeiterheer an die Industrie abgegeben werden, wenn kein Ueberfluss an Capitalien und Arbeitern sich zeigt. So denkt in der That auch die Freihandels-Theorie. Es gibt aber Capitalien sowohl, als auch Arbeitskräfte, welche sich nicht geradezu auf dem Markte zeigen und dennoch als Ueberschüsse für eine neue Production verwendbar wären. Diese Capitalien und Kräfte sind mehr verborgen oder potentiell im Lande vorhanden; sie kommen nur nicht auf den Markt, um Beschäftigung zu suchen.

Man vergleiche den Grad, wie in England oder Belgien, wie in Oesterreich-Ungarn Volk und Land wirthschaftlich in Action sind, und man wird auf den Unterschied zwischen actuellen (schon vollthätigen) und potentiellen (noch nicht erweckten, nicht erschlossenen) Schätzen des Landes und Kräften des Volkes geleitet werden. In einem industriell wenig entwickelten Lande bleiben viele Bodenstrecken, Wasserkräfte, Flüsse etc. unbenützt und die Bevölkerung weiss noch nichts von dem Vielen, was sie leisten könnte. Alle Arbeit wird ohne die rechte Intensität und ohne das volle Geschick ge-

than. Das Leben ist ein wirthschaftlich viel trägeres. Diese ungenützten oder zu wenig erschlossenen Kräfte der Natur und der Bevölkerung bilden einen oft riesigen Vorrath an schlummernden Capitalien und Arbeitskräften. Wenn nun eine protective Handelspolitik die Industrie-Entwicklung zu fördern im Stande ist, so bewirkt sie eine Erweckung bisher schlummernder Capital- und Arbeitskräfte. Kommt die Industrie zu entsprechender Blüthe, so ergibt sich eine Fülle von Capital- und Arbeitskraft. In der That leidet ja der Ackerbau gerade in jenen Ländern, welche kein hoch entwickeltes Industrieleben besitzen, in der Regel an Capitalmangel, während in Industrieländern Capitalien stets in reichem Maasse und zu einem niedrigen Zinsfusse für den Ackerbau zu haben sind. Zudem hat in den industriell wenig entwickelten Ländern der Boden einen geringen Werth — ein Zeichen, dass dort die Producte keine rechte Verwerthung finden — während in Industrieländern der Boden einen hohen Werth besitzt. Je höher aber der Bodenwerth, desto grösser ist die Creditkraft des Besitzers, und Capitalien fliessen ihm also um so leichter zu.

Sobald die Zukunft und die mehr schlummernden (potentiellen) Kräfte der Nation in Betracht gezogen werden, erweist sich die Lehre vom „Kaufen, wo billig ist" als ungenügend. Es ist vielmehr besser, im Lande eine Waare theuer zu kaufen, wenn es gewiss ist, dass eben im Kaufpreis eine Prämie für die Erschliessung schlummernder Volks- und Landeskräfte liegt. Diese Art Kauf liegt ausserhalb des Gebietes gewöhnlicher Privatspeculation. Darum eben müssen hier Nation und Staat der Industrie durch die Handelspolitik zu Hilfe kommen. Die Freihandelslehre übersieht es, dass die private Speculation zu wenig geneigt ist und es auch in der Regel nicht unternehmen kann, auf eine allzu ferne Zeit Rücksicht zu nehmen, wenn sie Waaren kauft und verkauft; und der einzelne Consument ist noch weniger im Stande, so zu verfahren. Für England ist freilich, seit einem Jahrhundert beinahe, jene Zeit vorüber, da es nöthig war, durch schützende Zölle den potentiellen Kräften der Nation zu Hilfe zu kommen. Unwillkürlicherweise haben die englischen Nationalökonomen, seit Smith, nur das hochentwickelte Heimatsleben bei Aufstellung ihrer Theorien

im Auge gehalten. Auf potentielle Capital- und Arbeitskräfte wird darum in der englischen Lehre fast nirgends genug Rücksicht genommen. Umsomehr Anlass hat der Volkswirth der minder entwickelten Länder, auf jene Kräfte des Volkes und Landes, die erst durch nationale Pflege recht erschlossen werden können, sein Auge zu richten.

Die einstigen Mercantilisten gingen jedoch zu weit, wenn sie glaubten, jedes Land, welches gedeihen will, müsse den Import industrieller Artikel verhindern oder erschweren. Auch der Import von Artikeln der Bekleidung, des feineren Genusses und des Luxus kann das Erblühen des wirthschaftlichen Lebens fördern. Ein agricoles Land, in welchem dem Volke die Bildung noch gar zu sehr fehlt, wo der Consum wenig entwickelt ist, ein solches Land muss erst durch den Import besserer und billigerer Waaren, als im Lande zu haben sind, an einigen Comfort und an feinere Bedürfnisse gewöhnt werden. Erst die Verfeinerung und Vermehrung der Bedürfnisse lockt hier die Menschen zu intensiverer Arbeit und bereitet den Boden vor für ein civilisirteres und industrielles Leben. Der Handel und der Import neuer Genussmittel sind einer der besten Pionniere für die Ausbreitung der Civilisation und Arbeitslust. Für Länder, in denen erst der Trieb zu Arbeit und Erwerb erweckt werden muss, ist die Förderung freien Handelns, die Heranziehung fremder Kaufleute und Importe ein wichtiger Theil der Wirthschaftspolitik.

Wie in der Importfrage, entscheidet die Freihandelslehre auch in der Frage des metallischen Geldes. Alles — meint sie — macht sich von selbst am besten. Bei freiem Handel könne einem Lande niemals das nöthige Metallgeld entzogen werden, und für ein blos papierenes Geld sei auch bei freiestem Handel keine Nothwendigkeit gegeben. Die Furcht, dass zunehmende Waaren-Importe ein Abströmen des metallenen Geldes bewirken könnte, sei überflüssig. Wie das Wasser dorthin fliesst, wo das Niveau sich vertieft hat, so müsse das Metallgeld dorthin ziehen, wo darnach Bedarf ist. Wo das Geld zu wenig wird, dort werden die Waaren billiger, dort steigt auch der Zinsfuss. Billige Waare und hoher Zinsfuss ziehen aber das Geld aus dem Geldmarkt herbei.

Diese Theorie ist wohl richtig. Aber eine entgegengesetzte Lehre dürfte sich als ebenso richtig erweisen. Die Wolken erheben sich als Dunst aus dem Weltmeere und ziehen über den Ländern hoch dahin. Wo von Waldgegenden warmer Zonen ein kühler Luftstrom aufsteigt, werden die Wolken als Regen niederrieseln und dem Walde Nahrung bringen. Ist aber das Land nackt und heiss, so jagen die Wolken darüber hin, ohne ihr Nass abzugeben. Man bepflanze diesen Boden, bewässere die junge Anlage auf künstlichem Wege; ist einmal der Wald herangewachsen, so wird er aus eigener Kraft das Wasser der Wolken sich erobern. Nicht blos Niveau-Unterschiede bestimmen also den Zu- und Abfluss des Wassers. So verhält es sich auch mit dem Strom des Weltgeldes oder metallischen Geldes. Die exportkräftigen Länder und die Völker, welche Gläubiger der Welt sind, ziehen den Geldstrom zu sich hin und lenken denselben nach ihrem Interesse weiter. Aber Länder, welche von der Natur nicht so reich ausgestattet sind, wie etwa Indien, Länder, deren Hilfsquellen und Volkskräfte noch grossentheils unentwickelt sind, haben wohl Geld nöthig, immer mehr Geld nöthig, um erblühen zu können; aber die Waarenfülle ist nicht da, durch deren Billigwerden und Export das Weltgeld herangezogen werden könnte. Jener Geldbedarf, welcher daraus entsteht, dass bereits viel producirt ist, dass Waarenmassen im Lande umlaufen, vermag das Geld leicht herbeizuziehen. Aber ein Geldbedarf, welcher dort besteht, wo erst viel producirt werden soll, wo die Industrie sich erst recht auszubreiten hat, besitzt wenig Macht, das Geld in's Land zu ziehen, noch weniger, das Metall im Landesumlauf in ausreichendem Maasse festzuhalten. Wie die junge Pflanzung der künstlichen Pflege und Bewässerung bedarf, so ist es nöthig, ein minder entwickeltes Industrieleben gegen Geld- wie gegen Absatzmangel zu schützen. Die gereifte Pflanzung wird durch eigene Kraft gedeihen.

Das Bedürfniss nach Wasser gibt dem Boden und dem ihm anvertrauten Samen noch nicht die Kraft, das Wasser auch anzuziehen. Unsere Pflege aber kann diese Kraft erzeugen. Eine Kunst solcher Pflege wirthschaftlich jugendlicher Pflanzungen bildet einen Theil der Wirthschafts- und Handels-

Politik. Dass diese Lage der Dinge von der Freihandelslehre allzusehr übersehen wurde, ist grossentheils auf historische Ursachen zurückzuführen.

Die Handelspolitik Englands, das englische Protectiv-System strebte, wie die ältere Mercantil-Politik der Venetianer, zur Schaffung einer Monopolstellung für die eigenen Nationalen hin. Die politische Gewalt wurde grösstentheils in den Dienst des Handels gestellt, um die Welt in ein Absatzgebiet für die englischen Fabricate zu verwandeln und alle Länder zu Tributären des englischen Handels und der englischen See-Schifffahrt zu machen. Die englische Politik kümmerte sich nicht darum, ob nicht etwa auch die Nordamerikaner tüchtige Gewerbsleute und Fabrikanten sein könnten. Die Amerikaner wurden gezwungen, ihre Erze und anderen Rohstoffe nach England zu senden und von dorther jeden Nagel, jedes Messer, jede Sense u. s. f. zu beziehen. Sie durften keine Industrie betreiben. Der gleiche Geist beseelte die englische Handels-Politik aller Welt gegenüber.

Es konnte darum kein Zweifel obwalten, dass die Protectiv-Politik darauf ausgehe, ein Land und Volk zum mercantilen und industriellen Beherrscher der Welt zu machen, die übrigen Völker aber, ohne Rücksicht auf Neigung und Befähigung zu industrieller Thätigkeit, an der Erhebung zu industriellem Leben zu verhindern. Die Freihandelslehre, die Verdammung des Protectiv-Systems, konnte darum bei allen Völkern, welche durch die Monopolstellung Englands litten, wie eine wahrhafte Heilslehre aufgenommen werden. Mit der Beseitigung des Protectiv-Systems, glaubten die Schwächeren, würden sie von allem Drucke befreit, sich zu industrieller Kraft erheben können.

Es ist dies ein ähnlicher Gedanke, welcher die Verehrer der Gewerbefreiheit dem Zunftwesen gegenüber beseelte. Das Zunftwesen hatte sich zu einem Monopols- und Privilegiumswesen herausgebildet. Die tüchtigsten Köpfe und Hände wurden durch die Zünfte gar oft vom Gewerbe ferngehalten und das Erwerbsrecht als eine Art Erbthum, ohne Rücksicht auf Tüchtigkeit, an die Glieder der zünftlerischen Familie und Gevatterschaft übertragen. Mit Aufhebung der Zünfte, so schien es, müsste

für jede tüchtige Kraft eine schöne Zeit erblühen. Von solcher Ueberzeugung waren die Franzosen geleitet, als sie nach Niederwerfung des alten Regimes das Verbot jeder, wie immer gearteten, gewerblichen Association in ihre Verfassung aufnahmen.

Dass die Enthusiasten der Gewerbefreiheit irrten, als sie mit Abschaffung der Zünfte jeder tüchtigen gewerblichen Kraft die freie Entfaltung zu sichern glaubten, ist heute mehr oder minder, aber allgemein erkannt. Denn mit der Beseitigung der Zünfte ist dem grossen Capital die Uebermacht über das kleine nicht genommen. Der Glaube, dass jeder tüchtigen gewerblichen Kraft das nöthige Capital leicht zuströmen werde, hat sich als ziemlich irrig erwiesen. Die atomisirte Masse kleiner Gewerbsleute vermag nicht die Concurrenz mit dem grossen Capitale und der grossen Production zu bestehen.

Es wurde nach und nach erkannt, dass die freie Concurrenz durch das Associationswesen ergänzt werden müsse, wenn nicht die Kleinen, und wenn sie auch noch so befähigt wären, durch die Grossen aus dem Felde geschlagen und auf abhängige, oft elende Stellung herabgedrückt werden sollen. Erst den associirten Kleinen fliessen leichter die nöthigen Capitalien zu, erst die Associirten vermögen mit den Grossen den Kampf der Concurrenz zu bestehen.

Aehnlich scheint uns die Sachlage auf handelspolitischem Gebiete. Mit der Herstellung einer internationalen Handelsfreiheit ist noch nicht die Thatsache beseitigt, dass manches Land bereits eine mercantil und industriell monopolistische oder doch eine sehr bevorzugte Stellung sich errungen hat und mit concentrirter, ausgebildeter Kraft und grosser Capitalsmacht operirt, während die industriellen Kräfte anderer Völker wenig entwickelt und wenig mit Capital ausgerüstet dastehen. So wenig es ein ausreichender Trost für kleine Gewerbsleute ist, dass grosse Capitalisten und Unternehmer ihnen billige Gewerbsartikel zu liefern bereit sind, dass sie also ihre Production aufgeben, Arbeiter werden oder dem Landbau sich zuwenden können, ebensowenig können sich industriell befähigte, aber nicht genug entwickelte und darum auch nicht genug capitalreiche Völker damit beruhigen, dass sie ja von den Engländern billige und gute Industrie-Artikel beziehen

können und darum auf ein eigenes grosses und ausgebreitetes Industrieleben verzichten mögen.

Auch auf diesem Gebiete bedarf die Concurrenzfreiheit einer Ergänzung durch Institutionen, welche den befähigten, aber nicht genug ausgebildeten und minder capitalistisch ausgerüsteten Schwachen die Concurrenz mit den bereits Erstarkten zu bestehen möglich macht. Diese Institution ist eine Art von Association, eine Association zwischen den Bürgern eines Reiches, welche sich verbinden und verpflichten, einander gegenseitig Arbeit und Verdienst zu geben, damit die heimischen Productivkräfte sich leichter und sicherer zu entwickeln vermögen, bis sie so stark werden, um auch ohne dieses Mittel der Association die Concurrenz mit den historisch früher entwickelten Industrien anderer Länder aufnehmen zu können. Das Schutzzoll-System ist im Kern nichts Anderes, als eine solche Art der Association, herbeigeführt durch Maassnahmen des Staates.

Dass ein derartiges Schutzsystem unter gewissen Verhältnissen eine ähnliche heilvolle Wirkung haben könne, wie das gewerbliche Associations-System, dürfte, wenn man sich frei macht von dem meist so gerechtfertigten Enthusiasmus für Handelsfreiheit, nicht leicht zu bezweifeln sein. Mit dieser Anerkennung des Protectiv-Systems ist aber nicht entfernt geleugnet, dass ein jedes Volk bestrebt sein müsse, den Verkehr mit dem Auslande möglichst zu beleben. Denn der innere Verkehr vermag für sich, ohne Verbindung mit äusserem Verkehr, nicht zu voller Kraft sich zu erheben. Es besteht zwischen Innen- und Aussenverkehr eine Art förderlicher Wechselwirkung. Je lebhafter und mannigfaltiger der Verkehr im Innern, welcher zwischen den Gliedern und Elementen eines Volkes besteht, desto bedeutender kann dessen Verkehr mit der übrigen Welt werden. Umgekehrt kann der reiche Verkehr mit der übrigen Welt ungemein zur Entwicklung des heimischen Verkehres beitragen.

Diese Art von Wechselwirkung tritt uns auch auf dem Gebiete des Seelenlebens entgegen. Das Denken, Fühlen und Phantasiren des Menschen gehören in das Gebiet des inneren Seelenverkehres. Niemand aber wird zweifeln, dass das Sehen,

Hören, Lernen von Anderen, Sichbelehrenlassen dazu beitragen, unser Innenleben zu entwickeln und reicher zu gestalten. Der Verkehr der Seele mit der Aussenwelt ist also förderlich für das innere Leben der Seele selbst. Aber nicht minder bekannt ist die Thatsache, dass eine Seele, die im Sehen, Hören, selbst in Aufnahme von Lehren immer und immer nach aussen hin gewendet ist, zu keiner productiven Eigenkraft gelangen kann und endlich aller Tiefe und Selbstständigkeit entbehrt. Der Dichter, der Denker, der Mann überhaupt muss von dem blossen Aufnehmen in sich zurückkehren, um den Wechselverkehr zwischen seinen Seelen-Organen recht aufleben zu lassen. So gewiss es einerseits ist, dass das Denken, Dichten, Schaffen in's Stocken geräth und unfruchtbar wird, wenn das Aufnehmen von aussen her, der Verkehr mit der Welt, mit Büchern u. s. w. unterbrochen oder zu schwach geworden ist, so gewiss ist es andererseits, dass das unablässige Aufnehmen und der Verzicht auf Versenkung in die eigene Seele keine Schaffenskraft aufkommen lässt.

Wie die Erziehung überhaupt, so kann auch die Selbsterziehung von diesen Gesetzen nicht ohne Gefahr absehen. Aber die Vertheilungsweise unserer Thätigkeit nach diesen zweien Richtungen hin, muss je nach Alter, Individualität, Bildungsgrad — wie leicht zu begreifen — eine verschiedene sein. Für die erste Jugend muss naturgemäss das blosse Aufnehmen beiweitem die Oberhand haben. Im Jünglingsalter muss die Selbstthätigkeit schon in den Vordergrund zu treten beginnen. Der Jüngling muss sich mit Absicht theilweise in sich zurückziehen, wenn er nicht für immer aller productiven Geistes- und Gemüthskraft bar werden soll.

Erst der gereifte Mann und Geist braucht nicht zu fürchten, dass das Aufnehmen seine Productivkraft unterdrücken werde. Aber für ihn wird nun das Geben, das Schaffen für die Aussenwelt, das Wirken auf die Aussenwelt zu einer Hauptaufgabe. Das Geben und Wirken ist es, was ihn am meisten fortbildet, am meisten stärkt. Das Geben gewinnt die Oberhand über das Aufnehmen.

In dieser Geschichte richtiger Seelenentwicklung spiegelt sich auch das Wesen nationaler Wirthschaftsentwicklung. Die

wirthschaftliche Kindheit der Nation wird am meisten gefördert durch das freie Eindringen fremden höheren Handels und den Consum feinerer fremder Waaren, sobald die Nation dadurch zu besserer und fleissigerer Bearbeitung des Bodens und zu feinerem, höherem Leben angeregt wird. Ist aber eine Nation durch eine gewisse Entwicklung des inneren Verkehrs und gewerblichen Lebens in das wirthschaftliche Jünglingsalter gekommen, dann muss dem blossen Aufnehmen ein gewisser Widerstand entgegengesetzt werden, damit die innere Schaffenskraft sich voller, frischer entwickeln könne. An die Stelle der industriellen Importe muss in steigendem Maasse die heimische industrielle Production treten. In dieser Periode nationalen Wirthschaftslebens können schützende Zölle, welche den Import mässigen, eine oft höchst förderliche, die unbeschränkte freie Einfuhr aber eine schädliche Wirkung haben.

Das wirthschaftliche Jünglingsalter einer Nation zerlegt sich ausserdem in unseren Zeiten noch in zwei Phasen. In der ersten Phase wird, durch Aufnahme grosser fremder Capitalmassen, das innere Verkehrswesen, das Transport-System u. s. w., kurz die Grundlage für ein mächtigeres Industrieleben ausgebildet, und dadurch die Zinspflichtigkeit gegenüber mehr fortgeschrittenen und capitalreicheren Völkern gesteigert. In der zweiten Phase beginnt sich auf Basis der entstandenen grossen Werke ein mächtigeres Industrieleben zu entfalten; der Drang zu industriellem Export wird immer mächtiger; die Nation beginnt sich durch Exporte von Zinspflichtigkeit zu befreien; sie geht endlich daran, mit überschüssigen Capitalien jüngere Länder wirthschaftlich zu colonisiren und sich dieselben zinspflichtig zu machen. Und hiemit ist die Nation in das wirthschaftliche Mannesalter übergetreten.

Wie aber der Mensch in seinem Gange durch die Lebensalter, von Kindheit bis zur Mannesreife, sich nicht blos verändert, sich innerlich entwickelt, sondern auch an Masse, an Consumtionskraft, wie an Kraftfülle zunimmt, so wächst auch die Nation, normalerweise, an Consumtions- wie an Productionskraft, während sie sich wirthschaftlich fortentwickelt. Die Importe nehmen unablässig zu, wie die Exporte zunehmen. Auf beiden Seiten findet ein absolutes Wachsen statt. Aber das

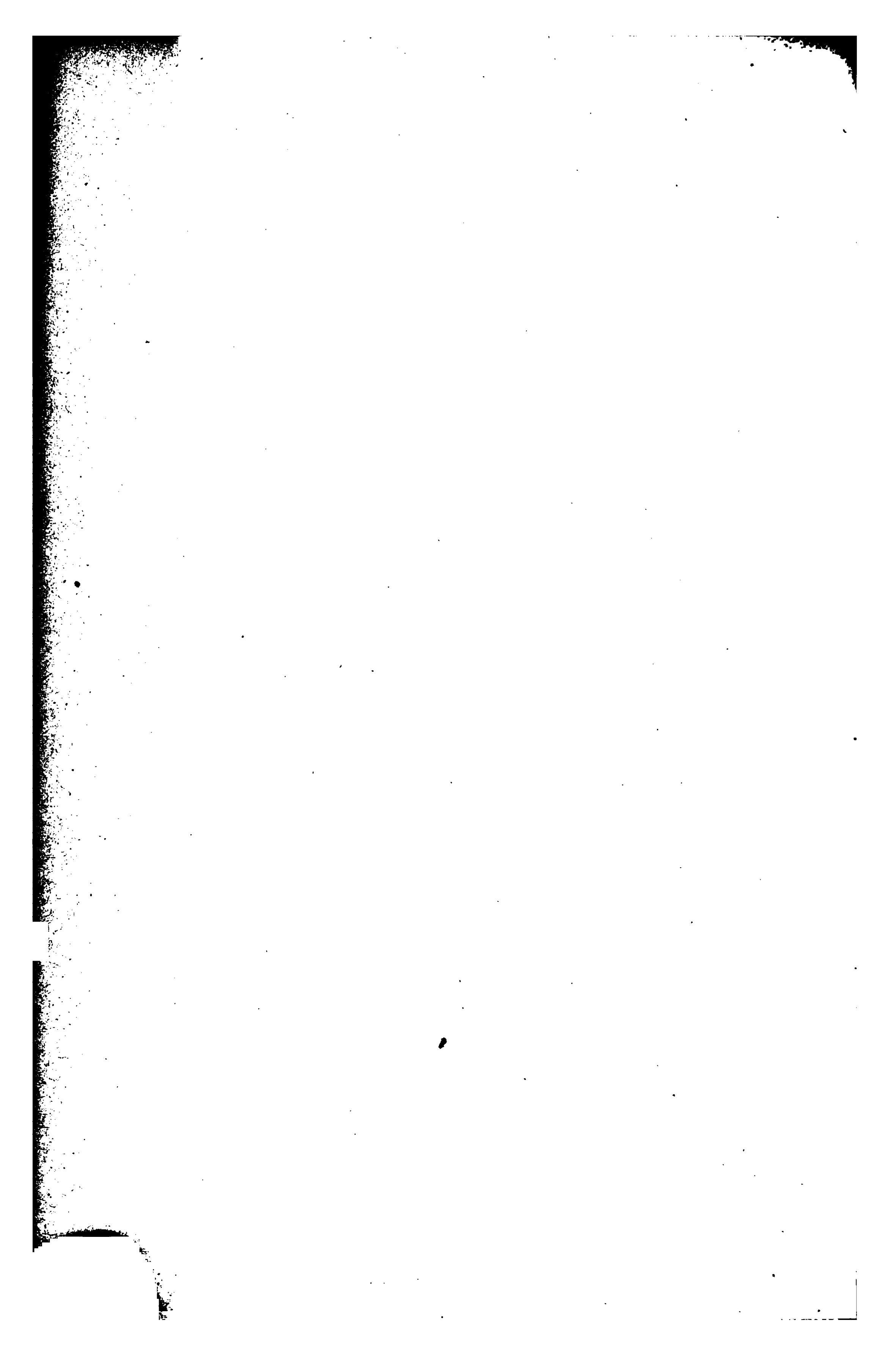
Verhältniss zwischen Import und Export und, zum Theil, die Art und Bedeutung beider verändern sich. Während beispielsweise in der ersten Phase des wirthschaftlichen Jünglingsalters Capitalien importirt und dafür Capitaltitel exportirt werden, gehen in der Zeit wirthschaftlichen Mannesalters viele Exporte als Capital-Anlagen in jüngere Länder, für welche Capitaltitel aus diesen Ländern zurückkehren, denen später von dorther Importe folgen, welche mit den Zinsen-Coupons, die zum Export gelangen, bezahlt werden.

Wenn wir nun den Weg, den wir durch die Geschichte gegangen, die kritischen Betrachtungen, die wir angestellt haben, überschauen, dann kommen wir zu der Ueberzeugung, dass die Frage, ob „Zollschutz", ob „Freihandel" das wahre volkswirthschaftliche Princip sei, nicht allgemein, nicht ein- für allemal entschieden werden könne. Beide Lehren, die „protectionistische" wie die des „freien Handels" bergen grosse Wahrheit in sich. In welchem Maasse, nach welchen Richtungen, zu einer bestimmten Zeit, an einem bestimmten Orte, die Handelspolitik mehr dem Princip des „Geschehen- und Gewährenlassens" oder mehr dem Princip „staatlicher Protection und Regulirung" zu folgen habe, dies allein ist die richtige Frage. Nicht so sehr das „Ob?", als vielmehr das „Wann?", „Wie?", „Wie viel?" sollte als praktische Frage gelten.

DIE FUNCTION DES GELDES.

Eine Theorie des Geldwesens vom historischen Standpunkte.

(Nach einer der k. k. technischen Hochschule in Wien behufs Erlangung der Venia legendi überreichten Habilitationsschrift.)



I.

„Die Benützung eines jeden Besitzthumes" — sagt Aristoteles — „ist von zweierlei Art. So kann man z. B. den Schuh als Fussbekleidung anziehen; man kann ihn aber auch in Tausch hingeben, um sich verschiedene Lebensmittel zu verschaffen. Ebenso verhält es sich mit allen anderen Besitzstücken; sie alle können direct dem Leben dienen oder auch als Tauschmittel verwendet werden. Das Tauschen entwickelt sich aus dem Umstande, dass man von dem einen Gegenstande mehr, von einem anderen weniger hat, als man bedarf. Ursprünglich musste sich das Tauschen nur so weit erstrecken, als es für den Lebensunterhalt nöthig war."

„In der primitivsten Gemeinschaft, in der Familienwirthschaft, fand der Tausch überhaupt noch keinen Platz. Die Hausgenossen besassen ja Alles in Gemeinschaft. Erst als die Wohnsitze und Besitzthümer getrennt wurden, stellte sich das Bedürfniss des Tauschens ein. Minder civilisirte Völkerschaften tauschen direct Wein gegen Getreide u. dgl. aus. Ein solches Tauschen ist aber nicht eigentlicher Handel. Es zielt nur auf eine Ausfüllung gewisser Mängel, nicht auf jene Bereicherung hin, welche gleichsam in's Unendliche strebt. Aber aus diesem Tauschen entstand die — im Handel gelegene — eigentliche Bereicherungskunst."

„Da die gegenseitige Unterstützung durch Einfuhr des Fehlenden und Ausfuhr des Ueberflüssigen sich räumlich immer weiter ausdehnte, verfiel man ganz natürlicherweise auf den Geldgebrauch. Nicht jedes der von Natur nothwendigen Mittel

des Lebens liess sich nämlich leicht verführen (in die Ferne), und so kam man dahin überein, zur Vermittlung des gegenseitigen Umtausches einen Gegenstand zu geben und zu nehmen, welcher, selbst zu den nutzbaren Dingen gehörig, zugleich noch den Vortheil eines leichthandlichen Gebrauches für die Fortschaffung hatte, wie Eisen, Silber u. dgl. Anfänglich bestimmte man den Werth dieses Gegenstandes einfach nach Grösse und Gewicht, schliesslich aber versah man denselben auch mit einem Prägezeichen, um die Mühe des (jedesmaligen) Abwägens zu ersparen. Als aus dem nothwendigen (primitiven) Tauschen das Geld einmal hervorgegangen war, da bildete sich erst die eigentliche Erwerbskunst, das Handels- und Geldgeschäft heraus, welches darauf gerichtet ist, wie und mit welchen Mitteln man beim Umsatz möglichst viel Gewinn machen könne."

„Es entsteht nun der Schein, als wäre die Erwerbskunst nur die Kunst, wie sich aus einer Sache möglichst viel Geld machen lasse, und viele Leute glauben, der Reichthum bestehe in der Menge des Geldes."

„Man hört hingegen auch wieder behaupten, das Geld sei an sich, von Natur, gar nichts Wesentliches und nehme seine Kraft rein aus willkürlicher menschlicher Satzung oder Uebereinkunft. Eine vorgenommene Münzveränderung raubt dem bisherigen Gelde seine Kraft, uns Mittel des Lebens zu verschaffen. Wenn wir nur Geld besässen, könnten wir dennoch Hungers sterben, könnte es uns wie jenem Midas der Sage ergehen, als ihm in Erfüllung seiner unersättlichen Wünsche alles ihm Vorgesetzte, von ihm Berührte, sich in pures Gold verwandelte."

„Die Vertreter dieser letzteren Ansicht suchen das wahre Wesen des Reichthums in etwas Anderem. Nur für den Handel ist das Geld das eigentliche Element und Ziel. In etwas Anderem besteht aber der natürliche Reichthum und die natürliche Erwerbsthätigkeit."

Aus diesen Anführungen ist zu ersehen, dass die elementaren Sätze über das Geldwesen dem Alterthume schon bekannt waren. Auch damals standen einander, wie heute, zwei Auf-

fassungsweisen entgegen. Die eine sieht im Gelde eine Güter- oder Waarenart, welche dem Güteraustausche als Werkzeug der Vermittlung dient. Die andere Ansicht betrachtet das Geld als ein Instrument, welches nicht aus seinem stofflichen Werthe, sondern aus socialer Uebereinkunft oder aus der Satzung seine Kaufkraft erhält. Das Geld würde also nicht durch seinen stofflichen Gehalt, sondern durch seine Prägung Geld geworden sein.

Auch durch das Mittelalter hin bestanden diese beiden Auffassungsarten vom Gelde. Die Landesfürsten und jene Juristen, welche die Staats-Idee vertraten, neigten zu der Ansicht, dass die Prägung, der vom Staat festgesetzte Werth es sei, welcher dem metallenen Plättchen die bestimmte Kaufkraft verleiht. Die entgegengesetzte Anschauung herrschte auf Seite Derjenigen, in deren Händen der Welthandel und der Aussenhandel der Länder lag. Die Politiker sahen im Gelde ein Werthzeichen, welches durch den Staatswillen als Zahlungs- und Begleichungsmittel fungirt; der grosse Handelsmann hingegen forderte, dass die Prägung nur das Gewicht und den Feingehalt des Geldstückes anzugeben habe.

Woher es kam, dass der mittelalterliche Handel nicht auf die Prägung, sondern auf Gewicht und Feingehalt bei Schätzung der Münze den Ton legte, ist leicht zu begreifen. Nicht eine Theorie, sondern das praktische Bedürfniss führte den Handel zu dieser Ansicht.

Das rauhe Europa musste fast alle Producte, welche den edleren sinnlichen Lebensgenuss und sinnliche Lebensverfeinerung ermöglichen, aus wärmeren Zonen und von Osten her beziehen. Gewürze verschiedener Art — vom Mittelalter überaus geschätzt und begehrt — Räucherstoffe, Apothekerwaaren, Seiden- und Baumwollstoffe, manche Farbstoffe etc. wurden aus Arabien und Indien bezogen. Viele feinere Industrie-Artikel, Kirchengewänder, gold- und silberdurchwirkte Seidengewebe, feinere Waffen, Bijouterien etc. kamen aus dem byzantinischen Reiche.

Diese Importe mussten von Europa zum grossen Theile mit Edelmetall bezahlt werden. Nur wenige Rohstoffe und europäische Manufactur-Artikel nahmen die Orientalen in Tausch. Der Orientale schmückt mit dem edlen Metalle seine Frauen, oder

vergräbt den grössten Theil als Schatz in die Erde. Die Menge und der Feingehalt des Metalles ist darum für den Asiaten um so entscheidender. Er nimmt das Geld vom Europäer nicht zu dem Zwecke, um es grösstentheils wieder für Waaren hinzugeben. Er will weniger ein Tauschinstrument, als ein Schatz- und Schmuckmittel erwerben. Ein Hindu wendete vielleicht durch Jahrzehnte hin alle freie Stunden auf, die ihm der Bodenbau übrig liess, und verfertigte einen wunderbar sorgfältig ausgeführten Teppich oder Shawl. Er wollte damit ein Vermögen, einen Schatz gewinnen, den er vor Räubern wie Despoten verbergen kann. Nicht irgend welche Waaren, sondern Edelmetall wollte er für sein Werk eintauschen.

Diesen auf Gold und Silber gerichteten Trieb der Asiaten musste der europäisch-asiatische Handel befriedigen. Stetig zog darum ein Edelmetallstrom von Europa nach dem Osten hin. Keine juristische Weisheit hätte diese Sachlage zu ändern vermocht. Keine Theorie hätte den Aussenhandel überreden können, dass es nur auf die Prägung und den Namen, nicht auf Gewicht und Feingehalt der Münze ankomme.

Wie ein unablässiges Pumpwerk saugte der Handel mit Asien das Edelmetall Europas auf, um es an das Morgenland abzugeben. Je mehr, mit der Verfeinerung des Lebens, der Consum asiatischer Artikel sich ausbreitete, desto grösser musste der für die Ausfuhr nöthige Bedarf an Edelmetall werden. In immer steigendem Maasse musste sich die hohe Schätzung des Geldreichthums, d. h. des Gold- und Silberreichthums herausbilden. Die Ansichten des internationalen Handels bekamen die Oberhand über jene der Juristen und Vertreter des Fürsten- und Staatsinteresses.

Mit dem Emporkommen des modernen Staats- und Volkslebens traten zu der bis dahin schon bestehenden Geldnoth unseres Welttheiles neue mächtig anschwellende Geldbedürfnisse.

Im Mittelalter waren, mit Ausnahme der specifischen Handelsrepubliken und der Handelsbünde — wie die deutsche Hansa — alle Staaten fast ganz und gar als Ackerbaustaaten organisirt. Nur der Ackerbauer vermag, durch die Arbeit des Hauses gesichert, ein in sich abgeschlossenes Leben zu führen,

wie etwa ein echter amerikanischer Hinterwäldler. In seinem, von ihm selbst errichteten Blockhause wohnend, lebt er von dem Wälschkorn, das er selbst gebaut, von dem Fleische der Schweine, die er selbst gezogen, hüllt sich in Felle und Gewebe, die im eigenen Hause gefertigt wurden. Der Gewerbsmann, der Künstler, der Handelsmann etc. kann sein Leben nicht in solcher Weise auf sein Haus und die Arbeit in der Familie basiren; er fungirt selbst nur als Glied eines grösseren wirthschaftlichen Organismus und ist durchaus auf die Arbeit Anderer hingewiesen, für welche er seinerseits arbeitet und Geschäfte betreibt.

Wenn der mittelalterliche Bauer ein ähnliches in sich abgeschlossenes Familien- und Hausleben führte, wie der Hinterwäldler Amerikas, so lebte er auch, was seine Bedürfnisse anging, fast ebenso primitiv. Eines schöneren, feineren Lebens erfreute sich der grosse Grundherr. Aber sein Hof war dennoch zum grossen Theile ein sich selbst genügendes Ganzes, ein in sich ziemlich abgeschlossener Wirthschafts-Organismus. Das Kaufen spielte auch für den Adelshof eine untergeordnete Rolle. Gewürze, eine besonders kostbare Waffe, ein edlerer Schmuckgegenstand etc., solche Gegenstände mussten freilich vom Händler gebracht werden. Aber der grösste Theil alles dessen, was auf dem Gute an Kleidung, Schmuck, häuslicher Ausstattung u. s. w. gebraucht wurde, stammte vom Hofe selbst und aus dem Umkreise her, welcher unter der Hoheit des Grundherrn stand. Auf einem grösseren Adelshofe fanden sich die verschiedensten Handwerker als Angestellte. Sie erhielten ein Stück Boden zum Anbau und übernahmen dafür die Pflicht, im Dienste der Herrschaft, neben dem Ackerbau ihre Kunst zu betreiben. Manche Artikel der Handwerksthätigkeit wurden ebenso wie Ackerbauproducte als Zehent, als Steuer an den Herrenhof entrichtet. Selbst der Dichter oder Gelehrte, der Astrolog fehlte vielleicht nicht. Er erhielt Entlohnung *in natura*. Er wurde vom Grundherrn beobdacht, verpflegt, gekleidet etc.

Entsprechend dieser Art des Wirthschaftslebens war auch das Kriegs- und Verwaltungswesen des Staates organisirt. Jeder grosse Grundherr war ein König im Kleinen. Der Fürst des Landes, der Kaiser des Reiches herrschte nur dort in

vollem Maasse, wo eben der Landesfürst oder Kaiser auch Grundherr war. Ueber die anderen Grundherren besassen Fürst und Kaiser nur eine Art Oberhoheit. Das Gerichtswesen, die politische Verwaltung, das Kriegswesen einer Gutsherrschaft — diese mag nur einige Dörfer oder ein bedeutenderes Territorium umfasst haben — lagen wesentlich in der Hand des Grundherrn. Alle seine Leute vermochte der Gutsherr *in natura* abzulohnen. Zog der Landesfürst oder der Kaiser in den Krieg, dann mussten ihm die Grundherren mit ihren Kriegsleuten folgen und mussten auch für die Verpflegung und Ausrüstung ihrer Mannschaft Sorge tragen. Das Gut schaffte Ausrüstung und Verpflegung grossentheils *in natura* bei.

Diese Einrichtungen ermöglichten ein Leben, welches in hohem Maasse vom Gelde unabhängig war. Trotz dessen hatte sich, grossentheils in Folge des steigenden Luxus und der Genussverfeinerung, der Geldbedarf immer mehr fühlbar gemacht. Wie viel mächtiger musste der Drang nach Gelde werden, als sich das Städtewesen fortentwickelte, als Handel und Industrie in das Innere der Ackerbaustaaten immer mehr eindrangen, als die Landesfürsten durch Schaffung stehender Heere und eines grossen Beamtenthums zur Vollherrschaft des Staates hinstrebten.

Mit dem Aufkommen der stehenden Heere, welche häufig Kriegszüge grösseren Styles und längerer Dauer ermöglichten, mussten die Steuern wachsen, welche der Landesfürst oder Kaiser einhob, und diese Steuern konnten füglich nicht in Naturalien entrichtet und genommen werden. Die Geldsteuer musste immer mehr an die Stelle der Natural-Abgaben treten. Je mehr nun noch das Geschütz und die Schiesswaffe an Bedeutung gewann, je grösser das Heer, je civilisirter die Kampfweise wurde, desto schwerer war es, mit den directen Natural-Abgaben Genüge zu finden und was Rechtes auszurichten, desto nothwendiger wurde Geld, Geld und wieder Geld.

In ähnlicher Weise wirkte die Errichtung von Beamtenheeren, welche nicht mehr im Dienste der Grundherren, sondern in dem des Königs, Kaisers, kurz im Dienste des Staates stehen und vom Staats-Centrum aus beseelt sein sollten, auf eine Steigerung des Geldbedarfes und auf die Umwandlung

der Natural- in Geldabgaben hin. Je mehr die Gewalt des Feudaladels zurückgedrängt und von der durch das Beamtenthum vertretenen Staatsgewalt verdrängt wurde, eine desto höhere Bedeutung musste das Geld gewinnen.

Alle diese Wandlungen vermehrten nicht blos den Bedarf an Geld für den Export nach Asien, sondern auch jenen für die innere Circulation der Staaten selbst.

Bei der Circulation im Innern der Länder kam es aber weniger auf den metallischen Feingehalt der Münzen an, als da, wo der Export der Münzen nach Asien in Frage kam. Im Innern der Staaten fungiren, wie Jedermann weiss, Scheidemünzen ebensogut, wie vollwichtige. Ja, die Scheidemünzen pflegen in vielen Fällen sich um so besser zu bewähren, je geringer ihr Metallwerth ist. Man hat nicht bemerkt, dass die Verkleinerung der Scheidemünzen, die Verwandlung eines grossen, dicken in zwei kleine, dünne Pfennige zu einer Vertheuerung der mit den neuen dünnen Pfennigen im Krämerladen zu kaufenden Waare führe. Im kleinen inneren Verkehre entschied der Name, die Ziffer, nicht der innere Metallgehalt der Münze. Aber gegen das Exportirtwerden nach Asien war eine Münze umsomehr geschützt, je mehr der Werth, den sie im kleinen innern Verkehr hatte, den blossen Metallwerth der Stücke überstieg. Desgleichen konnte man bemerken, dass die durch den Umlauf abgebrauchten Münzen solange nach ihrem Nominalwerth fungirten, als sie nicht zum Wechsler kamen, um in Geld für den Weltverkehr umgesetzt zu werden.

Diese Erscheinungen unterstützten jene Geldtheorie, welche im Gelde die Prägung und Benennung betonte und annahm, dass der Staat die Macht habe, einem blossen Zeichen, das etwa aus Leder, Glas, Papier bestehen kann, jene Kaufkraft, jene Geldkraft zu verleihen, welche in der Prägung und Benennung: Thaler, Gulden, Pfennig u. s. w., ausgedrückt wird. Das Vordringen und Eindringen des Welthandels in das Innere der europäischen Welt dagegen dürfte als Erklärungsgrund der Erscheinung anzuführen sein, dass die Theorie vom Gelde als eines Stückes Edelmetall, welches durch die Prägung

nur die leichtere Umlaufsfähigkeit, nicht aber seinen Werth empfängt, grössere Verbreitung fand.

Noch ein anderes Motiv kam hinzu, um die eine Theorie den Staatsmännern, die andere den Handelsrepubliken und Handelsleuten genehmer zu machen und als wahre Theorie erscheinen zu lassen. Die Handelsrepubliken und die grossen Geldmänner waren die Gläubiger der Könige. Je mehr die Noth an Geld stieg, je theuerer Gold und Silber wurden, desto schlimmer war es mit den Schuldnern, mit den Finanzen der Könige bestellt. Was sich im Kleinverkehr als einigermassen richtig erwies, dass nämlich ein metallisch schwächerer Pfennig und Gulden ebensoviel beim Krämer kaufen kann, als die dickere, nicht abgeschliffene Münze, das müsse wohl auch für den Verkehr überhaupt richtig sein, dachte mancher Staatsmann und glaubte an die Berechtigung, dass die Könige mit dünnen, kleinen Gulden eine Schuld bezahlen, die sie in dicken, grossen Gulden gemacht hatten. Die Handelswelt dagegen hatte wieder im Auge, dass sie den Asiaten für Gewürze, Seide, feine Gewebe u. s. w. nicht mit der Prägung auf den Münzen, sondern mit Edelmetall, nach Gewicht und Feingehalt berechnet, zahlen müsse.

Vom Centrum der sich militärisch und politisch entwickelnden und an Geldnoth leidenden Königsstaaten ging also nothwendig eine andere Geldauffassung aus, als von den Mittelpunkten des Welthandels. Hätten sich die europäischen Staaten von Innen heraus zu einem an Industrie und innerem Handelsverkehr reichen Culturleben erheben können, und hätte nicht die Nothwendigkeit bestanden, die asiatischen Waaren immer wieder mit Gold und Silber zu bezahlen, dann würde die Theorie, dass das Geld nur ein vom Staate nach Bedarf des Verkehrs auszugebendes Werthzeichen sei, wie etwa eine Post- oder Stempelmarke, wohl für lange Zeit zur vorherrschenden geworden sein. Umgekehrt, würde eine von den Nationalökonomen der Handelsrepubliken und Handelsbünde entwickelte Wissenschaft des Geldes im Gelde nichts Anderes gesehen haben, als Edelmetall mit einer Prägung versehen, welche Gewicht und Feingehalt anzugeben bestimmt ist, um dem Nehmer das jedesmalige Wägen und Prüfen zu ersparen.

Schon vor der Entdeckung Amerikas und der nach Ostindien führenden Seewege hatte sich in vielen europäischen Culturstaaten, Hand in Hand gehend mit dem Aufsteigen der königlichen Macht und dem Emporkommen des Städtelebens, die Nothwendigkeit eines Verlassens der Naturalwirthschaft und der Entwicklung des Geldwesens in immer höherem Maasse fühlbar gemacht. Sowohl durch die Zunahme des Consums asiatischer Artikel, als durch die Vermehrung des inneren Geldverkehres musste der Geldbedarf ein immer rascher zunehmender und dringender werden. Eine neue Gesellschaft, ein neues Staatswesen hatte begonnen aus dem Dunkel keimender Gährung in die helle Wirklichkeit einzutreten. Dieser Process war an die Möglichkeit rascher Geldvermehrung gebunden. Es ist darum durchaus nicht Wunder zu nehmen, dass die Schätzung des Edelmetalles, die schon früher eine grosse gewesen, an neuer Kraft gewann. Die Auffindung von Gewürz- und Goldländern beschäftigte in immer höherem Maasse die Phantasie.

Die geschehene Entdeckung Amerikas und der neuen Schätze an Gold und edeln Producten, vieler Art, entflammte alle bereits erwachten und erweckte viele noch schlummernde, auf Gold und Reichthum zielende Triebe. An Stelle des Gold- und Geldmachens trat nun zum Theil das Streben des Golderoberns und Gelderwerbens. Die Frage, wie gelangt ein Staat zu unversieglichen Geldquellen, wurde eine Hauptfrage der staatsmännischen Kunst. Zwei Arten solcher Geldquellen lagen dem Staatsmanne klar vor Augen: Der Besitz goldliefernder Colonien auf der einen, ein mächtig blühender Aussenhandel auf der anderen Seite. Spanien war eben durch Besitz goldliefernder Colonien geldreich geworden, während die Handels-Republiken und Handelsbünde des Mittelalters durch den in ihren Händen liegenden Welthandel eine Art unversieglicher Geldquellen geworden waren. Würde nicht in Folge der aus Amerika kommenden Metallmassen der Consum asiatischer Artikel und ebenso der Preis der Arbeit und aller Waaren mächtig emporgeschnellt sein, würden nicht durch die in Folge jener Entdeckung eingetretenen Machtverschiebungen die Kriege in Europa vermehrt und so abermals der Geldbedarf rasch

gesteigert worden sein, dann würde der neue Metallzufluss vielleicht ausgereicht haben, alle europäischen Culturländer jener Zeit aus der Naturalwirthschaft in die Geldwirthschaft überzuführen.

Zwei grosse Aufgaben traten immer mehr im Geiste des Staatsmannes neben die auf staatliche Gebietserweiterung gerichteten Triebe. Alle Kräfte der Nation sollten dem Staatszwecke zugewendet und dem Staate ein Antheil am Welthandel errungen werden. Dem Könige, als Centrum des Staates, galt es, alle materiellen Hilfsquellen des Volkes und Landes aufzuschliessen. Es wurde nach und nach erkannt, dass im Handel und Gelde ein Element stecke, das sowohl verbindend und belebend auf die materiellen Hilfsquellen wirkt, als auch denselben jene Flüssigkeit und Beweglichkeit verleiht, welche eine Concentration aller Mittel in der Hand des Landesfürsten erleichtert.

Aus diesen Bestrebungen, welche auch die wirthschaftspolitische Wissenschaft beseelten, erwuchs jene ökonomische Staatskunst und Theorie, welche als Handelssystem oder Mercantilismus bezeichnet wird. Man kann — in Beziehung auf die Geldpolitik — zwei Phasen des Mercantilismus unterscheiden. In der ersten Phase ist die Aufmerksamkeit darauf concentrirt, wie der Geldzufluss von aussen her zu steigern, der Geldabfluss aber zu mindern wäre; in der zweiten Phase tritt die Frage in den Vordergrund, wie es möglich sei — abgesehen vom Geldzufluss — die innere Circulation des Geldes zu heben und dadurch belebend auf die nationale Arbeit zu wirken.

Beide der bezeichneten Phasen mercantilistischer Geldpolitik und Geldauffassung haben ihre krankhaften Erscheinungen einseitiger Uebertreibung aufzuweisen. Bei den älteren Mercantilisten begegnen wir einer Hochschätzung des Geldes, welche zuweilen zu einer Art Geld-Enthusiasmus oder Geld-Fanatismus führt. Das Geld — das Edelmetall — wird von manchen älteren Mercantilisten gleichsam als das Ziel aller Wirthschaft angesehen. Was bei den meisten der Mercantilisten nur eine Redewendung ist — das Geld ist der Nerv und die Seele des Wirthschaftslebens — wird bei Manchen zu einem beinahe

wörtlich genommenen Glaubensartikel. Diese Phase sieht aber nur im Edelmetall all' die Wunder des Geldes; das Edelmetall ist eine Art Lebens-Essenz des Reichthums. In der zweiten Phase des Mercantilismus wird das Geld nicht mehr als Kern des Reichthums aufgefasst, dem Edelmetall wird nur für den Welthandel, nicht aber für die innere Circulation eine grosse Bedeutung gegeben. Der Enthusiasmus für die lebenweckende Macht des Geldes und aller Mobilisations- und Erregungsmittel der Arbeit und des Unternehmungsgeistes erhebt sich, und die Grenze wird nicht erkannt, an welcher die Production aufhört und der Schwindel das Feld gewinnt. Es ist dies die Phase des besonders an den Namen Law's sich knüpfenden Papiergeld- und Actienschwindels.

Vielleicht dürfte es nicht ganz überflüssig scheinen, bevor wir die Law'sche Geldtheorie in's Auge fassen, die Ansichten, welche frühere Mercantilisten über das Geld hatten, durch einige Citate zu illustriren.

Aus einer im Jahre 1531 erschienenen deutschen Schrift über Münzwesen theilt uns Roscher in seinem grossen und bis jetzt allein dastehenden Werke: „Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland" Folgendes als Grundgedanken mit: „Inn der welt heisse gelt, alda ist reichtumb beruffen, wie dan an ihm selbst war ist." „Sachsen, — bemerkt der Autor aus dem Jahre 1531, — ist ein Hauptproductionsland des Stoffes, woraus man Geld macht." „Wie geht es gleichwohl zu — fragt er sich — dass die von Gott nicht mit Bergbau gesegneten Länder, wie Burgund, Frankreich, Lumpardia, England, so viel reicher sind, als Sachsen? Dass Städte, wie Cöln, Antorf, Lüwick, sogar an Silbergeräth mehr haben, als das Silberland selbst?" Das kommt daher, weil „die frembden und reichen Lande das furnehmen und grund yhrer handlung darauff stellen, dass sie die wahr aus yhren Landen in frembde abführen und dagegen das reichthumb, das ist gelt, empfahen und suchen."

Johann Joachim Becher lehrt in seinem „Politischen Discurs" 1688: „Die menschliche Gesellschaft allein unterscheidet nächst der Vernunft das menschliche von dem viehischen Leben. Die Gesellschaft einzig und allein ist die Grund-

ursach, Anfang, Mitte und Ende aller Gesetze und Ordnungen, welche Menschen, sowohl Heiden als Christen, zur Erhaltung der Gesellschaft gemacht haben. Alles, was die menschliche Gesellschaft schwächt, ist abzuschaffen und zu strafen. Wenn ich eine Stadt (wohl im Sinne des römischen *civitas* gedacht) definiren sollte, wollte ich's nennen eine volkreiche, nahrhafte (an Erwerbsquellen reiche) Gemein. Die vornehmste Staatsregul oder Maxime einer Stadt oder Lands soll sein: Volkreiche Nahrung; angesehen, weder der Landsfürst, Städt oder Länder considerabel sein, wenn sie arm von Volk sein, dann sie können sich nicht defendiren aus Mangel der Menschen, werden derohalben zur Beut Jedem, der kommt und sie anfeindt."

„Es ist aber nicht genug die Populirung einer Stadt oder Lands, wenn die Nahrung nicht dabei ist. Die Nahrung (der Erwerb) ist ein Angel oder Hamen, wodurch man die Leut herzulockt; denn wenn sie wissen, wo sie zu leben haben, da laufen sie hin, und jemehr hinlaufen, jemehr können auch von einander leben. . . . Die Nahrung entspringet aus der Gemeind (Gemeinschaft, dem Verkehr) dadurch, dass die Leut eines Orts einer dem andern durch gemeinen Handel und Wandel zu einem Stück Brod verhilft. Denn es besteht die Gemein nicht darin, dass die Leut eines Orts nichts gemein, als die Unglückseligkeit, sage Armuth, Arbeit, Steur, Auflagen und Contribution haben, sondern dies ist die rechte Gemein (Gemeinschaft), wann die Glieder der Gemein ihre Sachen also anstellen, dass einer von dem andern leben, einer von dem andern sein Stück Brod verdienen kann."

„In einer Gemein sind zweierlei Art Menschen von nöthen, eine Art, von welcher als der meisten, die Gemeinde bestehet, die andre aber, welche Diener der ersten sind, und hierunter gehört die Obrigkeit, welche eine Dienerin der Gemein ist. Die Gemein ist nicht um der Obrigkeit, sondern die Obrigkeit um der Gemein willen da. . . . Die Principal-Stände im gemeinen Wesen sind der Bauren-, Handwerker- und Kaufmannstand, worauf die ganze Gemeinde bestehet. Diese Ständ sollen zusammenstehen, dass solche societät, Stadt, Land oder Republik zu blühender Nahrung, mächtiger Populosität, hiedurch aber zu der wahrhaften policey (Civilisation) gelange. . . ."

„Die Consumption ist der Bindschlüssel, welcher die drei Ständ an einander heftet. Weil die Nahrung (der Erwerb) nur durch Verhandlung (Verkehr) der Güter bestehet, so muss Alles, was die Verhandlung verhindert, auch die auf sie fundirte Nahrung und daraus entspringende Populosität verhindern und schwächen. Nichts ist so hinderlich, als wenn man die Waaren und Kaufleut mit hohen (innern) Zöllen und imposten (Steuern) beschwert. Der Fremde, der (zu Hause) mit solchen Lasten nicht belegt ist, kann dan wohlfeiler die Waare geben. Wenn der Kaufmann keine Consumption oder Debit (Absatz) mehr hat, muss er verderben und der ganze (heimische) Handel muss geschwächt werden. . . .”

„Die Nahrung aller Ständ liegt am Kaufmann. Die Verleger (die capitalistischen Unternehmer, welche Handwerker beschäftigen oder Fabriken errichten) müssen als Grundsäulen des Staates erkannt werden. Solche Leute machen, dass die rohe Waaren (Rohstoffe) im Lande bleiben und durch die Unterthanen verarbeitet, solche dadurch vom Müssiggang abgehalten und zu ehrlicher Nahrung gebracht werden, dass nun nicht fremde Manufacturen (Manufactur-Artikel) in’s Land kommen und das Geld dafür hinausgehet, sondern solches Geld nicht allein im Land bleibt, vielmehr auch die im Land gemachte und in die Fremde geschickten Manufacturen (Manufactur-Artikel) noch ein mehreres Geld in’s Land ziehen. Sie machen so das Land nahrhaft (reich an Erwerbsquellen) und populos.”

„Aber Kaufleut, von welchen ehender ein Papageo, Hund oder Pferd, als ein einziger Mensch oder Unterthan leben kann, welche lieber die rohe Waaren (Rohstoffe) aus dem Land führen, in der Fremde verarbeiten lassen und dann wieder hereinbringen, also lieber den Fremden, als den Inländern das Geld gönnen, oder die, welche jährlich viel hundert tausend im fremde Länder schicken, fremder Leut (fremder Fürsten) Unterthanen reich machen und solche Manufacten dafür hereinbringen, die man im Lande selber haben könnte, . . . dies sind Blut- und Saugegel eines Staates; sie mindern die Populosität, sie entziehen dem Land die Nahrung (die Erwerbsquellen).”

„Die Kaufmannschaft kann ein Land ebenso in die Höhe bringen, wie zu Grunde richten. Diejenige Kaufmannschaft, durch welche der Staat an Geld und Nahrung vermehrt wird, ist, nächst der Natur, eine Säugemutter, welche das junge Aufnehmen auch der desertesten Länder zum Sprossen, zur Blüth und endlich herrlichen Früchten bringet."

„Die inländische Consumption (Absatz für heimische Artikel im Lande selbst) bringt man zuwege durch Privilegien (für die heimischen Manufacturen). Die ausländische Consumption (Absatz für unsere Manufacte im Auslande) wird am sichersten erhalten durch Wohlfeilheit und Güte der Waaren, durch welche zwei Mittel man — wie das Sprichwort sagt — auch von seinem ärgsten Feind das Geld herauslocken kann. Da ist zweierlei erforderlich, erstlich, dass wohlfeil zu leben sei und darum die Steuern zu mindern, welche die Victualien vertheuern; zweitens, dass die Arbeit ausgebildet werde, darum man gute Mechaniker und Künstler lieben und darauf spendiren und gute Meister unterhalten soll."

„Keine Waare ist theurer (wichtiger) und nöthiger für ein Land, als Geld. Das Geld ist gleichsam die Nerve und Seele eines Lands. Durch Entführung des Geldes muss ein Land nothwendiglich geschwächt werden. Darum ist es eine Generalregul, dass man suche, auf alle Weis und Weg das Geld im Lande zu behalten. Weil dies durch ein Verbot (der Ausfuhr), menschlichen Betruges wegen schwerlich zu erreichen, hat man ein anderes Mittel ergriffen, dass man das Geld (in seinem Metallgewicht) verringert. Es ist rathsam, die Straf gegen Ausfuhr in das Geld selbst zu setzen, das Geld zum Schaden des Ausführers in quantitate, nemlich im Gewicht, um fünf pro cento leichter als das alles andere ausländische Geld nach abgezogenen Münzkosten, zu machen. Falls der Fürst solches Geld nur im Land behält, was der Zweck dieses Werks (dieser Maassnahme), haben Fremde oder Ausländer über solches Geld nit zu klagen, dieweil man nit begehret, dass es hinaus gebracht werden soll. Da solches Land-Geld im Land ebenso hoch und viel als das ausländische gilt (also wohl im rein inneren, mehr im kleinen Verkehre), so wird keinem Unterthan, ja Niemandem Schaden geschehen, der im

Lande bleibt und handlet. Wer aber hinausgehet und solches hinausbringt, wird fünf pro cento daran Schaden leiden; er wird lieber der Wechselbank im Land das Landgeld zur Einwechselung ausländischen Geldes geben, als das Landgeld mit Gefahr hinausführen."

„Die kaufmännischen Compagnien (privilegirte grosse Actiengesellschaften) sind dem gemeinen Wesen sehr nützlich. Die Negotien werden durch sie besser gehoben; denn so eine ganze Compagnie hat mehr Mittel und Credit, gehet auch viel sicherer als ein Privathandelsmann, welcher viel eher verderben kann, als so eine ganze Compagnie, welche mächtig ist und einer Sache auswarten kann."

Die hier vorgeführten Gedanken deutscher Mercantilisten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts geben dem Unbefangenen wohl keinen genügenden Grund zu der Behauptung, dass der Mercantilismus im Gelde das eigentliche Ziel alles Wirthschaftens und im Gelde den wahren Reichthum der Nation gesehen hat. Wenn auch das Geld als der Nerv und die Seele, der Handel als der Ernährer aller Stände bezeichnet wird, so will damit nur die hohe, anregende, das wirthschaftliche Leben weckende Wesen des Geldes und Handels bezeichnet werden. Wenn auch nicht zu leugnen ist, dass so flache Verirrungen — das Geld als den allein wahren Reichthum anzusehen — in mercantilistischer Zeit und bei manchen unbedeutenderen mercantilistischen Schriftstellern vorkommen, so wäre es doch — was oft geschehen — ein Fehler, diese Verirrung als das Wesen und den Kern des Mercantilismus zu erklären.

Die Mercantilisten fanden die Thatsache vor, dass dort, wo der Aussenhandel erblüht und das Weltgeld, das Edelmetall, zuströmt, bald auch die Industrie in Flor kommt und der Ackerbau reichen Absatz und Fülle von Capital findet, dass in solchen Ländern die Bevölkerung rasch anwächst und dennoch leicht guten Verdienst findet, die Bildung sich ausbreitet, die Arbeits-Energie sich steigert, die Association der Kräfte immer mannigfaltiger, reicher und intensiver wird. Um also die trägen, bei allem Naturreichthum dennoch armen europäischen Agrarstaaten aus ihrer Lethargie zu reissen, hielten

sie es für nothwendig, durch alle politischen und nationalen Mittel vor Allem einen activen Aussenhandel zu schaffen, die innere Geldcirculation zu beleben und zu stärken. Ihr Zweck war, dass durch Handel und Geld alle Arten von Arbeit in Schwung, alle Bürger in innigen, frischen, ökonomischen Verkehr gebracht werden. In diesem Sinne bezeichneten sie Geld und Handel als Nerv und Seele, d. h. als kräftige, energische Motoren, welche das wirthschaftliche Leben, wo es noch träge in primitiven Agrarverhältnissen schlummert, erwecken.

Roscher, der Begründer einer objectiveren, echt historischen Auffassung des wirthschaftlichen Lebens und der mit den Bedürfnissen der Zeit in Zusammenhang stehenden Lehren, spricht sich über die Rolle des Handels als Erwecker eines höheren wirthschaftlichen Lebens und über die Thatsache, dass erst Handel und Industrie den Ackerbau zu höherer Entwicklung bringen, folgendermaassen aus: „Es ist eine ganz irrige Vorstellung, wenn, zumal im vorigen Jahrhundert, so viele Nationalökonomen geglaubt haben, der „natürliche" Entwicklungsgang der grossen Volkswirthschaftszweige bringe erst den Ackerbau zur Reife; hiernach, wenn dieser gleichsam gesättigt, pflegten die neuentstandenen Capital- und Arbeitskräfte dem Gewerbfleiss zuzuströmen, und der auswärtige Handel bilde endlich den Schluss. In der Wirklichkeit sind die meisten Völker gerade umgekehrt verfahren. Der Ackerbau, nachdem er eine gewisse, immer noch recht niedrige Stufe erreicht hatte, blieb Jahrhunderte lang auf dieser stehen. Mittlerweile blühte an einzelnen günstig gelegenen Plätzen der auswärtige und Zwischenhandel empor. An diese Anfänge städtischen Lebens knüpfte sich weiterhin der erste eigentliche Gewerbfleiss, wo nicht blos für das eigene Haus oder allenfalls auf Bestellung des schliesslichen Consumenten gearbeitet wurde. Und nun erst erfolgte von den Städten aus eine Rückwirkung auf den Ackerbau, welche auch diesen aus seinem langen Schlummer weckte und durch städtisch gebildete Capital- und Arbeitskräfte zum Wachsen brachte." („Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte", von Wilhelm Roscher, II. Band, Leipzig und Heidelberg 1878.)

II.

Eine neue Phase in der Auffassung des Geldwesens tritt mit jener Periode ein, welche in Folge eines berühmt und berüchtigt gewordenen Unternehmungsschwindels an den Namen des John Law geknüpft ist. Ein neues Instrument der raschen Wertübertragung, ein neues Instrument der Capital-Mobilisirung tritt erobernd in die wirtschaftliche Arena — die Actie. Die Actie ist nicht um diese Zeit — Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts — erfunden worden, wenn überhaupt von einer Erfindung derselben gesprochen werden könnte. Ihre ersten Keime können schon in antiker Zeit entdeckt werden. Aber die wirtschaftlichen Verhältnisse Westeuropas waren für die Ausgestaltung des Actienwesens besonders günstig geworden, als Europa in direkte Handelsverbindungen mit Ostindien trat und die wirtschaftliche systematische Ausbeutung Westindiens und Amerikas überhaupt [illegible] des kaufmännischen Unternehmungsgeistes wurde.

Von diesen Entwicklungen war es für die Anschauungen über die Bedeutung und das richtige Wesen des Geldwesens in hohem Masse [illegible] für den [illegible] des auswärtigen [illegible] Handels [illegible] Wirtschaftspolitik [illegible] des Mercantilismus [illegible] Mercantilismus [illegible] Handelscompagnien waren [illegible] Handel [illegible] Europa [illegible] Westen überhaupt [illegible] Law [illegible]

Von diesen [illegible] [illegible]

sie doch beim Absatz der asiatischen und der colonialen Waaren überhaupt mehr Geld als sie für dieselben ausgegeben hatten. Von dem Metall, welches aus dem Westen nach Ostasien hinströmte, fiel ein Theil für die Vermittler dieses Processes, für Holland und England, ab. Hier war ebenso der Markt der Welthandelswaaren, wie der Markt des Weltgeldes concentrirt. Zweitens erleichterte die mächtige Entfaltung des Handelslebens und die Anhäufung des Reichthums die Ausbildung des Creditwesens, des Bankwesens u. s. w., welche bewirken, dass ein Gulden durch rascheren Umlauf, durch Verhütung jedes Müssigbleibens, oft mehr wirkt, als sonst zwanzig Gulden. Drittens konnten bei Entwicklung des Creditwesens und bei dem Vertrauen, das grosser Reichthum einflösste, auch die Noten der Banken zum Theil den Metall-Umlauf ersetzen. Die schottische Bank, beispielsweise, vermochte um den Anfang des vorigen Jahrhunderts viermal so viel Noten in Umlauf zu setzen, als sie Geld in ihren Kellern hatte. Und diese Noten circulirten in ganz Schottland. Zudem haben, unter so günstigen Verhältnissen, die Wechsel der Kaufleute schon für sich zum Theil ähnliche Kraft, wie die Noten der Banken oder das metallische Geld. Viele Forderungen werden durch Weitergeben von Wechseln, gleichsam, wie mit Gelde, beglichen.

Die mercantilistischen Metallausfuhr-Verbote verloren also für Holland und England schon sehr früh allen Sinn und alle Bedeutung. Mercantilistische Schriftsteller Hollands und Englands nahmen zuerst den Kampf gegen die Geldausfuhr-Verbote auf. Ebenso, wie natürlich und mit noch mehr Nachdruck, den Kampf gegen die Werthverringerung des Metallgeldes, welche die Geldausfuhr direct zu erschweren suchte.

Der Umlauf von Noten, die ihrem vollen Nennwerthe gemäss gern gonommen wurden und gut circulirten, obwohl sie nur zum Theile — wie im bezeichneten Falle nur zum vierten Theile — metallisch gedeckt waren, schwächten die Ueberzeugung, dass nur Metall als Geld fungiren könne, wie die früheren Mercantilisten mehr oder minder scharf es glaubten und lehrten. Die Actie und der Wechsel erschienen, vermöge ihrer Circulationskraft, als eine Art von Geld, das seinen Werth nicht vom Metalle, in welchem sie lauten, sondern von

anderen Gütern erhalten. Der Werth der Actie stammt aus dem Anrecht auf Antheil am Gewinn eines Unternehmens; der Werth eines Wechsels, welcher wie eine Zahlung weiter begeben wird, und endlich als Zahlung an den Acceptanten zurückkehren kann, scheint aus dem Werth der Waare herzustammen, für welche er zum erstenmal vom Acceptanten gegeben wurde u. s. f. von jeder Waare, für welche er von Neuem hingegeben wird. Wenn *A* von *B* Waare erhält und diesem dafür ein Accept gibt; wenn *B* dies Accept als Zahlung für Waare an *C* gibt u. s. f. und *K* endlich das Accept an *A* gibt für Waare, so hat dieses Papier zehnmal soviel Werth in Waare in Circulation gesetzt, als der Werth beträgt, auf den es lautet. Freilich kann wieder eine und dieselbe Waare durch mehrere Hände gehen und so mehrere Wechsel in Circulation setzen. Aber diese Thatsachen erwiesen doch, oder schienen zu erweisen, dass ein Papier wie Metall circuliren könne, wenn es auch nicht durch Metall, sondern durch andere Werthe gedeckt ist, und noch besser, wenn auch ein relativ geringer Metallfond bereit liegt, um eine rasche Realisirung der wenigen Papiere zu ermöglichen, welche die Circulation verlassen wollen, sei es aus Misstrauen oder um sich in Geld, Metall für Zahlungen im Ausland, umzusetzen.

Obwohl nun Wechsel und selbst Actien bis zu einem gewissen Maasse wie Geld — als Zahlungsmittel — fungiren, so werden sie dennoch andererseits zu Quellen neuen Geldbedarfs. Denn beide, Wechsel und in noch höherem Maasse Actien, circuliren auch als Waare, jagen oft in raschem Kreisen als Speculationsobject durch viele Hände hin und fordern damit ein Kreisen von Geld in umgekehrter Richtung heraus. Ganz abgesehen davon, dass Actien, welche ja meist neue grosse Unternehmungen repräsentiren, also eine Steigerung der Production und des Verkehrs bewirken und damit schon den Geldbedarf erhöhen, rufen sie noch einen eigenen Geldbedarf und Geldumlauf, den für das erhöhte Börsentreiben in's Dasein.

Es ist also wenig zu verwundern, dass mit dem mächtigen Aufleben des — früher stillen — Actienwesens auch von geschäftlicher Seite dem Papiergeldwesen eine grosse Beachtung zugewendet wurde. Gleichzeitig mit dem Bedarfe

schien auch der Weg zur Befriedigung sich zu zeigen. Das Papier — die Actie — forderte Geld, und durch Papier war auch Geld zu schaffen. Niemand hatte diese Idee mit grösserer Energie und Ueberkühnheit ergriffen, als der Schotte John Law, und nirgends wusste er ein besseres, lockeres, empfängliches Terrain für seine Pläne zu finden, als im damaligen Paris.

Wer herausfinden wollte, wann zuerst das papierene Geld, das Zeichengeld, das Geld ohne inneren stofflichen Werth zum erstenmale in's Dasein trat, müsste in sehr weit zurückliegende Zeiten der Cultur zurückgreifen. Mit Sicherheit wissen wir, dass in China schon vor neunhundert Jahren in ausgedehntem Maasse papierenes Geld in Circulation gebracht wurde. Die chinesischen Geschichtschreiber geben hierüber klare, nicht anzuzweifelnde Kunde. Sie erzählen auch von grossen Ueber-Emissionen und den Folgen derselben. „*So it was natural that the prices of commodities rose while the value of the paper money fell more and more. Among the people this caused them, already disheartened, to lose all energy, the soldiers were continually anxious that they did not get enough to eat. . . . All this was a result of the depreciation of the paper money.*" (Vissernig, On Chinese Currency.)

Ausserdem besitzen wir ähnliche Berichte von christlichen Missionären und europäischen Reisenden. Der Mönch Guillaume de Rubrouck, im Jahre 1252 vom französischen Könige Ludwig dem Heiligen an den Hof eines mongolischen Fürsten gesandt, berichtet über das dortige Papiergeld: „*La monnaie de Cathay est faite de coton grande comme la main et sur laquelle ils impriment certains lignes et marques faites comme le sceau du Cham.*" Ausführlicheren Bericht über das chinesische Papiergeld gibt der venetianische Reisende Marco Polo, welcher 1275 bis 1284 am Hofe Kublai-Khans weilte: „*Quella carta (secondo ci narra l' illustre viaggiatore) è fabbricata con una pasta di foglie di gelso ben pigiato, e si produce con molte cerimonie. I diversi officiali propositi a tal ramo di amministrazione hanno cura di apporre i loro nomi ed i loro sigilli sopra ogni foglio, e chiunque falsificasse l' impronta del sigillo imperiale che è apposta per l' ultima, sarebbe punito di morte.*" (Boccardo.)

Desgleichen besitzen wir von John Mandeville, welcher als Arzt in der Tatarei lebte, einen Bericht aus dem Jahre 1322.

Das chinesische Papiergeld hat sich wahrscheinlicherweise aus Bestätigungen der Regierung über Lieferungen an die Armee herausgebildet. „*The use of the money bills probably originated in the receipts for government products issued by the state to pay the purchases made for the army.*" (Vissernig, On Chinese Currency.)

Auch aus dem römischen Alterthum sind uns Nachrichten über Papiergeld-Emissionen überkommen. So griff Rom zur Zeit der punischen Kriege zu diesem Mittel, um finanziellen Staatsnöthen beizukommen. Alison bemerkt zu dieser römischen Maassnahme: „*More, even, then the slaughter on the Metaurus, the triumph of Zama, this decree determined the fate of the ancient world, for it alone equipped the legions by whom those victories were gained.*"

Anläufe zu einem papierenen Geldwesen wären auch im mittelalterlichen Europa in nicht geringer Zahl aufzuweisen. Jedenfalls dürfte sich das Papiergeld hauptsächlich auf zweierlei Ursprünge zurückführen lassen. Einerseits entwickelte sich das papierene Geld aus Bestätigungen eines Werthempfanges, welche wieder in Zahlung gegeben werden konnten. Regierungen haben mit solchen Quittungen Lieferungen bezahlt und ihren Truppen und Beamten Sold gegeben und diese Quittungen wieder als Steuerzahlungen in Empfang genommen. Solche Fälle sind vereinzelt in der Geschichte vorgekommen. Andererseits haben sich mancherlei kaufmännische Papiere mehr oder minder nahe zur Kraft und Function des Geldes erhoben. So der Wechsel, der Depotschein über niedergelegtes Metall, endlich Scheine des Krämers, welche von demselben bei Mangel an Kleingeld ausgegeben und von ihm wieder für Waaren in Zahlung genommen wurden.

Doch erst mit John Law ist das Papiergeldwesen zu einem eigentlich integrirenden Theile der Geldtheorie geworden. Auf wirthschaftlichen, wie auf anderen Gebieten bleibt die Theorie in vielen Hinsichten hinter der Wirklichkeit zurück. So war es auch dem älteren Mercantilismus — soweit dessen Lehre

und nicht dessen Praxis in Betracht kommt — ergangen. Weit grossartiger, als die wissenschaftlichen Ideen über das wirthschaftliche Leben, war in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts das wirthschaftliche Leben selbst entwickelt. Law war der Erste, welcher es versuchte, die damalige Stufe des Handels-, Unternehmungs-, Actien- und Geldwesens theoretisch zu erfassen und das eben nicht hinreichend Begriffene aus der Theorie wieder kühn in Wirklichkeit zu übersetzen.

Hier haben wir es jedoch nur mit Law's Ideen vom Wesen und der Bedeutung des Geldes allein zu thun. In wenigen Sätzen aus Law's Schriften möge sich uns ein Bild von seinen Grundgedanken ergeben.

„Alle Dinge — sagt Law — haben ihren Werth überhaupt von dem Gebrauch, dem sie dienen. Aber ihr grösserer oder geringerer Werth steht nicht so sehr in Proportion *(en raison)* zur Schätzung und Nothwendigkeit der gebrauchten Dinge, als zu der geringeren oder grösseren Menge derselben, verglichen mit der Nachfrage nach denselben. Was wird z. B. mehr und nothwendiger gebraucht, als Wasser? und trotz dessen hat es einen geringen Werth, weil eben die Menge des Wassers den Bedarf *(la demande)* weit übersteigt. Diamanten hingegen sind von geringem Gebrauch und dennoch von hohem Werth, weil die Nachfrage nach Diamanten weit hinausgeht über die vorhandene (angebotene) Menge."

„Bevor man den Gebrauch der Münze kannte, wurde Waare gegen Waare direct getauscht, oder man gab Waare gegen ein schriftliches Versprechen, welches wieder in Waare zahlbar war."

„Der Tauschhandel ist unbequem und mit vielen Nachtheilen verbunden."

„In dem Maasse als sich das Geld vermehrt hat, sind die Unbequemlichkeiten und Nachtheile gewichen, welche an dem Tauschhandel haften; man konnte nun den Müssigen und Armen beschäftigen; man baute mehr Boden an; die Production vermehrte sich und der Handel erhob sich zu höherer Vollkommenheit."

„Der Handel hat zwei Hauptrichtungen; er ist Innen- und Aussenhandel."

„Der Innenhandel besteht in der Beschäftigung von Leuten und im Waarenumsatz im Lande selbst."

„Sowohl der Innen- wie der Aussenhandel kann als blosser Tauschhandel betrieben werden; er ist aber dann, sowohl was seinen Umfang, als was seine Beweglichkeit betrifft, sehr beschränkt."

„Der Innenhandel hängt (also gewiss) von der Menge des Geldes ab; mit einem grösseren Geldvorrath kann man mehr Leute beschäftigen als mit einem geringeren. Eine bestimmte Geldsumme kann nur eine bestimmte Zahl von Leuten in Arbeit setzen. Wo wenig Geld vorhanden, kann durch Gesetze die Beschäftigung der Müssigen und Armen kaum bewirkt werden. Um eine grössere Zahl von Leuten in Beschäftigung zu bringen, muss auch mehr Geld in Circulation gesetzt werden."

„Die Vermehrung des Geldes trägt zur Werth-Erhöhung des Landes bei. Sobald Geld Interesse bringt, wird es auch beschäftigt, werden Leute in Arbeit gesetzt. Durch die vermehrte Arbeit gewinnt das Land auch dann, wenn der Unternehmer Verlust erleidet. Die Production steigt, und das Land wird von Müssigen und Erwerblosen befreit, welche jetzt ihrerseits die Lasten des Landes — dem sie bisher selbst eine Last gewesen — tragen helfen."

„Nicht minder hängt der Aussenhandel — in seinem Umfange — vom Gelde ab. Wenn in einem Staate (bisher) nur die Hälfte der Einwohner beschäftigt ist und Alles, was im Lande producirt auch darin consumirt wird, kann eine Vermehrung des Geldes, welche zur Beschäftigung von mehr Leuten (und damit zur Vermehrung der Production) führt, einen Ueberschuss der Production bewirken, welcher den Exporthandel nähren wird. Eine weitere Geldvermehrung kann die schon Beschäftigten noch mehr beschäftigen und der Ueberschuss für den Export kann steigen. Die Handelsbilanz kann für das Land günstiger werden." (Considération sur le numéraire.)

„Die Bevölkerungszahl und der Handel (d. h. der Verkehr und die Arbeit), welche den Reichthum und die Macht des Staates bestimmen, hängen (also) in hohem Maasse von der Menge und der Umlaufsart *(conduite)* des Geldes ab. . . .

Ebenso wird die Bilanz des Handels zwischen dem einen Staate und den anderen Staaten durch diese Factoren bestimmt."

„Angenommen, dass von den Leuten (eines Landes), welche Arbeit suchen, nur die Hälfte beschäftigt ist, und dass der Gesammtwerth der exportirten Waaren gerade dem Gesammtwerthe der eingeführten Waaren gleicht, so ergibt sich keine Bilanz für das Land (vom Ausland ist uns nichts zu zahlen)."

„Gäbe es nun mehr Geld und würde es wohl verwendet, so könnte auch die andere, ohne Arbeit lebende Hälfte des Volkes Arbeit finden; der Boden würde also mehr hervorbringen, die Gewerbe würden zunehmen und fortschreiten, die Waarentransporte (Ausfuhren) würden an Umfang wie an Werth sich heben, die Zahlungsbilanz würde für das Land günstiger werden, Geld, Edelmetall, würde vom Auslande einströmen. Wenn aber, im Gegentheil, das Geld (im Lande) vermindert würde, dann würde ein Theil der Arbeitenden seine Beschäftigung verlieren, oder würde in minder profitabler Weise beschäftigt sein *(employé à des ouvrages moins profitables)*; der Boden würde weniger hervorbringen u. s. f." (I. Memoire sur les Banques.)

„Vor der Entdeckung Amerikas war das Geld sehr selten; aber diese Seltenheit war allgemein. Der neue Handel hat viel Geld (Metall) gebracht, aber die Geldfülle war keine allgemeine. Die Staaten, welche Handel trieben, haben mehr gewonnen, als die anderen, und haben in Folge dessen in hohem Maasse an Macht zugenommen."

„Jene Staaten, welche durch ihre Lage von den geschehenen Entdeckungen keinen Gewinn ziehen konnten, oder welche diesen Handel vernachlässigten, sind von ihrem Range herabgesunken . . . Der neue Handel hat die Machtverhältnisse so verschoben, dass Schottland, dessen Macht zu jener Englands sich früher verhielt wie 1 zu 5, jetzt nur ein Zwanzigstel der englischen Macht besitzt."

„Nicht minder bedeutend hat in dieser Richtung die Einführung des Credites eingewirkt. Hätte Spanien an England die beiden Indien abgetreten, England würde hiedurch nicht soviel gewonnen haben, als durch sein Creditwesen."

„Um seinen Geldumlauf um vierhundert Millionen zu vermehren, hätte England seit dem Tode Karl's II. fünfzig Jahre wohlgeregelten und ungestörten Handels bedurft, und Producte wie Manufacte des Landes hätten im Austausch für Edelmetall hingegeben werden müssen. Durch Einführung des Creditwesens hat es seinen Geldumlauf um mehr als diesen Betrag erhöht, ohne irgend welche Güter in Tausch hingeben zu müssen. Der Credit (-Umlauf) der Stadt London allein beträgt mehr als alles Hartgeld Frankreichs und Englands zusammen. Es ist darum nicht zu verwundern, dass Geld in London in solcher Ueberfülle ist, da das Hartgeld nicht den fünfzigsten Theil des Credit (-Umlaufs) beträgt."

„Vor der Einführung des Creditwesens (Creditumlaufs) war jener Staat der mächtigste, der das meiste Edelmetall besass; heute ist es jener, der seine Creditkraft am besten auszunützen versteht. Heute müssen Staaten, welche die Ausbildung des Creditwesens unterlassen, ebenso sinken, wie früher jene, welche nicht am Handel mit den beiden Indien theilgenommen."

„England ist so fähig geworden, allein den Handel von ganz Europa besorgen zu können, und weiss von der Nachlässigkeit seiner Nachbarn zu profitiren, um an das Ziel seiner grossen Entwürfe zu gelangen." (Lettres sur les Banques.)

„Credite sind nothwendig und nützlich; sie sind für Verkehr und Wirthschaft in ähnlicher Weise förderlich, wie eine Vermehrung des Geldes (der Münze). Ein wohleingerichtetes Creditwesen gewährt grosse Vortheile; ein schlechtes Creditwesen kann aber ebensoviel Schaden bringen."

„Das Geld ist für den Staat, was das Blut für den menschlichen Körper ist. Die Circulation ist für den einen so nothwendig, wie für den anderen. Der Credit spielt aber für den Handel dieselbe Rolle, wie die feinen Nervengeister für den Blutlauf."

„Reelle Güter sind eigentlich nur die Waaren selbst, und aller Verkehr zwischen den Menschen besteht letztlich nur in einem Austausch der reellen Güter; Gold, Silber, Kupfer, Noten etc. dienen als Repräsentanten der Güter oder sind Zeichen für die Uebertragung der reellen Güter. Als Zeichen

der Uebertragung *(signe de transmission)* können Stoffe dienen, welche auch in sich einen Werth haben, wie das Gold, oder solche, die keinen oder fast keinen eigenen Werth besitzen, wie das Papier." (Ibid.)

„Nicht für das Geld, sondern durch das Geld werden die Waaren umgesetzt. Der Zweck des Geldes ist, Waaren zu kaufen; einen anderen Zweck hat es nicht."

„Das Silber (das Edelmetall) ist nur eine Productenart, während der Boden die Quelle aller Producte ist. Dem Boden des Landes kann es nicht so wie dem Edelmetall geschehen, dass er an Quantität zu- oder abnähme. Der Bodenwerth ist weit sicherer, als der Werth des Edelmetalles oder irgend eines Productes. Aber wohl kann der Boden verbessert werden und die Nachfrage nach Boden steigen. Der Bodenwerth kann also zunehmen."

„Boden kann vermittelst Papieres übertragen werden. Er hat dadurch die Fähigkeit, Geld zu sein, in höherem Maasse, als irgend ein anderer Gegenstand, wie beispielsweise das Silber."

„Man kann so (durch papierene Ausmünzung des Bodens) ein Geld schaffen, das keinen inneren Werth besitzt und dessen äusseren Werth (den Boden) man nicht exportiren wird."

„Dieses papierene Geld kann immer mit der Nachfrage nach Geld vermehrt oder vermindert werden. Alle Einwohner können dann beschäftigt, alles Land ameliorirt, die Gewerbe vervollkommnet werden; der nationale Innen- wie Aussenhandel wird sich heben; man wird reich und mächtig werden."

„Um der Nation Geld zu verschaffen, beauftrage man eine Commission (eine Bank), Noten auf Boden-Hypotheken auszugeben. Das Darlehen kann zu gewöhnlichem Zins und bis zu zwei Dritteln oder bis zur Hälfte des Bodenwerthes begeben werden." (Sur le numéraire.)

In den bisher vorgeführten Gedanken John Law's sehen wir diesen Mann zu der Idee einer Ausmünzung des nationalen Bodens gelangen. Er ist noch weiter geschritten. Nicht blos der Boden der Nation, auch der gesammte Credit und Unternehmungsgeist kann ausgemünzt und in Circulation ge-

setzt werden. Diese Idee war freilich in Holland und England, vermittelst des Actienwesens und der Bankcredite auf Wechsel und Actien, Staatsrenten, zum Theile bereits in die Praxis übersetzt.

Law gedachte aber in einem einzigen grossen Institute das gesammte Staatsrenten- und Steuerwesen, wie das gesammte Hypotheken-, Credit-, Unternehmungs- und Geldwesen der französischen Nation zu concentriren. Er ist mit diesen Gedanken den neuen Socialisten der Schule St. Simon's, den centralen Gründungsbanken à la Crédit mobilier, der Verstaatlichung des Eisenbahnwesens etc. um mehr als ein Jahrhundert vorausgeeilt.

III.

Seit Beginn der Neuzeit waren, wie wir gesehen haben, Handel und Geld in den Vordergrund aller wirthschaftspolitischen Betrachtung getreten. Dem Mercantilismus gelten Handel und Geld als Hauptmotoren des wirthschaftlichen Lebens. In Law hatte die Anschauung den Gipfel ihrer einseitigen Entwicklung erreicht. Der Irrthum, dass nur Geld echter oder gar der alleinige Reichthum sei, lag, wie wir gesehen haben, den tüchtigeren Mercantilisten ferne. Selbst einen Law wird man, wenn man das eben von diesem Autor Angeführte unbefangen und nicht oberflächlich liest, einer Geldverehrung im Sinne der Midas-Sage nicht beschuldigen können, und doch ist diese Beschuldigung, selbst heute noch, nicht selten.

Nach dem schrecklichen Zusammenbruche des von Law versuchten Finanz-, Credit- und Unternehmungs-Systems erhob sich in Frankreich die gewaltigste Reaction gegen die Theorie, die Praxis und den Geist der mercantilistischen Zeit. Frankreich war in dem von Colbert's Politik aufgenommenen Kampfe gegen die mercantile und industrielle Monopolstellung Hollands und Englands erlegen. Und selbst im Innern konnten von Colbert's Thätigkeit nicht viele, leicht erkennbare gute Resultate zurückbleiben. Colbert hatte keinen Nachfolger gefunden. Zudem hatte die Aufhebung des Edicts von Nantes den industriösesten Theil der Bevölkerung nach Holland, England, Preussen u. s. w. vertrieben. Das Verderbniss in der

Wirthschaft des Hofes und des Adels war weiter fortgeschritten und die bäuerliche Bevölkerung bis zur traurigsten Stufe hinabgesunken.

Die Reaction ging von Seite jener Interessen aus, welche im Mittelalter die herrschenden waren, von Seiten des grossen Grundbesitzes in erster Linie. In Quesnay (gest. im Jahre 1774), dem Leibarzte Louis' XV., dem begeisterten Freunde des Landlebens, fanden die Interessen der Landwirthe und grossen Grundbesitzer einen enthusiastischen Vertreter und Propheten. Er begründete eine Schule von den freien Handel preisenden Agrar-Philosophen, die Schule der Physiokraten.

Diese Agrar-Philosophie zielte auf eine Wiederbelebung einer Art agricoler Vorherrschaft hin. Den Hintergrund des physiokratischen Gedankensystems, ja, wenn auch manchmal verhüllt, sogar dessen Seele bildet die eigenthümliche Socialauffassung, dass nur der Boden-Eigenthümer Staatsbürger im wahren Sinne sei und sein solle. Der Physiokrat von reinem Wasser war der Ueberzeugung, dass nur staatliche Begünsti gungen es waren, welche in mercantilistischer Zeit den Kaufleuten und Industriellen eine hohe Stellung im Staate und in der Gesellschaft brachten, eine Stellung, wie sie naturgemäss nur dem grossen Grundbesitzer zukommen könne.

Die, unseren Tagen mindestens, höchst paradox erscheinende Theorie der Physiokraten tritt erst dann in das rechte Licht und wird erst dann recht begriffen, wenn man sich das Bild vor Augen hält, welches sich jene Philosophen von der Gesellschaft machten und verwirklichen wollten. Sie forderten Freiheit der Arbeit, Freiheit der Gewerbe, Freiheit des Geld- und Handelsverkehrs, Freiheit des inneren wie des internationalen Handels. Aber warum? Sie glaubten, dass mit der Abschaffung aller Monopole, Privilegien, Protectionen etc. des nationalen Handels und der nationalen Manufacturen die Gewerbs- und Kaufmannsstände in Folge der gewaltigen Concurrenz nur so viel verdienen würden, als sie verdienen müssen, um leben und ihre Arbeiten besorgen zu können; sie glaubten, dass fortab Kaufleute und Fabrikanten keine Rentner werden könnten und den errungenen Einfluss auf den Staat wieder verlieren würden; sie glaubten, dass all' die Profite, welche

den Kaufleuten und Fabrikanten, in Folge der entfesselten heimischen wie fremden Concurrenz, entgehen würden, den agricolen Ständen, und den Grundbesitzern insbesondere, zugute kommen müssten. Kaufleute und Fabrikanten würden darum auch ganz unfähig werden, eine Steuer zu entrichten. Sie könnten sich ja nur so viel erwerben, als sie nöthig haben, um so zu leben, wie ihr Geschäft es erfordert. Sie würden dem Staat nicht steuern und auch in Staats-Angelegenheiten nichts dreinzureden haben. Die nicht mitthaten, würden nicht mitrathen.

Die physiokratische Lehre wirft sich darauf, dem Handel und Gelde alle productive, alle selbstthätige Kraft abzustreiten, damit auch die Bedeutung herabgesetzt sei, welche den Geldclassen, den Bewirthschaftern des mobilen Vermögens, den Kauf- und Gewerbsleuten von den mercantilistischen Staatsmännern beigemessen wurde. Die Schuld an dem Verfalle des französischen Landbaues und des französischen Grundadels schrieben die Physiokraten auf Rechnung des emporsteigenden Städte- und Bürgerthums, wie auf Rechnung einer Staatskunst, welche das Bürgerthum, den Handel und die Gewerbe zu heben, das Geldwesen zu kräftigen und auszubreiten suchte. Freilich hätte eine forschende Vertiefung in die Entwicklung der englischen Handels- und Industrie-Politik den Physiokraten zeigen können, dass der grosse Grundbesitz auch neben einflussreichen und mächtigen Handels- und Industrieständen zur Blüthe gelangen, ja noch an Höhe und Glanz gewinnen könne. Auf solche Vertiefung haben sich die — wenigstens die ersten und echten — Physiokraten nicht eingelassen.

Wir wollen es versuchen, — soweit der Gegenstand unserer Untersuchung dies erfordert — im Nachfolgenden die Physiokraten (Quesnay, Le Trosne . . .) ihre Anschauungen selbst aussprechen zu lassen. Dem sollen dann einige der benützten Stellen in der Fassung des Originaltextes folgen.

„Ein Minister des vorigen — des siebzehnten — Jahrhunderts (Colbert) hat sich durch den Handel Hollands und den Glanz seines Industrielebens ganz und gar verblenden lassen. Er hat sein Vaterland, er hat Frankreich in eine Art Fieberwahn versetzt. Man hat von nichts gesprochen, als

nur von Geld und Handel. In der Fingerfertigkeit der Gewerbsleute glaubte dieser Minister Reichthümer erschliessen zu können, was zum Schaden der wahren Reichthumsquellen ausschlagen musste."

„Auf dem Ruin der Gesellschaft hat sich der Geldbesitz erhoben. Er verschlingt zu gleicher Zeit das öffentliche Einkommen und den Wohlstand der Nation. . . . Die Entwicklung eines Städtewesens ist ohne Zweifel nicht ohne einigen Vortheil und Annehmlichkeit für die Nation. Sie sind Mittelpunkte des geschäftlichen Lebens, die Sammelpunkte für Producte und die Sitze der Industrie. Aber den Reichthum der Nation haben die Städte nicht vermehrt. Es ist nicht zu leugnen, dass eine Stadt ihren Umkreis belebt, aber dies geschieht eben auf Kosten des flachen Landes."

„Die geldbesitzenden Stände erschöpfen die Nation durch das ansteckende Beispiel des Luxus, dessen verführerischer Einfluss überallhin vordringt und selbst die Verständigsten verlockt. Das Geld erlangt so eine überwältigende Gewalt über die Mittelmässigkeit, welche dazu gelangen möchte. Während der eine Theil der Nation sich so durch Neigung zu überflüssigen Ausgaben schadet, werden dem Boden Capitalien entzogen, die ihn befruchten sollten, und in den entfernteren Provinzen muss es mit dem Bodenbau und seinem Ertrage abwärts gehen und alles Leben, aller Verkehr concentrirt sich um die Hauptstadt."

„Es ist Thorheit, uns wegen des Gedeihens unseres Handels zu rühmen, wenn wir nur darnach urtheilen, dass unsere Kaufleute und Transporteure reich werden. Sie werden freilich reich durch Privilegien, die wir ihnen gewährt haben; aber die Nation wird immer ärmer. Uebrigens ist der Reichthum dieser Händler, der mobile Besitz überhaupt kein nationaler. Der Gewinn der Handelsleute einer Nation ist durchaus kein Gewinn für die Nation selbst."

„Der Gewinn der Kaufleute ist ein Verlust für den Producenten und den letzten Consumenten. Wenn er sich bereichert, so bereichert er sich auf Kosten Anderer, auf Kosten der eigentlichen Nation. Wenn der Kaufmann oder Transporteur Reichthümer erwerben kann, wenn er mehr Entgelt findet, als

er finden muss, um sich erhalten und seine Arbeit verrichten zu können, dann hat er eben nur den ersten Verkäufer und den letzten Käufer ausgebeutet; er hat sich mehr zugeeignet, als ihm gebührt, nämlich mehr als den Ersatz der von ihm aufgewendeten Kosten und seinen nöthigen Unterhalt."

„Die Arbeit des Kaufmannes ist ja in ihrem Wesen unproductiv. Sie bewirkt nur den Uebergang der Waare von einem Ort an einen anderen. Der Händler vermehrt weder die Producte, noch gibt er ihnen Brauchbarkeit. Ihre Menge stammt aus der Natur und Production her, ihre Brauchbarkeit aus den Bedürfnissen der Consumenten. Der Handel stellt nur die Verbindung zwischen Beiden her, zwischen den Producenten und den Consumenten. Er dient gleicherzeit dem Einen wie dem Anderen; aber er hat weder die Producte in's Dasein gerufen, noch die Mittel, diese Producte zu bezahlen. Er ist nur ein Werkzeug des Verkehrs, wie es die Wagen, die Strassen etc. auch sind. Der Kaufmann ist, wie alle Factoren des Austausches, nur das Medium, durch welches der Verkehr geschieht, nicht aber die Ursache, der Grund des Verkehrs an sich, also auch nicht die Ursache, aus welcher der Werth der Waare, wie eine Wirkung, stammen könnte."

„Die Kosten, welche der Verkehr veranlasst, sind freilich nothwendig. Diese Kosten muss man aber darum möglichst herabzumindern bestrebt sein. Wir müssen den Handel ebenso von allen Privilegien, wie von allen Hemmnissen befreien, damit sich die Concurrenz entfalte. Nur die vollste und freieste Concurrenz ist im Stande, die Kosten des Austausches auf das Minimum herabzudrücken. Dann können die Producte vom ersten Verkäufer zum angemessen höchsten Preise verkauft, vom letzten Käufer zum entsprechend geringsten Preise erlangt werden. Der Händler empfängt, wie es sich gebührt, den Ersatz für die aufgewendeten Kosten und die Mittel für seinen ordentlichen Unterhalt. Wenn die Waare durch den Transport theurer wird um die Transportkosten, so ist dies schon ein Verlust für die Producenten; aber ein nothwendiger Verlust, der sich nur durch Verbesserung und Verbilligung der Transportmittel mindern lässt. Wenn aber die Waare noch dadurch vertheuert wird, dass der Kaufmann in seinem Ge-

winn mehr empfängt, als Ersatz seiner Kosten und die Mittel seines ordentlichen Unterhaltes, dann muss durch Entfesselung der Concurrenz geholfen werden."

„Wenn sich also der Kaufmann bereichert, so ist dies kein Beweis, dass er den Reichthum der Nation erhöht hat. Was er an Reichthum aufsammelt, das muss schon früher dagewesen sein, dagewesen durch die Bodenproduction. Der Kaufmann war nur in der Lage, einen Theil des Reichthums als Gewinn in seine Hand zu bekommen. Geschaffen hat er diesen nicht."

„Aber ebensowenig, wie der Handel, besitzt die gewerbliche Arbeit productive, d. h. den nationalen Reichthum mehrende Kraft. Alle gewerbliche Arbeit muss an Stoffen vorgenommen werden, welche aus dem Boden und der Bodenproduction stammen. Der gewerbliche Arbeiter vermehrt nicht die Producte, sondern gibt ihnen nur eine andere Form. Diese Arbeit ist mit Kosten verbunden. Der gewerbliche Arbeiter muss Rohstoffe aufbrauchen und Unterhaltsmittel consumiren, um seine Arbeit leisten zu können. Es ist natürlich, in der Ordnung und wirthschaftlich nothwendig, dass alle diese Kosten im Werthe der fertigen Waare erscheinen. Wenn der Klöppler das Garn zu Spitzen verarbeitet, so setzt er so dem Garn einen Werth zu, nämlich den Werth aller Unterhaltsmittel (Nahrung, Kleidung, Beheizung, Beleuchtung, Wohnung etc.), die er aufbraucht, wenn er sein Werk thut. Was also das Garn an Werth gewinnt, wenn es zu Spitzen wird, das ist an anderem, zusammen ebensoviel betragenden Werth verloren worden. Die consumirten Güter müssen schon da sein, ähnlich wie der Rohstoff, wenn der Klöppler an seine Arbeit geht. Der Werth der Spitzen repräsentirt nur Werthe, die schon dagewesen. Die Nation ist also dabei nicht reicher geworden. Würden aber die Spitzen einen höheren Preis erhalten, als den Werth des Rohstoffes und der Erhaltungsmittel des Klöpplers zusammen, dann würde der Klöppler mehr empfangen, als ihm naturgemäss gebührt. Er könnte mehr consumiren. Aber, was er so mehr consumirt, muss da sein aus anderer Quelle, die Bodenbesitzer und Bodenbearbeiter müssen einen Verlust erleiden. Je näher der Preis der Spitze dem des Garnes

kommt, desto besser ist es für den nationalen Reichthum. Eine Maschine, welche die Verwandlung des Garnes in Spitzen um ein Nichts an Kosten bewirken möchte, würde den nationalen Reichthum fördern. Wenn also die Spitze theurer ist, einen höheren Preis hat, als das Garn oder als der Lein, so wird die Nation dadurch nicht reicher. Sie müsste ja sonst auch ärmer werden, wenn die Natur selbst die gewerbliche Arbeit verrichten würde."

„Weder die Industrie noch der Handel vermag den Reichthum der Nation zu vermehren. Beziehen Industrielle und Kaufleute in dem Verkaufspreise der Waare das richtige Entgelt, dann nützen sie der Nation, wenn sie auch gerade so viel für ihren Unterhalt consumiren, als sie der Waare an Werth zusetzen. Reicher wird die Nation dadurch freilich nicht. Aber sie verdienen den Sold, den sie beziehen; der Grundbesitzer und Bodenbauer erhalten so nur Grund, sich an der Entwicklung der Industrie und des Handels zu erfreuen."

„Gewerbs- und Kaufleute — Kaufleute im engeren Sinne — bilden eine rein besoldete Classe der Gesellschaft. Ihre Ausgaben und Arbeiten bringen keinen Reichthum hervor. Hingegen leben die Grundbesitzer von dem Ertrage ihres Bodens. Durch Ausgaben, die sie dem Boden zuwenden, durch Bauten, Entsumpfungen, Urbarungen, Pflanzungen etc. tragen sie zur Production des Bodenertrages bei. Die eigentlichen Bodenbebauer bewirken durch ihre Arbeit, dass der Boden sowohl ihren Unterhalt, als auch die Rente des Eigenthümers, sowie die Besoldungen der Handels- und Gewerbsleute hervorbringt."

„Die Bewirthschaftung des Bodens bildet die eigentliche Quelle des nationalen Reichthums. Aus dieser Quelle schöpfen letztlich alle Theile des Volkes die Mittel der Erhaltung, wie den Stoff für ihre Arbeit. Die Grundbesitzer sind die Besolder aller anderen Classen. Sie besolden vorerst die Bebauer des Bodens, welche die Natur bewegen, ihren Reichthum herzugeben. Nur beim Boden ergibt sich im Resultat der Arbeit wirklich ein Mehr über die Kosten, welche bei der Arbeit — durch verbrauchte Stoffe, Saatmittel z. B., und verbrauchte Subsistenz-

mittel — aufgewendet werden. Dieses Mehr ist es, wovon alle Classen ausser den Bodenbearbeitern leben, und der Bodeneigenthümer verwaltet dieses Mehr, verfügt über den reinen, über den Netto-Ertrag *(produit net)* des Bodens. Dieses Mehr entscheidet darüber, ob ausser der Classe der Bodenbebauer noch andere sociale Classen bestehen können. Je grösser dieses Mehr, dieser Ueberschuss an Bodenproducten wird, desto mehr Handwerker, Kaufleute, Künstler, Staatsbeamte u. s. w. können ernährt werden. Werden die Handwerker, Kaufleute etc. und deren Ausgabe schon früher vermehrt, bevor eine Steigerung des agricolen Ueberschusses *(produit net)* eingetreten ist, oder steigt der Luxus rascher als die Zunahme des reinen Bodenertrages, dann muss der Ackerbau darunter leiden; ihm werden Capitalien entzogen; der Bodenertrag muss also sinken und die agricole Bevölkerung elend werden."

„Die Höhe des reinen Bodenertrages ist entscheidend für die Vermehrung der nicht agricolen Arbeiter. Es ist entscheidend für Entfaltung von Kunst, Wissenschaft und das edlere Leben überhaupt, dass der Netto-Ertrag sich erhöhe. Wirthschafts- und Staatskunst haben darum mehr auf die Erhöhung des reinen Bodenertrages (der Ackerbaurente), als auf die Vermehrung der Bevölkerung zu sehen. Es ist daher gut, dass der dem Getreidebau gewidmete Boden zu möglichst grossen Besitzungen vereinigt sei. In je grösserem Styl diese Bewirthschaftung z. B. durch grosse Besitzungen vorgenommen wird, desto mehr reduciren sich die Kosten und desto grösser ist also der reine Ertrag, die Rente des Bodens."

„Aber nicht blos überhaupt ist ein hoher Reinertrag des Bodens wichtig für die Nation; es ist auch von hoher Bedeutung, dass dieser Reinertrag denen zufällt, welche das Interesse des Bodenbaues vertreten. Wenn Handelsleuten oder Fabrikanten u. s. w. in Folge von ihnen zugewendeten Begünstigungen, Protectivmaassnahmen, in Folge von Verkehrsbeschränkungen u. s. w. mehr zufällt, als eine angemessene, d. h. die aufgewendeten Kosten und den Unterhalt deckende Besoldung, so muss dadurch jener Theil des Reinertrages sich schmälern, über welchen der Grundbesitzer verfügt. Er ist also weniger im Stande, Verbesserungen des Bodens u. s. w.

vorzunehmen, und die eigentlichen Quellen des Reichthums werden dadurch eingeschränkt. Es ist also von Wichtigkeit für das National-Interesse, dass von dem Werthe des Getreides und aller Rohstoffe etc. ein möglichst grosser Theil in der ersten Hand, in der Hand der agricolen Classe, möglichst wenig aber in den Zwischenhänden bleibe. Gute Preise für das aus der ersten Hand gehende Getreide u. s. w. entscheiden über den Wohlstand der Nation. Fülle ohne Verwerthung (ohne gute Preise) ist kein Reichthum. Mangel und Theuerkeit ist Elend. Aber Fülle und hoher Preis, das ist Wohlstand."

„Man könnte einwenden, dass ja auch der Reichthum der Handelsleute und Fabrikanten einen Theil des nationalen Wohlstandes bilde, dass dieser Reichthum den Producten nationaler Arbeit Absatz schaffe. Man irrt hier in doppelter Weise. Denn erstens, die Summen, die von diesen Classen ausgegeben werden, welche nichts zur Vermehrung des Reichthums beitragen, würden ja auch bei den Grundbesitzern nicht unausgegeben bleiben. Aber der Grundbesitzer würde sie einerseits in einer den Ackerbau fördernden, andererseits in edlerer Weise verwenden. Zweitens ist der Besitz, der mobile Besitz der Kaufleute und Fabrikanten dem Staate weniger, zum Theile gar nicht zugänglich. Das Mobile des Reichthums, der Reichthum, der nicht an den Boden des Landes geheftet, ist leicht zu verbergen und ist kosmopolitisch."

„Ein agricoler Staat — ein Gemeinwesen, das nicht als Handelsstaat fungirt — besteht eigentlich aus zwei Nationen, die in ihrer politischen wie staatswirthschaftlichen Bedeutung von einander grundverschieden sind. Die eine Nation bildet den eigentlichen Nationalkörper, welcher mit dem Boden, mit dem Lande gleichsam vermählt ist. Die andere Nation ist im Grunde unverbunden mit dem Lande und gehört der allgemeinen Republik, der Weltrepublik des Handels und Geldes an, einer Republik, welche auf Kosten der eigentlichen Vollstaaten, der agricolen Staaten lebt. Die kleinen Handelsstaaten sind eigentlich nur Organe, Glieder, nur eine Art von Hauptstädten und Hauptcomptoiren der kosmopolitischen, die Welt umfassenden Republik aller Geld- und Handelsleute. Das Erbgut, das Patrimonium der Nationen ist ihr Land, ihr Boden; das Patri-

monium der Handelswelt ist das Geld, der Gewinn, den sie aus den Ländern der Nationen aufsaugen."

„Freilich muss jede Nation in gewissem Betrachte eine Handelsnation sein. Sie bedarf ja des Verkehres; sie kauft und sie verkauft. Aber die Nation ist nur in solcher Weise Händler, wie es ein grosser Grundbesitzer ist. Aber die eigentliche Nation, die agricolen Classen haben ein Interesse, dass ein möglichst grosser Theil vom Preise der Urproducte (des Getreides, der Rohstoffe u. s. w.) in ihren Händen bleiben und dass sie den Gewerbs- und Handelsleuten nur den natürlichen Preis der geleisteten Dienste bezahlen, nämlich die Kosten, welche von diesen ausgelegt, die Erhaltsmittel, die von ihnen ordnungsgemäss verzehrt werden müssen. Hingegen gehen die Geldleute darauf aus, der agricolen Bevölkerung möglichst wenig zu zahlen und möglichst viel in die eigenen Taschen fliessen zu lassen. Der Urpreis, der Preis, den die Ackerbauclasse für ihr Product erhält, umfasst das ganze National-Interesse, soweit die Nation als verkaufende in Betracht kommt. Niemals darf darum das Interesse der Nation mit dem der Händler verwechselt, oder auch nur in Parallele gesetzt werden. Wohl nehmen die Händler Theil am Reichthum der Nationen; nicht aber diese am Reichthum der allgemeinen Handelsrepublik und der Händler."

„Es ist wahr, wenigstens dem Scheine nach ist es wahr, dass die Geldclassen, diese Bürger der allgemeinen Handels-Republik, dem Staate oder Staatsmanne mit ihrer Finanzkraft zu Hilfe kommen. Aber dieser Hilfsquelle sollte der Staat weislich aus dem Wege gehen. Er muss so finanzielle Renten schaffen, die ihn dauernd tributpflichtig, zinspflichtig machen; er fördert dadurch den Handel mit Papieren, welcher Handel den Geldleuten wieder Gelegenheit bietet, ohne dass sie produciren, ohne dass sie den eigentlichen Nationalreichthum vermehren, dennoch ihren Besitz, den mobilen, kosmopolitischen, nicht nationalen Besitz erhöhen. Kommen gar Gefahren über das Land, dann ist durchaus nichts von den so leicht fliehenden, so leicht und gern sich verbergenden Reichthümern der Finanzleute zu erwarten. Der Geldbesitz kennt weder König noch Vaterland."

„Nur auf den wahren Nationalwohlstand, auf den Reichthum der agricolen Stände kann der Staat bauen. Die Bewirthschafter des Bodens sind es, die dem Staate ein Einkommen wahrhaft sichern. Neben den Bodeneigenthümern, die durch Geburt, Würde und Bildung hervorragen, bilden die Bewirthschafter des Bodens, die Leute, die ihr Capital und ihre Kraft dem Bodenbau weihen, die ehrenwertheste und wichtigste Classe der Staatsbürger. Der Städter jedoch ist nichts Anderes, als ein Diener, ein Miethling, welcher mit den Reichthümern der Gefilde besoldet und bezahlt wird."

„Die Nation besteht aus drei Classen von Bürgern: die erste ist die der productiven, den Reichthum wirklich vermehrenden Arbeiter, die zweite ist die der Boden-Eigenthümer, die dritte Classe ist die sterile, unproductive, den Reichthum nicht wirklich vermehrende. Die productive Classe umfasst jene Theile der Nation, welche durch Anbau, durch Bearbeitung des Bodens den Jahresertrag für die Nation aus demselben hervorgehen machen. Die Classe der Eigenthümer, im eigentlichen Sinne, umfasst den Souverän, die Besitzer des Bodens und die Bezieher der Zehnten. Diese Classe erhält sich durch den Reinertrag des Bodens, durch die Bodenrente, welche von den Bodenbebauern jährlich entrichtet wird. Die dritte Classe wird durch alle übrigen Bürger gebildet, welche sich anderen Arbeiten und Functionen widmen, als denen der Agricultur und welche von den beiden Classen der (wirklichen) Producenten und der Eigenthümer bezahlt und besoldet werden."

„Die Eigenthümer, die Besitzer des Bodens sind die Besolder aller anderen Classen; sie sind die ersten Vertheiler der Producte. Als solche sind sie genöthigt, sich eine Unzahl von Leuten zuzugesellen, sie zu besolden, ihre Dienste mit Producten zu bezahlen. Würden diese — die Handwerker, Händler u. s. w. — direct mit Naturalien besoldet werden, so müssten sie natürlich so viel in Producten erhalten, als nöthig wäre, um ihnen die je ihrem Stande entsprechende Versorgung zu gewähren. Werden sie nun in Gelde bezahlt, so ändert sich nur die Form der Zahlung. Es gebührt ihnen in Geldwerth gerade soviel, als sie in Producten zu beanspruchen hätten."

„Es ist also das Recht und die Pflicht der Eigenthümer, d. h. der Bodenbesitzer, dass sie über die Vertheilungsweise des jährlichen Productions-Ertrages entscheiden. Sie sind es auch, die das höchste Interesse daran haben, dass diese Function wohl besorgt werde. Ursprünglich beziehen sie ja den Bodenertrag so, als wäre dieser nur für ihren Nutzen bestimmt. Aber sie sollen diesen Ertrag verwenden zu neuer Hervorbringung und Erhöhung des Bodenertrages, zur Erhaltung aller Gewerbs- und Verkehrs-Operationen, deren die Nation bedarf, zur Erhaltung der Staatsfunctionäre, der Künstler, Gelehrten u. s. w."

„Die Classe, welche durch ihre Arbeit die ganze Gesellschaft nährt und erhält, ist jene, welche sich dem Bodenbau widmet; die Classe, welche wirklich die Ausgaben des Staates liefert, ist die der Eigenthümer (d. h. die der Bodeneigenthümer). Die anderen Bürger leben wohl in der Nation; sie sind aber nicht Nation im eigentlichen Sinne, denn sie sind nicht mit dem Lande vereinigt; sie können ihre Industrie, ihre Capitalien, ihre Production, sie mag in Arbeiten oder Diensten bestehen, überall hintragen."

„Das Interesse der zwei ersten Socialclassen, das der Bodenbebauer und der Bodenbesitzer, ist das Interesse der Nation im eigentlichen Sinne. Und welches ist dieses Interesse? Dass die Wiedererzeugung des Bodenertrages eine immer reichere sei, dass die Producte leicht Absatz und schon aus der ersten Hand reiche Verwerthung finden, einen hohen Preis erlangen. Darum muss den Gewerben, dem Verkehre, dem Handel die vollste Freiheit, Sicherheit und Schnelligkeit der Justiz u. s. w. gewährt werden. Wenn man sich darauf beruft, dass die Ausländer mit den inländischen Kaufleuten und Industriellen concurriren, dass die heimischen Kaufleute und Industriellen in's Ausland ziehen werden, dann geben wir zu bedenken, dass die Nation dadurch gar nichts gewinnt, wenn sie die Gewinne des Handels bei sich concentrirt. Die Gewinne, welche von den bei uns wohnenden Kaufleuten gemacht werden, gehören uns, gehören unserer Nation ebensowenig, wie die Gewinne der im Auslande wohnenden. Aber die Ausschliessung des fremden Handels beraubt wohl die Nation, weil sie den

im Lande domicilirenden Händlern grössere Gewinne geben muss. Unter allen Umständen liegt es im Interesse der Nationen, alle Häfen und Grenzen Allen ohne Unterschied aufzuthun, die kaufen und verkaufen wollen, und so die Entfaltung der vollsten Concurrenz zu befördern. Wir werden dann für unsere Producte die höchsten Preise erzielen und die Dienste der Industriellen und Kaufleute mit den geringsten Opfern erkaufen."

„Die Freiheit, die freieste Concurrenz ist das beste Mittel, den Reichthum zu fördern. Reichthum aber ist im rechten Sinne das Rein-Einkommen des Grundbesitzers, das Nettoproduct der Bodenbewirthschaftung. Aus diesem Ueberschuss der Bodenarbeit werden die Ausgaben des Staates und der Bodenbesitzer bestritten, aus diesem Ueberschusse stammen die Besoldungen, welche unter verschiedenen Namen den Handwerkern, Kaufleuten, Fabrikanten u. s. w. zufliessen. Nur aus Fülle und gutem Preis der Bodenproducte stammt ein Nettoproduct, eine Bodenrente her. Nur die Freiheit des Handels und der Gewerbe, nur die freie Concurrenz hebt die Bodenrente zu einem Maximum. Ohne Freiheit kein guter Preis, keine Productenfülle, keine Bodenrente, also auch kein Reichthum."

„Die Freiheit schafft der Gesellschaft das beste Gedeihen. *Il mondo va da se.* Die Welt bewegt sich schon von selbst, und sie bewegt sich nie besser, als wenn sie sich von selbst bewegt. *Laissez faire, laissez aller!* Das ist die beste Leitung des Handels und Verkehres."

„Was aber die Staats-Angelegenheiten betrifft, sind die Bodeneigenthümer allein dazu berufen, mit dem Souverän zu verhandeln; denn in einem Staatswesen, welches den In- wie Ausländern die freieste Concurrenz einräumt, wo also die Besoldungen der Bodenarbeiter, der Gewerbsleute, der Händler auf das Minimum ihres nothwendigen und angemessenen Unterhaltes sinken, die Bodenproducte aber die besten Preise erzielen, hier sind nur die Bodeneigenthümer, wie es auch naturgemäss, im Stande, dem Staate die Mittel zu bieten, deren er bedarf, um seine Ausgaben zu bestreiten. Der Souverän hat von den anderen Classen nichts zu fordern und hat sich an sie nur zu wenden, wenn er von ihnen, sei es Producte, Arbeiten

oder Dienste zu kaufen hat. Das ist in zwei Worten die ganze, gewiss einfache Oekonomie der socialen Ordnung."

Hören wir nun, wie wir dies oben in Aussicht genommen, als Beleg für die Richtigkeit des im Vorhergehenden Gesagten, einige physiokratische Schriftsteller selbst:

„*La nation est réduite à trois classes de citoyens: la classe productive, la classe des propriétaires et la classe stérile. La classe productive est celle qui fait renaître par la culture du territoire les richesses annuelles de la nation. . . . La classe des propriétaires comprend le Souverain, les possesseurs des terres et les décimateurs. Cette classe subsiste par le revenu ou produit net de la culture, qui lui est payé annuellement par la classe productive. . . . La classe stérile est formée de tous les citoyens occupés à d'autres services et à d'autres travaux que ceux de l'agriculture, et dont les dépenses sont payées par la classe productive et par la classe des propriétaires.*" (Quesnay, Tableau éconon.)

„*On voit des hommes, stupidement vains, ignorer que ce sont les riches laboureurs et les riches commerçants, attachés au commerce rural, qui animent l'agriculture, qui font exécuter, qui commandent, qui gouvernent, qui sont indépendants, qui assurent les revenus de la nation, qui, après les propriétaires distingués par la naissance, par les dignités, par les sciences, forment l'ordre de citoyens le plus honnête, le plus louable et le plus important dans l'état. . . . Le citadin n'est qu'un mercenaire payé par les richesses de la campagne.*" (Quesnay, Maximes.)

„*Les cultivateurs au contraire et les propriétaires qui partagent les productions, que les dépenses foncières des propriétaires, suivies par les dépenses primitives et annuelles et par les travaux des cultivateurs, font renaître annuellement, ne reçoivent rien que des mains mêmes de la nature, que leurs avances et leurs soins ont rendu productive de richesses. Ils payent avec ces richesses, qu'ils ont fait renaître, les achats qu'ils font réciproquement, et le service intermédiaire des commerçants dans ces achats réciproques. Les commerçants ne payent donc rien par eux-mêmes, ils sont payés pour payer; leurs dépenses ne sont réellement leurs dépenses, mais seulement une partie de la totalité des celles des*

propriétaires et cultivateurs qui les défraient. . . . C'est la différence entre les salariants et les salariés." (Quesnay.)

„Ce que vous appellez profit, n'est, rigoureusement parlant qu'une privation de perte pour le vendeur de la première main et pour l'acheteur-consommateur. Or une privation de perte sur les frais du commerce, n'est pas un produit réel, ou un accroît de richesses obtenu par le commerce. . . . Or ce qui est bon à éviter, autant qu'on le peut, pour un plus grand profit, ne peut pas être une source de richesses.

Les gains des commerçants d'une nation ne sont point des profits pour la nation." (Quesnay: Sur le commerce.)

„Tout négociant est étranger relativement aux intérêts des nations (agricoles). Un royaume agricole et commerçant réunit deux nations distinctes l'une à l'autre: l'une forme la partie constitutive de la société attaché au territoire qui fournit le revenu, et l'autre est une addition extrinsèque qui fait partie de la république générale du commerce extérieur, employée et défrayée par les nations agricoles. Les frais de ce commerce, quoique nécessaires, doivent être regardés comme une dépense onéreuse, prélevée sur le revenu des propriétaires des terres; ainsi ils doivent être dégagés de tout monopole." (Quesnay.)

„Le seul produit net est richesse; mais sans le bon prix et l'abondance, point de produit net; or sans la liberté, point de bon prix, point d'abondance; ainsi sans la liberté, point de produit, point de richesse." (Mercier de la Rivière.)

„Abondance et non valeur n'est pas richesse. Disette et cherté est misère. Abondance et cherté est opulence." (Quesnay.)

„Qu'on soit moins attentif à l'augmentation de la population qu'à l'accroissement de revenus; car plus d'aisance que procurent de grandes revenus, est préférable à plus de besoins de subsistance qu'exige une population qui excède les revenus." (Quesnay, Maxime XXVI.)

„Le prix originaire renferme tout l'intérêt de la nation qui vend. . . . L'intérêt d'une nation ne peut jamais se confondre avec l'intérêt des agents de son commerce: il en est séparé sous tous les rapports. . . . Elle (la nation) est commerçante comme l'est un grand propriétaire. Elle renferme à la vérité dans

son territoire des gens qui pour gagner des rétributions, s'entremettent dans ses échanges, et qu'elles paye à raison de ce service. Mais leur intérêt ne peut jamais s'identifier avec le sien, ni être mis en parallèle." (Le Trosne.)

„*Que l'état évite des emprunts qui forment des rentes financières, qui le chargent de dettes dévorantes, et qui occasionnent un commerce ou trafic de finances, par l'entremise des papiers commerçables, où l'escompte augmente de plus en plus les fortunes pécuniaires stériles.*" (Quesnay, Max. XXX.)

„*L'intérêt commun et respectif des nations en toute circonstance est d'ouvrir leurs ports et leurs frontières, d'admettre indistinctement tous les étrangers à venir acheter et vendre chez elles, et de ne soumettre leur commerce qu'aux lois de la plus entière concurrence. Quel' est ici le véritable intérêt national, si ce n'est des deux premières classes; qui consiste à avoir une abondante reproduction, à lui par le débit facile une grande valeur.*" (Le Trosne.)

„*N'oublions jamais que les premiers distributeurs des productions ne les tirent de la terre que pour leur utilité personnelle. Comme ce sont eux qui payent toutes les dépenses qui se font dans la société, ils sont de droit rigoureux les arbitres de l'emploi des richesses renaissantes. Ils ont intérêt d'épargner sur tous les frais non indispensables, pour se procurer plus de jouissances, et leur droit fondé sur la justice exacte consiste à payer les services au moindre prix possible.*"

„*La classe qui par son travail et ses avances nourrit et entretient toute la société, est la classe attachée à la culture: la classe qui fournit véritablement la dépense publique, est la classe des propriétaires. Les autres citoyens sont dans la nation; mais ils ne sont pas proprement la nation.*"

„*Le souverain ne doit avoir de rapport direct et d'intérêt à discuter qu'avec les propriétaires, qui possédant seuls la partie disponible de la reproduction, sont seuls chargés par la nature de leurs richesses de frayer à la dépense publique. Quant à la première et à la troisième classe, le souverain n'a rien a leur demander, et ne doit s'adresser à elles que pour leur acheter soit des productions, soit*

des travaux et des services. Telle est en deux mots toute l'économie de l'ordre social qui est bien simple." (Le Trosne.)

Die Physiokraten reagirten gegen die Macht des Geldes, welche sich nach und nach als gleichberechtigt in Staat und Gesellschaft der Macht des Grundbesitzes an die Seite stellte, ja sogar eine Präponderanz über den Grundbesitz anzustreben schien. Diese Reaction beeinflusste das theoretische Denken der Physiokraten, wenn sie auch dieses Einflusses sich nicht bewusst sind. Sie wünschen, dass Handel, Industrie und Geld nur nutzbringende Diener der Grundbesitz-Interessen sein sollen, und sie sehen in diesen Factoren von Natur blos dienende, jeder eigenen Schaffenskraft baare Agentien.

Diese Reaction im Geiste des Physiokratismus hatte wissenschaftlich bedeutsame Folgen. Die mercantilistische Lehre war aus der Praxis des Handels, der Finanz- und Staatskunst nach und nach erwachsen und war im Grunde nur eine durch Ueberlegungen aufgehelltere Kunst und Praxis, nicht aber ein theoretisch-wissenschaftliches System geworden. Die Physiokraten vertieften sich nun in das Wesen staatlicher und menschheitlicher Wirthschaft; sie wollten die Grundlagen der Wirthschaftslehre untersuchen, die Elemente des wirthschaftlichen Lebens rein darstellen. Die Meinung der Welt sollte sich von der Routine und den, zur öffentlichen Meinung gewordenen Schlagworten der Handelswelt befreien. Neben heftigem Widerstreben gegen eine herrschende Stellung der Handels-, Industrie- und Geldmächte ist es nun eine gewisse, blos elementare oder primitive Wissenschaftlichkeit, was den Physiokratismus kennzeichnet.

Die Geldlehre der Physiokraten spiegelt uns diese charakteristischen Momente wieder. Unablässig wird uns in's Licht gesetzt, dass dem Gelde keine schöpferischen oder magischen Kräfte innewohnen, dass eine Geldvermehrung das wirthschaftliche Leben nicht kräftigen oder fördern könne. Die Sätze, welche über Geld zu Tage gefördert werden, beschränken sich auf die elementarsten Erkenntnisse; eine Kenntniss des grossartigen Mechanismus des Geldwesens, der im Leben der Banken, Börsen, im internationalen Wechselgeschäfte zu Tage tritt, ist bei Physiokraten nicht zu entdecken. Doch hören wir, wie

diese Wirthschafts-Philosophen über das Geld denken. Wir wollen sie in ihrem eigenen Geiste, zum Theil in ihren eigenen Worten sprechen lassen.

„Mannigfaltig, wie die Bedürfnisse der Menschen, sind die Mittel, welche der Befriedigung dienen. Hat der Mensch für das Nothwendige gesorgt, so sucht er die Bequemlichkeit und Annehmlichkeit."

„Die Mittel, welche das Leben erhalten, erleichtern und annehmlich machen, stammen letztlich aus der Natur, aus dem Boden. Insofern uns die natürlichen Dinge überhaupt als Mittel der Erhaltung und Annehmlichkeit dienen, kommt ihnen der Charakter der Nützlichkeit *(utilité)* zu."

„Einen neuen Charakter erhalten die Mittel, welche unserem Leben dienen, wenn sie Gegenstand des Verkehres werden. In der Gesellschaft kann ich mir durch Hingabe des Ueberschusses meiner Production das verschaffen, was mir fehlt, aber bei Anderen im Ueberfluss ist. Diese Kraft eines Gutes, mir fehlende Güter zu verschaffen, ist dessen Werthfähigkeit. Erst so, im Verkehr, werden die Producte zu Reichthümern *(richesses)*."

„In dem Verhältnisse, in welchem Product gegen Product sich austauscht, in welchem ein gewisses Maass der einen Production einem gewissen Maasse einer anderen Production gleich stark ist, besteht der Werth."

„Mehrere mit einander combinirte Ursachen wirken bestimmend auf den Werth. Vor Allem ist es nöthig, dass eine Sache als tauglich erkannt sei, allgemein nützlich, mindestens von mehreren Personen gesucht zu sein. Sonst ist sie nicht Gegenstand des Verkehres."

„Jede Sache, die Werth haben soll, muss nützlich sein. Aber der Grad der Nützlichkeit *(degré d'utilité)* entscheidet noch nicht über die Höhe des Werthes. Wasser müsste sonst zu den werthvollsten, theuersten Dingen gehören."

„Eine Ursache des Werthes einer Sache bilden die nothwendigen Beschaffungskosten. Die Kosten der Bodencultur, die des Transportes, die der Handwerksarbeit übergehen beispielsweise in den Werth eines Leinengewebes. Der Preis muss vor Allem diese Kosten hereinbringen."

„Seltenheit *(rareté)* oder Fülle *(abondance)* beeinflussen in hohem Maasse den Werth. In bedeutendstem Grade entscheidet aber die Concurrenz zwischen Consumenten und zwischen Producenten über den Werth eines Productes. Aber freilich, in erster Linie wirken die früher genannten Ursachen."

„Wenn wir auf den tiefsten Grund der Sache gehen, so finden wir, dass eigentlich die verschiedenen Productionen es sind, welche durch eine Art gegenseitigen Abwägens und Strebens zu einer Balanz die Werthe bestimmen. Die Weingegend kauft mit Wein das Getreide des Getreidelandes, umgekehrt kauft das Getreide den Wein. Steigt die Weinproduction eines Jahres, ohne dass die Getreide-Ernte eine grössere wäre, so wird nun mit derselben Getreidemenge mehr Wein erkauft werden. Umgekehrt wird, wenn die Getreide-Ernte eine reiche, die Weinproduction eine gewöhnliche ist, mit derselben Weinmenge ein grösseres Getreidequantum erkauft werden. Dieses Verhältniss waltet nun zwischen allen Productionen ob."

„Der Kern der Sache ändert sich aber durchaus nicht, wenn Handel und Geld den Austausch zwischen einer Productionsart und allen übrigen Productionsarten vermitteln. Verdunkelt mögen die Verhältnisse freilich für manches Auge werden, wenn nur auf das Geld die Aufmerksamkeit sich concentrirt und der Austausch der Productionen, das Wesen der Sache also, in einen nebelhaften Hintergrund tritt."

„Der Producten-Austausch ist der Zweck des Verkehres; Handel und Geld sind nur Medien, welche den Austausch-Process erleichtern. Der Tausch wird durch das Zwischentreten des Geldes in zwei Halbprocesse zerlegt, in Verkaufen und darauf folgendes Kaufen. Mit dem Verkaufen, dem Hingeben eines Productes für Geld ist die Sache nicht abgethan. Das empfangene Geld kann ja nicht consumirt oder als Mittel neuer Production verwendet werden. Ein Umsetzen des Geldes in Genussmittel, Werkzeuge der Production etc. ist noch nöthig. Erst mit diesem Kaufen findet der Abschluss der Tausch-Operation statt."

„Kauf und Verkauf sind also wesentlich dasselbe, wie der Tausch, nur minder einfach. Beim Tauschen wird ein Werth gegen einen gleichen Werth hingegeben. Der Wein kauft beim

Tausch das Getreide, das Getreide wieder den Wein. Die Werthe sind einander gleich. Keiner der Tauschenden erhält mehr an Werth, als er gibt. Der Tausch bewirkt keine Vermehrung. Dieselbe Productenmenge ist nach wie vor dem Tausche da. Durch das Zwischentreten des Geldes wird hierin nichts geändert." *(La vente se réduit definitivement à l'échange; elle n'en diffère que parce qu'elle est moins simple; elle se fait de même, valeur pour valeur égale, et n'est pas un moyen de s'enrichir.)* (Le Trosne.)

„Das Geld wird wie ein vermittelndes Pfand, wie ein Zwischenpfand genommen *(comme gage intermédiaire)*; es verbindet das Verkaufen mit dem Kaufen. Es ist darum nicht ganz richtig, zu sagen, das Geld sei ein Werthzeichen *(signe de richesse)* und repräsentire Güter oder Werthe *(représente les valeurs)*. Das Geld ist kein blosses Zeichen, es ist selbst Reichthum *(est lui-même richesse)*; es repräsentirt nicht bloss die Werthe, es ist selbst ein Gleichwerth *(il ne représente pas les valeurs, il les équivaut)*. Die Metalle sind an sich zu verschiedenen Zwecken verwendbar und haben als nutzbare Stoffe — für Luxuszwecke z. B. — einen Werth."

„Das Geld ist in der Hand des dasselbe empfangenden Waarenverkäufers ein Pfand oder eine Anweisung *(un gage ou un mandat)*, die er realisiren kann, wann und in welcher Weise er will. Wo immer er dies Pfand als Werth für einen gleichen Werth anbietet, ist er sicher, nicht zurückgewiesen zu werden, weil die Empfänger ebenso gewiss sein werden, dies Pfand nach ihrem Belieben in Gegenstände des Genusses und dergleichen umsetzen zu können."

„Dadurch, dass jeder Waarenwerth für einen Gleichwerth im Gelde hingegeben wird und mit dem Gelde wieder ein Gleichwerth in Waaren eingetauscht wird, dadurch, dass überall der Geldwerth als vermittelndes Instrument fungirt, werden die Werthe der Product-Arten nicht mehr direct gegen einander abgewogen, sondern der Werth jedes Productes wird vor Allem in Gelde, im Preise ausgesprochen, und erst nach ihren relativen Preisen gibt man den Werth der Producte an. Das Geld dient so als das allgemeine Werthmaass."

„Aber nur weil das Geld schon in sich ein Werth ist, konnte es zum allgemeinen Werthmaass erhoben werden. Denn

nur weil das Geld in sich Werth hat, kann es dem Werthe von Producten als Gleichwerth gegenübertreten. Geldnoten *(billets)* sind aber blos Zahlungsversprechen, blos Scheine, durch die man sich verpflichtet. *(Les billets ne sont autre chose qu'une cedule d'engagement, et qui n'ayant aucune valeur intrinsèque.)* Die Noten oder Geldzettel ziehen ihre Kraft nur aus der vorausgesetzten Zahlungsfähigkeit des Emittirenden *(de la solvabilité prèsumée de l'obligé)*. Man nimmt die Geldzeichen nicht als Werthe *(comme richesse)*, sondern nur als Scheine, Anrechte *(titres)*, welche mit Werthen bezahlt werden sollen. Und diese Scheine gelten je nach dem Vertrauen, das man in den Unterschreiber setzt, als mehr oder minder solid. Der Geldschein verspricht Zahlung; das Geld ist selbst schon Zahlung. *(En un mot par un billet on promet payer, avec l'argent on paye.)* (Le Trosne.)

„Der Werth des Geldes, d. h. des gemünzten Metalles, gründet sich auf den Werth des Metalles selbst. Freilich ist nicht zu bezweifeln, dass das Metall durch die Verwendung als Geld, also in Folge grösseren Metallbedarfes, an Werth steigen muss. Der Werth des Metalles und damit des Geldes bestimmt sich, wie der Werth jeder Waare, durch den Curs, der sich zwischen den handelnden Nationen herstellt. Es ist darum nicht in der Macht eines Souveräns gelegen, den Geldwerth in besonderer Weise zu bestimmen. Durch die Prägung hat der Souverän nur Gewicht und Titel des Stückes anzugeben, um den Handel gegen Betrug sicherzustellen."

„Wenn die Juristen lehrten, dass die Münze durch die Prägung ihren Werth erhalte, dass nicht der Stoff, sondern die Prägung dem Gelde seinen Werth verleihe, so haben sie mehr dazu beigetragen, die das Geldwesen betreffende Uebung der Fürsten zu rechtfertigen, als wohl zu leiten. Sie haben dann weiter geschlossen, der Fürst könne sogar Papier an Stelle des Geldes in den Verkehr bringen und die Unterthanen zwingen, das Papier in Zahlung zu nehmen. Ein Zeichen könne für ein anderes Zeichen gesetzt werden; das eine sei so viel werth, wie das andere. Die Wahl des Stoffes, auf welchen das Werthzeichen gesetzt wird, wie die Wahl des Werthes, welcher einem bestimmten Zeichen zukommen solle, sei Sache des Fürsten."

„Das Geld ist als Geld kein Genussmittel, sondern einfach nur ein Werkzeug des Verkehrs. Das Geld ist nicht das eigentliche Object des Umsatzes und nicht das Ziel des Tausches. Object und Ziel der Circulation sind die Producte, und die Producte sind es, durch welche das Geld in Bewegung und Circulation gesetzt wird."

„Man braucht darum niemals Befürchtungen wegen Geldmangels zu hegen; es gibt dessen stets genug. Wie man Producte mit Gelde, so kauft man Geld mit Producten. Wo die Fähigkeit, Waaren zu geben, mit dem Bedürfnisse, andere Waaren zu nehmen, zusammentrifft, da verfehlt nicht das Geld, sich einzustellen." *(Il ne manque jamais de se présenter, lorsque la faculté de payer concourt avec le besoin de vendre, et c'est la somme de la reproduction et non celle du numéraire qui décide de la faculté de payer.)*

„Man hat Unrecht, zu glauben, dass irgendwo die Production nachlässt, weil es an Gelde fehlt; vielmehr liegt die Sache immer so, dass das Geld selten zu sein scheint, weil die Production schwach ist. Belebet die Production durch Wegschaffung aller ihr entgegenstehenden Hemmnisse, und die Schnelligkeit des Geldumlaufes wird Ersatz geben für das Fehlen am Quantum. Die fehlende Geldmenge kann sogar durch Papier ersetzt werden, aber fehlende Producte können durch kein solches Mittel Ersatz finden. Hingegen ist ein den Circulationsbedarf übersteigender Geldüberschuss nicht nur unnütz, sondern sogar eine Last. Er liegt müssig oder schafft sich eine eigene Circulation im Agiotagewesen."

„Eine jede Nation hat zu jeder Zeit so viel Geld, als ihrem Geldbedarf entspricht. Denn nur durch eine Steigerung der Production kann der Geldbedarf sich erhöhen; aber durch Vermehrung der Production, und nur so, ist man im Stande, mehr Geld in's Land zu ziehen. Das Geld vertheilt sich an die Völker im Verhältniss zu ihrem Geldbedarf. Sinkt die Production bei dem einen Volke, während sie bei dem anderen steigt, so fliesst das Geld von dem ersteren Volke weg und strömt dem anderen zu. Immer sind es die Producte, durch welche das Geld angezogen wird. Das Geld, als Geld, nützt nur als Umlaufsmittel; es vermehrt nicht die Gebrauchs-

güter und producirt keine Werthe, sondern dient nur als Ausdruck der Werthe. Die Einführung des Papiergeldes kann darum niemals ein taugliches Mittel sein, die Nation zu bereichern, noch ein Mittel, um die nützliche Circulation zu steigern."

„Das Geld ist ein Gegenstand des Tausches, wie jede andere Waare. Man gibt und nimmt beim Verkaufen und Kaufen ebenso, wie beim Tauschen, Werth für gleichen Werth. Niemand wird Geld für Waare nehmen, wenn er nicht gerade besser thut, Geld zu nehmen; Niemand Geld geben und Waare nehmen, wenn er nicht damit zweckmässiger handelt, als wenn er das Geld behielte. Damit die Production und die Consumtion ineinandergreifen, muss eben das Geld bald gehen, bald kommen. Die Summen der Verkäufe und der Käufe müssen einander stets gleichen, denn mit Producten werden letztlich die Producte bezahlt und das Geld vermittelt blos diesen Umsatz. Auf der einen Seite erhält man Geld, auf der anderen gibt man es aus. Zurückgehalten zu werden, ist nicht der Zweck des Geldes; es würde ja die Production in's Stocken gerathen. Dies gilt vom Verkehr zwischen Völkern, wie von jenem zwischen Einzelnen. Wie die Weingegend vom Getreideland nur so viel Getreide kaufen kann, als sie mit Wein zu bezahlen vermag, und das Getreideland wieder nur so viel Wein kauft, als es mit Getreide zu bezahlen in der Lage ist, so kann das Ausland nur so viel Producte von uns kaufen, als es mit seinen Producten wieder bei uns bezahlt. Je weniger wir vom Ausland kaufen, desto weniger kann es uns abnehmen, und umgekehrt, je weniger wir an's Ausland absetzen, desto weniger können wir vom Ausland wieder kaufen."

„Auf den Irrthum, dass Geld der Waare vorzuziehen sei, gründet sich die Lehre von dem Vortheile einer activen Handelsbilanz. Man will mehr an's Ausland verkaufen, als vom Ausland kaufen, um das Mehr des Verkaufes in Gelde bezahlt zu erhalten. Welcher Vortheil soll sich daraus ergeben, wenn wir mehr Geld empfangen, als geben? Sollen wir das Geld aufspeichern? Sind wir dann reicher? Haben wir das Geld nicht mit Producten erkauft und also einen Gleichwerth dafür hingegeben? Ist denn eine Million Thaler in Silber mehr werth, als eine Million Thaler in Getreide, Wolle u. s. w.?"

Die hier streng quellenmässig, fast durchgehends wortgetreu gegebene Darstellung der physiokratischen Auffassung vom Handel und Gelde zeigt uns, dass die Reaction der Agrar-Philosophen des vorigen Jahrhunderts mehr gegen die Macht des Geldes und der grossbürgerlichen Stände, als gegen die vom Staate ausgehende Bevormundung gerichtet war. Eine wahrhaft unbefangene Beurtheilung der Bedeutung und Function des Handels und Geldes war darum auf physiokratischer Seite kaum möglich. Nicht mit bewusster Absicht übersahen die echten Physiokraten — zu denen ein Turgot nicht mehr zu zählen ist — die im Handel und Geldwesen liegende Kraft der Initiative, die spontan organisatorische, auf die Production anregend und erweckend wirkende Energie. Sobald die Physiokraten solche Fähigkeiten und Kräfte im Handel und Geldwesen klar erkannt hätten, würden sie auch den grossbürgerlichen, wie den kaufmännischen und industriellen Classen überhaupt eine ganz andere Rolle haben zuschreiben müssen.

Dass die Physiokraten wirklich mehr unbewusster-, als bewussterweise die Bedeutung des kanfmännischen Geistes unterschätzten, geht daraus hervor, was sie von der vollen Handels- und Gewerbefreiheit erhofften. Sie meinten, diese Freiheit würde die Kaufleute und Industriellen im Einkommen auf das Niveau des ihnen nothwendigen Unterhaltes herabdrücken, sie hätte zur Folge, dass Kaufleute und Handelsleute nur durch hartes Entbehren in Stand gesetzt sein würden, irgend ein kleines Vermögen *(pécule)* zusammenzuscharren. Hätten die Physiokraten erkannt, dass die Freiheit dem grossen beweglichen Capitale noch mehr Kraft zuführen werde, als dasselbe schon unter dem System Colbert'scher Protection besass, dann würden sie wohl mit weit weniger Enthusiasmus für die Gewerbe- und Handelsfreiheit gekämpft haben. So absolut, wie viele Darsteller des Physiokratismus es annehmen, war die Freiheitsliebe der Physiokraten durchaus nicht. So fordern manche Physiokraten, dass der Bodenbesitz unveräusserlich sein solle. Nicht so sehr um die Freiheit des Lebens, als um Schutz der Agrarstände gegen den Ansturm der Geldmächte und des modernen Industrielebens, war es den Physiokraten zu thun.

In Männern, wie Turgot, flossen die Freiheitslehren der Physiokraten mit anderen modernen Freiheits-Tendenzen zusammen, nämlich mit dem Streben nach Befreiung des socialen Lebens von den Fesseln mittelalterlichen Zunftwesens ebenso, wie von den aus dem staatlichen Absolutismus und Bevormundungs-Systeme stammenden Hemmnissen. Die Freiheits-Enthusiasten riefen aus anderen Gründen nach vollster Entfaltung der freien Concurrenz, als dies die echten Physiokraten oder Agrarier thaten. Die Agrarier sahen in einem monarchischen Absolutismus, dem sich eine Vorherrschaft des grossen Grundbesitzes zugesellt, das wahre Staats-Ideal, während die eigentlichen Vorkämpfer der Freiheit das moderne constitutionelle Leben, mehr oder minder klar, im Auge und zum Ziele hatten.

Man würde aber auch da noch irren, wenn man dem Zusammentreffen der physiokratischen Lehre mit den auf bürgerliche und politische Freiheit zielenden Bestrebungen die erste Zeugung der Freihandelslehre zuschreiben würde.

Holland war in der Neuzeit zuerst in der Lage, auf der einen Seite den Werth politischer, religiöser und mercantiler Freiheit im Lande selbst, sowie das Uebel des vom Auslande geübten Protectiv-Systemes kennen zu lernen. Es war im höchsten Grade in Hollands Interesse gelegen, dass seinem Handel in den früher nur agricolen Staaten nicht durch das Protectiv-System Hemmnisse in den Weg gelegt werden. Holland hatte auch allen Grund, die ihm so gefährliche Protectiv-Politik Englands und dann Frankreichs schlecht und verkehrt zu finden. Zu Hause besass Holland die Freiheit und befand sich wohl dabei. Wenn nun auch die Meere und Länder für seinen Handel frei geblieben wären, dann hätte sich dieses Land nicht nur auf seiner erreichten Höhe länger halten, sondern für lange hin zu noch bedeutenderer Macht aufsteigen können. Dass dem holländischen Handel schon sehr früh alle gegen die Geldausfuhr gerichteten Maassnahmen der Staaten missliebig sein mussten, ist leicht begreiflich, wenn man bedenkt, dass Holland im Beginne der Neuzeit das Organ war, welches den Metallstrom aus dem Westen nach dem Osten der Welt leitete.

Aus ähnlichen Gründen hat sich — wie Roscher in seiner Schrift: „Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert" gründlich und deutlich nachweist — in England eine, besonders die Geld-Ausfuhr betreffende, freihändlerische Lehre erhoben, als der Handel mit Ostindien grossentheils an England gebracht wurde. „Die Schrift Thomas Mun's: *„A discourse of trade from England unto the Eeast-Indies etc.", London 1621* — bemerkt Roscher am angeführten Orte — hat die Tendenz, den englisch-ostindischen Handel als vortheilhaft nachzuweisen, obgleich er von England aus vornehmlich durch Edelmetall-Sendungen betrieben werden musste."

Leicht begreiflich ist es auch, dass die Lehre über die Vortheile innererVerkehrs- und Gewerbefreiheit früher in England als in Frankreich sich entwickeln konnte und musste. England ist zuerst von allen Nationalstaaten mit aller Energie auf die Bahnen des grossen Handels und der grossen Industrie übergetreten, England hat früher als ein anderer Staat sich bestrebt, dem Muster Hollands auf wirthschaftlichem Gebiete zu folgen.

So erscheint Sir Joshia Child, Mitdirector der Ostindischen Compagnie, welcher in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts schrieb, einerseits als Mercantilist, andererseits als warmer Freund der Verkehrs- und Handelsfreiheit. Child war gegen die Zunftprivilegien, gegen die Vorschrift, dass Niemand ein Gewerbe treiben darf, in welchem er keine Lehrzeit bestanden, gegen die Gesetze, welche die Zahl der Gewerbetreibenden, der Lehrlinge u. s. w. fixiren, die Verbindung nahe verwandter Gewerbe in Einer Person verbieten. Er eiferte gegen obrigkeitliche Taxen und war ein Vertheidiger der freien Ausfuhr nicht allein des rohen, sondern auch des gemünzten Goldes und Silbers. Was aber die Colonien betrifft, vertrat er die Ansicht, dass jede Colonisation dem Mutterlande schadet, wenn dasselbe nicht durch gute und streng durchgeführte Gesetze den Handel der Colonie allein bekommt. Ohne solche Gesetze, meint er, würde aller Colonialhandel den Holländern zufallen. (Roscher am angef. O.)

Doch wenden wir uns wieder der Periode des Physiokratismus zu.

Sowohl von den Vertretern der Agrar-Interessen, als von den Gegnern des absolutistischen Systemes wurde der Kampf für den freien Handel aufgenommen, obwohl die Befreiung von allen Fesseln des staatlichen Protectiv- wie des gealterten Zunftsystems in erster Linie im Interesse des Handels, und zum Theil des grossen beweglichen Capitales überhaupt, gelegen war.

Beide Parteien, die Agrar-Philosophen wie die Gegner des absoluten Monarchismus, waren Feinde des papierenen Geldes. Die Gründe für diese Befeindung des Papieres waren aber nicht dieselben hier und dort.

Die Agrarier sahen im Papiergelde ein neues Instrument der Bereicherung für die eigentlichen Geldleute, ein Werkzeug der Agiotage. Durch die Ausdehnung der papierenen Circulation werden, meinten ferner die Agrarier, die Geldleute, welche es emittiren, in den Stand gesetzt, nicht nur mit ihrem Gelde, sondern auch mit ihrem ausgemünzten Credite sich neue Gewinnquellen zu eröffnen und so die agricolen Classen noch mehr auszubeuten.

Die Gegner des Absolutismus fürchteten weniger das papierene Geld überhaupt, als vielmehr das vom Staate, je nach seinem finanziellen Bedarfe, emittirte eigentliche Papiergeld. Die Furcht, dass der absolutistische Monarch sich durch Papiergeld-Ausgaben die Mittel für die Fortsetzung einer absolutistischen oder gar verschwenderischen Politik verschaffen könne, ist es, was die Freunde der Freiheit mit an Uebermaass streifender Befeindung des papierenen Geldes, — nicht blos in der Form des eigentlichen uneinlöslichen Papiergeldes, sondern selbst des einlöslichen Creditgeldes oder der Banknoten, — erfüllte.

Turgot, welcher in manchen Fragen der Volkswirthschaft physiokratischen Ansichten huldigte, spricht sich über das Geld in folgender Weise aus:

„Était-il permit à Law d'ignorer que l'or s'avilit en se multipliant, comme toute autre chose? S'il avait lu et médité Locke, qui avait écrit vingt ans avant lui, il aurait su que toutes les denrées d'un état se balancent toujours entre elles et avec l'or et l'argent, suivant la proportion de leur quantité et de leur débit; . . . que l'or, quand il circule librement, suffit toujours au

besoin d'un état, et qu'il est fort indifférent d'avoir 100 millions de marcs ou un million, si on achète toutes les denrées plus cher dans la même proportion. Il ne se serait pas imaginé que la monnaie n'est qu'une richesse de signe dont le crédit est fondé sur la marque du prince. Cette marque n'est que pour en certifier le poids et le titre. . . . C'est comme marchandise que l'argent est, non pas le signe, mais la commune mesure des autres marchandises." (Lettre sur le papier-monnaie.)

„*Le roi pourra, en se faisant des billets pour ses besoins, exempter totalement son peuple d'impôts, et faire des dépenses beaucoup plus considérables. . . . J'avoue que, par ce moyen, le roi, en donnant à ses sujets pour leurs denrées des billets qui n'équivalent pas à des denrées, ce qui serait toujours, se servir de leur bien, leur épargnerait du moins les frais et les vexatione qui augmentent la quantité et le poids des impôts."* (Ibidem.)

„*On ne peut prendre pour commune mesure des valeurs que ce qui a une valeur, ce qui est reçu dans le commerce en échange des autres valeurs, et il n'y a de gage universellement représentatif d'une valeur qu'une autre valeur égale. Une monnaie de pure convention est donc une chose impossible."* (Sur la formation et la distribution des richesses.)

Die Reaction gegen die in mercantilistischer Weise vorherrschende Ueberschätzung des Geldes und des Aussenhandels, sowie die Furcht vor Missbrauch des Papiergeldwesens durch die absolutistische Finanzwirthschaft üben seit der physiokratischen Periode auf die nationalökonomische Forschung der Franzosen ihren bestimmenden Einfluss. Die Assignatenwirthschaft der Revolutionszeit war gewiss geeignet, den Hass gegen ein papierenes Geldwesen fast in's Grenzenlose zu steigern. Das eine Extrem, die Uebertreibung des Papiergeldwesens, führte zum andern entgegengesetzten Extrem, zum Hasse gegen alles Papier. Man könnte von der Scheu französischer Theoretiker vor dem papierenen Gelde sagen, was Adam Smith über den Gegensatz des Physiokratismus gegen den Colbertismus ausspricht: „*If the rod be bent too much one way, says the proverb, in order to make it straight, you must bent it as much the other. The french philosophers, who have proposed the system which represents agriculture as the sole source of the revenue and wealth*

of every country, seem to have adopted this proverbial maxim; and, as in the plan of Mr. Colbert, the industry of the towns was certainly over valued in comparison with that of the country, so in their system it seems to be as certainly undervalued." (Wealth of Nations, B. IV, ch. 9.)

IV.

Die theoretische Speculation der Physiokraten, das Zurückgehen dieser Speculation auf die Elemente des Wirthschaftslebens hat sehr viel beigetragen zur Ausbildung des ersten Systems volkswirthschaftlicher Wissenschaft. Vor Adam Smith war die Nationalökonomie mehr ein System wirthschaftlicher Politik, als ein Organismus allgemeiner Wirthschaftslehre. Adam Smith concentrirt seine Betrachtung zum grössten Theile auf die aus dem Spiel der Privat-Interessen sich ergebenden wirthschaftlichen Processe des Volks- und Menschheitslebens, weniger auf die Frage, was der Staat, was Staatsmänner zu thun haben, um den nationalen Wohlstand zu heben und zu fördern.

Die Mercantilisten hingegen behandelten die Nationalökonomie als politische Kunst, als politische Handlungskunst insbesondere. Selbst Sonnenfels betrachtet noch die Nationalökonomie von diesem Standpunkte; er erklärt sie als „Grundsätze, nach deren Anleitung die möglichst grösste Menge von Menschen beschäftigt werden kann". „Die Sammlung dieser Grundsätze — sagt er — macht die politische Handlungswissenschaft aus."

Wenn nun auch zugegeben werden muss, dass den Physiokraten in Betreff dieses Ueberganges von blos wirthschaftlicher Staatskunst zur selbstständigen Volkswirthschafts-Wissenschaft der Vorrang gebührt, so darf doch nicht übersehen werden, dass es an den mannigfaltigsten wissenschaftlichen Einzeln-Untersuchungen vor den Physiokraten nicht gefehlt hat. Aber die Physiokraten haben durch die Hinwendung des Geistes zur primitiveren Form des Wirthschaftslebens, zum agricolen Leben, sowie durch eine gewisse urwüchsige elementare Betrachtungsweise des Handels und Geldes den Weg dazu bereitet, das durch die Verwicklungen des höheren Handels-, Finanz- und

Geldwesens verhüllte Ursprüngliche wieder zu deutlicher Vorstellung zu bringen. Die Lehren der Mercantilisten waren eigentlich nur einem im Handels- und Finanzleben versirten Manne recht verständlich. Erst durch die Rückkehr der Physiokraten zum Naiven, zu einer gleichsam bauernmässigen Auffassung des Wirthschaftslebens, war die Möglichkeit gegeben, die Complication modernen Wirthschaftslebens für jeden mit gesundem ausgebildeten Verstande begabten Menschen durchsichtig und begreiflich zu machen.

Adam Smith hat gleichsam alle — oder doch die meisten — vorhandenen Einzel-Untersuchungen des Wirthschaftslebens seiner Zeit gesammelt und dieselben mit den elementaren Gedanken der physiokratischen Lehre durchdrungen. Das Complicirte und Abgeleitete wird durch Adam Smith auf das Einfachste und Primitivste zurückgeführt und alle diese Erkenntnisse zu einem Bilde des von Einmischungen der Staatskunst freien, aus sich selbst sich entwickelnden wirthschaftlichen Volkslebens vereinigt.

Man hat es versucht, Adam Smith's Bedeutung herabzusetzen, um die Leistungen der Physiokraten umsomehr zu erheben. Die Physiokraten, meinte man, seien die eigentlichen Schöpfer einer volkswirthschaftlichen Wissenschaft; Smith aber im Grunde nur ein Sammler, welcher Vieles den Mercantilisten und den Schriften seines Freundes Hume, das Meiste den Physiokraten entnommen hat. Adam Smith hätte im Grunde nur die Bedeutung eines geschickten, überall auswählenden und populär darstellenden Schriftstellers. Ja man hat — wie uns scheint nicht mit Unrecht — darauf hingewiesen, dass viele der von Smith anderen Schriftstellern entnommenen Gedanken im Werke dieses Autors zur Mattigkeit und Verwaschenheit herabgesunken sind.

In der That wäre es schwierig, einzelne Lehrsätze anzugeben, welche man als specifisch Smith angehörend nennen könnte. Roscher bemerkt in seinem Werke: „Zur Geschichte der englischen Volkswirthschafts-Lehre im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert" über Smith: „Adam Smith ist keineswegs in dem Grade, wie man gewöhnlich annimmt, Erfinder der von ihm ausgesprochenen Wahrheiten. So wenig wir ge-

willt sind, eine absichtliche Verkleinerung seiner Vorgänger bei ihm vorauszusetzen, so gewiss hat sein wundervolles Talent für System und Form unabsichtlich dazu beigetragen, diese letzteren mehr, als sie es verdienen, in Schatten zu stellen."

Aber nicht blos das Eine hat Smith geleistet, alle Einzelforschungen zu einem von elementaren Gedanken zu den verwickelten Gestaltungen des Wirthschaftslebens aufsteigenden Systeme zu vereinigen, was Hume nicht ausgeführt hat; er hat, im Gegensatze zu den Physiokraten, das wirthschaftliche Leben von der zur Zeit richtigen Seite und im Geiste der kommenden historischen Entwicklung gesehen. Diese Richtigkeit des Blickes spricht sich bei ihm nicht in bewussten Lehrsätzen aus. Die Physiokraten kannten nur die Furcht vor der emporsteigenden Macht des industriellen und commerciellen Bürgerthums, aber weder erkannten sie die wahre, volle volkswirthschaftliche Bedeutung dieser mit der Grundbesitzerclasse in gleiche Linie tretenden Classen, noch hatten sie auch nur im Entferntesten eine Vorstellung davon, zu welcher Gestaltung des socialen Lebens die volle Freigebung des Handels und der Gewerbe führen werde. Hingegen liegt dem Werke Adam Smith's ein, im Ganzen, der wirklichen Entwicklung des socialen Lebens entsprechendes Bild zu Grunde. Wer die Werke der Physiokraten als Ganzes und unbefangen liest, befindet sich wie in einer fremden Welt; er hat Mühe, in der Sache, als Ganzem, wirkliche Vernunft zu entdecken. Ganz anders liest sich Smith's „Wealth of Nations", das noch heute, wie ein in neuester Zeit und von einem auf unsere wirklichen socialen Verhältnisse hinblickenden Zeitgenossen geschriebenes Werk erscheint. In dieser richtigen Gesammtauffassung, nicht in den einzelnen Sätzen, liegt das grösste und hauptsächlichste Verdienst Adam Smith's gegenüber den Physiokraten.

Durch Adam Smith ist die Volkswirthschaft zu einem in sich selbstständigen und aus dem eigenen Innern heraus sich entwickelnden Zweige der Wissenschaft geworden. Bis zu Adam Smith wurden die nationalökonomischen Forschungen, sowohl was die Gegenstände der Forschung, als auch das Denken über dieselbe betraf, weit mehr durch äussere politische Bedürfnisse oder durch specielle Interessen, als durch innere

Entwicklungsbedürfnisse des wissenschaftlichen Geistes bestimmt. Die volkswirthschaftliche Forschung nahm bis dahin nur Anläufe zu einer selbstständigen organischen Entwicklung, wurde aber immer wieder eine Art unreifer organischer Masse, welche sich in ihrem Leben mehr von den äusseren Umständen, als durch inneres Entwicklungsstreben bestimmen lässt.

Der Entwicklungsgang der Nationalökonomie war zum Theile ein dem der Philosophie entgegengesetzter. Die philosophische Forschung ging von innen nach aussen. Vom Phantasie-Ideal der Seele, welches auf einen Weltgeist hinwies, nahm die Philosophie ihren Anfang, wendete sich erst später den einzelnen Erscheinungen zu und löste von sich einzelne Wissenschaften ab. Die Nationalökonomie als Wissenschaft hingegen wurde bis auf die Physiokratie noch sehr wenig von Phantasie-Idealen in ihrer Entwicklung bestimmt. Vielmehr bestand sie aus einzelnen mehr praktischen Untersuchungen über Münzwesen, Steuern, Handelspolitik u. s. w. Aus der organischen Vermählung dieser Elemente oder Glieder einer Volkswirthschaftslehre erwuchs erst — in vorderster Linie durch das Adam Smith'sche Werk — die ökonomische Wissenschaft.

Im Allgemeinen bleibt aber die Nationalökonomie, wie die Philosophie, ja wie alles organische Leben überhaupt, in ihrer Entwicklung von zwei Seiten her bestimmt. Jeder Organismus strebt von innen heraus zu einer selbstständigen Entfaltung. Daneben wird er durch äussere Einflüsse und Umstände zu Anpassungen an die Umgebung u. s. w. genöthigt oder doch hingedrängt. Je höher eine Wesensart bereits entwickelt ist, eine desto freiere, von innen her bestimmte Selbstentwicklung ist ihr gegönnt. Der Mensch ist seiner Entwicklung nach weit unabhängiger vom Klima, von anderen geographischen Verhältnissen etc., als das Thier; der Kaukasier minder von äusseren Verhältnissen abhängig, als der Neger oder Indianer.

Durch Adam Smith ist nun die Volkswirthschaft ein wissenschaftlicher Organismus geworden, der sich in hohem Maasse zur Kraft einer von innen herstammenden freien Selbstentwicklung erhoben. Aber ganz frei von den Einflüssen der Zeit, der Umgebung, der praktischen Tendenzen des Parteistandpunktes konnte das Smith'sche System selbstverständlich

nicht sein. Trotz der von Smith angestrebten gleichmässigen Allseitigkeit seiner Anschauungen ist sein Standpunkt dennoch in hohem Grade ein specifisch englischer, u. z. der Standpunkt eines auswärtsstrebenden und auf ein halbes Jahrhundert vorausblickenden Engländers. Trotz der Höhe seines Standpunktes hat sich Smith doch nicht über die Einflüsse erheben können, welche von dem Geiste der Zeit einerseits, von den Interessen seines Vaterlandes andererseits auf seine Seele geübt wurden.

In hohem Maasse tritt der Einfluss der specifisch englischen Verhältnisse auch auf die von Smith und der englischen Schule überhaupt entwickelte Geldtheorie hervor. Wir werden im Laufe unserer Untersuchung wiederholt auf diese Sachlage hinzuweisen genöthigt sein. Zunächst wollen wir Smith seine Ansichten über Wesen und Bedeutung des Geldes aussprechen lassen.

„Sobald die Theilung der Arbeit (in der Gesellschaft) wesentlich durchgeführt ist, ist es nur noch ein kleiner Theil der Bedürfnisse, welche der Mensch direct durch das Product seiner eigenen Arbeit befriedigt. Dem grössten Theile seiner Bedürfnisse schafft er durch Austausch seiner Erzeugnisse gegen die Erzeugnisse Anderer die entsprechende Befriedigung. So lebt Jeder durch den Tausch, ein Jeder wird gewissermassen Kaufmann, die menschliche Gesellschaft zu einer Tauschgemeinschaft, zu einem Handels-Gemeinwesen *(commercial society)*."

„Als die Arbeitstheilung erst im Beginn der Entwicklung war, muss dieser Tauschverkehr schwerfällig von statten gegangen sein. Es musste schwer für den Einen sein, gerade Jenen zu finden, dem er mit dem Ueberschuss seines Productes dienen und von dem er gerade das Erwünschte hätte eintauschen können. Der Fleischer will Fleisch hingeben für Brod, der Bäcker hat wohl Brod im Vorrath, braucht aber nicht mehr Fleisch. Sie können nicht durch Tausch mit einander zum Ziele kommen."

„Früh schon, sobald die sociale Theilung der Arbeit begonnen hatte, musste jeder Verständige auf das Mittel verfallen, neben seinem Producte noch eine gewisse andere Waare vorräthig zu halten, welche in Tausch zu nehmen, Niemand leicht verweigern würde."

„Mancherlei Waaren wurden zu solchem Zwecke, d. h. als Tauschmittel verwendet. In sehr früher Zeit soll das Vieh als Verkehrs-Instrument gedient haben. Wir finden, dass zu Homer's Zeit der Werth von Waffen u. dgl. nach der Menge Vieh geschätzt wurde, welche für dieselben in Tausch gegeben wurde. In Abyssinien soll Salz als Verkehrsmittel benützt sein, Tabak in Virginien etc."

„Ueberall scheinen die Menschen endlich durch unwiderstehliche Gründe bewogen worden zu sein *(determined by irresistible reasons)*, in dieser Hinsicht den Metallen vor allen anderen Waaren den Vorzug zu geben. Metalle sind leichter aufzubewahren, weil minder leicht zerstörbar, als die meisten anderen Waaren. Sie können ohne Werthverlust verkleinert und wieder zu grösseren Massen verschmolzen werden, Eigenschaften, welche ein Circulationsmittel in hohem Maasse besitzen muss."

„Von verschiedenen Völkern wurden verschiedene Metalle als Tauschwerkzeuge verwendet: Eisen bei den Spartanern, Kupfer bei den Römern, Gold und Silber bei den reicheren Völkern."

„Ursprünglich wurde das Metall in roher Gestalt zur Vermittlung des Tauschens benützt; das Metall musste gewogen, das Edelmetall auch auf seine Feinheit geprüft werden. Um diesen Hemmnissen des Verkehres abzuhelfen und dadurch Handel und Industrie zu erleichtern, fand man in jedem fortgeschritteneren Gemeinwesen nothwendig, bestimmten im Verkehr gangbaren Quantitäten des Metalles eine Stempelung zu geben, welche von Staatswegen Gewicht und Feinheit des Stückes verbürgt. Auf diese Weise entstand das Münzgeld."

„Die Benennung der Münze scheint ursprünglich nur das Quantum des in ihr enthaltenen (reinen) Metalles ausgedrückt zu haben. . . . In allen Ländern haben, wie ich glaube, die Fürsten aus Habsucht, das Vertrauen der Unterthanen missbrauchend, schrittweise die Menge des in einer Münze (bestimmter Benennung) enthaltenen Metalles vermindert. Das englische Pfund enthält jetzt nur etwa $^1/_3$, das schottische $^1/_{36}$, das französische $^1/_{66}$ ihres ursprünglichen Werthes. Die Schuldner bezahlten mit geringerem (aber gleichnamigem) Gelde, was sie in altem, schwerem Gelde geborgt hatten."

„Das Geld ist das allgemeine Werkzeug, mittelst dessen der Austausch der Güter gegen einander bewirkt wird. Man kauft alle Mittel der Bedürfniss-Befriedigung mit Gelde; Geld ist der Preis, den man für die Waaren gibt. Ursprünglich wurde und wird jedes Gut mit Arbeit erkauft. Arbeit ist der Preis, den wir Menschen an die Natur bezahlen. Was wir mit Gelde erkaufen, ist im Grunde wieder nur eine gewisse Arbeitsmenge. Der Verkäufer gibt für Geld die Arbeit her, die er der Natur zahlte, um das Product zu beschaffen. Der Käufer befreit sich durch das Geld, das er hingibt, von der Arbeit, die er an die Natur zahlen müsste, um sich die gekaufte Waare selbst direct durch Production zu beschaffen."

„Sobald Geld allgemein als Vermittler des Austausches verwendet wird, ist es für Jedermann naheliegend, den Werth jeder Waare u. s. w. in Geld auszudrücken, in Geld zu denken. Der Fleischer drückt den Werth des Fleisches, das er verkaufen will, leichter in Geld aus, als in Brod, Bier und allen Waaren, die er mit seinem Fleische letztlich (durch das Geld) eintauschen will. Alle Waaren werden so in Geld geschätzt."

„Indessen ändern sich Gold und Silber, wie jede andere Waare, in ihrem Werthe; sie sind bald theurer, bald wohlfeiler. Die grössere oder geringere Ergiebigkeit der Bergwerke beeinflussen die Kaufkraft des Metalles. Die Entdeckung reicher Gruben in Amerika im sechzehnten Jahrhundert hat so die Kaufkraft, den Werth von Gold und Silber auf ungefähr ein Drittel seines früheren Werthes herabgesetzt. Mit weniger Arbeit war nun Metall aus den Gruben auf den Markt zu bringen und es vermochte nun auch weniger Arbeit zu kaufen. (Wealth of Nations, B. I, ch. 4, 5, 6.)"

„Das Geld ist ein Theil vom umlaufenden Capital der Gesellschaft. Das umlaufende Capital ist jener Theil der Gütervorräthe *(provisions)*, welcher durch das Circuliren oder Wechseln des Besitzers bei der Production mitwirkt."

„Obwohl Jedermann sein wöchentliches oder jährliches Einkommen erhält, so gehört doch nicht das Geld selbst zum Einkommen. Das Einkommen besteht vielmehr in Gütern, welche dem Einzelnen zum Consum und zur Verwendung bei

der Arbeit zufallen. Das Geld kommt in die Hand und verlässt sie wieder, um Genussmittel etc. zu bringen. Das Geld ist weder ein Material, das man verarbeitet, noch ein Mittel, das man geniesst, noch ein Werkzeug, womit man arbeitet. Das Gold- und Silbergeld, welches in einem Lande umläuft, kann recht wohl mit einer Landstrasse verglichen werden, die, während sie alles Korn und alle Futterkräuter des Landes in Umlauf und auf den Markt bringt, selbst doch gar keinen solchen Stoff producirt."

„Das Geld, das grosse Umlaufsrad (in der socialen Maschinerie), das grosse Verkehrswerkzeug, macht keinen Theil in Jemandes Einkommen aus, ebensowenig, wie die Strassen einen Theil von Jemandes Einkommen bilden. Aber wie die Strassen Kosten verursachen, ebenso auch das Verkehrsmittel Geld."

„Eine Guinee (Münze) lässt sich als eine Anweisung *(a bill)* auf eine bestimmte Quantität von Lebens- und Genussmitteln ansehen, die auf alle Handelsleute in der Umgegend ausgestellt ist."

„Es ist wirthschaftlich, die Kosten einer Maschinerie zu vermindern. Die Substitution des Gold- und Silbergeldes durch Papier ersetzt ein sehr kostspieliges Verkehrswerkzeug durch ein weit weniger kostbares und manchmal ebenso passendes *(sometimes equally convenient)*. Der Umlauf wird durch ein neues Rad bewirkt, dessen Herstellung und dessen Unterhalt weniger kostet, als bei dem alten der Fall war."

„Mittelst der Noten können eben dieselben Tausche gemacht, kann eben dieselbe Quantität von Lebens- und Gebrauchsmitteln umlaufen, als durch einen gleichen Werth an Gold- und Silbergeld. Wenn vier Fünftel des bisher im Umlauf befindlichen Metallgeldes durch Papier substituirt werden, so leistet das eine Fünftel in Metall dieselben Dienste, wie früher der Gesammtbetrag des umlaufenden Metalles. Die freigewordenen vier Fünftel des Metalles können in's Ausland gesandt werden zum Ankauf von Waaren, Werkzeugen, Maschinen etc. und erhalten so eine neue, den Reichthum des Landes mehrende Verwendung. Neue Fonds zur Führung von Geschäften sind so gewonnen."

„Wenn Papier an die Stelle des Gold- und Silbergeldes tritt, so kann die Quantität der Materialien, Werkzeuge und Unterhaltsmittel, welche das ganze umlaufende Capital verschaffen kann, um den ganzen Werth des Goldes und Silbers, welches zum Kaufen derselben diente, wachsen. Der ganze Werth des grossen Umlaufsrades kommt zu den Gütern hinzu, die durch dasselbe in Umlauf erhalten und vertheilt werden."

„Ich habe versichern gehört, dass das Gewerbe in Glasgow sich in etwa fünf Jahren seit der Einrichtung der dortigen (in Noten Credit gebenden) Banken verdoppelt habe, und dass das Gewerbe Schottlands seit der Einrichtung der öffentlichen Banken (in den Jahren 1695 und 1727) um mehr als das Vierfache gestiegen sei (Smith schreibt dies um das Jahr 1776). Haben Gewerbe wirklich in diesem Maasse zugenommen (wie versichert wird), so scheint dieser Erfolg zu gross zu sein, als dass er sich aus jener Ursache (aus dem Gewinne des vor dem Gebrauche der Noten in Umlauf gewesenen und dann für die Ausfuhr frei gewordenen Silbers) allein erklären liesse."

„Wenn das Gold- und Silbergeld, welches in einem Lande umläuft, mit einer Landstrasse zu vergleichen ist, dann kann gesagt werden, dass kluge Bank-Operationen (durch das emittirte papierene Geld und die gewährten Credite) einen Fahrweg durch die Luft schaffen. Die Banken setzen so, wenn der metaphorische Ausdruck es erlaubt, das Land in den Stand, gleichsam einen grossen Theil seiner Landstrassen in gute Weide- und Kornfelder zu verwandeln und dadurch den jährlichen Productions-Ertrag des Bodens und der Arbeit zu vermehren. Doch muss anerkannt werden, dass der Handel und die Gewerbe des Landes, wenn sie sich auch etwas vergrössern, doch so lange, als sie, sozusagen, auf den dädalischen Schwingen des Papiergeldes schweben, gar nicht so sicher sein können, als wenn sie auf dem festen Grunde des Goldes und Silbers wandeln. Ausser den Unfällen, denen sie durch die Ungeschicklichkeit der Lenker dieses Papiergeldes ausgesetzt sind, können sie noch von manchen anderen betroffen werden, vor denen sie keine Klugheit oder Geschicklichkeit seiner Lenker bewahren kann (z. B. Bemächtigung des Metallschatzes durch

den einbrechenden Feind und damit Verlust des Credits, den das Papiergeld geniesst)."

„Ein Papiergeld, das in Banknoten besteht, von Leuten des sichersten Credits ausgegeben wird, auf Verlangen unbedingt eingelöst werden muss und wirklich immer mit Baarschaft eingelöst wird, sobald es zur Präsentation kommt, ist in jeder Rücksicht dem Gold- und Silbergelde an Werth gleich, weil zu jeder Zeit Gold- und Silbergeld dafür zu haben ist."

„Man hat gesagt, die Zunahme des Papiergeldes erhöhe dadurch, dass sie die Quantität der gesammten Umlaufsmittel vermehre und folglich seinen Werth verringere, nothwendigerweise den Geldpreis der Waaren. Da aber die Quantität Gold und Silber, die aus der Circulation weggenommen wird (und in's Ausland fliesst), stets der Quantität Papier gleich ist, welche hinzukommt, so vergrössert das Papiergeld nicht nothwendigerweise die Quantität der gesammten Umlaufsmittel (des Landes)."

„Das nordamerikanische Papiergeld bestand nicht in Banknoten, die auf Begehr an den Inhaber zahlbar waren, sondern in einem Staatspapiere, dessen Zahlung nicht sogleich gefordert werden konnte. . . . Wenn man auch die Colonie-Sicherheit für vollkommen gut hält, so sind doch z. B. hundert Pfund, die etwa in fünfzehn Jahren zahlbar (einlöslich) sind, in einem Lande, wo sechs Procent Zinsen üblich sind, wenig mehr als vierzig Pfund baaren Geldes werth. Es war ein Act grosser Ungerechtigkeit, einen Gläubiger zu zwingen, jenes Papier als volle Zahlung für eine Schuld von hundert Pfund, die er in baarem Gelde gegeben hatte, anzunehmen. . . . Kein Gesetz konnte also billiger sein, als die in den Colonien so ungerechterweise gescholtene Parlaments-Acte, die erklärte, dass kein in Zukunft ausgegebenes Papiergeld ein gesetzliches Zahlungsmittel sein solle. (II. B., ch. 1, 2.)"

„Ein Land, das keine eigenen Gold- und Silberminen besitzt, muss ohne Zweifel sein Edelmetall aus fremden Ländern beziehen, gerade so, wie dasjenige, das keinen Wein besitzt, seine Weine beziehen muss. Aber es scheint keineswegs nöthig zu sein, dass der Staat sich mehr um das eine, als um das andere dieser Geschäfte bekümmere. Ein Land, das die Mittel

besitzt, Wein zu kaufen, wird immer soviel davon erhalten, wie es braucht, und ein Land, das die Mittel besitzt, Gold und Silber zu kaufen, wird niemals Mangel an diesen Metallen haben. . . . Keine Waare ist aber leichter zu beziehen, als Gold und Silber, weil bei ihrem geringen Umfange und grossen Werthe keine so leicht, wie sie, von einem Orte zum anderen geschafft zu werden vermag."

„Sollte dem ungeachtet in einem Lande, das die Mittel besitzt, Gold und Silber (z. B. durch Waaren-Ausfuhr) zu kaufen, die Menge derselben einst ungenügend sein, so gibt es mehr Mittel, dieselben zu ersetzen, als bei fast jeder anderen Waare. Fehlt es an Rohstoffen, so müssen die Gewerbe stille stehen. Fehlt es aber an Geld, so kann es durch Tausch ersetzt werden, wenn auch mit mancher Unbequemlichkeit. . . . Ein gut geordnetes Papiergeld wird das Metallgeld, nicht nur ohne Unbequemlichkeit zu verursachen, sondern mitunter noch mit Vortheil ersetzen."

„Dennoch hört man keine Klage häufiger, als die über Geldmangel. Die gewöhnliche Ursache des Geldmangels ist die zu grosse Ausdehnung der Geschäfte."

„Weil Geld das bekannte und feststehende Werkzeug des Handels ist, findet der Kaufmann es im Allgemeinen leichter, Waaren durch Geld, als Geld durch Waaren zu kaufen. Wenn dem Kaufmann Waaren liegen bleiben, kann er nicht so leicht Forderungen begleichen, als wenn er den Werth derselben in Baarem liegen hat. Wenn nun auch einzelne Kaufleute mit reichlich gefüllten Waarenlagern dadurch zu Grunde gehen, dass sie nicht zur rechten Zeit verkaufen können, so ist doch ein Volk oder ein Land nicht gleichen Zufällen ausgesetzt. Nur ein sehr kleiner Theil des jährlichen Boden- und Arbeits-Erzeugnisses eines Landes ist zum Ankauf von Gold und Silber in der Fremde bestimmt. Wäre also Edelmetall für die (für die Ausfuhr producirten) Waaren, durch welche man es eintauschen will, nicht zu haben, so würde darum die Nation noch nicht ruinirt sein. Sie könnte in Verlegenheit gerathen, Verluste haben und zu einem Auskunftsmittel genöthigt sein, um die Lücke im Geld auszufüllen. Aber der jährliche Ertrag des Bodens und der Arbeit würde derselbe

oder ungefähr derselbe, wie sonst, bleiben. Und wenn auch Waaren nicht immer das Geld so schnell herbeiziehen, wie Geld die Waaren, so ist es mit der Zeit doch unausbleiblich, dass das Geld noch mehr den Waaren folgt, als die Waaren dem Gelde. Waaren können noch zu vielen anderen Zwecken, ausser zum Ankauf von Gelde, dienen, Geld aber zu keinem anderen, als zum Ankauf von Waaren. (B. IV, ch. 1.)"

Das Bild, welches wir in diesen Anführungen aus Adam Smith's grossartigem Werke über dessen Anschauungen vom Gelde erhalten, zeigt uns die Grundzüge einer Geldtheorie, welche in der Schule der englischen Nationalökonomen seit Mitte vorigen Jahrhunderts herrschend geblieben sind. In dieser Schule wird — was die grosse Mehrzahl der Anhänger betrifft — die metallische Form nicht als eine nothwendige, zum Wesen des Geldes gehörige Eigenschaft erklärt. Das Geld gilt der englischen Schule als eine Art Werthanweisung, welche aus einem werthlosen Stoffe, aus Papier bestehen dürfte. Nur die Regulirung des papierenen Geldes wird als schwierig und die Loslösung desselben von einem Baarschatze als gefährlich erklärt. In diesem Betrachte besteht eine, im Allgemeinen, volle Uebereinstimmung zwischen allen hervorragenden Nationalökonomen der specifisch und im engeren Sinne so zu nennenden englischen Schule.

Die unbedingte Einlöslichkeit des papierenen Geldes durch Metall hält Smith für eine im Allgemeinen ausreichende Sicherung, dass die papierene Circulation sich gesund erhalte. Er ist der Ansicht, dass bei unbedingter Einlösungspflicht nicht mehr Noten in Circulation sich erhalten können, als der Umlauf Metall, gleichen Werthbetrages, in Anspruch zu nehmen hätte. Denn kämen mehr Noten in Circulation, als deren die heimischen Geschäfts-Operationen bedürfen, so würden die Geschäftsleute mehr Geld in Händen haben, als sie in ihrem inländischen Verkehre zu verwenden haben. Mit dem Ueberschuss an Gelde würden sie also im Auslande Geschäfte zu machen suchen. Sie würden also den Notenüberschuss zur einlösenden Bank bringen, um Geld zu holen, welches auch im Auslande verwendet werden kann, nämlich Weltgeld, das

heisst Edelmetall. Die im Credit, im Wechsel-Escompte zum Beispiel zu viel emittirten Noten würden also gar bald zur Bank zurückkehren und die im Umlauf verbleibende Notenmenge würde wieder von selbst auf den richtigen Betrag zurückgeführt sein.

Die Frage, wie ein papierenes Geldwesen zu reguliren sei, bildet, seit sich eine Smith'sche Schule englischer Nationalökonomen gebildet hat, das Hauptthema aller dortigen, das Geldwesen betreffenden, Untersuchungen.

Einer der bedeutendsten Fortbildner der Smith'schen Geldlehre, Ricardo, spricht sich weit entschiedener, als Smith zu Gunsten eines papierenen Geldwesens aus. Die Anführung einiger Stellen aus dieses Forschers Schriften möge uns hier über die Grundsätze seiner Geldtheorie belehren.

„Gold und Silber," sagt Ricardo, „haben wie alle anderen Waaren nur Tauschwerth im Verhältniss der Arbeitsmenge, welche erforderlich ist, um sie hervor- und auf den Markt zu bringen. Von dem Tauschwerthe des Metalles hängt es ab, wie viel davon in einem Lande — für den Umlauf — angewendet werden kann." (Je geringer der Werth des Metalles ist, desto mehr davon ist nöthig, um alle Käufe und Verkäufe, um alle Geschäfte des Landes — welche baar besorgt werden müssen — mit Metall zu besorgen.)

„Wenn der Staat für die Münzung des Metalles einen Schlagschatz erhebt, so übersteigt das gemünzte Geldstück gemeinhin an Tauschwerth das ungemünzte Metallstück (von gleichem Metallgehalt), und zwar um den ganzen Betrag des erhobenen Schlagschatzes." (Der Staat kann den Preis für die Prägung in der Weise einheben, dass er beispielsweise aus Barren im Werth von tausend Mark Metall im Werthe von zwei, drei oder vier Mark zurückbehält und aus dem übrigen Metalle, welches nun stofflich den Werth von tausend, weniger zwei, drei oder vier Mark, hat, dennoch Tausend-Markstücke prägt.)

„Für diesen Schlagschatz, den der Staat behebt, kann es keine Grenze geben. Wenn der Staat die Münzmenge nur genügend beschränkt, so kann er das metallene Geld zu jedem denkbaren Tauschwerth hinaufsteigern."

„Der ganze Werth des Papiergeldes kann als Schlagschatz betrachtet werden. Obschon dasselbe keinen inneren Werth hat, so ist dennoch sein Tauschwerth (dessen Kraft, Waaren zu kaufen), wenn man dessen Menge beschränkt, so gross, als jener einer Münze von gleicher Benennung oder des Metalles in dieser Münze."

„Aus diesen Grundgesetzen folgt, dass das Papiergeld, dessen Tauschwerth man sichern will, keineswegs in Baarschaft (Münze) zahlbar zu sein braucht. Es ist blos nothwendig, dass seine Menge nach dem Tauschwerthe des Metalls geregelt werde, welches zum Maassstabe desselben erklärt ist. Man denke die Circulation des Landes mit Metall besorgt. Um alle Tauschbedürfnisse des Landes, soweit es dessen inneren Verkehr betrifft, zu befriedigen, wäre bei gewisser Grösse des Waarentausch-Verkehres etc. eine bestimmte Metallmenge nöthig. Wenn nun bei Gleichbleiben des Werthbetrages aller durch Geld, durch Metall zu besorgenden Tauschgeschäfte das Metall im Werthe sinken würde — wie etwa das Silber in dem letzten Decennium — dann würde mehr Metall (Silber) nöthig sein, um allen Geschäftsbedürfnissen zu genügen. Wenn wir nun vor der Werthminderung des Metalles Papiergulden an die Stelle der Metallgulden gesetzt hatten, so hätten wir, nach Ricardo, gerade so viele Papiergulden in Circulation, als Metallgulden (Silbergulden) dem Verkehre nöthig waren. Wenn die Verkehrsverhältnisse sich nun gleichgeblieben wären, während das Silber (Metall) in seinem Werth gesunken, so müsste mehr Silber in die Circulation kommen, weil jedes Silberstück weniger Kaufkraft besitzt. Haben wir aber eine Papiercirculation, welche in Silber lautet, und vorausgesetzt, dass gerade so viele Papiergulden in Circulation gebracht (emittirt) wurden, als früher Silbergulden für den Bedarf genügten, so wäre nun nöthig, das Papiergeld um so viel zu vermehren, als neues Silber in Verkehr zu bringen wäre, wenn noch das Geldwesen ein silbernes wäre."

„Um den Güterumlauf mit einem wenigst kostspieligen Mittel zu besorgen und das Publicum gegen jede andere Veränderung im Tauschwerthe des Umlaufsmittels zu sichern, als diejenige ist, welcher der Maassstab desselben (das Metall)

selbst unterworfen ist, müssen wir die Bank zur Einlösung ihrer Noten mit ungemünztem Golde oder Silber nach dem Gewichte und Preise in der Münzstätte verpflichten."

„Unter einem solchen Systeme würde die Bank keinerlei Verlegenheiten ausgesetzt sein, Zeiten der Panik ausgenommen. Gegen solche Schrecknisse haben aber die Banken in keinem Systeme eine Sicherstellung."

„Ein Umlaufsmittel ist in seinem vollkommensten Zustande, wenn es ganz aus Papiergeld besteht, aber aus Papiergeld von gleichem Tauschwerthe mit dem Metallgelde, als dessen Vertreter es sich bekennt." (Principles etc.)

Der Ricardo'schen Auffassung verwandt ist jene John Stuart Mill's, des Hauptvertreters der Smith'schen Schule im heutigen England.

„Die Thaler und Groschen — sagt dieser Autor — die Jemand wöchentlich oder jährlich erhält, sind eine Art Marken oder Anweisungen *(a sort of tickets or orders)*, welche er an Zahlungsstatt in jedem beliebigen Laden ausgeben kann und die ihn berechtigen, einen gewissen Werth von Waaren zurückzuerhalten." (Principles, B. III, ch. 7.)

„Eine Uebereinkunft ist ganz ausreichend, einer an sich werthlosen Sache (dem Papierzeichen) die Befähigung der Geldfunction zu verleihen; denn um Jemanden zu bestimmen, eine Sache, selbst zu irgend einem beliebigen Werthe, als Geld anzunehmen, ist nichts weiter nöthig, als dessen Ueberzeugung, dass er es zu gleichen Bedingungen wieder werde weitergeben können."

„Damit der Werth des Geldes gegen mit Absicht herbeigeführte Veränderungen gesichert und möglichst wenig zufälligen Schwankungen unterworfen sei, sind diejenigen Artikel, welche unter allen Waaren am wenigsten in ihrem Werthe schwanken — die Edelmetalle — zum Werthmaassstabe des circulirenden Mediums gemacht worden, und es sollte kein Papiergeld geben, dessen Werth nicht mit den Edelmetallen auf Gleich gehalten werden kann *(of which the value cannot be made to conform to them)*."

„Selbst ein uneinlösliches Papiergeld auf einem den Münzen entsprechenden Werthe zu halten, ist nicht unausführbar.

Es gibt ein deutliches und unzweideutiges Anzeichen, wonach zu beurtheilen ist, ob das Geld an Werth verloren hat und in welchem Grade. Dieses Anzeichen liegt im Preise der Edelmetalle. Sobald man das Papiergeld nicht mehr in Münze umwechseln kann, um sie einzuschmelzen, und Münze ganz aus dem Umlaufe verschwunden ist, so steigen und sinken die Edelmetalle in ihrem Preise, wie andere Artikel. Wenn eine Unze Gold, welche ausgemünzt wird zu dem Gleichwerth von 3 Pfund 17 Shilling $10^1/_2$ Pence, mit 4 oder 5 Pfund in Papiergeld bezahlt wird, so ist der Werth des Umlaufsmittels gerade so viel gesunken, als derselbe niedriger ist, als der Metallwerth der Münzen. Wenn demnach die Emission von uneinlöslichem Papiergeld strengen Regeln unterworfen würde, von denen eine darin bestünde, dass jedesmal, sobald der Werth des ungemünzten Metalles über den Preis der Münze steigt, die Emission eingeschränkt wird, bis der Marktpreis der edlen Metalle und der Preis der Münze wieder übereinstimmen, so würde ein solches Umlaufsmittel keinem derjenigen Uebelstände unterliegen, die man gemeiniglich von einem uneinlöslichen Papiergelde unzertrennlich hält."

„Aber ein solches Geldsystem böte keine hinreichenden Vortheile, welche dessen Annahme empfehlen würden. Der einzige Vortheil bestünde darin, dass man von der Nothwendigkeit befreit bliebe, eine Reserve an Edelmetall zu halten. Diesem kleinen Vortheile stehen indess nachtheilige Umstände entgegen, die Möglichkeit trügerischer Operationen, wie Einfluss auf den Preis des Edelmetalles, sodann, dass das Publicum solche Regulirungs-Maassnahmen schwer verstehen und die öffentliche Meinung denselben sich oft feindlich entgegenstellen würde, dass einer Regierung die Lockerung einer solchen Anordnung viel leichter ankommen würde, als die Suspension der Baarzahlungen bei einlöslichem Papierumlauf etc. Die Gründe zu Gunsten eines einlöslichen Papierumlaufes haben demnach, im Vergleiche selbst mit dem bestregulirten uneinlöslichen, ein grosses Uebergewicht. Die Versuchung, mit der Emission von Papiergeld zu weit zu gehen, ist so stark, dass nichts zulässig erscheint, was auch in noch so geringem Grade die Schranken, welche dieselbe hindern, zu schwächen beiträgt." (B. III, ch. 13.)

V.

Wir sind hier mit Adam Smith's, David Ricardo's und John Stuart Mill's Grundanschauungen, welche in der englischen Schule der Nationalökonomen seit Mitte des vorigen Jahrhunderts vorherrschend wurden, bekannt geworden. Ein fester Grundzug waltet in dieser Anschauungsweise, ein Grundzug, welcher um so charakteristischer hervortritt, wenn wir der englischen nun die französische Schule gegenüberstellen. Ja, diese beiden Schulen sind sich ihres Gegensatzes, wie wir sehen werden, zum Theile klar bewusst. Der englische Nationalökonom der strengen Schule betont wohl nachdrücklich die Gefahren, welche dem gewagten Systeme eines uneinlöslichen Papiergeldwesens anhaften; aber er sieht dennoch auch im papierenen Gelde — selbst wenn es ein uneinlösliches ist — ein wirkliches Geld. Nicht zum Wesen des Geldes selbst rechnet die echte englische Schule die Nothwendigkeit, dass es in sich einen Werth besitze, aus einem werthvollen Stoffe bestehe. Nur damit den Gefahren einer Zuviel-Ausgabe desselben sicherer ausgewichen werde, soll das Metall das eigentliche Geld, das Papier nur ein auf Metall basirtes, durch Metall in vollem Werthe einlösliches sein.

Anders verhält sich, wie gesagt, die französische Schule zu der Frage, was das Geld in seinem Wesen sei. Während diese Schule seit der physiokratischen Zeit unablässig bemüht ist, die Bedeutung des Edelmetalles für die sociale Wirthschaft als möglichst gering darzustellen, ist sie andererseits bestrebt, dem blossen Zeichen, dem papierenen Werthzeichen die Kraft eines Geldes ganz und gar streitig zu machen. Sie schreitet nach und nach zu dem Satze fort, dass nur ein Object, das stofflich jenen Werth enthält, den es im Titel ausspricht, als Geld fungiren könne. Ein blosses Zeichengeld sei meist nichts als ein Trugbild, das sich als Geld zu geben suche.

Hören wir, wie sich zwei der bedeutendsten französischen Nationalökonomen der strengen Schule über Geld überhaupt und Papiergeld insbesondere aussprechen.

„Man hört — sagt Jean Baptiste Say, der Vater der modernen französischen volkswirthschaftlichen Schule — man hört von den Unternehmern verschiedenster Branchen der Industrie aussprechen: Das Produciren ist nicht das eigentlich Schwierige, schwierig ist das Verkaufen; genug producirt würde immer werden, wenn nur auch immer der Absatz *(le débit)* zu finden wäre. Sobald es mit dem Verschleisse der Producte langsam, schwer und wenig profitabel von statten geht, klagen sie, dass das Geld rar sei. Das Ziel ihrer Wünsche ist ein lebhafter Consum, welcher die Käufe mehrt und die Preise aufrecht hält."

„Wo können, fragen wir, die Producte der Industrie Absatz finden? Gewiss nur dort, wo die Mittel vorhanden sind, um Producte, die man schätzt, auch bezahlen zu können. Worin bestehen aber diese Mittel? In anderen Werthen, anderen Producten, in anderen Früchten der Betriebsamkeit, des Capitals und des Bodens. So paradox es auf den ersten Blick scheinen möchte, so ist es doch wahr, dass nur die Production den Producten (d. h. alle übrigen Product-Arten je einer Producten-Art) Absatzwege *(débouchés)* eröffnet."

„Lässt sich's beispielsweise ein Tuchhändler einfallen, zu sagen: Was ich für meine Waare zu bekommen wünsche, ist Geld, nicht aber andere Waaren, so ist ihm leicht zu erwidern und zu beweisen, dass seine Käufer, seine Kundschaften ihrerseits nur durch den Verkauf ihrer Producte oder Waaren in den Stand gesetzt werden, seine Waare mit Gelde zu bezahlen. Jener Bauer beispielsweise wird Deine Kleiderstoffe kaufen, wenn seine Ernte gut ausfällt, und wird umsomehr kaufen, je mehr Producte er geerntet. Er kann aber gar nichts kaufen, wenn er kein Product erzielt hat. Ebenso vermagst Du, Fabrikant, dem Bauern Getreide und Lein nur in dem Maasse abzukaufen, als Du Kleiderstoffe producirst. Ist Deine Production klein, dann wirst Du wenig, ist sie gross, wirst Du viel kaufen können."

„Geld sei es, behauptest Du, was Du haben musst. Ich sage Dir aber, dass es andere Producte sind, was Du brauchst. Warum begehrst Du denn eigentlich nach Gelde? Doch nur, um mit dem Gelde wieder Rohstoffe für Deine industrielle

Arbeit und Mittel für Befriedigung Deiner persönlichen Bedürfnisse Dir zu beschaffen? Selbst wenn Du das erlöste Geld eingraben wolltest, so wäre es nur zu dem Zwecke, damit Du selbst oder Deine Erben mit demselben, seien es Stoffe und Mittel der Arbeit oder Mittel für die persönliche Erhaltung und für persönlichen Genuss zu erlangen. Du siehst, also, nicht Geld, sondern Producte sind es, was Du eigentlich brauchst. Das silberne oder goldene Geldstück, welches zuerst beim Verkaufe Deines Productes gedient hat und dann bei dem Einkaufe, den Du bei einem Anderen machst, wird einen Augenblick nachher zwischen anderen Parteien denselben Dienst leisten und so in's Endlose fort, gerade so, wie ein Wagen, welcher die von Dir verkaufte Waare transportirt, dann andere und wieder andere Waaren transportiren wird. Wenn der Absatz Deiner Producte stockt, wirst Du glauben, dies habe darin seinen Grund, weil es der Kundschaft an Wagen fehlt, um Deine Waaren fortzuführen? Nun, das Geld ist nichts Anderes, als Dein Transportwagen für den Werth der Producte. Das Geld hat nur dazu gedient, den Werth der von Deiner Kundschaft (von dem Bauer) verkauften Producte Dir zu überführen, damit er mit diesem Werthe Dein Product kaufe; ebenso wird es den Werth der von Dir verkauften Waare zu Jenem hin überführen, dem Du wieder abkaufen wirst."

„Wenn man also sagt, der Absatz stockt, mit dem Verkaufe geht es nicht, weil das Geld rar ist, dann sieht man fälschlich im blossen Mittel die eigentliche Ursache; man begeht einen Irrthum, der daher rührt, dass fast alle Producte sich zuerst in Geld umsetzen, bevor sie andere Producte eintauschen; dass eine Waare, die fast überall uns entgegentritt, gewöhnlichen Leuten als Waare im vorzüglichsten Sinne, als die Waare aller Waaren, als Waare par excellence, als das Ziel aller Verkehrs-Acte erscheint, deren Vermittler sie doch blos ist. Man sollte nicht sagen, mit dem Verkauf geht es nicht, der Absatz fehlt, weil das Geld rar, zu wenig ist, sondern weil es an anderen Producten fehlt. Es gibt immer genug Geld für die Circulation und den wechselseitigen Austausch der Werthe, wenn diese Werthe nur wirklich existiren." (Traité d'Economie politique, 4. ed., Livre I, ch. 15.)

„Eine sehr gewöhnliche Redeweise ist es, das Geld *(la monnaie)* das Repräsentativzeichen der Werthe zu nennen. Diese Bezeichnung ist aber darum noch keine richtige. Was ist ein Zeichen? Etwas, was eine Sache vorstellt, aber nicht die Sache selbst ist. Ein ganz wertbloser Gegenstand könnte einen Werth repräsentiren, ein Zeichen, eine Marke *(une marque)* sein, dass der Inhaber des Zeichens Besitzer des nicht anwesenden wirklichen Werthes sei. Aber das Geld ist nicht ein Werth, der nicht anwesend ist; sein Werth liegt in ihm selbst; sein Werth ist unabhängig von jenem aller anderen Dinge."

„Wohl gibt es Repräsentativzeichen des Geldes, wie die Wechsel, die Banknoten; denn diese Effecten haben keinen anderen Werth, als den des Geldes, auf dessen Empfang sie ein Anrecht geben. Was aber das Geld betrifft, so ist es nicht das Zeichen, sondern die bezeichnete Sache. Es stellt nicht einen Werth vor; es ist ein Werth. Wer verkauft, nimmt es nur in der Ueberzeugung an, dass der Werth in demselben liegt und dem Werth der Waare, die er gibt, gleichkommt. Wer kauft, hat seinerseits die Ueberzeugung, dass er einen wirklichen Werth gibt, um wieder einen wirklichen Werth zu erhalten."

„Aus der falschen Vorstellung, dass die Münzen das Zeichen anderer Werthe bilden, hat man in der Praxis wiederholt beklagenswerthe Consequenzen gezogen. Man hat gedacht, ein Thaler, welches Silberquantum es auch immer sei, repräsentire einen gewissen Werth immer gleich gut, wenn nur die Schmückung mit diesem Namen da ist." (Cours compl. 1840, 3. part., ch. 6.)

J. B. Say bestreitet hier, dass das Geld ein Werthzeichen sei. Der Verkäufer fordert nach ihm, dass das Geld, das er empfängt, in sich den Werth enthalte, den es als Namen trägt. Trotz dieser Erklärung gibt er an anderer Stelle zu, dass auch uneinlösliches Papier als Geld fungiren und sich unter Umständen mit der Münze, mit der es gleichlautet, in Gleichwerth erhalten könne, und betont die Gefahr, welche in der möglichen Zuviel-Ausgabe desselben droht. Eine wirthschaftliche Nothwendigkeit, zur Emission eines uneinlöslichen Papier-

geldes zu greifen, kann nach J. B. Say niemals eintreten. Niemals, sucht er zu erweisen, könne es eine Geldnoth geben, ob nun das in Folge von Zahlungen an das Ausland abfliessende Geld wieder ersetzt wird oder nicht. Ja, das Abströmen von Geld bringe dem Lande nicht nur keine Gefahr, sondern noch grossen Vortheil.

„Die Tausch-Acte, welche in einem Lande vollzogen werden — sagt nämlich J. B. Say — erheischen einen gewissen Werthbetrag an Geldwaare *(une certaine valeur de marchandise-monnaie)*, weil eben durch Geld die vorgehenden Waarenumsätze vermittelt werden, und ein grösserer Werth umzusetzender Waaren einen höheren, ein kleinerer einen geringeren Betrag an Franken erfordert. Je weniger nun an Geldwaare im Lande vorhanden ist im Verhältniss zum Werthe der umzusetzenden Waaren, desto mehr muss der Werth der (stärker gesuchten) Geldwaare steigen. Je mehr sich das Geld (das Gewicht der circulirenden Gesammt-Metallmenge) vermindert, desto höher steigt dessen Werth (die Kaufkraft jedes Metallstückes). Wenn in Frankreich für drei Milliarden Francs vorhanden wären, und irgend ein Ereigniss dieses Quantum Francs auf 1500 Millionen verminderte, so würden dennoch diese 1500 Millionen ganz denselben Werth haben, den früher die drei Milliarden hatten. Der Circulationsbedarf *(le besoin de la circulation)* erfordert ein Vermittlungs-Instrument, welches im Werthe den Umsätzen entspricht, welche jetzt wie früher mit drei Milliarden Francs zu besorgen sind." (Wenn das Geld auf die Hälfte sich reducirt, müssen alle Waaren um die Hälfte des Geldes nun zu kaufen sein. Die Hälfte des früheren Geldes reicht dadurch wieder aus.) „Welches auch dessen Masse ist, es kommt immer diesem Werthe (der umzusetzenden Waaren, also drei Milliarden) gleich. Der Stoff, aus dem das Geld besteht, wird im zweiten Falle noch einmal so viel (den Waaren gegenüber) werth sein, als im ersten Falle. Hat eine Unze Silber früher vier Pfund Zucker gekauft, so kauft sie jetzt acht Pfund. So wird es mit dem Verhältnisse des Geldes zu allen Waaren bestellt sein. Die 1500 Millionen werden jetzt gerade soviel werth sein, wie früher die 3000 Millionen. Die Nation wird nicht reicher und nicht

ärmer sein. Man wird nur weniger Silber zu tragen haben; die minder gewichtvolle Geldmenge wird aber auf dem Markt die nämliche Waarenmenge kaufen. Ist ja auch eine Nation nicht ärmer, wenn sie Gold statt Silber als Geld verwendet, obwohl sie weniger Metall auf den Markt zu schleppen braucht. Wenn bei uns das Silber fünfzehn- bis sechzehnmal so selten würde, das heisst so rar wie Gold, dann würden wir mit einer Unze Silber gerade so viel kaufen können, wie heute mit einer Unze Gold, und wir würden ebenso reich an Geld sein, wie wir es heute sind."

„Aus dem eben Entwickelten folgt sogar, dass sich die Nation durch Geldausfuhr bereichert. Denn der Werth des Geldes, welches im Lande zurückbleibt, erhält sich auf dem früheren Stande; den Werth der Rückfrachten (der Importe) für das ausgeführte Geld erhält sie nun als ein Plus, als reinen Zuschuss zu ihrem bisherigen Reichthum. Woher kommt das? Daher, dass uns das Geld nicht durch seine physischen Eigenschaften, sondern durch seinen Werth Dienste leistet. Habe ich weniger Getreide, so habe ich auch weniger zu essen" (das Theurersein jedes Stückes Brod sättigt und nährt mich ja nicht); „habe ich aber weniger Geld, so bin ich darum nicht schlechter daran, weil dessen Werth steigt und zu dem Behufe, zu dem ich es brauche" (zum Kaufe von Waaren oder Diensten), „sein Werth von Entscheidung ist."

„Aus dieser, bisher nicht erkannten, Wahrheit würde folgen, dass die Regierungen eigentlich dss Gegentheil von dem thun sollten, was sie thun; sie hätten den Abfluss des Geldes aus dem eigenen Lande zu befördern. Sie werden dies thun, wenn sie erst aufgeklärter sein werden; oder vielmehr, sie werden dann — gar nichts thun. Denn es ist unmöglich, dass eine erhebliche Summe Geldes in's Ausland abfliesst, ohne eine Wertherhöhung des (zurückbleibenden) Geldes zu bewirken. Wenn aber der Werth des Geldes steigt, so gibt man weniger Geld für die gleiche Waarenmenge als früher, die Waaren stehen also niedriger im Preise; der Handel findet es darum jetzt vortheilhafter, Waaren zu exportiren und Geld in's Land zu bringen. Dies ist es, was in jedem Lande, trotz aller Reglementirungen, ungefähr jenes Metallquantum in Um-

lauf erhält, welches dem Umlaufsbedarfe des Landes entspricht." (Traité d'Econ. pol., Livr. I, ch. 17.)

Michel Chevalier, der Hauptvertreter der französischen Schule, spricht sich in seinem grossen Werke „La monnaie" über das Wesen des Geldes folgendermassen aus:

„Das Geld ist ein Werkzeug, welches bei den socialen Tauschoperationen *(dans les échanges)* als (Werth-) Maass *(mesure)* dient und schon an sich ein Aequivalent ist *(par lui-même est un équivalent)*. . . ."

„Das Geld (die Münze) ist nicht blos ein ideales (Werth-) Maass, wie etwa die Elle, der Meter. Den Meter — eine bestimmte Länge — kann ich, ganz unabhängig von irgend einem bestimmten Stoff, als rein vorgestellte Linie auffassen. Das Geld (Münze) ist mehr als ein in solchem Sinne genommenes Werthmaass. Es ist zugleich ein Object, welches einen Eigenwerth hat, vermöge dessen es, je nach dem genommenen grösseren oder geringeren Quantum, das Aequivalent (die volle Vergeltung, Vergütung) für irgend welche Waare bildet, die zu bezahlen ist. *(La monnaie est quelque chose de plus qu'une mesure idéale, dans le genre du mètre que l'esprit conçoit dans l'espace indépendamment de toute substance.)*"

„Dieses Attribut, Aequivalent (Mittel der Werthbegleichung, Gleichwerth) zu sein, ist für das Geld wesentlich, . . . und viel Verderben ist entsprungen aus der Einbildung, dass man von diesem Attribute absehen könne."

„Dupré de Saint-Maur drückt dieselbe Idee in anderer Weise aus: Die Menschen — sagt er — handeln bei ihren Geschäften mit einander nicht um blosse Benennungen oder Laute, sondern um einen an sich wirklichen Werth *(pour une valeur intrinsèque)*, welcher nichts Anderes ist, als das von der öffentlichen Gewalt nach Feinheit und Gewicht garantirte, in einem Geldstücke gewisser Benennung enthaltene, bestimmte Quantum Edelmetall." (Chevalier, La Monnaie, 1866, I, ch. 1.)

„Bei allen Geschäften (welche durch Geld vermittelt werden), im Orient wie im Occident, werden Gold und Silber nach Gewicht und Feingehalt gerechnet. Es muss auf der Grundauffassung der Sache bestanden werden, dass die Geld-

stücke nichts Anderes seien, wie Barren *(des lingots)*, deren Gewicht und Feingehalt verbürgt ist. Diese Auffassung kann als eine Definition des Geldes aufgefasst werden, welche alle jene Trugschlüsse zurückweist, die in früheren Tagen zu vielem Unglück geführt haben und welche manche Leute trotzdem in unseren Tagen wieder zur Geltung bringen möchten. Kurz gesagt: Geldstücke sind nichts mehr und nichts weniger als Metallstücke *(des lingots)*, deren Gewicht und Feingehalt verbürgt *(certifiés)* ist. Die Prägung ist nichts Anderes als eine Art Punzirung." (I, ch. 7.)

„Schon Aristoteles hat die beiden charakteristischen Merkmale des Geldes — Werthmaass und Aequivalent zu sein — in's Licht gesetzt. „Man ist übereingekommen — sagt er — beim Tauschen einen Stoff zu geben und zu nehmen, welcher an sich schon nützlich und leicht zu handhaben ist, so das Eisen, das Silber oder eine andere Substanz, deren Gewicht etc. man ursprünglich direct bestimmte. Später versah man, um das immer wiederkehrende Wägen und Messen überflüssig zu machen, diese Substanz mit einer Prägung, als Zeichen für ihren Werth. . . ." (I, ch. 1.)

„Es war (also) im Alterthum angenommen, dass das Geld beim Tauschgeschäfte als Aequivalent (als gleichwerthige Vergütung) sich bethätige und dass es folglich eine Substanz sei, die Eigenwerth besitzt. Trotzdem hat eine andere Auffassung während des Mittelalters eine ausgebreitete Herrschaft in ganz Europa erlangt. In jenen Zeiten roher Unwissenheit bildete man sich ein oder gab sich den Anschein, zu glauben, dass das Bildniss des Monarchen u. dgl. es sei, was dem Gelde seinen Werth verleihe, und schloss weiter, der König könne nach seinem Gefallen Gewicht oder Feingehalt der Geldstücke mindern, ohne dass sie an Werth verlieren müssten."

„Weil jedoch das gemünzte Metall nichts Anderes ist, wie eine vermittelnde Waare (*marchandise intermédiaire)* und nur vermöge dieser Qualität Geltung hat, mussten die von den Fürsten am Gewichte oder Feingehalte der Münzen vorgenommenen Veränderungen stets, sobald diese Alterationen bekannt wurden, ähnliche Veränderungen in den Preisen (in der Kaufkraft des Geldes) nach sich ziehen. Wenn der Fürst

dem, was gestern nur für einen halben Livre Silber genommen wurde, heute fälschlicherweise den Namen eines ganzen Livre gibt, dann wird Jedermann, sobald er von dieser Veränderung unterrichtet ist, im Verkehre das doppelte Quantum der sogenannten Livres (als Preis) fordern."

„Sobald einmal zugegeben war, dass das Geld nicht ein Aequivalent sein müsse, was es ursprünglich war, dass es vielmehr ein blosses (Werth-) Zeichen sein könne, ging man nothwendigerweise auch über die Methode, das Gewicht und den Feingehalt der Münzen zu verringern, hinaus. Man war auf abschüssiger Bahn, wo es keinen Halt gab, und kam endlich bis zu blossen Ziffern auf einem Streifen Papier."

„Das Papiergeld ist die letzte Formulirung der Idee, dass das Geld ein (Werth-) Zeichen sei. Die Ausgabe von Papiergeld ist das natürliche Ergebniss dieser Idee. Unter dieser neuen Form hat der Begriff eines Zeichengeldes, welcher an die Stelle jenes einer Geldwaare *(la notion de la monnaie signe, substituée à celle de la monnaie marchandise)* trat, Unglück über die Völker gebracht." (Sect. II, ch. 1.)

Nach dieser von Chevalier entwickelten Ansicht wäre anzunehmen, dass er jedes andere Geld, ausser vollwichtiger Münze, absolut verwirft. Das Geld muss ja, nach seiner Auffassung, schon in sich, stofflich, jenen Werth enthalten, auf den es lautet. Im Gelde beanspruche der Empfänger kein Werthzeichen, sondern ein vollwerthiges Aequivalent, einen stofflichen Gleichwerth für die gegebene Waare oder den gegebenen Werth überhaupt. Das hat uns der Autor mit dürren, unzweideutigen Worten gesagt. Trotz der metallischen Härte seiner Theorie bleibt er jedoch nicht absolut unempfindlich gegenüber den Bedürfnissen des Lebens. Er will in gewissem beschränktem Umfange der unbedingt einlöslichen Note Duldung gewähren. Ja, er geht so weit, die einlösliche Note sogar zu empfehlen.

„Wenn auch die Doctrin, welche das Geld als ein Werthzeichen erklärt, eine falsche und gefährliche ist — sagt Chevalier — so ist damit noch nicht ein Grund gegeben, systematisch jede Conception zu verwerfen, welche dahin strebt, in gewissem Maasse die kostbaren Metalle durch solche Werthzeichen zu ersetzen, welche als Werthzeichen auch erklärt sind. . . . Wollte

man im Verkehre alle das Geld (die Münze) vertretenden Mittel zurückweisen, dann müssten alle kaufmännischen Operationen durchaus baar — mit Metall — gemacht werden. Die menschliche Thätigkeit würde dadurch in Allem, was die Reichthums-Production betrifft, überaus beschränkt werden. Dies würde eine wahre Knechtung des Menschengeschlechtes (durch das Metall) bedeuten."

„Der menschliche Erfindungsgeist hat sich darum darauf geworfen, Combinationen zu ersinnen, durch welche es möglich wurde, den Austausch-Bedürfnissen der Gesellschaft mit einem mässigen Quantum metallischen Geldes Genüge zu schaffen. Diese Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Das Problem ist durch Hilfe des Credits gelöst worden. Credit-Instrumente sind in bedeutendem Umfange an die Stelle der edlen Metalle getreten, Scheine *(engagements)* nämlich, durch die man sich verpflichtet, bestimmte Mengen Goldes oder Silbers, in welchem Moment es gefordert wird, auszufolgen. Hier haben wir ein Etwas, das man mit Recht ein Werthzeichen nennen darf. Diese Zeichen sind — vorübergehende Ausnahmsfälle abgerechnet — nur darum annehmbar und werden nur darum angenommen, weil man dessen sicher ist, dass hinter denselben eine Metall-Reserve bereit liegt, aus welcher Jedermann, wenn er es so wünscht, nach dem Betrage der in seiner Hand befindlichen Zeichen (Scheine) schöpfen kann. Unterdrücket jedoch die Münze, d. h. das Gold und das Silber, und sogleich sind die Zeichen illusorisch oder wenigstens unsicher, und dem ganzen Systeme (des Creditgeldes) ergeht es wie einem Schiffe ohne Ballast, einem Bau ohne Fundament."

„Mit einem Worte, es kann Werthzeichen geben, welche, bis zu einem gewissen Punkte, oder besser, während einer gewissen Zeit, an die Stelle jenes nützlichen Stoffes treten, welcher gleichzeitig Maass und Aequivalent ist. Nicht blos erlaubt ist dies, sondern sogar wünschenswerth. Aber nichtsdestoweniger bleibt es wahr, dass die Zeichen nicht von jenem nützlichen Stoffe, welcher zugleich Maass und Aequivalent ist, losgelöst werden dürfen, wenn sie als Werthrepräsentanten wahrhaft reell und stets controlirbar bleiben sollen." (Sect. II, ch. 2.)

„Das Geld ist also — wiederholt Chevalier immer wieder — durchaus kein Zeichen; es ist ein Körper, ein kostbarer Stoff und, was ich nicht oft genug sagen kann, ein allgemeines Werthmaass und Aequivalent. Man muss darum die Idee mancher englischen Schriftsteller und Staatsmänner, nach welcher die Eigenschaft, Geld zu sein, auf eine Sache, welche Geld nur vorstellt, ausgedehnt wird, zurückweisen." (Sect. II, ch. 3.)

VI.

„Es gibt Fragen, die hundertmal beantwortet, hundertmal wiederkehren, ohne zu wesentlich neuen Ansichten zu führen. Gleichwohl muss wieder geantwortet werden, wenn wieder gefragt wird, selbst auf die Gefahr, mit Wiederholungen zu missfallen. . . . Die Natur des Geldes scheint nach Allem, was seit mehr als fünfzig Jahren darüber verhandelt worden, nicht mehr zweifelhaft; aber Meinungen, die verschwunden waren, treten wieder hervor, als wären sie nie bekämpft worden; die Verhandlungen beginnen von Neuem, ohne wesentlich Neues zu versprechen."

Mit diesen Worten eröffnet (im J. 1830) der höchst besonnene, bedeutende staatswirthschaftliche Denker J. G. Hoffmann seine „Erläuterung der Frage: Was ist Geld?" (Nachgelassene, kleine Schriften.) Und nun, nach abermals nahezu fünfzig Jahren, lässt sich der Oxforder Professor der politischen Oekonomie, Bonamy Price, in folgender Weise aus: „Das Eingehen in eine Erforschung der Grundlagen des Geldwesens *(currency)* lässt uns ein Gebiet betreten, welches man mit Recht als ein Chaos bezeichnet. Selbst der Laut des Wortes „Currency" lässt uns den Rücken wenden oder die Augen schliessen; unser angeborenes Gefühl lässt uns einen Gegenstand fliehen, der uns ein unerträgliches Kauderwälsch erwarten lässt. Eine klare, bestimmte und verständliche Einsicht in die Natur der Umlaufsmittel zu erlangen, scheint fast eine die Macht menschlicher Einsicht übersteigende Aufgabe zu sein. Was war auch nöthig — ruft wiederholt ein früherer Lord-Mayor im Hause der Gemeinen aus — sich in das trübe Sumpfwasser der Banknoten und ähnlicher Dinge zu begeben,

welche kein Mensch in dieser und der anderen Welt übersehen kann!"

Und diese Dunkelheit besteht, obwohl das Geld zu den Dingen gehört, welche uns am vertrautesten sein sollten. Gibt es doch kein Object, welches im Culturleben eine so ausgedehnte, alltäglich, ja stündlich wohl sich wiederholende Rolle spielt. Auch gehört das Geldwesen nicht zu den Werken der uns in ihrem Schaffen verhüllten organischen Natur. „Was sind die Umlaufsmittel anders — sagt Bonamy Price — als eine der menschlichen Erfindungen, ein Kunstgriff, den er, der Mensch selbst, ersonnen, um dem praktischen Leben aller civilisirten Völker einen unersetzlichen Dienst zu leisten? Es ist ja leicht begreiflich, dass die bekanntesten Naturerscheinungen sich in ein Geheimniss hüllen, welches keine Forschung, kein Scharfsinn enthüllen kann. Die geringste Pflanze und das niedrigste Thier weigert unerbittlich die Offenbarung, was Leben ist. Aber dass diese mechanische Vorrichtung, welche der Mensch selbst erfunden hat, um damit einige augenfällige Zwecke zu erreichen — Werkzeuge, welche die Menschen beim Aufdämmern der Civilisation angefertigt haben und jetzt täglich und aller Orten in Arbeit sind — dass die Thätigkeit eines solchen Instrumentes der menschlichen Vernunft unbegreiflich sein sollte, müsste in der That ein ganz erstaunliches Wunder sein. Was aber zur Erhöhung des Wunderbaren beiträgt, liegt in dem zuverlässigen Umstande, dass die richtige Lösung der Umlaufsmittel-Frage für jede Nation von lebenbedingender Bedeutung ist. . . . Und doch, selbst nach der Fluth von Worten und Schriften, die sich über das Geld verbreitet haben, finden wir die Fragen völlig unaufgeklärt, worin das Wesen des Geldes und seine Aufgabe besteht, was ein gesundes und welches ein schlechtes Geld ist, wie es arbeitet, welche Wirkungen es hat und welche nicht."

Wenn wir uns mit der folgenden Betrachtung an dieses Chaos wieder heranwagen, wenn wir die Frage, „was ein gesundes Geldwesen sei?" von Neuem erörtern wollen, müssen wir uns freilich der Gefahr aussetzen, Vieles zu sagen, was schon gesagt worden ist. Vielleicht gelingt es jedoch, den Blick in dies Chaos tiefer einzusenken, es in einigem Betrachte

entwirren zu können, wenn wir einen bisher, gerade im Gebiete der Geldtheorie, weniger beachteten Standpunkt einzunehmen und festzuhalten streben. Wir sind nämlich der Ansicht, dass die bisherigen Geldtheorien durchaus oder doch in zu hohem Maasse eine allgemeine, absolut geltende Antwort geben zu müssen glaubten. Dürfte es nicht anders mit der Sache bestellt sein? Ist es nicht denkbar, dass ein Geldwesen, welches für das eine, auf gewisser wirthschaftlicher Höhe befindliche Land und für die eine Zeit ein gesundes, passendes ist, für ein anderes, auf anderer wirthschaftlicher Lebensstufe stehendes Volk und Gebiet und für eine andere Zeit als ungesundes oder unpassendes zu bezeichnen wäre?

Friedrich List hat auf Basis einer solchen Denkweise die Handelspolitik neu begründet; Roscher hat vor mehr als dreissig Jahren die Wissenschaft der Nationalökonomie in solchem Geiste neu beseelt. Lorenz Stein umstaltete die Verwaltungslehre in solchem historischen Geiste. Knies, Schäffle, A. Wagner, Nasse, Dühring, Schmoller, Brentano, Held und andere deutsche Nationalökonomen fördern in neuester Zeit bald Einzelzweige, bald das Ganze der ökonomischen Wissenschaft in dieser Richtung in dem Maasse, dass man schon heute die Zeit kommen sieht, in welcher die deutsche Schule realistisch-historischer Forschung zur herrschenden im Welttheil sich erheben wird.

Die geringste Umbildung durch Einfluss historisch-realistischer Betrachtungs- und Forschungsweise scheint bisher in der Geldlehre vorgegangen zu sein. Vielleicht dient unsere folgende, vorläufig nur als flüchtige Betrachtung entworfene Untersuchung zur Anregung, dass die Geldtheorie in vollem Maasse in den belebenden Strom der neuen Auffassungsweise wirthschaftlicher Fragen hineingezogen wird. Wenn Raum und Zeit uns nicht gestatten, wenn der provisorische Charakter dieser Arbeit uns vielleicht der Pflicht enthebt, hier alle in der von uns geforderten Richtung geschehenen Leistungen anzuführen, so hoffen wir doch, dieser Aufgabe in einer ausführlicheren späteren Arbeit in um so vollerem Maasse gerecht zu werden und Erfüllung zu bringen. —

VII.

Jedermann erkennt, bei auch nur geringer Ueberlegung, dass das Geld nur für einen in der grossen Gesellschaft lebenden und mit der Gesellschaft verkehrenden Menschen als eine Macht erscheint. Jedermann weiss, dass dem in einer Wüste Verirrten einige Datteln und ein Trunk Wasser mehr Bedeutung haben, als Berge von Gold und Silber, als ganze Stösse auf grosse Summen lautender Banknoten. Für Geld kann man in der Gesellschaft — wie man sagt — Alles haben; aber das Geld selbst vermag uns weder zu speisen, noch zu tränken, weder zu beobdachen, noch zu kleiden. Ist das Geld ein goldenes oder silbernes, dann kann es direct uns nur schmücken. Aber der Schmuck ist es wohl nur selten, um dessenwillen wir nach Gelde begehren; das Bedürfniss, uns zu schmücken, erklärt nicht die grosse Macht und hohe Nothwendigkeit des Geldes. Zudem fällt dieses Moment noch mehr ausser Betracht, wenn das Geld ein papierenes ist.

Nur darum suchen wir das Geld, weil wir für Geld Alles oder doch alles Entgeltliche erhalten können. Nicht um seiner selbst willen begehren wir in der Regel das Geld, sondern um aller Dinge willen, die wir durch Hingabe des Geldes erreichen können. Das Geld ist nur ein Mittel, ein Mittel, welches für den in der Gesellschaft Lebenden eine um so gewaltigere Rolle spielt, auf je höherer Stufe der Cultur die Gesellschaft steht, je reicher, intensiver, ausgebreiteter ihr Verkehrsleben ist.

Das Geldwesen gehört offenbar zu den Veranstaltungen und Apparaten, welche das gesellschaftliche Leben als gesellschaftliches möglich machen oder doch in hohem Grade fördern, wie die menschliche Sprache und Schrift, die Strassen, Wagen, Schiffe, Locomotiven, die Posten, Briefe, schriftlichen Verträge u. s. w. Durch derlei Mittel erleichtert oder ermöglicht sich die sociale Organisation der Völker und der Menschheit. Die einzelnen Menschen, Menschengruppen, Völker und Länder vermögen in immer umfassenderem und intensiverem Sinne, als Organe eines höheren Ganzen, für das Ganze zu operiren und wieder durch das Ganze der Nation oder der

Menschheit versorgt und auf eine höhere, vollkommenere Lebensstufe gehoben zu werden.

Wie die Sprache und noch mehr das Sprach- und Schriftwesen (Briefe, Bücher, Zeitungen, Parlamente, Vereine etc.) sich zu immer reicheren, vollkommeneren Organisationen fortentwickelt, so ist auch das Geldwesen seit Jahrtausenden in einem Processe der Entwicklung begriffen. Nicht blos das Geldwesen, sondern auch Sprache und Schrift sind ein Werk des Menschengeistes. Die Erforschung des Ursprunges der Sprache, sowie ihrer Entwicklung, hat aber trotzdessen ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden, wie die Erforschung der organischen Entwicklung in der Natur.

Die Lunge der Landthiere scheint sich aus der Schwimmblase der früheren Wasserthiere herausgebildet zu haben. Die Function, welche von der Lunge besorgt wird, stimmt nicht vollkommen mit der Function zusammen, welcher die Schwimmblase zu dienen hatte. Das Aehnliche ereignet sich auch — wenn vielleicht meist nur in minderem Grade — bei der Fortentwicklung socialer Functionen und Einrichtungen. Aus der Function, welche von irgend einem socialen Instrumente in einer primitiv lebenden Gesellschaft besorgt wird, kann nicht ohneweiters darauf geschlossen werden, welcher Verrichtung dieses Werkzeug im Organismus hochentwickelter Gesellschaften dient. Wenn die Lunge wirklich nichts Anderes ist, als eine umgestaltete Schwimmblase, dann kann diese Erkenntniss vielleicht beitragen, gewisse Mängel zu erklären, welche manchen Lungen anhaften. Aber das Wesen der Lunge wird besser erkannt, wenn wir die Function in's Auge fassen, die von ihr heute versehen wird.

Wenn mancher Nationalökonom, so beispielsweise der berühmte Michel Chevalier, sich darauf beruft, dass von den frühesten Zeiten an kein Volk unter dem Gelde was Anderes verstanden habe, als eine gewisse Waare, eine Zwischenwaare, welche für jede andere Waare gern als Aequivalent genommen wird, weil diese Waare durch gewisse Eigenschaften — wie leichte Erkennbarkeit, leichte Uebertragbarkeit, den Werth nicht afficirende Zerstückelbarkeit, leichte Conservirung, geringsten Werthwechsel u. s. w. — ausgezeichnet ist: so hat er

hiemit Recht. Wenn er jedoch hieraus schliesst, dass hiemit für alle Zeit die einzig wahre und richtige Erklärung und Definition des Geldes gegeben sei, so scheint er uns in einen Irrthum zu verfallen. Die Lunge mag ursprünglich eine Schwimmblase gewesen sein; sie ist es aber heute nicht mehr. Die Schrift bestand ursprünglich wohl (die ältesten Hieroglyphen) aus Bildern der zu bezeichnenden Dinge; die heute bei uns gebrauchte Schrift besteht aber aus Zeichen, welche nicht die gemeinten Dinge, ja nicht einmal die Sprachlaute abzubilden streben. Auch das Geld dürfte vielleicht bei Völkern, welche auf der heute höchsten Stufe socialer und ökonomischer Entwicklung stehen, nicht genau dieselben Functionen zu besorgen haben, die es einst bei mehr primitiv lebenden Nationen und in Zeiten geringerer Cultur zu besorgen hatte.

Das eigentliche Wesen einer organischen Einrichtung wird in der Regel besser durchschaut, wenn hohe, als wenn primitive Entwicklungsstufen in's Auge gefasst werden. Die richtige Definition ist — nach dem Ausspruch eines mächtigen deutschen Denkers — nicht der Anfang, sondern das Ende einer Wissenschaft. Ebenso scheint es uns, dass eine sociale Institution ihren höchsten Gipfel der Entwicklung erstiegen haben muss, bevor deren Wesen rein und offen vorliegen kann. So zweckmässig es darum auch sein mag, beim Elementar-Unterrichte die Aufmerksamkeit des Schülers auf primitivere Formen einer socialen Institution hinzulenken, um die Erklärung derselben einzuleiten, und so wichtig es auch ist, die früheren, unvollkommeneren Gestaltungen nicht aus dem Auge zu verlieren, wenn die Untersuchung es auch schon mit höheren Stufen der Sache zu thun hat, so darf doch nicht die primitive Form als die canonische, als die maassgebende und entscheidende festgehalten werden.

Man erzählt dem Lehrlinge der Nationalökonomie, welche Schwierigkeiten sich für einen Metzger ergaben, wenn er das Fleisch, das er nicht für sein Haus brauchte, hingeben wollte, um Kleidungsstücke, Messer, Wagen u. s. w. einzutauschen, die er gerade nöthig hatte. Der Schneider konnte nicht den fertigen Rock für Fleisch allein hingeben. Was sollte er mit Fleisch allein beginnen, wenn er Stiefel, Zwirn, Brod u. s. w. braucht?

Er müsste mit dem Fleisch von Neuem dort stehen, wo der Metzger gestanden ist.

So anschaulich hiemit die Nothwendigkeit einer anderen Tauschmethode erwiesen sein möge, so irreführend kann diese Darstellung werden, wenn sie vom Jünger lange festgehalten wird. Denn hier wird gleichsam stillschweigend vorausgesetzt, es hätte schon Metzger, Bäcker, Schneider gegeben in einer Zeit, da der Tausch so von statten ging, wie heute etwa zwischen Wilden, welche Thierfelle liefern und für dieselben Branntwein, Gewehre und Munition in Tausch nehmen.

Bevor die menschliche Gesellschaft die Mittel gefunden hatte, sei es durch Hilfe des Handels und Geldes, sei es durch gewisse staatswirthschaftliche Einrichtungen, communistischer und socialistischer Art, den Einzelnen zum wirthschaftlichen Organe in einem grösseren socialen Wirthschafts-Organismus zu machen, hat es eben Metzger, Bäcker, Schneider, welche durch Verkauf ihres Productes ihre Lebensmittel sich verschaffen, nicht gegeben. Die geschilderte Schwierigkeit hat in solcher Gestalt ursprünglich nicht auftreten können. Jene Berufs- und Arbeitstheilung, welche darin besteht, dass der Einzelne oder das einzelne Haus sich einer Productionsart zuwendet und das Product dann hingibt, um von Anderen die vielerlei Dinge zu beziehen, die er selbst braucht, hat sich erst dann entwickelt, als schon das primitive Tauschen wohl seit Langem sich bis zu Geldwesen erhoben hatte. Selbst in Dörfern, welche in Europa, aber weit ab vom Handelsverkehre liegen, bedarf der Dörfler nicht des Geldes, um für Eier und Hühner Brod, Fleisch, Branntwein u. s. w. einzutauschen oder um Röcke und Hosen in Fleisch umzusetzen. Es gibt da keine Metzger, Bäcker, oft auch keine Schneider u. dgl.; denn die Production des Hauses deckt unmittelbar auch den Bedarf des Hauses. Solche Dörfer würden wohl nie zur Institution des Geldverkehres gelangen, wenn auch Jahrhunderte über dieselben hingehen würden. Wenn sie einen Priester anstellen, einen Hufschmied u. dgl. Gemeinde-Organe, so werden sie ihm ein Stück Boden zutheilen und zugleich dienende Leute, welche den Boden bebauen. Sie werden ihm Holz, Leinen, Hühner, Eier u. dgl. liefern. Der Schwierigkeiten der Naturalwirthschaft

werden sich die Menschen in solchen Zuständen durchaus nicht bewusst. Erst wenn der Staat Steuern in Geld fordert, wenn der Handel Producte ferner Zonen und Völker bringt, wenn durch diese Einflüsse das Leben aus dem primitiven ruhigen Gang herausgerissen wird, stellt sich ein dringendes, brennendes Geldbedürfniss ein.

Freilich finden wir auch bei primitiven Socialverhältnissen der Ackerbauvölker Ansätze socialer Einrichtungen, welche mit dem Geldwesen einzelne Verwandtschaften zeigen. So werden beispielsweise Strafen in Stücken grossen oder kleinen Viehes bemessen und erlegt. Man bemisst den Boden nach der Zahl von Arbeitern und Arbeitstagen, die dessen Bebauung erfordert. Dass aber überall, wo heute die Geldwirthschaft besteht, diese sich von innen heraus stetig entwickelt, so dass man vom Viehgeld — wenn man es so nennen mag — nach und nach zum Metallgeld aufgestiegen wäre, das zu glauben, ist keine Veranlassung vorhanden. Ganz eigenthümliche, für die Ausbildung des Geldwesens specifisch günstige Verhältnisse mussten dort gegeben sein, wo das Metallgeld oder ein ähnliches Geld in's Leben trat. Die Schwierigkeiten, welche sich dem Fleischer, Bäcker und Schneider bei ihrem Verkehr entgegenstellen, die waren es wohl nicht, denen das Werden eines Geldwesens zuerst zu danken ist.

Wenn wir die Geschichte befragen, dann erhalten wir, wenn auch noch nicht eine voll entsprechende, so doch eine schon weit bessere Antwort. Wir werden — wenigstens, was die europäis che und um das Mittelmeer gruppirte alte Cultur welt betrifft — darauf verwiesen, dass ein Handelsvolk, die Phönicier, zuerst das Geld in primitive Ackerbauländer brachte. Bevor in den Ackerbauländern das Tauschbedürfniss sich fühlbar machen konnte, waren die Handelsstämme mit den Vortheilen des wirthschaftlichen Austausches und sogar mit dem metallischen Tausch-Instrumente bekannt. Bevor noch das sociale Leben der Ackerbauvölker das Princip des Kaufens und Verkaufens als einen wichtigen Factor socialer Organisation aufgenommen hatten, dürfte es schon Stämme gegeben haben, welche das Geschäft des Austausches zwischen verschiedenen Stämmen und Ländern — anfangs wohl neben dem Räuber-

und Abenteurer-Geschäfte — betrieben. Ein Wohnsitz in unfruchtbarem Gebiet, durch Meer und Wüsten von anderen Stämmen getrennt und dennoch durch Meer und Wüste verlockt an die Grenzen fruchtbarer anderer Länder heranzuziehen, und durch List oder Gewalt Einiges zu erringen, das scheinen Umstände gewesen zu sein, welche die Herausbildung eines Handelsstammes bewirkten.

Der internationale Handel, welcher von bestimmten Handelsstämmen betrieben wurde, scheint früher in's Leben getreten zu sein, als der Handel, als der regelmässige Tauschverkehr zwischen den einzelnen Individuen, Familien und Wohnstätten, welche einen Stamm, ein Volk oder ein Gemeinwesen bildeten. Gegenstände des Handels, welcher von einem solchen Stamme betrieben wurde, waren naturgemäss in erster Linie leicht transportable, leicht conservirbare, meist köstliche Producte. Nicht die eigentlichen Nothwendigkeiten des Lebens, vielmehr Mittel des Schmuckes, feineren Genusses u. dgl. wurden zuerst zu Waaren, zu Objecten, welche der Händler nahm, nicht um sie zu behalten, sondern um dieselben anderswo an Mann zu bringen.

Erst durch Handelsstämme dürfte der Tausch, das Tauschgeschäft zu einer selbstständigen Entwicklung gelangt sein. Man fasse in's Auge, dass der Tausch, in mercantilem Sinne, früher zwischen verschiedenen, so zwischen Jäger-, Hirten- und festsitzenden Stämmen, ebenso früher zwischen Ländern mit von Natur verschiedener Production sich einstellen konnte, als zwischen den Familien einer Dorfgemeinschaft und den verschiedenen Ortschaften eines klimatisch u. s. w. mehr gleichgearteten Landesganzen. Und solche Anlässe zu einem Austausch von Ueberschüssen mannigfaltiger Art wurden am leichtesten von wandernden und seefahrenden Gliedern eines Räuber- und Handelsstammes früher gesehen und schärfer in's Auge gefasst, als von den nicht aus ihrem Kreise heraustretenden Gliedern anderer Volksstämme. Man denke an die Phönicier, welche durch die Wüste und über das Meer abenteuernd hinschweiften und so die nach natürlicher Production verschiedensten Gebiete zu berühren Gelegenheit fanden. Die geographische und ethnographische Arbeitstheilung ergab

schon früh Ueberschüsse, welche den Handelsstamm anlockten, und lange schon, bevor die sociale Berufs- und Arbeitstheilung auf die Möglichkeit des Kaufens und Verkaufens gebaut war.

Unter seinen Waaren konnte der Handelsstamm recht bald jene herausfinden, welche den geringsten Werthschwankungen ausgesetzt sind, die er mit geringster Gefahr für lange Zeit in Vorrath behalten darf, für welche er den räumlich und zeitlich weitesten Markt findet, deren Feinheit u. s. w. im Vergleich zu anderen Waaren am leichtesten festzustellen ist. Und wer musste früher zu einer Art mercantiler Buchführung und genauer Werthrechnung übergehen, als ein Stamm, welchem das Austauschgeschäft zum Beruf geworden war? Er rechnete nach, was er gewinnt, wenn er Gewürze für Kupfer oder Silber, Räucherstoffe für Pfauenfedern, Gold für Farbstoffe hingibt etc. Unablässig hatte er mit solchen Erwägungen zu thun. Ihm konnte es also wohl recht früh vor das Auge treten, dass eine seiner Waaren eine ganz ausgezeichnete Gleichmässigkeit des Werthes den anderen Waaren gegenüber bewahre, weil ihre jährliche Ernte wenig von Sonne und Regen abhängt, weil sie nicht verzehrt wird, weil sie nicht durch Feuchtigkeit u. s. w. plötzlich in Masse zerstört werden kann u. s. f. Ein Handelsstamm konnte also sehr früh dazu gedrängt werden, das Edelmetall als Centralwaare seinen Werthrechnungen zu Grunde zu legen und endlich dasselbe als vermittelnde Waare, als Tauschwerkzeug zu verwenden und andere Stämme mit diesem Instrumente bekannt zu machen.

Das Wesentliche an diesen Erwägungen ist für uns das Festhalten der historischen Thatsache, dass das Geld — wenigstens für unsere Culturwelt — als Instrument des *internationalen* Handels und durch Stämme, welche das Geschäft des internationalen Handels betrieben, schon zu einer Zeit fortentwickelt wurde, als das Geldwesen noch nicht einen integrirenden Apparat socialer Organisation bei Völkern bildete, die von Innen heraus sich entfalteten. Wenn ein Culturvolk aus sich heraus zu einer solchen Organisation gelangt wäre, in welcher jeder Einzelne, für alle Glieder der Gesellschaft, sich *einer* Arbeitsart widmet und dafür mit verschiedensten

Producten und Leistungen versorgt wird, wie dies heute in hochentwickelten Ländern thatsächlich geschieht, dann — so ist unsere Ansicht — würde das papierene Geld oder ein System centraler Abrechnung durch den Staat früher aufgetreten sein und sich ausgebreitet haben, bevor noch Edelmetall und die von Banken ausgegebenen, gegen Metall einlöslichen Noten die Rolle des Geldes spielten. Auch würde in solchem Falle der freien Gesellschaft eine socialistisch communistische Organisation der Völker vorausgegangen sein. Unsere heutige Art, den Güterwerth zu messen, würde dann auch eine — dem Geiste und Sinne nach — grossentheils andere gewesen sein, als dies jetzt der Fall ist.

Wir wollen, um diesen Gedanken klarzulegen, vorerst vom Handel im eigentlichen Sinne, besonders vom internationalen Handel absehend, eine Staatsgesellschaft in's Auge fassen, in welcher die Berufs- und Arbeitstheilung in mindestens so hohem Maasse entwickelt, wie dies heute bei den am meisten fortgeschrittenen Völkern der Fall ist. Wir wollen ferner annehmen, dass neben freiester Concurrenz, neben vollster Gewerbefreiheit, die wirthschaftliche Centralisation einen so hohen Grad erreicht hätte, dass die gesammte Staatsgesellschaft, in wirthschaftlicher Richtung, die Form einer einzigen grossen Actiengesellschaft angenommen hätte.

Aus der Centralbank dieses Reiches wäre eine Anstalt centraler Buchführung und Abrechnung einerseits, eine centrale Control- und Censur-Institution des gesammten Geschäftslebens andererseits geworden. Die centrale Börse würde sich zu einem eigenthümlichen Volksparlament des geschäftlichen Lebens emporgebildet haben, zu einem Volksparlament, in welchem alle Nachfragen und Angebote zum Worte kommen und wo durch Bewerthungen, durch die Coursgebung über alle bestehenden wie zu bildenden Unternehmungen, sowie über Waaren, Arbeitsarten etc. Urtheil gefällt wird.

Jedes verdienende Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft würde durch Arbeitsleistung Beamter der Gesammtheit sein, durch Erlegung von Capital gegen fixen Zins wäre er Rentner, durch Capital, welches er den guten wie schlimmen Chancen

einzelner Unternehmungen oder der Gesammt-Unternehmungen aussetzt, hätte er Antheil an dem zu vertheilenden Gewinne, aber müsste eventuell auch entsprechend die Verluste tragen. Ob etwa schon die Betheiligung an der Gesammtwirthschaft durch — mehr geistige oder mehr physische — Arbeit allein auch ein Anrecht auf Mitbetheiligung beim Gesammtgewinn geben würde, diese Frage berührt nicht die hier zu untersuchende Angelegenheit. Wir wollen nur durch die gemachte Hypothese die Natur des Geldwesens nach gewisser Richtung hin heller beleuchten.

Wesentlich ist für uns, dass hier jedes Mitglied an die Gesammtproduction Leistungen macht, um wieder aus der Gesammtproduction Leistungen zu empfangen. Ein Jeder tauscht hier mit der Gesammtheit. Ob ich der Gesammtheit einen Theil meiner Arbeitszeit und Anstrengung widme oder mir gehörende Güter oder Werthe (als Capital) zur Benützung überlasse, bleibt in solchem Betracht Einerlei. Ich gebe, um zu empfangen. Es mag die Annahme so einfacher Beziehungen zwischen dem Einzelnen und der gesammten wirthschaftlichen Gesellschaft eine viel zu rohe sein; aber für das Ziel unserer das Geldwesen betreffenden Untersuchung reicht sie hoffentlich aus.

Jedes einzelne Mitglied — nehmen wir an — betheilige sich nur durch eine Leistungs- oder Arbeitsart an der gesammten Production. Der Eine widmet der Gesellschaft täglich etwa zehn oder mehr Stunden als Schmied in einer Werkstätte, ein Anderer als Spinner in der Fabrik, ein Dritter als Leiter einer Pflug- oder Dreschmaschine, ein Vierter als Rechnungsbeamter u. s. f. Nur einer Art ist seine Leistung. Aber von der Gesellschaft will er für seine Leistung einen ganzen Kreis von Gütern und Leistungen erhalten: Wohnung, Nahrung, Kleidung, Bildungsmittel etc. Für eine Leistungsart tauscht er von der Gesellschaft gleichsam Leistungen aller Art ein.

Die gesammte Gütermasse der Gesellschaft ist gleichsam eine chemische Verbindung aller von den Einzelnen — an Arbeit und Capitalbeiträgen — gemachten Leistungen. Jedes einzelne Product — wie das Kleid etwa — vereinigt in sich

eine grosse Zahl von Arbeits- und Leistungsarten. Die gesammte Productenmasse aber kann als der Zusammenfluss aller gemachten Leistungen angesehen werden. Freilich können vielerlei Leistungsarten als nicht von den Einzelnen, sondern gerade nur als von der Gesammtheit ausgehend betrachtet werden. Beispielsweise, wenn Capitalien bei der Production mitwirken würden, über welche nur der Staat, aber nicht die Einzelnen zu verfügen hätten. Doch wollen wir, um der Einfachheit willen, dieses Moment unbeachtet lassen.

Stellen wir uns vor, dass ebenso wie etwa das Getreide, alle Güterarten, sie seien nun mehr sinnlicher oder mehr geistiger Art, die Frucht der Jahresarbeit, der Jahresproduction, verkörpert wären in transportablen Dingen, wie Brode, Gewänder, Bücher. Alle diese Producte würden in die Magazine der gesammten Gesellschaft einströmen und würden von da aus an die Glieder der Gesellschaft wieder zu vertheilen sein. Dem Gesammt-Vorrathshause stünde eine Gesammt-Buchführung, ein centrales Rechnungswesen zur Seite.

Nehmen wir ferner an, die Gesellschaft würde sich bei der Vertheilung des Jahresproductes an die Mitglieder nach der Regel halten, dass Jeder gerade so viele Theile vom Gesammtproduct des Jahres erhalten solle, als seine Jahresleistung Theile der Jahresleistung Aller zusammen beträgt. In derselben Proportion, in welcher die Einzelnen bei der Gesammtproduction — sei es durch Arbeit oder Capital, oder durch Beides — mitgewirkt, in derselben Proportion sollen sie nun Antheil am Gesammtproduct erhalten. Ob diese einfache Regel wirklich allen Forderungen eines gesunden Sociallebens entspreche oder nicht, haben wir, soweit die Erklärung des Geldwesens in Betracht kommt, nicht zu untersuchen. Die gemachte Annahme erleichtert unsere Betrachtung, und dies kann uns hier genügen.

Stellen wir uns die Gesammtheit aller Jahresleistungen als eine Kreisfläche vor, welche durch Halbmesser in Grade, Minuten, Secunden, Tertien u. s. f. getheilt ist. Die Kreisfläche zerfällt so in eine grosse Zahl gewisser Streifen, die man Sectoren der Kreisfläche nennt. Jede Einzelleistung, die Jahresleistung eines Einzelnen beträgt einen Sector, welcher

ein, zwei, drei, vier . . . Hundertmilliontel der ganzen Kreisfläche ausmachen möge. Wie viele solcher Theilchen der Gesammtleistung jedem Einzelnen zuzurechnen sind, wird von dem Verrechnungs-Institut der Gesellschaft notirt werden.

Ebenso kann das Jahresproduct als eine Kreisfläche angesehen werden. Jede Güterart gilt als ein bestimmter Sector, als eine Anzahl Milliontel des Gesammtkreises. Die Verrechnungs-Anstalt hat nach dieser Weise jede Güterart zu notiren. Angenommen, der gesammte Jahresertrag an gemeinem Brode betrage sechs Milliontel des Gesammtkreises der Güter, so wird nun der tausendste Theil des Brodvorrathes ein Tausendstel von sechs Milliontel des Gesammt-Gütervorrathes ausmachen.

Ist nun die Jahresleistung eines jeden Einzelnen in Theilen des Leistungskreises notirt, so ist damit auch — nach obiger Annahme — ausgesprochen, wie viel Theile des Güterkreises, des Jahresertrages, ihm zukommen. Welche Güter-Arten der Einzelne beziehen will, ist seine Sache. Wie viel er im Ganzen zu beziehen hat, ist durch die Grösse seiner Jahresleistung schon entschieden. Die Zahl von Hundertmilliontel des Leistungskreises die von dem Einzelnen in das Gesammtmagazin flossen, spricht zugleich die Zahl von Hundertmilliontel aus, welche ihm von dem Gesammt-Güterkreise zuzufallen haben.

Wenn wir uns den Kreis der Leistungen (der Theilnahme an der Production) und ebenso den Kreis des Productions-Resultates in je hundert Theile getheilt denken, dann würde jede einzelne Jahresleistung in Milliontel-Procenten der Gesammtleistung Aller und ebenso das Quantum irgend einer Güterart (ein Kilogramm Brod etwa) in Milliontel-Procenten des gesammten Jahresproductes ausgedrückt sein. So viel Milliontel-Procent der Gesammtleistung von mir herstammen würden, ebenso viel Milliontel-Procent des Gesammtresultates, des Gesammtproductes würden mir zuzuschreiben sein. So viel Gewicht als Producent, als Theilhaber an der Production ich hätte, so viel Kraft würde ich als Erwerbender haben.

Nehmen wir an, dass, ohne dass die Zahl der Producenten sich mehren würde, die jährliche Gütermasse in Folge steigender Arbeitstüchtigkeit einer- und steigender Gunst der Natur andererseits wachsen würde. In diesem Falle würde der

Halbmesser des Güterkreises oder die Kreisfläche grösser werden. Sie würde aber natürlich jetzt in hundert Theile und Milliontel dieser hundert Theile zerlegt sein können, ganz so wie früher. Ein Jeder würde jetzt ebenso viel Milliontel-Procent erhalten, wie einst, aber die Gütermenge, die Jeder empfinge, wäre grösser geworden. Die Anzahl Milliontel-Procent, welche der Einzelne leistet und die er empfängt, sagen nur, in welcher Proportion seine Leistung zur Leistung der Uebrigen, sein Ertrag zum Ertrag der Anderen steht.

Nach der Ansicht mancher Historiker der Volkswirthschaft nimmt mit dem Fortschritt der Cultur sowohl der Consum und Wohlstand der capitallosen Arbeiter, wie jener der Rentner zu; die Zahl der Procente aber, welche vom Gesammt-Ertrage den Rentnern zufallen, nimmt ab, während der Procentantheil der Arbeit mit dem Fortschritt der Cultur zunimmt. In der Sprache der oben angenommenen Anschauung würden wir diese historische Entwicklung so ausdrücken: Mit dem Fortschritte der Cultur wächst die Anzahl Grade, welche vom Güterkreise der Arbeit zufallen, während der Antheil der Rentner, in Kreisgraden gerechnet, abnimmt. Aber der nun in Graden kleiner gewordene Kreisantheil der Rentner ist dennoch als Fläche grösser als früher, weil die ganze Kreisfläche, der Halbmesser des Kreises in entsprechend rascherem Maasse gewachsen ist.

Das Jahresproduct ist gleichsam der Preis, mit welchem die Gesellschaft die Gesammtleistung ihrer Mitglieder erkauft; die Gesammtheit der Mitglieder hingegen erkauft mit ihrer Gesammtleistung das Gesammtproduct. Die Leistungen der Mitglieder setzen sich in die Güter um, welche den Einzelnen zufallen; die Güter hingegen setzen sich wieder in Leistungen um. Die Production geht vor sich um der Consumtion willen; die Consumtion soll wieder eine neue Production bewirken.

Damit das Bild dieses Processes, das Bild des Umsatzes der productiven Leistungen in Consumtionsgüter, und umgekehrt, des Consumes in neue Production uns noch frischer, kraftvoller und fixirter vorschwebe, wollen wir eine Analogie ähnlicher organischer Processe des leiblichen Lebens heranziehen. Solche Analogien spielten und spielen in der Geschichte der

Geldtheorie eine grosse Rolle. In dem geschichtlichen Theile dieser Abhandlung haben wir wiederholt das Geld mit dem Blute in Parallele setzen gesehen. Was das Blut für das leibliche Leben, das sei — ward und wird uns oft gesagt — das Geld für das sociale Leben. Wir werden durch unsere Analogie vielleicht auch den Vortheil erreichen, herauszufinden, in welchem Sinne und Maasse die Vergleichung des Geldes mit dem Blute seine Richtigkeit haben möge.

Der neueren Physiologie hat sich die Thatsache erwiesen, dass der Leib auch der höchst stehenden Thierformen als eine Art von Social- oder Staatsleben besteht. Der Leib eines jeden Organismus, so auch des Menschen, ist eine staatliche Gemeinschaft vieler kleiner Wesen, deren Grundgestalt die eines lebenden Bläschens oder Klümpchens ist. Im Beginn unseres Jahrhunderts (bei Oken) führten diese kleinen Wesen den Namen „Infusorien"; heute werden sie „Zellen" genannt. Diese Zellen spielen dem leiblichen Organismus gegenüber dieselbe Rolle — annähernd — wie etwa die einzelnen Individuen oder die einzelnen Hauswirthschaften gegenüber dem staatlichen Organismus. Wie die Individuen im Staate in Classen sich theilen, bestimmten Berufs- und Gewerbsarten sich widmen, so sind die Zellen verschieden nach Art der Gewebe — beispielsweise Knochen-, Muskel-Gewebe etc. — zu denen sie verbunden sind. Wie in der staatlichen Gesellschaft das Heerwesen z. B. aus mehr geistig und aus mehr physisch operirenden Theilen, aus Heerführern, Strategen, Ingenieuren, gemeinen Kämpfern, Handwerkern etc. besteht, so sind im leiblichen Organismus die einzelnen Organe, z. B. das Sehorgan, die Hand u. s. w., aus Zellen und Geweben verschiedenen Ranges zusammengesetzt, aus Nerven, Muskeln, Knochen, Adern etc.

Alle Zellen nähren sich aus der Blutmasse, welche den Leib durchströmt. Jedes Organ erhält einen Antheil an der gemeinsamen Nahrungsmasse, an dem Blute. Aber der ganze Organismus, alle Organe zusammen nehmen auch Theil — ob mehr direct oder indirect — an der Bereitung und dem Umtriebe des Lebenssaftes. Auge und Ohr helfen beim Aufsuchen

des zur Speise Tauglichen; die Füsse beim Aufsuchen und Holen; die Kiefern etc. bei der Verkleinerung der Speise. Der Magen, die Leber, die Galle, die Lymphdrüsen etc. wirken bei der Umwandlung der Speise in Blut mit. Das Herz, die Adern etc. beim Umtrieb des Blutes durch alle Theile des ganzen Leibes. Die Lunge schafft die nöthige Lebensluft in's Blut etc.

Jede Zelle arbeitet mit bei der Beschaffung des Blutes. Sie zerstört, consumirt zum Theil ihren Leib, den Zellenleib, bei dieser Arbeit, verbraucht etwa auch einen gewissen Säftevorrath, der gleichsam ihr gehörte, sie umspülte. Aus dem zuströmenden Blute erhält sie wieder die Mittel, durch die sie sich selbst restaurirt und mit neuem Arbeitsstoff sich versieht. Das Blut enthält so gleichsam den ganzen Leib in noch flüssigem und gemischtem Zustande. Aus den Leistungen aller Organe, ja aller Zellen ist dieser Ernährungsstoff zusammengeflossen, und an alle Leistenden muss er sich wieder vertheilen. Die einzelne Zellengruppe, z. B. ein Nerv oder eine Muskelfaser, ist nur in etwa einer Richtung thätig für die Bereitung des Blutes; aber sie bezieht einen Antheil am Blute, welches allerlei Leistungsbeiträge in sich enthält. Ein Quantum einer Leistungsart, z. B. das Sichzusammenziehen der Muskelfaser, setzt sich in ein Quantum aller Leistungsarten, in ein Quantum Blutes um.

Nehmen wir an, auch im Leibesorganismus geschehe die Vertheilung des Blutes, des Gesammtproductes aller zusammengeflossenen Leistungen, nach der Regel, dass die Proportion, in welcher die Leistung jeder Zelle zur Gesammtleistung aller Zellen gestanden, darüber entschiede, in welchem mathematischen Verhältniss der Antheil an Blut, den diese Zelle erhält, zur gesammten Blutmasse zu stehen habe. Die Eine Proportion sollte der anderen gleichen. Es würde etwa heissen, diese Muskelzelle hat ein Hundertmilliontel beigetragen zum Werden der ganzen Blutmasse; es soll ihr darum auch ein Hundertmilliontel der Blutmasse als Antheil zufallen. Mit ihren Leistungen erkaufen alle Zellen zusammen die ganze Blutmasse; mit Hingabe der Blutmasse wieder erkauft der Gesammtorganismus die Leistungen seiner Zellen. Die Leistungen setzen sich in Blut um, das Blut wieder in neue Leistungen.

Während in unserer früheren Betrachtung die Leistung jedes Einzelnen als eine Anzahl Milliontel-Procent der Gesammtleistung berechnet wurde, wird nach der jetzt vorgeführten Betrachtungsweise jede Einzelleistung als eine Anzahl von, der gesammten Blutmasse zugeführter Blutstropfen berechnet. So viele Tropfen der Gesammt-Blutmasse einer einzelnen Leistung zu danken, so viele Bedeutung hat diese Einzelleistung für das Ganze, so viel Antheil am Resultat soll ihr wieder werden.

Zum Zwecke der nach der angenommenen Regel geschehenen Gütervertheilung wird also jede Einzelleistung als eine gewisse Anzahl Blutstropfen, als ein bestimmtes Quantum Blut betrachtet. Jeder Tropfen Blut enthält zwar in sich tausenderlei Leistungen vereinigt; er wird aber trotz dessen, in gewissem Betracht, einer bestimmten Leistung einer Art und von gewissem Betrage gleichgesetzt. Der Preis einer gewissen Leistung ist ein Quantum Blut. Der Preis eines Quantum Blutes wieder eine bestimmte Leistung. Es besteht zwischen Beiden, zwischen einer gewissen Leistung und einem gewissen Blutquantum eine Art Gleichgewicht, eine Aequivalenz. Beide Glieder, die hier einander gegenüberstehen, sind gleichwerthig.

Aehnlich wie im leiblichen, geht im früher angenommenen socialen Organismus der Austauschprocess zwischen Leistung des Einzelnen und Production der Gesammtheit vor sich. Aber die zusammengeflossenen Leistungen aller Einzelnen erscheinen nicht dem Auge als eine dem leiblichen Blute ähnliche allgemeine Gütermasse. Aber wir denken uns doch — wenn wir uns dessen auch nicht klar bewusst werden — die Gesammtheit der Güter als einen allgemeinen Güterstrom, der aus den Leistungen aller Einzelnen — welche an der Production theilnahmen — wie aus kleinen Quellen zusammengeflossen ist, und aus welchem die Einzelnen wieder schöpfen.

Alle Güter — sie seien nun solche, welche mehr den Leib nähren, schützen etc., oder solche, welche den Geist anregen, die Phantasie beleben u. s. w. — alle Güter, welche zusammen das Jahresproduct bilden und der productiven Jahresleistung entstammen, bilden den socialen Ernährungs- oder Blutstrom. Jeder einzelne Producent hat, ob nun als Arbeiter oder Capitalist etc., eine Leistung einer Art und

von gewisser Quantität als Beitrag zur Bereitung des socialen Ernährungs- oder Blutvorrathes geliefert. Wird bei der Leistung sogleich das sociale Resultat aller Leistungen zusammen in's Auge gefasst, dann ist die einzelne Leistung als Lieferung einer Anzahl Tropfen, eines bestimmten Quantum Blutes oder Nährstoffes an die Vorrathskammer der Gesellschaft gedacht. Die Leistung wird also nur gedacht oder abgeschätzt als ein Quantum socialen Nährstoffes. Die Gegenleistung der Gesellschaft an den Einzelnen soll aber wirklich in einem — und zwar ebenso grossen Quantum — socialen Blutes oder Nährstoffes bestehen.

Wenn ich der Gesellschaft täglich acht oder zehn Stunden Arbeit als Rechnungsbeamter widme, so fragt es sich, wie viel wird durch meine Arbeit der sociale Reichthum überhaupt gefördert? Wie viel Tropfen Reichthum oder wie viel Milliontel-Procent fügt meine Arbeit dem Reichthum der Gesellschaft zu? Das Experiment, der thatsächliche Versuch könnte Antwort geben. Der heutigen Geschäftspraxis sind Versuche solcher Art nicht unbekannt. Der Landwirth kann den Versuch machen, um wie viel der Ertrag eines Bodenstückes erhöht würde, wenn er einen, zwei, drei Arbeiter zu den bisher schon beschäftigten hinzustossen liesse? Diese Erhöhung würde nach unserer hypotethisch angenommenen Vertheilungsregel den natürlichen Lohn des neu eintretenden Arbeiters bilden. Der Arbeiter sei Pflüger. Pflügen ist seine einseitige Leistungsart. Das Resultat dieser Leistung ist aber Erhöhung des Ertrages oder des landwirthschaftlichen Reichthums im Allgemeinen.

Nach ähnlicher experimenteller Methode könnte die Leistung jeder neu eintretenden Unternehmerkraft, die Leistung jedes neuen Capitalisten oder Capitalbeitrages abgeschätzt und berechnet werden. Die Annahme, dass dies so geschehen könne, genügt unserem hier zu lösenden theoretischen Probleme.

Das einzelne Mitglied der von uns in's Auge gefassten Gesellschaft ist in irgend einer einzelnen Richtung im Dienste des socialen Ganzen thätig, ob nun als wagender — der ungünstigen wie der günstigen Chance sich unterwerfender — Capitalist oder als nicht geschäftlich wagender — fixirten Zins beziehender — Capitalist, ob als mehr geistig oder mehr

physisch productiver Arbeiter. Ob Jemand als Pflüger, Spinner, Weber etc. oder als Buchführer, Chemiker, Ingenieur u. s. w. social thätig ist, er ist in einer Art Producent, für seine Jahresleistung einer Art will der Einzelne Antheil an den Leistungen aller oder doch vieler Art, welche zusammen den socialen Jahresertrag bilden. Ein Jeder will durch sein Leisten Wohnung, Nahrung, Kleidung, Genüsse und Bildungsmittel von vielerlei Art, Benützung der socialen Verkehrs- und Transportmittel u. s. w. erlangen. Der Bedarf jedes Einzelnen ist ein gewisses Ebenbild von dem Bedarfe der ganzen Gesellschaft, der Bedarf des Packträgers oder Pflügers, so niedrig dieser Bedarf auch stehen mag, besteht dennoch aus Gütern — Wohnung Nahrung, Kleidung etc. — welche eine schwer übersehbare Zahl verschiedener socialer Leistungen und Arbeiten in sich fassen. Er bewohnt durch ein Jahr hin eine kleine Wohnung in einem durch Leistungen der Gesellschaft erbauten und erhaltenen Hause. Capital- und Arbeitsleistungen, Arbeitsleistungen geistiger und physischer Natur sind in der benützten Wohnung verkörpert. So ist es mit allen Dingen bestellt, welche der Packträger für seine Leistung von der Gesellschaft empfängt.

Der Einzelne wünscht durch seine sociale Leistung einer Art das Anrecht auf ein ganzes System von Gütern, die er dem socialen Güterstrome entnehmen wird. Die Schätzung, welche seiner Jahresleistung in der Gesellschaft zu Theil wird, entscheidet über die Art, die Höhe des Gütersystemes, welches er aus dem socialen Güterstrome wird beziehen können. Wenn Jedem seine Leistung als Quote, als eine Anzahl Hundertmilliontel — etwa — aller Leistungen zusammen gutgeschrieben wird, so ist damit für einen Jeden auch entschieden, welche Quote, wie viel Hundertmilliontel des gesammten Güterstromes ihm zufliessen können, damit er sein specielles Gütersystem — Wohnung, Nahrung, Kleidung gewisser Art etc. — zu bilden vermöge.

Damit eine solche Umsetzung jeder Einzelleistung in einen ganzen Kreis von Gütern möglich sei, müssen alle — gleichsam in den Gütermagazinen der Gesellschaft aufgespeicherten, in den Büchern der Gesellschaft verzeichneten — Güter als Quoten der gesammten Gütermasse erscheinen. Wie ist es nun

möglich, jede Güterart und jedes Güterquantum bestimmter Art als Quote, als eine Anzahl Procente oder, bezüglich, als eine Anzahl Hundertmilliontel der ganzen Gütermasse zu verzeichnen? Dies ist im Wesen schon dadurch geschehen, dass jede Leistungsart und jede Einzelleistung als Quote aller Leistungen festgestellt wurde. Jede Güterart — zum Beispiel das Brod seinem ganzen Betrage nach — ist ja gleichsam der Zusammenfluss einer gewissen Menge von Capital- und Arbeitsleistungen, welche Leistungen als Ziffern, als eine Anzahl Procente der Gesammtleistung festgestellt wurden. Die Summe dieser in Ziffern angegebenen Leistungen ergibt, als welche Quote der Gesammtgütermasse der ganze Vorrath einer bestimmten Güterart — z. B. der Ertrag an Brod — zu gelten habe. Ist so die Geltung des ganzen Vorrathes in Ziffern ausgedrückt, so ist damit auch die Ziffer für jedes Theilquantum — z. B. eines Kilogrammes Brod — leicht berechenbar. Wohnung jeder Art, Kleidung jeder Feinheit etc. berechnet sich in dieser Weise. Der Einzelne kann also sein in Ziffern ausgesprochenes Anrecht auf Güter verschiedenster Art leicht in Güter umrechnen.

Diese Betrachtungsweise wird wohl manchem Leser als sehr gekünstelt erscheinen. Und dennoch dürfte diese Auffassung vom Wesen des socialen Austausches der in den meisten Gliedern einer Culturgesellschaft herrschenden Art, die betreffenden Dinge vorzustellen, sehr nahe kommen. Wenn wir aussprechen, der Eine verdiene täglich eine Mark oder fünfzig Kreuzer, ein Zweiter täglich einen Thaler, ein Dritter drei oder vier Thaler, was meinen wir hiebei? Haben wir — der Mehrzahl nach — eine deutliche Vorstellung von dem Stücke Silber, welches den Namen einer Mark oder eines Thalers führt? Denken wir etwa daran, wie viel ein solches Stück Silber zu unserem Schmucke beiträgt? Und wenn wir sagen, der A. verzehrt jährlich dreihundert, der B. dreissigtausend Mark, was denken wir eigentlich hiebei? Wir denken an die Art, wie die verschiedenen Classen der Gesellschaft heute leben; wir denken, welche Stufe des Consumes, welche Art des Wohnens, Speisens, Sichkleidens, Reisens, Geniessens etc. es ist, die in der Macht des A., und welche, die in der Macht

des B. liegt. Wir sagen, dieser Mann ist ein Millionär, jener Mann hat ein Vermögen von zwanzigtausend Thalern. Wieder schwebt uns vor, auf welcher Stufe des Reichthums in unserer Gesellschaft der Eine, auf welcher Stufe der Andere steht. Unter Mark, Thaler u. s. w. wird eine gewisse Macht über Güter überhaupt gedacht. Wer eine Mark täglich verdient, hat eine gewisse kleinere, wer zehn Mark täglich verdient, eine gewisse grössere Macht über Güter und Dienste der Gesellschaft oder des Marktes.

Wir haben in unserer Hypothese angenommen, die Gesellschaft wolle den Ertrag ihrer jährlichen Güterproduction an ihre Mitglieder nach Proportion der Leistung eines Jeden vertheilen. Wir haben gerade diese Annahme gemacht, weil sie der heutigen populären Denkweise als einfachste und vernunftgemässeste erscheinen dürfte, nicht, weil wir selbst diese Auffassung für eine ausreichend richtige halten. Doch haben wir es schon ausgesprochen, dass es sich uns um Aufstellung einer mehr oder minder richtigen Regel der mit dem jährlichen Ertrage vorzunehmenden Vertheilung hier gar nicht zu handeln brauche. Nur soviel wollten wir zeigen, dass bei weitgehender Berufs- uud Arbeitstheilung, bei hoch entwickelter Centralisation socialer Arbeit und socialen Verkehrs jede Leistung sowohl wie jede Güterart als Quote der gesammten socialen Leistungs- oder Gütermasse, als ein Quantum socialen Blutes oder socialer Ernährungsmasse aufgefasst werden müsse und aufgefasst werde.

Wenn wir im Marktverkehre, im Marktleben der Gesellschaft von dem Werthe, dem Marktwerthe einer Leistung oder eines Gutes sprechen, so meinen wir in der Regel das wirthschaftliche Gewicht, welches der betreffenden Leistung oder dem betreffenden Gute im Markte zukommt. Wir denken, wie viel Gut aller Art diesem Quantum Specialgut die Wage halte. Ein Quantum Gut aller Art denken wir aber, wenn wir vom Gelde sprechen, ohne Münzen oder Noten damit zu meinen. Eine gewisse Menge Arbeit, z. B. acht Stunden Arbeit eines Packträgers, habe an irgend einem Orte den Marktwerth eines Guldens, heisst soviel, als: Diese Arbeit hält einer Gütermenge, welche Derjenige an einem Tage consumirt,

welcher einen Gulden täglich verbraucht, die Wage. Denn mit dem bedruckten Stücke Papier, welches Gulden heisst, verbindet der Durchschnittsmensch keine Vorstellung eines Specialgutes (Edelmetalles) bestimmter Grösse. Wie viel dieses Papier an vergeltlichen Gütern verschiedenster Art mir verschafft, das ist es, was ich in der Regel im Auge habe. Der Bankier vielleicht mag zuerst an das Quantum Silber oder Gold denken, welches für das bedruckte Papierstück zu erhalten wäre; der Bankier wird erinnert, dass die Worte Gulden, Mark, Frank, Pfund Sterling etc. gewisse Quanten Edelmetalles bezeichnet haben oder noch bezeichnen.

In der von uns in's Auge gefassten Gesellschaft handelt es sich aber bei Bemessung einer Leistung darum, zu bestimmen, welches Güterquantum dem Leistenden aus dem Güter-Ertrage zuzufallen habe. Dem Leistenden wird seine Leistung als Quote aller Leistungen gutgeschrieben, und eine gleiche Quote der producirten Gütermasse wird derselbe dann zu beziehen das Recht haben. Die Gutschrift sagt nur, wie viel von der ganzen producirten Gütermasse einem Leistenden gebühre. Welche bestimmten Güterarten der Leistende aus dem Gütervorrathe nehmen wird, ist in der Gutschrift nicht gesagt. Ein Hundertmilliontel der gesammten Jahresleistung der Gesellschaft möge, nehmen wir an, die Tagesleistung des A. betragen. Er hat dafür das Recht, ein Hundertmilliontel der Jahresproduction für seine Tagesleistung aus der socialen Gütermasse zu beziehen. Ob er dieses Hundertmilliontel der gesammten Gütermasse mehr in Brod und Wein oder mehr in Fleisch und Kleidungsstücken etc. beziehen will, ist dem Leistenden überlassen, wenn nur die Summe des Bezogenen gerade ein Hundertmilliontel der Gesammtgütermasse und nicht mehr beträgt.

VIII.

Die wirthschaftliche Gesellschaft übernimmt also von iedem Mitgliede Leistungen und gibt demselben ein Aequivalent in Leistungen der gesammten Gesellschaft. Leistung und Gegenleistung sollen einander die Wage halten, sollen einander äquivalent sein. Das Gewicht, welches eine einzelne

Leistung für die wirthschaftliche Gesellschaft hat, insofern sie die Gegenleistung in's Auge fasst, die sie zu geben hat, ist der Werth dieser Leistung. Die Wage, durch welche sich die Leistung an den Markt, an die Gesellschaft, gegen die Leistungen abwiegt, welche der Markt gewähren soll; die schärfste und geeignetste Wage, welche die gegenseitige Bemessung durchführt, hat den Namen „Angebot — Nachfrage". Der Gesammterfolg gilt zum voraus als Aequivalent der Gesammtleistung. Mit der jährlichen Gesammtleistung erkauft die Gesammtheit der Einzelnen das Gesammtproduct der socialen Jahresproduction. Nicht also um ein Abwägen des Gesammtaufwandes der Gesellschaft gegen das zu erzielende Gesammtresultat handelt es sich uns hier, sondern nur um eine Abwägung zwischen der einzelnen Leistung, welche an die Gesellschaft gemacht wird, und der Gegenleistung, welche dem Leistenden aus dem Gesammtresultat zu Theil werden soll.

Die Gesellschaft fungirt in diesem Falle gleichsam nur als Vermittlungsorgan. Sie vernimmt alle Angebote und alle Nachfragen und sucht nun beide gegen einander abzumessen und in's Gleichgewicht zu setzen. Die Gesellschaft befiehlt Niemandem, welchem Berufe er sich zuwenden, welche Güter er consumiren soll. Sie setzt nur in Evidenz, wie viel Arbeitskraft überhaupt und wie viel jeder Art, wie viele Capitalien, wie viele Unternehmungskräfte sich anbieten, welche Capitale den Chancen des Verlustes sich auszusetzen bereit sind u. s. w. Sie hält andererseits in Evidenz, wie viele Arbeitskräfte und wie viele in jedem Gebiete der Production, wie viele Capitalien für Unternehmungen ohne besondere Verlust-Chancen, wie viele für solche mit grösseren Verlust-Chancen etc. gesucht werden. Sie erforscht nun, in welchem Gebiete der Production das Angebot an Leistungen hinter der Nachfrage nach solchen Leistungen in höherem oder minderem Grade zurücktritt, in welchem Gebiete umgekehrt das Leistungsangebot der Nachfrage mehr oder minder vorauseilt. Sie gibt alsdann bekannt, um wie viel die stark angebotenen Leistungen an Gewicht verlieren, d. h. im Werthe, im Anrecht auf Procente des Gesammtertrages abnehmen, um wie viel die im Verhältniss zur Nachfrage minder angebotenen Leistungen zunehmen müssen.

In ganz gleicher Weise verfährt die Gesellschaft bei Abwägung der verschiedenen — in ihren Magazinen gleichsam aufgespeicherten — Güter. Denn jede Güterart ist in der Regel ein Complex verschiedener Capitals- und Arbeitsleistungen. Wer nach einem Gute, nach einer Waare etc. frägt, frägt damit nach einem Quantum aller jener Leistungen, welche in dem betreffenden Gute gleichsam verkörpert sind. Nimmt nun die Nachfrage nach einer bestimmten Güterart zu, ohne dass der Zufluss — das Angebot — dieser Waare in gleichem Maasse zunimmt, so wird jedes bestimmte Quantum dieser Güterart in ihrem ökonomischen Gewichte höher angesetzt, sie wird im Verhältniss zu den anderen Güterarten höher als bisher bewerthet. Das Umgekehrte geschieht bei Gütern, deren Consum im Verhältniss zum Zuflusse abnimmt.

Was wir als Werth bezeichnen, bedeutet also hier immer das Gewicht, welches einer Leistung oder einem Gute zukommt, wenn wir dieses Gut oder diese Leistung gegen ein Quantum der Gesammtleistung oder des socialen Gesammt-Ertrages abwägen. Die Gegenleistung, welche einer Leistung von der Gesellschaft zufällt und als ein Quantum socialer Gütermasse überhaupt gedacht wird, heisst der Preis. Preis und Werth sollten — so wird von vielen Nationalökonomen gedacht — einander, was die Grösse betrifft, gleich sein. Sie haben darum oft — so John Stuart Mill — den Preis als den Werth eines Gutes in Geld ausgesprochen bezeichnet.

Das gemeine Bewusstsein unterscheidet dennoch stets zwischen Werth und Preis in höherem Maasse, als wenn der Preis nur der Geldausdruck des Werthes wäre. Unter Preis wird meist mehr eine blosse Thatsache, unter Werth etwas die Sache inniger Angehendes gedacht. Was man für eine Sache zur Zeit gibt oder geben muss, das sagt man, ist ihr Preis. Hier können zufällige, kommende und schwindende Umstände von Einfluss sein. Was die Sache werth sei, so scheint Jeder zu empfinden, hängt von tieferen sachlichen und socialen Ursachen ab. Man frägt: „Welches ist der Preis dieser Waare?" Hat man die Antwort empfangen, so frägt man vielleicht den unparteiischen Kenner: „Ist die Waare so viel werth?" In diesen Fragen spiegelt sich vielleicht der

Unterschied, den das gemeine Bewusstsein — der *bon sens* — zwischen Preis und Werth macht. Bei der Frage nach dem „Werthsein" braucht der Frager nicht zu denken, wie viel gerade ihm die Sache nütze; er will meist wissen, ob vom Standpunkte der gesellschaftlichen Wirthschaft dieser Preis der angemessene sei. Er frägt darum auch zuweilen, ob „diese Waare preiswürdig sei"?

Durch das Aufeinanderwirken von Angebot und Nachfrage — nehmen wir an — werde auch in unserer hypothetischen Gesellschaft bestimmt, wie viele Antheile (Hundertmilliontel z. B.) der einen, wie viele der anderen Leistungsart zuzufallen haben. Wir setzten voraus, dass einerseits, bei der Abwiegung der Leistungen rein das Angebot-Nachfrage-Verhältniss, das Gegeneinanderspielen von Angebot und Nachfrage als Wage fungiren würde, dass andererseits kein Umstand das leichte Ueberströmen von Kräften von einer mehr überfüllten zu einer minder versorgten Productionsbranche hindern werde.

In Wirklichkeit vermag der Vorgang nicht so rein von statten zu gehen. Bei Bestimmung der Antheile, welche den verschiedenen Classen der Leistenden am Gesammtertrag zuzufallen haben, werden wohl immer auch andere Factoren in stärkerem oder schwächerem Maasse mitwirken. Wie Brennus sein Schwert auf die Wagschale warf, so legen die socialwirthschaftlichen Parteien auch ihre relative Machtstellung als Gewicht ein. Der Eine hat mehr Macht und Willen, seine Leistung zurückzuhalten, bis sie einen grösseren Preis erhält; der Andere vermag dies weniger zu thun, oder hat auch weniger Trieb dazu, bei der wirthschaftlichen Bewerthung seiner Leistung kämpfend einzutreten. Anderen sucht vielleicht die Gesellschaft diesen Kampf mehr zu ersparen und weist ihnen etwa einen grösseren Antheil am Gesammtertrage zu, als sie sich durch reinen Kampf um den Preis zu erringen trachten würden. Der besitzlose Arbeiter kann unter manchen Zeitverhältnissen seine Leistung schwerer zurückhalten, um ihr eine höhere Verwerthung zu verschaffen, als dies etwa Derjenige zu derselben Zeit thun kann, welcher über neue Capitalien verfügt, die er der socialen Production zuwenden

könnte. Manche, mehr Ideales producirende Berufsclassen — besonders wenn sie mehr aus Neigung, oder um der Ehre, als um des Erwerbes willen ihrem Berufe obliegen — haben nicht den Willen und oft nicht das Geschick, dafür einzutreten, dass ihnen eine grössere Quote am socialen Gesammtertrage zufalle. Anderen idealen Berufen weist die Gesellschaft im Allgemeinen so viel Antheil zu, dass die betreffende Berufsclasse, zur Zeit, der ihr geziemenden socialen Stellung gemäss leben könne, was in der Regel mehr beträgt, als solche im Kampf um den Preis oft ganz ungeübte Classen sich durch Preiskampf erringen könnten.

Die Preisbestimmung ist also, in der hier angenommenen Gesellschaft, wesentlich eine Bestimmung der relativen Antheile am Gesammtertrag, welche den verschiedenen Classen von Leistenden zuzufallen haben. Würde nun die Gesellschaft diese Abmessung ganz und gar dem Angebot-Nachfrage-Spiel und dem Preiskampfe aller Classen anheimstellen — wie dies grossentheils auf rein wirthschaftlichem Gebiete der Fall ist — dann könnte oft das Sinken des Preises für Leistungen der einen und das Steigen des Preises für Leistungen der anderen Art nur an gewissen natürlichen Grenzen stille halten. Solange nämlich eine gewisse Leistungsart überhaupt noch von der Gesellschaft gesucht würde, könnte der Preis für diese Leistungsart für die Dauer nicht so tief stehen, dass sie überhaupt nicht mehr in ausreichendem Maasse zu Stande käme, noch so hoch, dass die Gesellschaft sie nicht mehr bezahlen könnte. Für die Dauer vermag der Marktpreis einer Leistung nicht unter ihre Beschaffungs- und Erhaltungsmöglichkeit zu sinken und wieder nicht über die sociale Aufwandsmöglichkeit (Zahlungsfähigkeit) zu steigen. Der Preis einer Leistung findet — für die Dauer — zu der ökonomischen Beschaffungsmöglichkeit seine untere, an der Aufwandsmöglichkeit (der Gesellschaft) die obere Grenze.

Die Physiokraten haben jenen Preis für Leistungen, welcher den Leistenden — den Landarbeitern, den Industriellen, den Kaufleuten zum Exempel — die Besorgung ihrer Functionen, durch die Reihen der Generationen fort, ermöglicht, als

natürlichen Preis bezeichnet. Als selbstverständlich war hiebei angenommen, dass jene nöthigen Erhaltsmittel, welche dem Leistenden als natürlicher Preis zuzufallen haben, je nach Cultur- und Wohlstandsverhältnissen der Gesellschaft, je nach Ort und Zeit, verschieden sein müssen. In einem hochcivilisirten Gemeinwesen unserer Zeit ist der natürliche Preis der gemeinen Arbeit ein höherer, als in Ländern auf primitiver Stufe. Es gilt beispielsweise in Städten heute als nothwendig, dass der Lohnarbeiter, selbst niederster Stufe, eine Fussbekleidung trage, dass seine Kinder Unterricht geniessen, dass die Wohnung des Arbeiters nicht sanitätswidrig sei. Andererseits erwirbt sich der Arbeiter gewisse Bedürfnisse der Zeit, Sitte und Civilisation, welche normalerweise durch den Lohn Befriedigung finden müssen. Denn der Civilisirte befriedigt in wenigen Fällen zuerst die organisch unabweislichen und dann erst die vom Ehr- und Anstandsgefühl oder von Angewöhnungen des Civilisirten ausgehenden Bedürfnisse. Vielmehr sieht er zuerst darauf, dass er äusserlich so erscheine, wie die Meinung seiner Umgebung es fordert; ebenso wird er sich meist schwerer den Tabakgenuss, als eine gesunde Art, den Hunger zu stillen, versagen.

Auch Ricardo nennt den für die Dauer nothwendigen — also auf der unteren Grenze stehenden — Preis, den natürlichen. „Arbeit — sagt er — hat, wie alle anderen Dinge, welche gekauft und verkauft werden, deren Menge vergrössert oder verringert werden kann, ihren natürlichen und ihren Marktpreis. Der natürliche Preis der Arbeit ist derjenige, welcher nothwendig ist, um die Arbeiter, im Allgemeinen, in den Stand zu setzen, als Arbeiter zu bestehen und sich — auch für die kommende Generation — unvermehrt und unvermindert zu erhalten. Von der Menge der Nahrungs- und anderen Erhaltungsmittel, wie mancher Gemächlichkeiten, welche der Arbeiter mit seinem Lohne sich beschaffen kann, hängt das Vermögen des Arbeiters ab, sich selbst und seine Familie zu ernähren, wie es zur Erhaltung der Arbeiterzahl erorderlich ist."

Das, jedenfalls zum Theil schon von Adam Smith ausgesprochene, aber von Ricardo scharf ausgeprägte, in unserer Zeit durch die socialistische Agitation so berühmt gewordene

(nach Lassalle's Ausdruck „eherne") Lohngesetz besagt, dass in einer rein durch die freie Concurrenz — ohne Einfluss des Staates oder der coalirten Arbeiter etc. — wirthschaftlich regulirten Gesellschaft der Lohn gemeiner Arbeit ein Streben habe, zu dem als „natürlicher Preis" bezeichneten Höhenstande zurückzukehren, wenn dieser Lohn auch bald über, bald unter dieses Niveau hingelangt.

„Es gibt eine Lohnrate — sagt Adam Smith — unter welche, wie es scheint, der gewöhnliche Lohn selbst der gemeinsten Arbeit für eine erhebliche Zeitdauer nicht reducirt werden kann. Ein Mensch muss immer durch seine Arbeit leben können; der Lohn muss ihn mindestens erhalten können. Ja, der Lohn muss in den meisten Fällen noch etwas mehr betragen, sonst könnte der Arbeiter keinen Nachwuchs aufziehen. Wenn es wahr ist — wie manche Staatswirthe behaupten — dass die Hälfte der geborenen Kinder vor erreichtem Alter der Reife sterben, dann bedarf der Arbeiter durchschnittlich einen Lohn, der ihm das Ernähren von vier Kindern ermöglicht, weil sonst nicht an Stelle von Vater und Mutter in der nächsten Generation wieder zwei Nachfolger treten könnten. Zuweilen treten Umstände ein, welche es dem Arbeiter ermöglichen, seinen Lohn beträchtlich über diese offenbar niedrigste Rate, die sich noch mit der Humanität verträgt, zu heben."

Ricardo spricht sich in diesem Punkte folgendermassen aus: „Der Marktpreis der Arbeit ist derjenige, welcher thatsächlich für dieselbe bezahlt wird, und dieser kommt durch die Wirksamkeit von Angebot und Nachfrage zu Stande. Die Arbeit wird theuer, wenn sie (im Verhältniss zur Nachfrage), spärlicher, und wohlfeil, wenn sie in grösserem Maasse angeboten wird. So viel nun aber der Marktpreis der Arbeit von dem natürlichen Preise verschieden werden mag, so hat er doch, wie der Preis anderer Güter, das Streben, dem natürlichen Preise wieder gleich zu werden . . ., der natürliche Preis der Arbeit ist auch seinerseits nicht immer und überall derselbe. Er hängt in hohem Maasse von Sitten und Gewohnheiten ab."

Diesen „natürlichen Preis" einer Waare oder Arbeit oder die zur Zeit und unter bestimmten Culturverhältnissen, als

nothwendig zu bezeichnenden Herstellungskosten nennen, im Geiste Ricardo's, manche Volkswirthe den „Werth" einer Waare oder Arbeit. Der „Werth" einer Arbeit bedeutet dann nicht jene ökonomische Kraftmenge, welche durch die Arbeitsleistung der Gesellschaft zugeführt wird, sondern jene Menge ökonomischer Mittel, welche zur Zeit von dem Arbeiter (und seiner Familie) aufgebracht werden müssen, wenn die Arbeit — als Leistung des Arbeiter-Organismus — für die Dauer immer wieder soll producirt werden können.

„Gleich allen anderen Waaren — spricht sich Karl Marx in seinem Werke „Das Capital" aus — besitzt die Arbeitskraft einen Werth. Wie wird er bestimmt? . . . Die Arbeitskraft existirt nur als Anlage des lebendigen Individuums. Ihre Production setzt also seine Existenz voraus. Zu seiner Erhaltung bedarf das lebendige Individuum einer gewissen Summe von Lebensmitteln . . . Der Werth der Arbeitskraft ist der Werth der zur Erhaltung ihres Besitzers nothwendigen Lebensmittel . . . Wenn der Eigenthümer der Arbeitskraft (d. h. der Arbeiter) heute gearbeitet hat, muss er denselben Process morgen unter denselben Bedingungen von Kraft und Gesundheit wiederholen können. Die Summe der Lebensmittel muss also hinreichen, das arbeitende Individuum als arbeitendes Individuum in seinem normalen Lebenszustand zu erhalten . . . Der Eigenthümer der Arbeitskraft ist sterblich. Soll also seine Erscheinung auf dem Markte eine continuirliche sein, so muss der Verkäufer der Arbeitskraft (der Arbeiter) sich — durch die Fortpflanzung — verewigen. Die Summe der zur Production der Arbeitskraft nothwendigen Lebensmittel schliesst also die Lebensmittel der Ersatzmänner, d. h. der Kinder der Arbeiter, ein . . ."

Der natürliche Preis der Waare und der Arbeit ist kein blos von den Gelehrten aufgestellter theoretischer Begriff. Der natürliche Preis hat eine organische Bedeutung für das volkswirthschaftliche Leben. Jede gesunde Volkswirthschaft — sie mag in welcher Weise immer organisirt sein — muss jeder Classe von Arbeitern, und socialen Functionären überhaupt, vor Allem den zur Zeit, unter bestimmten Cultur-

verhältnissen, nothwendigen Bedarf gewähren und allen zur Zeit nöthigen Productionszweigen die nothwendigen Productionsmittel — den entsprechenden Capitalsverbrauch — ersetzen. Erst der nach diesen Ausgaben sich ergebende Ueberschuss kann als, zu mehr freier Verfügung stehender, Reinertrag betrachtet werden.

Jede sociale Classe, welche keine — sei es durch seltene, angeborne Gaben oder durch staatliche Institutionen, historische Verhältnisse u. s. w. bedingte — Monopolstellung einnimmt und nicht ihre Mitgliederzahl zu beschränken vermag, erwirbt, wenn längere Perioden in's Auge gefasst werden, als Lohn ihrer Leistungen den natürlichen Preis derselben, d. h. so viel, als die betreffende Classe erwerben muss, um ihre Functionen continuirlich besorgen zu können, und immer eine den gesellschaftlichen Bedürfnissen entsprechende Zahl Nachfolger zu finden. Diese Classen nehmen dann keinen Theil an dem socialen Reinertrage; nur auf indirectem Wege fliesst ihnen nach und nach, wenn der sociale Reichthum steigt und das Leben sich verfeinert, ein Theil des Reinertrages zu. Dieses Steigen erfolgt dadurch, dass sociale Factoren in's Spiel kommen, welche den Inbegriff dessen, was zum nothwendigen Lebensbedarf, selbst der untersten Classe, gehört, erweitern.

In ähnlicher Weise wird der Preis jeder Waarenart, welche — wenn wir uns per analogiam so ausdrücken dürfen — keine Monopolstellung hat, deren Angebot also der Nachfrage stets vorauszueilen strebt, dahin tendiren, den natürlichen Preis, d. h. den Stand der zur Zeit nothwendigen Beschaffungs- oder Herstellungskosten, zu erreichen und wird um den Punkt des natürlichen Preises oscilliren.

Die Physiokraten waren der Ansicht, dass unter dem Walten der freien Concurrenz — der freien Concurrenz sowohl im nationalen wie internationalen Verkehr — die Classen der agricolen Arbeiter, der Handwerker, Industriellen und Kaufleute nur den zur Zeit nothwendigen Bedarf für Besorgung ihrer Functionen, für standesentsprechende Erhaltung der Familie und den Ersatz der gemachten productiven Auslagen erwerben würden. Den Bodeneigenthümern allein — welche eine gleichsam natürliche Monopolstellung behielten — würde

der gesammte wirthschaftliche Reinertrag zufallen. Von diesem Reinertrag müssten freilich noch alle socialen Ausgaben für die Staatsverwaltung, für Pflege idealer Gesammt-Interessen u. s. w. bestritten werden.

In der That jedoch fällt die erste Verfügung über den socialen Reinertrag — wenigstens im Grossen und Ganzen — heute, bei Walten der freien Concurrenz, den wirthschaftlich selbstständigen Classen überhaupt zu, nämlich den Eigenthümern des Bodens, den Capitalisten und den Unternehmern in allen Zweigen des wirthschaftlichen Lebens.

Was man in unseren Tagen die sociale Frage nennt, concentrirt sich grossentheils auf die zwei Punkte, auf welchem Wege die speciell als arbeitende bezeichneten Classen sich gegen das zeitweilige Herabsinken ihres Erwerbes unter das Niveau des natürlichen Lohnes schützen könnten, und ob die Verfügung über den socialwirthschaftlichen Reinertrag für alle Zeit nur einer oder blos einigen Classen der Gesellschaft zustehen müsse.

Der Begriff eines natürlichen Preises und Lohnes spielt auch im Volksbewusstsein eine nicht unbedeutende Rolle. Nach der Volksempfindung — soweit sie unbefangen ist — wird es in Ordnung befunden, wenn der Geschäftsmann gewöhnlicher Art so viel gewinnt, um die seinem Stande entsprechenden Bedürfnisse befriedigen zu können, aber auch den Leuten, die er beschäftigt, soviel gewährt, dass sie ihren der Zeit nach als nothwendig angesehenen Bedürfnissen gegenüber aufzukommen vermögen. „Leben und leben lassen!" Dieser Spruch wird vom Volksbewusstsein oft in solchem Sinne genommen. Ebenso wird vom Volke den idealen Berufen ein gewisser, dem betreffenden Berufe entsprechender Unterhalt als gebührend zuerkannt. Dass ganz besondere, seltene wirthschaftliche, künstlerische, politische Leistungen u. s. w. in besonders ausgezeichneter Weise entlohnt werden, sei es durch ihren geschäftlichen Erwerb, sei es durch den Staat oder durch die Gesellschaft, wird vom unverdorbenen Volke als eine ordnungsmässige sociale Erscheinung empfunden und gutgeheissen. Ob minder gebildete Volksclassen auch jede Art von Leistungen seltener Qualität in ihrer Bedeutung erkennen,

ob sie nicht manche, dem socialen Leben wichtige Functionen — wie die eines grossen Bankiers etwa — für keine Leistung oder für etwas blos Schädliches halten, kommt hier ausser Betracht. Die Thatsache, dass im wirthschaftlichen Denken des unbefangenen Volkes der Begriff des natürlichen Preises eine bedeutende Rolle spielt, bleibt dennoch bestehen.

Wir haben in unserer Untersuchung „Angebot und Nachfrage" in ihrem Aufeinanderwirken als den eigentlichen Haupthebel der socialen Werthwage anerkannt. Wir haben aber auch darauf hingewiesen, dass noch andere Elemente, so insbesondere der im Kampf um grösseren Antheil am socialen Ertrage sich bethätigende Willen und die diesen Willen begleitende ökonomische Macht, ihren Einfluss auf die Preisbestimmung der Leistungen geltend machen.

Wenn das Gewicht eines Körpers bestimmt wird, drückt man dasselbe als Vielfaches oder als Bruchtheil eines bekannten Gewichtes, als eine Anzahl Kilogramme, oder, je nachdem, als eine Anzahl Theile eines Grammes in Worten aus. Es ist ein praktisches Bedürfniss, welches uns so zu verfahren treibt. Statt zu sagen, der Körper A. wiegt viermal so viel als der Körper B., und dieser ein Drittel so viel als der Körper C. u. s. f., vergleichen wir lieber sowohl B. als C. u. s. f. ihrem Gewichte nach mit einem bekannten Gewichte, so mit dem eines gewissen Würfels reinen Wassers höchster Dichte.

Diese Vergleichung aller Gewichte mit einer gemeinsamen Gewichtseinheit hat für das praktische und wissenschaftliche Leben eine ähnliche Bedeutung, wie technische Ausdrücke, Nomenclaturen, mathematische Zeichen u. s. w. Der Mensch bedarf dieser Stützen, Krücken und Hilfsapparate des Verstandes, weil seine geistige Anschauungskraft viel zu schwach ist, als dass er mit einemmale aus seinem Geiste heraus das Weltganze und dessen Gliederung in's Kleine hinab erschauen und im Bilde festhalten könnte. Besässe der Mensch eine solche mächtige anschauende Kraft des Geistes, dann bedürfte er keines logischen Schliessens, auch nicht des complicirten mathematischen Algorithmus, nicht der Reflexionen, der abstracten Begriffe u. dgl.

Auch bei der Werthabwägung bedarf es einer Maass-Einheit. Wir haben in unserer Betrachtung die Jahresleistung und den Jahresertrag als Wertheinheit in's Auge gefasst und angenommen, dass jede einzelne Leistung in ihrem ökonomischen Gewichte, in ihrem Werthe, als Quote, als Bruchtheil der Gesammtleistung ausgedrückt werde. In manchen Gebieten des Lebens bedienen wir uns, wie es scheint, einer solchen Methode, um Grössenmessungen zum Ausdrucke zu bringen. Wenn wir den Tag und den Kreis, den die Sonne bei ihrem Sinken unter und Steigen über den Horizont beschreibt, in Stunden, Minuten, beziehentlich in Grade und Minuten abtheilen, nehmen wir das Ganze als die eigentliche Maasseinheit. Der Grund zu diesem Verfahren liegt wohl darin, dass uns hier das Ganze als ein der Grösse nach Festes und für Jedermanns Vorstellung Anschauliches vorschwebt.

Die Gesammtleistung und den Gesammtertrag einer National-Gesellschaft sich anschaulich vorzustellen, ist sehr schwierig. Eine so hohe Bedeutung es nun auch haben mag, die Leistung des Einzelnen als Quote der Gesammtleistung, das Einkommen jedes Einzelnen als Quote des Gesammtertrages zu betrachten, so würde doch eine solche Ausdrucksweise der Werthe, wenn sie direct gebraucht werden sollte, schon darum nicht taugen, weil ihr die Anschaulichkeit fehlen würde. Aber gleichzeitig dem socialen Leben entnommen und in hohem Grade anschaulich ist der Tagesbedarf (des gemeinen Mannes) als Maasseinheit für den Grössenausdruck jeder Einkommensart gebraucht. In der That pflegt die Grundmünze des alltäglichen Gebrauches in den meisten Ländern dieser Werthgrösse angepasst zu werden, so z. B. die Mark, der Frank u. dgl. Die kleinsten Münzen pflegen ebenso der Werthgrösse einer handvoll Reis, einem gewöhnlichen Brodschnitte zu entsprechen.

In dem Ausdrucke der relativen Vermögensgrössen sind die meisten Völker solcher anschaulicher Methode gefolgt. Hirtenvölker bemassen die Vermögen naturgemäss in Stücken Gross- und Kleinviehes. Ackerbauvölker sprachen Vermögensgrössen in Bodengrössen und die Bodengrössen wieder oft in Tagarbeiten, d. h. in Stücken, welche z. B. in einem Tage mit einem Pfluge umzuarbeiten sind, aus.

In einer Gesellschaft, welche das Lohnwesen schon hoch entwickelt hat, stellt sich der gemeine Mann die meisten Werthe wirklich als Vielfache oder als Theile des Werthes eines gemeinen Tagesbedarfes vor. Von dem Werthe eines goldenen, silbernen oder papierenen Geldstückes hat er nur dadurch eine klare Vorstellung, dass er weiss, wie viele Tagesbedarfe oder den wievielten Theil eines Tagesbedarfes er mit dem betreffenden Geldstücke zur Zeit und am gegebenen Orte decken kann. Sein Begehren nach Gold oder Silber und seine Neigung, sich um Gold und Silber zu plagen, würde diesem Metalle sicherlich nicht den hohen Werth beilegen, den es in der Welt hat. Wenn er seine Begierde nach einer gewissen Menge dieses Stoffes mit der Schwierigkeit, die betreffende Metallmenge zu beschaffen, vergliche, dann würde das Zünglein der Wage „Angebot-Nachfrage" beiweitem weniger zum edlen Metall hinneigen, als dies in der Welt der Fall ist. Eine directe Vorstellung vom Werthe des edlen Metalles besitzt nur eine sehr geringe Anzahl von Menschen.

Man kann es also mit Grund aussprechen, dass die grosse Mehrzahl der Menschen in civilisirtem Gemeinwesen sich den natürlichen Lohn gemeiner Arbeit als eigentliche Wertheinheit vorstellt. Die herrschenden Wertheinheiten werden von den meisten Civilisirten nur als Vielfache oder Brüche vom Tagesbedarfe u. dgl. gedacht.

Diese Art von Werthmaassstab — wie die Quote des Gesammteinkommens, oder eine gewisse Quote des Gesammt-Vermögens der Gesellschaft, oder der gemeine nothwendige Tagesbedarf u. dgl. — haben manche Nationalökonomen als ideales Geld oder ideales Werthmaass bezeichnet. So sagt z. B. Murhard: „Bei allen Gattungen des Verkehres, selbst in Fällen des wirklichen Tausches, d. h. da, wo nur Waare gegen Waare von den Besitzern umgesetzt wird, ist dem geselligen Menschen ein allgemeiner Werth oder Vermögensmesser, ein Maassstab nothwendig, nach welchem er die Abstufungen des verglichenen Werthes der Güter und des Preises derselben gegen einander abzuwägen vermag; ohne einen solchen Maassstab ist ein eigentlicher Verkehr gar nicht denkbar . . . Zum

allgemeinen Werth- oder Vermögensmesser können ebensowohl unkörperliche Gegenstände, blosse Begriffe, als körperliche Gegenstände, sinnliche Dinge, gewählt werden. Im ersteren Falle wollen wir den Werthmesser Idealgeld (Begriffgeld) nennen . . . Da der Zweck, die Abstufungen des verglichenen Werthes der Güter und des aus ihm hervorgehenden Preises derselben abzuwägen, schon dann erreicht werden kann, wenn man sich den allergeringsten Vermögenstheil blos denkt, diesen Gedanken durch irgend eine willkürliche Benennung ausdrückt und das Verhältniss dieses kleinsten Vermögenstheiles zu anderen grösseren Werthen durch die Vervielfältigung (Multiplication) jener Benennung bezeichnet, so ist es klar, dass körperliche Gegenstände zum allgemeinen Werthmesser nicht unumgänglich nothwendig sind, sondern dass auch schon blosse Begriffe dazu gebraucht werden können."

Die Möglichkeit eines idealen Werthmaassstabes ist von vielen Nationalökonomen bestritten worden. Wenn mit dem Ausdrucke „abstractes oder ideales Werthmaass" gesagt sein sollte, man könnte mit einem „abstracten Begriff" einen Werth messen, dann müssten wir die Idee, dass es einen idealen Werthmaassstab gebe, verwerfen. Wenn jedoch unter einem idealen Werthmaass ein Werth verstanden wird — wie etwa der eines Hundertmilliontels des socialen Jahres-Ertrages oder jener eines gemeinen Tagesbedarfes — dann wird nicht eigentlich ein abstracter Begriff, sondern ein vorgestellter Werth als Einheit, als Werthgewicht angewendet. Nur ist derjenige Werth, welcher in solchem Falle als Werthmaass oder Wertheinheit dient, nicht körperlich zur Hand. Dies physische Zurhandsein des Werthmaasses beim Werthmessen scheint, nach Ansicht mancher Volkswirthe, eine unabweisliche Nothwendigkeit für das Werthmessen zu sein.

Mac Culloch spricht sich beispielsweise in dieser Hinsicht („Geld und Banken"; deutsch von Tellkampf und Bergius. Berlin 1859) folgendermassen aus: „Wir könnten es ebensogut versuchen, Entfernungen durch einen eingebildeten Zoll oder einen eingebildeten Fuss zu schätzen, als Preise oder Werthe durch einen eingebildeten Shilling oder einen eingebildeten Sovereign . . . Nichts, das nicht gegen irgend etwas Anderes

vertauscht werden kann, kann jemals ein Maass des Werthes sein. Waaren werden immer mit Waaren verglichen, und nicht mit abstracten Ausdrücken. Die Menschen gehen mit wirklichen Werthen oder den Aequivalenten derselben in der Tasche auf den Markt. Und auf etwas, was wirklichen Werth hat — auf das Gold, das in einem Sovereign enthalten ist, und nicht auf das Wort Sovereign — haben sie sich immer bezogen und müssen sie sich auch immer beziehen, wenn sie einen Werth schätzen." Dieses Princip ist von Locke geschickt und deutlich dargethan worden: „Die Menschen", sagt er, „schliessen ihre Käufe nicht gegen Benennungen oder Töne, sondern gegen den wirklichen Werth, d. h. die Quantität Silber oder Gold, wofür eine öffentliche Autorität Bürgschaft gewährt, dass sie in Stücken mit solchen Benennungen enthalten ist. Und dadurch, dass die Menschen eine grössere Quantität Silber oder Gold haben, kommen sie vorwärts und werden reicher, und nicht dadurch, dass sie eine grössere Anzahl Benennungen haben."

In ähnlichem Sinne spricht, mit vielen anderen Volkswirthen hierin übereinstimmend, J. E. Horn in seinem Werke „Bankfreiheit." „Das Werkzeug", sagt er, „welches die Länge messen soll, muss selbst Länge haben, und das Werkzeug, welches das Gewicht anzeigen soll, muss Gewicht haben; wie sollte nun ein Werkzeug ohne Werth den Werth messen? Messen ist nichts Anderes, als das Unbekannte vergleichen, bestimmen durch sein Verhältniss zum Bekannten. Ich stehe mit einem Stock in der Hand vor einem Brett, dessen Länge ich zu kennen wünsche; ich weiss, dass mein Stock, der Länge nach, gleich ist dem Zehnmilliontel des Viertels vom Erdmeridian (ein Meter); ich lege Stock und Brett aneinander; ich vergleiche. Ist dasselbe ebenso lang als der Stock, so weiss ich, dass die Länge des Brettes gleich ist dem Zehnmilliontel des Viertels vom Erdmeridian; ist es zweimal so lang als der Stock, so weiss ich, dass seine Länge gleich ist zweien Zehnmilliontel, oder dem Fünfmilliontel des Viertels vom Erdmeridian; d. h. — um es gemeinhin zu sagen — dass das Brett ein, zwei Meter Länge hat . . . Jetzt will ich überdies den Werth des Brettes kennen. Um diese unbekannte Grösse zu finden, um den

Werth zu messen, muss augenscheinlich die bekannte Grösse, mit welcher ich jene vergleichen, an welcher ich sie messen werde, selbst einen Werth haben, wie der Gegenstand, an welchem ich die Länge des Brettes mass, Länge haben müsste . . . Den Werth anders als an dem Werthe messen, ist ebenso unmöglich, als die Länge anders als an der Länge, die Schwere anders als an der Schwere zu messen. Was folgt hieraus? Die Münze bemisst und kann alle Werthe nur darum messen, weil sie selbst ein Werth, und zwar der vorzüglichste Werth ist."

Als Wertheinheit kann nur ein Werth gebraucht werden, wie als Längeneinheit nur eine Länge, als Gewichtseinheit nur ein Gewicht. Hieran ist sicherlich nicht zu zweifeln. Wenn man unter Längenmessung so viel versteht, als die Längen verschiedener Gegenstände als Vielfache — oder je nachdem als Bruchtheile — einer bekannten Länge (welche als Längeneinheit benannt wird), ausdrücken, dann ist es ja etwas ganz selbstverständliches, dass Längen nur durch eine Länge gemessen werden können.

Wird aber unter Längenmessung nicht eine gewisse Ausdrucksweise — Längen als Vielfache oder Bruchtheile einer Längen-Einheit — verstanden, soll Längenmessung das Verfahren bedeuten, durch welches man herausfindet, das Wievielfache oder der wievielte Theil einer bekannten Länge (der Längeneinheit) ein in Frage kommender Gegenstand, seiner Länge nach, beträgt, dann ist der Satz, dass Längen nur durch Längen gemessen werden, nicht von allgemeiner Giltigkeit. Nicht blos durch Anlegen des Zollstockes an den zu messenden Gegenstand werden Längen gemessen. Die Entfernung, der Abstand eines Objectes vom Beschauer kann aus der schwächeren oder stärkeren Lichtwirkung des Objectes u. dgl. erkannt werden. Ein Lichteffect wird hier als Werkzeug der Längenmessung benützt. Die Grösse der Entfernung oder die Länge wird hier wohl als Vielfaches einer bekannten Länge (eines Meters oder Fusses) ausgedrückt; aber eine Länge (ein Zollstock, ein Meterstab) wird nicht als Messwerkzeug verwendet sein. Wärme (Temperatur) kann nur durch Wärme, wie Länge nur durch Länge gemessen werden, wenn unter Messen nur eine Ausdrucksweise ver-

standen wird. Als Messwerkzeug dient uns aber gewöhnlich das Thermometer. Der Grad der Ausdehnung oder Zusammenziehung eines Stoffes (so des Quecksilbers) gibt uns über die Höhe der Temperatur Aufschluss.

Wenn also gesagt wird: „Das Werkzeug, welches die Länge messen soll, muss selbst Länge haben, und das Werkzeug, welches das Gewicht anzeigen soll, muss Gewicht haben, wie sollte nun ein Werkzeug ohne Werth den Werth messen?" dann dürfte hier von den zweierlei Bedeutungen des Wortes „messen" abgesehen worden sein. Das „Werkzeug", mit welchem das Messen vorgenommen wird, scheint mit der „Maass-Einheit" verwechselt zu werden, welche beim Ausdruck für das durch das Werkzeug gefundene Maass gebraucht wird.

Ob Werthe nur durch einen Werth zum Grössen-Ausdruck gebracht werden können, ist eine Frage, deren Beantwortung nicht den mindesten Zweifel und durchaus keine verschiedenen Möglichkeiten zulässt. Mit der Frage nach dem Werkzeug der Werthmessung kann es wohl anders bestellt sein. Ob das Werkzeug der Werthmessung eine Art Werth-Elle sein müsse, welche in ähnlicher Weise, wie der Zollstock, beim Messen gebraucht wird oder wie die Gewichtssteine bei gewissen Arten des Wägens verwendet werden, das dürfte mindestens einen Zweifel zulassen. Es gibt Wäge-Methoden — so vermittelst der Federwage —, welche ohne Hilfe von Gewichtssteinen ausgeführt werden, obwohl — was selbstverständlich ist — das Gewicht des abgewogenen Körpers wieder nur als Vielfaches oder Bruchtheil eines anderen bekannten Gewichtes (eines Kilogrammes zum Beispiel) zum Ausdrucke kommen wird. Vielleicht kann auch die Werthmessung oder Werthwägung durch Hilfe eines Werkzeuges, welches nicht in jener Weise fungirt, wie der Zollstock oder die Gewichtssteine, vollführt werden. Durch den Satz: „Das Werthmaass, d. h. die Werth-Einheit müsse ein Werth sein", ist über unsere Frage noch nicht entschieden.

In der That ist das Werkzeug der Werthmessung oder die Werthwage in hohem Grade von anderen Maass-Instrumenten verschieden. Die Werth-Abwägung ist vor Allem in bedeutenderem

Maasse, als die Gewichts- oder Längenmessung, von psychischer Art. Ausserhalb unserer Seele vermag sich der Werth des einen gegenüber dem anderen Objecte — welches letztere als Werth-Einheit betrachtet wird — nicht so auszusprechen, wie etwa die zwei Körper, welche auf die beiden Schalen der gewöhnlichen Wage drücken. Durch unsere Sinne vermögen wir überhaupt nicht dasjenige wahrzunehmen, was an den meisten Dingen ihren „Werth" bedeutet. Auch unsere sinnliche Phantasie ist nicht im Stande, uns den Werth eines Gegenstandes in solcher Weise, wie etwa eine Raumeslänge, vorstellbar zu machen. Der Werth kann nur begrifflich erfasst und seelisch, als Wirkung auf unser Begehren und Wollen, empfunden werden.

Die Werthwage oder das Werkzeug der Werthmessung ist nicht ausser der Seele, im Raume etwa, vorhanden. Ja, für die Messung jenes Werthes, den man den Verkehrswerth käuflicher Dinge nennt, muss gleichsam die gesammte Social-Seele in Action gesetzt werden. Alle, oder doch fast alle Glieder der Gesellschaft, in vielen Fällen sogar eine grosse Zahl von Völkern, sind durch ihre seelische Thätigkeit dabei betheiligt, den Werth einer Güter- oder Leistungsart als Grösse an's Licht zu bringen. Sie müssen ihre Begierden, ihre productiven Fähigkeiten, ihre Erwerbsbestrebungen u. s. w. auf das betreffende Object richten und alle Hindernisse, welche dem Erwerb oder der Beschaffung einer gewissen Menge dieser Güterart u. s. w. entgegenstehen, seelisch zu Worte kommen lassen, damit die Abwägung des Werthes sich vollziehe. Nicht auf die Schalen einer äusseren, materiellen Wage werden die Verkehrsobjecte gelegt, damit sie ihr Werthverhältniss kund thun. Auch kann die Werth-Einheit nicht, wie ein Zollstock oder ein Meterstab, zur äusseren Verwendung kommen, wenn wir ein Object auf dessen Werth zu prüfen, zu untersuchen haben. Solche Verfahrungsweisen sind bei der Werthmessung durchaus nicht möglich. Wage uud Wagschalen für die Werthmessung sind ganz und gar psychischer Natur und in der Seele, in der Volksseele selbst befindlich. Nur durch Druck und Zug psychischer Art, nur durch Einwirkung auf unser Vorstellen, Begehren und Wollen kann sich das wirth-

schaftliche Gewicht und der Verkehrswerth eines Objectes aussprechen.

Die Objecte, deren Werthe zu vergleichen sind, müssen also gleichsam auf die Wagschalen der begehrenden und abschätzenden Seele gelegt werden. Soll der Werth eines Palastes mit dem Werthe einer Unze Goldes verglichen werden, dann wird diese Aufgabe kaum dadurch gefördert werden, dass wir den Palastbau einerseits und das Stück Metall andererseits betrachten oder das eine Object dem andern räumlich nahe bringen. Die Gegenwart der Unze Goldes — welche hier als die bekannte Werthgrösse oder als Werth-Einheit fungirt — erleichtert durchaus nicht die Lösung des Problemes. Ob das Metall zur Hand ist oder nicht, ist gleichgiltig für diese Angelegenheit. Durch die sinnliche Betrachtung des Goldstückes werden wir nicht befähigt, anzugeben, wie vielen solchen Goldstücken der Palast, dessen Werth wir bestimmen wollen, äquivalent ist. Aber auch die Schätzung, die Bewerthung des Goldes selbst wird nicht durch die sinnliche Betrachtung erreicht. Glanz und Farbe allein — die uns zudem im Geiste gegenwärtig sind, auch wenn das Metallstück nicht zur Hand ist — entscheiden ja noch nicht allein über den Werth des Goldes. Die Schwierigkeiten (Arbeit und andere Kosten), das Metall aus der Erde zu schaffen, die Seltenheit von neuen Funden, das Verhältniss des Angebotes zur Nachfrage, d. h. fast alle den Werth bestimmenden Momente sind durchaus nicht durch Hilfe des Auges dem Golde abzusehen, nicht mit der Hand und den Fingern dem Golde abzufühlen. Es ist also wohl ein Irrthum, zu glauben, das edle Metall müsse der Waare physisch gegenübertreten, wenn die Abschätzung des Waarenwerthes und der Ausdruck dieses Werthes, in so und so viel Metallstücken bestimmten Gewichtes, möglich sein soll.

Wir haben nun gesehen, dass das Werkzeug der Werthmessung oder Werthabwägung nicht selbst auch ein äusserer materieller Werthgegenstand sein müsse, ja dies gar nicht sein könne. Dieses Instrument ist eben das sociale Bewusstsein, auf welches die Nachfragen und Angebote zur Wirkung kommen. Der Satz: „Werthe können nur durch Werthe ge-

messen werden", hat aber, wie schon früher bemerkt, noch einen anderen Sinn. Er sagt: Werthe können nur als Vielfaches oder als Bruchtheile eines anderen bekannten Werthes — der als Einheit gezählt wird — zahlenmässig ausgesprochen werden. In diesem Satze liegt jedoch ein Doppelsinn. Das Wort „Werth" wird nämlich bald in ideellem (gedanklichen), bald in materiellem Sinne gebraucht. Ein Gegenstand, welcher Werth hat, wird selbst auch ein Werth genannt. Der Werth aber, welcher einem Gegenstande zugeschrieben wird, ist selbst weder ein Stoff, noch eine stoffliche Eigenschaft. Der Gegenstand, welcher Werth besitzt, kann freilich stofflicher Art sein; ist jedoch nicht immer ein materielles Ding. Leistungen können Werth haben, wenn sie auch nicht in einem Geben von Stoffen bestehen. Man denke nur an — sei es mehr physische oder mehr geistige — Arbeitsleistungen.

„Werthe können nur durch Werthe gemessen werden." Soll dieser Satz sagen, dass Werthgegenstände nur durch Werthgegenstände zahlenmässig ausgedrückt werden können; soll dieser Satz ferner sagen, dass die Werthgegenstände, die hier in Betracht kommen, materieller Natur sein müssen? Wie sollten dann Arbeiten des menschlichen Geistes, Herzens und Leibes ihrem wirthschaftlichen Werthe, oder ihrem Verkehrswerthe nach, ausgedrückt werden? Wenn eine Stunde Arbeit bestimmter Art eine Anzahl Pfennige oder Mark werth ist, also einem Quantum Metall äquivalirt, d. h. gleichkräftig ist, dann müssen wohl beide Glieder dieser Gleichung (oder Gleichsetzung) Werthe sein. Ebenso, wie die Arbeitsstunde — ihrem Werthe nach — als Vielfaches eines Pfennigs oder einer Mark (d. h. also eines bestimmten Quantums Metalles), muss auch wieder ein Quantum Metall — seinem Werthe nach — als Vielfaches oder Bruchtheil einer Stunde Arbeit bestimmter Art zahlenmässig zum Ausdrucke zu bringen sein. Nicht durch das Metall wird die Arbeit gemessen (d. h. hier: als Zahl ausgedrückt), sondern der Werth der Arbeit, durch den Werth des Metalles. Wird umgekehrt der Werth des Metalles durch den Werth einer Arbeitsleistung gemessen (d. h. hier: als Zahl ausgedrückt), so geschieht nichts, was

gegen den Satz: „Werthe können nur durch Werthe gemessen werden", verstossen würde.

Nicht ein Werthgegenstand, sondern eine bestimmte Werthgrösse dient also eigentlich als Werth-Einheit. Auch beim Längenmessen ist die Werth-Einheit nicht ein langer Gegenstand, sondern eine Länge. Nicht das ein Meter lange Stück Holz oder Metall, sondern die Länge, die bestimmte Liniengrösse, welche den Namen „Meter" führt, dient als Längen-Einheit. Die Länge können wir sinnlich vorstellen oder durch eine gewisse Art sinnlicher Phantasie (nach Kant: durch reine Anschauung) festhalten. Den Werth eines materiellen Dinges oder einer Arbeit u. s. w. vermögen wir — wie schon früher bemerkt — nur begrifflich aufzufassen und durch Einwirkung dieses Begriffes auf unser Wollen und Begehren, in einer gewissen Weise, auch seelisch zu empfinden. Werthe werden also im Grunde immer nur durch Begriffe oder durch seelische Empfindungen, welche eine Folge des begrifflich aufgefassten Werthes sind, gemessen, d. h. hier: zahlenmässig ausgedrückt. Gegen das Wesen der Werthmessung im Allgemeinen verschlägt es also nicht, ob eine Arbeitsstunde (d. h. der Werth einer solchen), ein Tagesbedarf (des gewöhnlichen Arbeiters) oder ein Hundertmilliontel der gesammten Jahresarbeit, oder ein Hundertmilliontel des gesammten socialen Jahresertrages u. dgl. als Werth-Einheit gewählt wird.

Man kann den Einwand machen, eine Tagesarbeit oder ein Tagesbedarf sei keine bestimmte Grösse. Es handelt sich hier jedoch nur um einen durchschnittlichen Werthbetrag, welcher den Werthrechnungen zu Grunde zu legen ist. Es ist dann gleichgiltig, ob die vielerlei wirklichen Tagesarbeiten oder Tagesbedarfe dem ideell bestimmten mehr oder minder gleichen.

Wenn wir nun auch — wie es scheint — erwiesen haben, dass sowohl für die Aufgabe der Werth-Abwägung, als auch für den Zweck der Werthrechnung ein begrifflich gefasster Werthbetrag recht wohl den Dienst der Werth-Einheit verrichten könne, so haben wir damit freilich nicht bewiesen, dass nicht andere Aufgaben und Zwecke des socialwirthschaftlichen Lebens dafür sprechen, die Werth-Einheit in einer gewissen

Weise und gleichsam organisch an das Edelmetall zu knüpfen. Aber der Satz: „Werthe können nur durch Werthe gemessen werden", ist für diese Frage nicht entscheidend; dieser Satz gibt uns keinen Grund an, weshalb die Anknüpfung des Werthmaasses an das Edelmetall wirthschaftlich zweckmässig oder nothwendig sei. Diese Gründe werden wir noch aufzusuchen, oder, sofern sie schon gefunden sind, anzuerkennen haben.

Bevor wir aber unsere Untersuchung über die Functionen des Geldes wieder aufnehmen und die Bedeutung des Edelmetalles für das Geldwesen erörtern, wollen wir unsere Aufmerksamkeit dem Werthbegriffe zuwenden. Freilich wird die Frage des Geldwesens nur von einer gewissen Seite des Werthbegriffes berührt. Nicht der Werthbegriff, nach allen seinen Strahlen und Verzweigungen, braucht bei der Geldfrage in Betracht gezogen zu werden. Doch spielt dieser Begriff zu unserer Zeit in fast allen theoretischen Fragen des Wirthschaftslebens eine so grosse und breite Rolle, dass wir füglich einer speciellen Erörterung dessen, was „Werth" überhaupt und „Verkehrswerth" insbesondere sei, nicht ganz aus dem Wege gehen dürfen.

IX.

„Als der heilige Augustin einmal gefragt wurde, was Zeit sei, sagte er: Wenn ich nicht gefragt werde, weiss ich es." Mit diesen Worten eröffnete der deutsche Philosoph und Begründer einer Völkerpsychologie, Lazarus, seinen Vortrag „Zeit und Weile". — Die meisten Menschen hätten auf die Frage, was der „Werth" sei, dieselbe Antwort zu geben. An der richtigen Empfindung — wenn wir uns so ausdrücken dürfen — wird es uns im praktischen Leben bei Anwendung des Begriffes und des Wortes „Werth" kaum fehlen. Die Schwierigkeiten erheben sich aber sogleich, sobald wir über den Begriff „Werth" zu reflectiren beginnen. Freilich dürfte es beiweitem leichter sein, durch Denken und Ueberlegen dem beizukommen, was wir Werth nennen. Wir müssen eben mit dem Fragen recht lange fortfahren. Der Ursprung des Begriffes „Werth" liegt nicht so sehr verborgen,

wie die Quelle und das Wesen dessen, was den Namen „Zeit'' führt.

Der Begriff „Werth" erhebt sich — daran ist wohl kaum zu zweifeln — dann in unserer Seele, wenn wir abschätzen, in welchem Grade und Umfange irgend ein Object einem Zwecke dienlich ist, oder einer Idee, einem Ideale entspricht, die unserem Geiste vorschweben. Wir bezeichnen das Object, welches einem Zwecke dienlich oder einer Idee entsprechend erscheint, als in dieser Hinsicht gut, nützlich, zweckmässig, schön u. s. w., je nach Art des Zweckes oder der Idee, auf die wir bei Beurtheilung des Objectes reflectiren. Wenn wir uns das Gutsein, Dienlichsein etc. eines Objectes so vorstellen, als wäre es ein Vorrath, eine Menge von Kraft oder Stoff in dem Objecte, dann ist in uns der Begriff „Werth" in's Spiel gekommen. Wissenschaftlich gesprochen, könnte man sagen: Werth ist die Güte, die Zweckdienlichkeit als Grösse, d. h. als mathematische Grösse aufgefasst. Das „Wieviel" der Güte als ein selbstständiger Begriff ist der Begriff „Werth".

Die Chemiker sprechen von dem Nährwerth verschiedener Nahrungsmittel. Sie fassen die Tauglichkeit dieser Mittel, dem Leibe Nährstoff zu geben, in's Auge, und nennen die relative Grösse dieser Tauglichkeit bei dem einen oder anderen Mittel dessen (relativen) Nährwerth. Man spricht in ähnlichem Sinne von dem Heizwerthe verschiedener Heizmaterialien. Verschiedene Holz- und Kohlenarten u. dgl. werden nur auf ihre Heizkraft in's Auge gefasst. Die Menge solcher Kraft in einem Quantum eines Heizmaterials kann dessen Heizwerth füglich genannt werden. Ob das eine Material mehr oder minder für die Heizung eines Wohnraumes tauge, kommt da noch nicht in Betracht. Der Heizwerth im Allgemeinen ist nicht dasselbe, wie der Heizwerth specieller Art.

Das französische valeur (lat. valor), welches Werth bedeutet, sagt soviel als „Stärke", Kraft. Werth ist die Kraft eines Gegenstandes, aber dessen Kraft in gewisser Beziehung und als grössere oder geringere Menge, als mathematische Grösse, betrachtet. So befragen die Chemiker jeden Stoff nach seiner Fähigkeit, eine gewisse Menge Wasserstoff oder dgl. zu binden. Sie sprechen dann von Valenzen der Stoffe und stellen Aequivalent-

oder Gleichwerthigkeits-Tabellen der Stoffe auf. Hier wird die Kraft oder Wirksamkeit in einer gewissen chemischen Beziehung als Mehr oder Minder, als mathematische Grösse in's Auge genommen; ein Werthbegriff ist also in Action.

Wir könnten den Begriff des moralischen Werthes oder der Würde in ähnlicher Weise prüfen und würden zu dem gleichen Resultate gelangen. Der Zweck, auf welchen ein Object bezogen wird, kann in dem Objecte selbst liegen; er kann auch ein idealer sein; immer wird der Werth das „Wieviel", die mathematische Grösse des Tauglichseins, des Krafthabens, des Gutseins in Beziehung auf den gedachten Zweck etc. bedeuten.

Bei dem Worte „Werth" sollte also stets auch hinzugefügt werden das„ Wozu". Dieses „Wozu" wird in der Sprache des praktischen Lebens als selbstverständlich, als entnehmbar aus dem Zusammenhange der Rede, unausgesprochen gelassen. Ebenso wie das Wort „gut" wird das Wort „Werth" gewöhnlich ohne nähere Bestimmung gebraucht. Man sagt so, eine Speise sei gut. Für den Gaumen, für den Magen, für einen Kranken etc., diese nähere Bestimmung ergibt sich meist aus dem Zusammenhange der Rede, oder aus den Umständen, welche im Auge sind. Man sagt, ein gutes Pferd. Ob zum Reiten oder Lastentragen etc., ergibt sich meist von selbst. Auch in psychischem und idealem Sinne wird das Wort „gut" ohne nähere Bestimmung angewendet. Eine gute That, ein guter Mensch, die Güte des Himmels. Man weiss, welches Entsprechen einem Ideale in jedem dieser Ausdrücke gemeint sei.

Den Werthbegriff, nach seiner allgemeinen Bedeutung, dürfen wir als einigermassen aufgehellt betrachten. Für eine mehr specielle Betrachtung des ökonomischen Werthbegriffes ist uns hiedurch der Weg geebnet.

Wie der Begriff des Werthes, so gehört auch jener der Oekonomie allen Gebieten des Organisirens und künstlerischen Schaffens an. Wir nehmen aber hier den Begriff des „Künstlerischen" im weiteren Sinne. Als künstlerisch bezeichnen wir, für die Zwecke unserer Betrachtung, jede Thätigkeit, welche Materialien — diese seien nun Stoffe, materielle oder geistige

Kräfte — verwendet, verknüpft und ordnet, um eine Idee, ein Gedachtes, einen Plan etc. zu verwirklichen. Das Organisiren, ob es nun ganz unbewusst oder in höherem oder minderem Grade mit Bewusstsein sich vollzieht oder vollzogen wird, hat mit der künstlerischen Thätigkeit das gemeinsam, dass auch beim Organisiren Materialien, einer — bewussten oder nicht bewussten — Idee gemäss, verwendet, verbunden und geordnet werden. Doch liegt beim Organisiren der Zweck des Werkes mehr in dem Werke selbst, beim künstlerischen Bilden mehr ausserhalb des Werkes. Ja, beim Organischen — wenn dieser Begriff in einem strengeren Sinne genommen wird — liegt sogar die sich verwirklichende Idee zum Theile oder ganz und gar in den Kräften der Materialien selbst. Für unsere Erörterung haben wir jedoch nur auf das Gemeinsame in der künstlerischen Thätigkeit und in dem organischen Processe zu achten. Materialien werden in beiden Fällen verwendet; in beiden Fällen strebt ein Zweck oder eine Idee sich zu verwirklichen.

Bei der Betrachtung eines Werkes organischen Schaffens oder künstlerischen Machens können wir uns die Frage stellen, ob Art und Maass des Aufwandes von Materialien — von Stoffen, Kräften, Gedanken — für die Erreichung des angestrebten Zweckes oder für die Verwirklichung der dem Werke zu Grunde liegenden Idee in gewisser Hinsicht mehr oder minder gelungen seien, ob nicht etwa derselbe Zweck durch geringeren Material-Aufwand oder mit Aufwand desselben Materiales ein grösserer Zweck zu erreichen gewesen wäre. Wenn wir von diesem Gesichtspunkte aus ein Werk betrachten, dann sprechen wir von der Oekonomie dieses Werkes. In solchem Sinne wird von der Oekonomie eines Dramas, von der Oekonomie eines organischen Gebildes, ja sogar von der Oekonomie und dem Haushalte der Natur gesprochen. Man sagt, es fehle einem Werke an Oekonomie, der Künstler sei nicht ökonomisch verfahren. Freilich wird der Begriff Oekonomie nicht immer in mathematischem Geiste als ein „Wieviel" oder als „Mehr und Minder" von Oekonomie gefasst. Man gibt der planmässigen Vertheilung, Anordnung und Verknüpfung der Theile (der Stoffe, Kräfte) in dem betreffenden Werke oder organischen Gebilde den Namen „Oekonomie".

Wir haben hiemit den mehr formalen und allgemeinen Begriff der Oekonomie und des Oekonomischen beleuchtet. Wo ein organisches oder künstlerisches Gestalten besteht, da kann, in dem eben gefassten weiteren Sinne, auch von Oekonomie gesprochen werden. Unter socialer Oekonomie hätten wir dann etwas viel Umfassenderes zu verstehen, als dem verbreiteten Wortgebrauche entspricht. Ob nun die Gesellschaft mehr als organisches Leben oder mehr als Kunstwerk aufgefasst wird, so gibt es einen socialen Zweck, welchem gemäss das sociale Material — die Kräfte, Stoffe und Mittel der Gesellschaft — zur Verwendung, Anordnung und Gliederung kommen. Bei Betrachtung des gesammten Sociallebens können wir uns die Frage stellen, ob nicht aus demselben Material — den vorhandenen Menschenkräften, Mitteln und natürlichen Hilfsquellen — ein höheres Socialleben als das bestehende, sich verwirklichen liesse. Man kann zu diesem Behufe die thatsächliche Anordnung, Verknüpfung, Gliederung, Wechselwirkung und Verwendung der socialen Kräfte und Mittel zu erforschen suchen, sich sodann in die Frage vertiefen, wie viele und welche Kräfte unter der bestehenden Art der Materialverwendung eigentlich überflüssiger Weise aufgebraucht werden, welche Kräfte und Hilfsquellen hingegen unbehoben, unthätig, ungepflegt oder ganz in Schlummer bleiben.

Was gemeinhin sociale Oekonomie oder Volkswirthschaft heisst, bezieht sich formell auf die gleichen Fragen; aber das gesammte sociale Leben wird nur nach einer Richtung hin in's Auge gefasst. Nur vom Standpunkte der materiellen Interessen stellt sich der Volkswirth die aufgeführten Fragen. Der Volkswirth steckt sich für diese Forschung ein engeres Gebiet ab, als der Social-Philosoph. Selbst dann, wenn der Volkswirth in alle Lebenssphären forschend vordringt, so hält er doch sein specielles Ziel im Auge. Dieses Gebiet und Ziel wollen wir einigermassen genauer zu kennzeichnen versuchen.

Das Leben des Menschen ist zweien Polen zugewendet: der Natur, welche ihn umgibt, und dem Geiste, der in seinem Wesen sich erhebt und entfaltet. Der Mensch fühlt sich ge-

drängt, nach diesen beiden Richtungen hin seine Kräfte zu bethätigen; er hat Bedürfnisse, die er nur durch Gaben der Natur, andere, die er nur durch inneres geistiges Bilden befriedigen kann. Er sucht auf einer Seite die Natur immer mehr seinen Zwecken dienstbar zu machen, auf der anderen Seite eine immer reichere Welt des Geistes aus der Seele heraus zur Entfaltung zu bringen. Die Fortschritte nach diesen beiden Richtungen hin stehen zu einander bis zu einem gewissen Grade in wechselseitiger Abhängigkeit. Der Mensch bedarf der materiellen Stoffe, Kräfte und gewisser äusserer Verhältnisse nicht blos um seines materiellen Lebens willen. Auch sein geistiges Leben bedarf in mannigfaltiger Weise der äusseren materiellen Mittel. Umgekehrt, muss der Mensch durch das Geistige unterstützt werden, wenn er sich in immer höherem Grade und Umfange die Natur dienstbar zu machen im Stande sein soll. Die materielle Cultur und die geistige Cultur — um es kürzer auszusprechen — stehen zu einander in dem Verhältnisse der Wechselwirkung.

Aber als unbedingt ist die Förderung der geistigen Cultur durch die materielle und die Förderung der materiellen durch die geistige Cultur nicht zu erklären. Es ist möglich, dass ein Volk der geistigen Entwicklung sich in hohem Maasse hingibt und die Werke materieller Cultur vernachlässigt, wie es möglich ist, dass eine Zeit allzu einseitig ihre Thätigkeit in der Richtung auf die materielle Cultur concentrirt.

Die menschliche Gesellschaft, in ihrer auf die Natur-Eroberung, auf Entwicklung der materiellen Cultur gerichteten Thätigkeit zu betrachten, kann ein eigenes Gebiet der Forschung bilden. Die Gesellschaft organisirt sich, gliedert, ordnet die Kräfte und Mittel für die fortschreitende Lösung materieller Culturaufgaben. Ob diese Organisation nun von oben her in mehr künstlerischer Weise durch den Staat und den Staatsmann gefördert wird, ob sie sich aus dem Wechselverkehr der Einzelnen mehr von selbst heraus- und fortbildet, in allen Fällen kann diese Organisation und ihre historische Fortbildung ein Object wissenschaftlicher Forschung abgeben. In der socialen, auf die materielle Culturaufgabe gerichteten Thätigkeit waltet ein bestimmter Plan, ob sich nun die Gesellschaft dieses Planes

bewusst ist oder nicht. Wie in jedem organischen oder künstlerischen Werke ist auch hier die Erwägung am Platze, in welchem Maasse die Art des Aufwandes und der Verwendung des Materiales, d. h. der persönlichen wie sachlichen Kräfte und Mittel, dem zu erreichenden Zwecke entspricht. Der Forscher wird nach der Oekonomie in diesem Werke, nach der Oekonomie in der socialen Organisation des Werkes materieller Cultur fragen. Er wird fragen, ob nicht bei gleichem Aufwand von Material die Aufgabe materieller Cultur in höherem Maasse und grösserem Umfange zu lösen, ob das Ziel, welches zur Zeit erreicht wird, nicht mit einem geringen Aufwand von Material (persönlichem wie sachlichem) zu erreichen wäre?

Die Frage nach der ökonomischesten Verwendung jener Kräfte und Stoffe, welche der materiellen Culturaufgabe gewidmet werden, diese Frage kann eine doppelte Bedeutung haben. Kräfte und Stoffe sollen zu Rathe gehalten werden, man soll bei Verwendung derselben mit einer gewissen Sparsamkeit verfahren, einerseits, weil jede künstlerische oder organische Thätigkeit auf einer um so höheren Stufe der Entwicklung steht, mit je geringerem Aufwand von Material sie ihren Zweck erreicht, andererseits, weil das so von Verwendung frei gebliebene Material eventuell in den Dienst eines zweiten Zweckes gestellt werden könnte. Wenn weniger Menschenkräfte und materielle Mittel in einem Zweige — ohne Nachtheil für diesen Zweck — zur Verwendung kommen, wenn in der einen Richtung also ein Ersparniss, eine Erübrigung sich ergibt, so werden hiedurch neue Kräfte und Mittel für andere Zwecke verfügbar werden.

Bei der Verfolgung ihrer materiellen Interessen werden die Menschen in mancher Richtung zu solchem Zurathehalten der Kräfte und Mittel durch drängende Umstände hingeleitet. Manche Mittel, welche uns von der Natur selbst frei, d. h. ohne dass wir eine Arbeit aufwenden, gewährt werden, bleiben in ihrem Vorrathe oder Zuflusse, in ihrer Menge hinter unserem Bedarfe zurück. Ohne jeden Hinblick auf die Vorzüge eines sparsamen, zu Rathe haltenden Aufwandes der Mittel fühlen wir uns in diesem Falle gedrängt, die Regel der Sparsamkeit

zu beobachten. Diese Sparsamkeit kann auch einem Theile der Gesellschaft durch andere Theile derselben aufgelegt werden, wenn der — selbst unerschöpfliche — Vorrath an gewissen natürlichen Mitteln im Eigenthum Weniger concentrirt ist. Diese Mittel sind dann etwa nur durch Hingabe anderer Mittel — welch' letztere nur in beschränktem Maasse von der Natur gewährt werden — zu erlangen. Wenn er in gewissen Fällen mit den Mitteln hauszuhalten genöthigt ist, so wird der Mensch in der Regel mit der Ausgabe seiner Arbeitskraft, mit der Verwendung seiner Arbeitszeit sparsam zu sein streben. Die beim Werke der materiellen Cultur aufgewendete Arbeit wird ja in der Regel mehr als Plage, denn als Genuss empfunden. Der Mensch liebt es, im Allgemeinen, möglichst viel Zeit für Musse oder frei gewollte Thätigkeit zu erübrigen. Arbeit, im Dienste der materiellen Noth aufgewendet, wird grossentheils als eine Last in Rechnung gesetzt. Also auch ohne jede Rücksicht auf die Forderung, bei dem Aufwande von Kraft sparsam zu verfahren, werden die meisten Menschen bestrebt sein, ihre Arbeitskraft zu Rathe zu halten.

Die Oekonomie beim Werke materieller Cultur ist es nun, an welche gemeinhin gedacht wird, wenn von Social-Oekonomie oder Volkswirthschaft gesprochen wird. „Jedermann sucht — sagt Senior — mit möglichst geringer Aufopferung möglichst viel Zuwachs an Reichthum zu erlangen." Aehnlich erklärt Proudhon das grosse ökonomische Gesetz dahin: „Die grösste Menge von Werthen durch möglichst geringe Kosten hervorzubringen." Schäffle bestimmt das Wesen der Wirthschaft in verwandtem Geiste, wenn er sagt: „Die Regelung der Hervorbringung und der „Ansichnahme" (Nutzaneignung, „Consumtion") beschränkt verfügbarer äusserer Befriedigungsmittel in der Richtung möglichst grossen reinen Nutzens, zum Zwecke einer möglichst reichlichen Versorgung des ganzen persönlichen Lebens — diese Regelung ist es, welche erfahrungsmässig als Wesen und Kern aller Wirthschaft sich darstellt. Die Durchführung dieser Regelung am Gesittungsprocess der Gesellschaft, für welche der Mensch von Natur angelegt ist, bildet den eigentlichen Gegenstand für die Betrachtungen der Nationalökonomie."

Das „Zurathehalten-Müssen" bei Aufwand von Mitteln, die uns nicht in ausreichendem Maasse zur Verfügung sind, das „Zurathehalten-Wollen" bei Ausgabe unserer Arbeitskraft, bei Verwendung unserer Zeit um Willen der Lebensnoth, diese beiden Umstände führen den Menschen schon sehr früh zum bewussten Oekonomisiren mit manchen für seine Versorgung nöthigen Mitteln, wie mit der um materieller Versorgung willen aufzuwendenden Zeit und Arbeitskraft Einhalten von Sparsamkeit beim Verbrauch der nicht in Ueberfülle verfügbaren materiellen Mittel wird vom Volke oft geradezu als Kern des Wirthschaftens angesehen und „Oekonomisiren" genannt. Der Grad des Sparen-, des Zurathehalten-Müssens, wie das Maass des Arbeiten-Müssens klebt für unser Bewusstsein gleichsam jenen Mitteln selbst an, mit denen wir zu wenig versorgt sind oder die wir uns erst durch Arbeit verschaffen können. In unserem Gemüthe bildet sich eine eigene Auffassungsweise jener Mittel (des Lebens und Genusses) heraus, welche uns an das Sparen- oder Arbeiten-Müssen erinnern. Auf diese Mittel concentrirt sich unser wirthschaftlicher Sinn in vorzüglichem Grade. Die übergrosse Mehrzahl civilisirter Menschen denkt bei dem Worte Oekonomie nur an das „Zurathehalten", an die vom Geiste der Sparsamkeit und des Erwerbes geleitete Verwendung jener Mittel, welche in nicht ausreichendem Maasse zur Verfügung oder nur durch Aufwand von Arbeit in ausreichendem Maasse zu erlangen sind.

Die Idee, dass immer neue Theile (Stoffe und Kräfte) der Natur in den Dienst des Menschen, dass ebenso neue, bisher schlummernde oder bisher nicht wenig entwickelte Anlagen des Volkes in Action zu bringen sind, um den materiellen Wohlstand zu heben, spielt eine sehr geringe Rolle in der alltäglichen Auffassung des Oekonomischen. Nur bei mehr poetischer oder philosophischer Betrachtung des Wirthschaftslebens kommt diese Idee mehr zu ihrem Rechte. Den Erfindern, den Männern kühnen Unternehmungsgeistes, den Staatswirthen hohen Sinnes bleibt es meist überlassen, diese Seite der Wirthschaft stets im Auge zu haben. Die ersten und letzten, die eigentlich unerschöpflichen Quellen des Wohlstandes, die Schätze, welche in der Natur, die Kräfte, welche

im Volke, im Menschen liegen, treten für das gemeine Bewusstsein in einen nebelhaften Hintergrund, während die Aufmerksamkeit unablässig jenen Mitteln (des Lebens und Genusses), welche vorhanden sind und mit denen man zu Rathe halten, bei deren Aufwand man zurückhaltenden, sparenden Sinnes verfahren muss, zugewendet ist.

Der Gegensatz von politischer und gemeiner Moral findet sich also auch auf wirthschaftlichem Gebiete. Die grosse Mehrzahl der Menschen ist gleichsam der Aufgabe enthoben, sich um Fortschritte grossen Styles, um die Anbahnung neuer fruchtbringender Lebenswege zu sorgen. Sie bedürfen nur gewisser Regeln, mit welchen sie bei Lösung ihrer engeren Functionen auskommen. Sie sind Soldaten und nicht Heerführer. Sie operiren mehr als Organe, welche dem Gehirne folgen, denn als Centraltheile des Gehirnes selbst. Für den täglichen Gebrauch der Mehrzahl reicht es aus, wenn sie ihren wirthschaftlichen Sinn darauf concentrirt, immer fleissiger in ihrer Arbeit, strebsamer beim Erwerb, mehr zu Rathe haltend beim Consum, beharrlicher im Bilden von Erübrigungen, Ersparnissen etc. zu werden. Jene wirthschaftliche Kunst aber, welche auf Erschliessung neuer grosser Reichthumsquellen — sei es aus den Kräften der Natur oder des Volkes — abzielt, bildet die Aufgabe der Heerführer und genialen Geister, welche das gesammte Wirthschaftsleben durch ihre Initiative beeinflussen, durch ihre Ideen auf neue Bahnen führen.

Diese Sachlage auf dem Gebiete der Lebenspraxis hat — sowohl in moralischen als auch in wirthschaftlichen Dingen — eine Rückwirkung auf die Wissenschaft ausgeübt. Ganz absichtslos geschieht es von Seite der Theoretiker — der Moral wie der Wissenschaft — dass sie sich der Volksmehrzahl gegenüber als Moralisten fühlen. Jene Moral- und Wirthschaftsgesetze oder Regeln, welche ausreichend sind für Diejenigen, die als Soldaten den Heerführern folgen, gewinnen in der Theorie die Oberhand, weil sie in der gemeinen Praxis den breitesten Raum der Uebung einnehmen. Wenn ein Adam Smith alle Anstrengungen macht, um zu erweisen, dass nicht die Arbeit, sondern das Sparen die wahre Quelle der Capitalien sei, dass Capitalien nur durch Sparen geschaffen werden, so

dürfte dieser Irrthum vor Allem darin seine Quelle haben, dass sich dieser Denker getrieben fühlt, nicht jenen im grossen Style schaffenden Geistern, sondern der grossen Mehrzahl wirthschaftliche Moral zu predigen. Wenn ein Watt, ein Stephenson, ein Morse, ein Lesseps den Reichthum und das Capital der Menschheit um Grössen steigert, die kaum zu ermessen sind, dann wäre hier schwer der Satz aufrecht zu halten, dass nur oder auch nur in erster Linie Ersparnisse solchen Reichthum, solche Capitalien in's Leben rufen. Freilich bleibt es Wahrheit, dass, ohne das tausenderlei kleine Sparen der wirthschaftlichen Heeresmassen, die schaffenden Ideen der grossen Führer zu keinem praktischen Erfolge kommen würden.

Man findet es gefährlich, zwischen einer politischen und einer gemeinen Moral zu unterscheiden. Was moralisch für den gemeinen Mann, das müsse auch Moral für den grössten Staatsmann bleiben. Sicherlich ist dies wahr, soweit es sich um das Wesen des Moralischen im Allgemeinen handelt. Das Ideal oder der göttliche Wille, dem wir zu folgen haben, ist ein Einheitliches. Ebenso ist der Wirthschaftszweck, dem alles wirthschaftliche Thun zu dienen hat, ein einheitlicher.

Man halte sich aber Folgendes vor Augen. Auf der einen Seite gibt es Führer, welche das Ganze überschauen, das Viele zu einem Zweck zusammenfassen. Auf der andern Seite besteht eine Mehrheit von Menschen, von denen nur Wenige sowohl das Ganze zu überschauen und zu erforschen, als auch zugleich in ausreichendem Maasse ihren engeren Functionen sich hinzugeben im Stande sind. Solange diese sociale Zweitheilung bestehen wird, wird es besondere Regeln für die Führer, besondere für die mehr Geleiteten geben müssen. Diese beiderlei Regeln umfassen erst zusammen alle Strahlen der einen Moral- oder der einen Wirthschafts-Idee. Niemand wird es für verderblich halten, wenn trotz dessen, dass das Heer überhaupt, eine einheitliche Idee zu verwirklichen, eine grosse Pflicht zu erfüllen hat, dennoch den Führern gewisse Pflichten des Führeramtes, den der Führung Bedürfenden gewisse Pflichten, die Pflichten der von Anderen Geleiteten nämlich, aufgelegt werden.

Man könnte vielleicht mit mehr Recht auf die Gefahr hinweisen, die daraus erwächst, wenn dem Volke gepredigt

wird, dass diejenigen Moralregeln, welche für die vom Staate Beschützten ausreichen, auch wörtlich und diese Regeln allein vom Staate selbst zu befolgen sind, vom Staate, welcher doch keinen menschlichen Führer und Beschützer über sich hat, also auch nicht bestehen könnte, wenn er sich wie ein Beschützter und unter einer höheren menschlichen Autorität Stehender betragen würde. Die Competenzen des Ganzen und des leitenden Centrums müssen in jeder wie immer gearteten Organisation zum Theile andere sein, als die Competenzen der einzelnen Theilglieder und der vom Centrum aus zusammenzufassenden Einzelstrahlen. In diesem Sinne nur sind die moralischen Forderungen verschieden. Die Moral selbst, in ihrem Ganzen, in ihrem höchsten Ziele kann freilich nur eine sein. Dasselbe Ideal ist Seele der politischen wie der privaten Moral. Aber die sogenannte Privatmoral fasst mehr jene Regeln und Forderungen in's Auge, die sich auf das Verhalten der vom Staate zu einem Ganzen coordinirten Einzelnen beziehen, während die politische Moral, das Thun und Wollen jenes Ganzen, welches keine höhere menschliche Autorität und Schutzmacht über sich hat, und unbedingt selbst für sich sorgen muss, selbst für seine ideale Mission eintreten muss, im Auge hat. Wenn nun der Private fordert, dass der Staat als Ganzes so handeln müsse, als wäre das Ganze ein durch höhere menschliche Autorität beschütztes Individuum, dann kann dieser Private trotz edelsten Fühlens zum unpatriotischen, den Staat in idealsten Interessen gefährdenden Menschen werden.

Zwingende Bedürfnisse, Begierden mancherlei Art treiben den Menschen schon früh an, sich Stoffe und Kräfte der Natur anzueignen, sich mit Bewusstsein die Natur dienstbar zu machen. Ohne solches Bewusstsein thut er dies, wie das niederste Thier oder die Pflanze. Ganz absichtslos geht das Einziehen der Luft beim Athmen von statten. Aber erst die Spärlichkeit, in welcher ihm manche Mittel von der Natur geboten werden und die Nothwendigkeit, Vieles der Natur erst durch Arbeit abringen zu müssen, führen den selbst noch rohen Menschen zu ökonomischem Verfahren gegenüber jenen Mitteln des

Lebens und Genusses, welche ihm spärlich zugemessen oder erst durch Arbeit zu erringen sind.

„Arbeiten und Sparen" sind die primitiven Gebote wirthschaftlicher Moral. In dem Gefühle des Zurathbehalten-Sollens gegenüber dem, was nicht in Ueberfluss gewährt ist, und dem, dessen Verbrauch den Wiederersatz durch Arbeitsaufwand nöthig macht, erwacht wohl früh eine Art ökonomischen Gewissens. Zuerst bemisst der Mensch die Mühe, Arbeit, Anstrengung, welche er aufwenden muss, um der Natur irgend ein Mittel der Bedürfnissbefriedigung oder des Genusses abzuringen, und stellt dieser Anstrengung sein Begehren gegenüber. Ist die Begierde stärker als die Scheu vor der Mühe, dann wird die Anstrengung übernommen. Seine Vorräthe aus äusseren Mitteln aber schätzt er sodann in eigenthümlicher Weise, je nach der Entbehrung oder Mühe, die sich als Folge des Aufgebrauchtseins oder des vorzunehmenden Wiederersatzes ergibt.

Diese Art der Schätzung und Würdigung spielt im wirthschaftlichen Leben eine ungemein scharf in's Auge springende Rolle. Wir nennen bei uns die Luft werthlos, obwohl wir bei Mangel aller Luft sogleich vergehen müssten; ein Diamant hingegen gilt als überaus werthvoll, obwohl die Nichtexistenz von Diamanten der Menschheit — soweit wir zu blicken vermögen — gar wenig abträglich sein würde. Die Eigenschaft eines Mittels, durch die es unserem Leben nothwendig, nützlich oder angenehm ist, selbst die Thatsache, dass uns ein Mittel in niederem oder höherem Grade dient, macht also allein dieses Mittel noch nicht zum Gegenstand der eigenartigen Werthschätzung, die wir hier in's Auge zu fassen haben.

Jeder Werthschätzung liegt eine bestimmte Idee zu Grunde. Diese Idee kann jedoch unausgesprochen bleiben, wenn sie aus den Umständen sich als selbstverständlich ergibt. Die Werthschätzung, welche der Haushalter den Mitteln zuwendet, mit denen er haushalten muss, ergibt sich, ihrem Grunde nach, aus der Idee, aus dem Zwecke des Haushaltens oder Oekonomisirens selbst. Die eigenthümliche Werthempfindung des Haushalters muss eben der Aufgabe des Haushaltens dienen. Das Haushalten oder Oekonomisiren im engeren Sinne hat es mit dem

Zurathehalten bei jenen Mitteln des Lebens und Genusses zu thun, bei denen das Zurathehalten nöthig ist, weil der Verbrauch solcher Mittel uns Entbehrung bringen oder Arbeit auflegen wird. Mit jedem Quantum Getreide, das wir verzehren, kann die Sicherheit der ferneren ausreichenden Versorgung abnehmen, mit jedem Quantum des aus der Ferne her, jedesmal nur durch neuen Aufwand von Arbeit, zu beziehenden Wassers würde uns eine Arbeit aufgelegt, welche den Abgang zu ersetzen hat. Hingegen setzt uns in unserer Lage der Verbrauch von Luft, im Gewicht selbst von hundert Tonnen, weder der Gefahr aus, dass wir mit Luft für die Folge nicht genug versorgt sein werden, noch dass wir Arbeit werden aufwenden müssen, um wieder geeignete Luft herbeizuschaffen. Das Zurathehalten mit der Luft fällt bei uns nicht in die Sphäre des gemeinen Haushaltens oder Oekonomisirens. Die haushälterische Bewerthung kommt hier beim Luftverbrauch nicht in's Spiel. Nicht blos das Dienlichsein, das Nützlichsein einer Sache, sondern ausser dem das Zurückbleiben des freien Zuflusses hinter dem Bedarf bildet ein zum haushälterischen Werthbegriff gehörendes Moment.

Der Haushälter richtet in scharfer Weise sein Auge auf jene Mittel, die uns nicht von selbst in ausreichendem Maasse zufliessen, deren Verbrauch uns dem Mangel näher bringt oder einen nur durch Mühe und Plage zu erreichenden Wiederersatz nöthig macht. Sein wirthschaftlicher Sinn wird durch die Minderung oder Mehrung dieser Mittel, die wir als ökonomische Mittel bezeichnen dürfen, in Bewegung und in verschiedene Grade der Spannung versetzt. Je weiter der Vorrath hinter dem Bedarf zurück ist, oder je mehr Arbeit und Plage aufzuwenden sind, um den Bedarf durch den Zufluss decken zu können, desto grössere Spannung wird durch den Zuwachs eines Quantums oder durch das Schwinden eines Quantums des betreffenden Gutes in dem wirthschaftlichen Bewusstsein bewirkt. Diese Spannung, welche in unserem Gemüthe vorgeht, übertragen wir, wie durch Reflex, durch Spiegelung auf die ökonomischen Mittel ausser uns.

Die Güter selbst, die äusseren Mittel, scheinen so nicht nur durch ihre Beziehung zu unseren Begierden, sondern auch

durch das Verhältniss ihres Zuflusses zur Grösse unseres Bedarfes unser Gemüth in eigenthümliche Spannung zu versetzen. Man hat darum gar oft den Werth — den Werth im haushälterischen Sinne — als etwas blos Subjectives bezeichnet. Ganz richtig scheint uns jedoch diese Meinung nicht zu sein. Denn dem Spannungszustande im Gemüth des Haushälters entspricht ein wirklicher Spannungszustand des Haushaltes. Subjectiv ist jedoch die Uebertragung der Wirthschaftsspannung auf das einzelne in's Auge gefasste Quantum einer Güterart. Wenn die Ernte schlecht ausfällt, das Zurückbleiben des Vorrathes (oder Zuflusses) hinter dem Bedarfe also wächst, dann muss der auf das Zurathehalten gerichtete Sinn des Wirthschafters an Spannung zunehmen. Jedes Quantum Getreide, weiches jetzt dem Vorrath entschwindet, bedroht uns umsomehr mit späterer Entbehrung. Jedes Kilogramm Brodes, welches dem Vorrath entnommen wird, gewinnt an Bedeutung. Das Kilogramm Brod wird höher geschätzt, höher bewerthet. An dem Kilogramm Brod, das eben vom Vorrathe weggenommen wird, hat sich freilich nichts geändert. Es scheint also nur etwas Subjectives in mir vorzugehen, wenn ich dem Brodstücke nun einen höheren Werth zuschreibe. Aber das Zurücksein des Vorrathes hinter dem Bedarfe kann ja thatsächlich grösser werden. Die Differenz, die klaffende Lücke zwischen Vorrath (oder Zufuhr) und Bedarf ist nicht etwas blos Subjectives.

Die Werthempfindung entspricht hier den Schwierigkeiten, welche der ausreichenden Versorgung im Wege stehen oder entspricht der Differenz zwischen Grösse des Bedarfes und Grösse der Zufuhr. Dieses Entsprechen ist aber kein derartiges, dass der Werth eines Quantums Brodes genau mit der Differenz zwischen Vorrath und Bedarf, genau mit dem Zurückbleiben der Zufuhr hinter dem Bedarfe wachsen würde. Wir wissen aus der Erfahrung und vermögen es auch psychologisch zu erklären, dass bei drohender Hungersnoth die Werthgebung weit rascher aufwärts jagt, als die Kluft zwischen Bedarf und der zurückbleibenden Zufuhr sich erweitert. Umgekehrt sinkt bei eintretender Getreidefülle der Werth jedes Kilogrammes etc. des Getreides rascher als der Vorrath dem Bedarfe vorauszueilen scheint.

Die haushälterische Werthempfindung tritt also nur da ein, wo ein wirthschaftliches Zurathehalten nöthig ist. Je nothwendiger das Zurathehalten wird, je mehr der Vorrath hinter dem Bedarfe zurückbleibt oder je mehr Schwierigkeiten im Wege sind, wenn der Vorrath zur Höhe des Bedarfes gebracht werden soll, desto grösser wird unsere auf ein Quantum der betreffenden Güterart gerichtete wirthschaftliche Spannung. Aus dieser Spannung erwächst die (haushälterische) Werthschätzung. Die Werthempfindung wirkt richtend auf das haushälterische Bewusstsein. Sie treibt an, dort, wo der Bedarf in höherem Maasse die Zufuhr übersteigt, auch auf ein Verhüten zu grossen Verbrauches in höherem Maasse bedacht zu sein. Die Werthe sagen uns hier nicht, wie viel Lebensförderung uns ein gewisses Quantum einer Güterart bringt, sondern nur in welchem Grade wir beim Consum derselben zurathehaltend, sparsam zu sein nöthig haben. Hat das Kilogramm des einen Gutes jetzt einen zehnmal so hohen Werth als das Kilogramm eines anderen Gutes, dann bringt jetzt der Verlust eines Kilogrammes des ersten Gutes zehnmal so viel Entbehrung, oder legt, wenn Wiederersatz durch Arbeit möglich, zehnmal so viel Plage auf, als der Verlust oder beziehentlich die nöthige Wiederbeschaffung eines Kilogrammes der zweiten Gutsart.

Wir haben hiemit den Werth in seiner elementarsten Form, und zwar auf gemeinem haushälterischen Gebiete kennen gelernt. Auch die Wirthschaft einer auf isolirtem Eilande lebenden Familie könnte zu solcher haushälterischen Bewerthung ihrer Gütervorräthe gelangen. Ob sich der Isolirte überhaupt zur Werthempfindung erheben könne, wenn er nie der civilisirten Gesellschaft angehört hat, ist eine Frage, die hier nicht in Betracht kommt. Soviel erkennen wir wohl, dass der Werth nicht blos ein dem socialen Austauschprocess angehörender Begriff ist. Doch sind manche bedeutende Volkswirthe einer anderen Ansicht. „Der Begriff des Werthes — sagt Bastiat in seinen *„Harmonies Economiques"* — trat zum erstenmale in die Welt, als ein Mensch zu seinem Bruder sagte: „Thue dies für mich, ich thue das für dich", und sie sich einigten; denn da konnte man zum erstenmale sagen: Die beiden aus-

getauschten Dienste *(services)* sind einer des andern werth." „Der Tausch misst nicht blos den Werth; er erschafft ihn. Damit will ich nicht sagen, dass er die Handlungen und Dinge schafft, die ausgetauscht werden, sondern nur, dass er den Begriff des Werthes schafft. Wenn nun zwei Menschen ihre wirkliche Anstrengung oder die Resultate ihrer früheren Anstrengung sich gegenseitig abtreten, so bedienen sie sich Einer des Anderen, sie leisten sich gegenseitig einen Dienst. Ich sage daher: Der Werth ist das Verhältniss zweier ausgetauschter Dienstleistungen." „Wo kein Austausch der Leistungen stattfindet, da kann auch nicht von Werth die Rede sein."

Mit Bastiat stimmt, wie in Vielem, so in diesem Punkte der englische Nationalökonom Macleod überein. Dieser spricht sich in folgender Weise hierüber aus: *„Value does not enter into Economics until a person manifests his desire, estimation or Value for something by giving something in Exchange for it to acquire possession of it . . . When two persons agree to exchange their products, each may be considered as the Measure of the desire of its possessor to obtain the product of the other person . . Each product is said to be the Value of the other: and this is the only kind of Value with which Economics is concerned."* Er sagt ferner, es sei unmöglich, zu behaupten, dass irgend ein Gutsquantum Werth habe, ohne dass in diesem Satze auch schon gesagt wäre, dass das betreffende Gut für Etwas ausgetauscht werden könne. In der That sei das, was für jene Waare einzutauschen ist, ihr Werth. „Es ist ebenso unmöglich — versichert Macleod — zu sagen, ein Waarenquantum *(any Quantity)* habe Werth, ohne zugleich auszusprechen, in welcher Gutsmenge anderer Art jenes Quantum Werth habe, sei es in Brod oder Schuhwerk, oder Zeug oder Geld oder sonst was, als dass wir sagen können, London liege ab, liege in einem Abstande — ohne zu sagen von welchem Orte oder Punkte." *(„We can no more say that a Quantity is worth, than we can say that London is distant.")*

Das Oekonomisiren, das Zurathehalten-Müssen hat sich uns als Quelle einer eigenthümlichen Werthschätzung erwiesen. Diese Ursache der Werthgebung ist nicht blos in der auf das

gegenseitige Austauschen von Leistungen oder Waaren angewiesenen Gesellschaft vorhanden. Auch für den isolirten Wirthschafter kann sich die Nothwendigkeit aufdrängen, zuerst die zur Erlangung eines Gutes nöthige Mühe und Plage gegen die zu erreichende Befriedigung oder gegen die Begierde nach dem Gute abzuwägen. Auch der Isolirte wird jenen in seinem Besitze befindlichen Gütern, deren Menge er überhaupt nicht nach seinem Wunsche oder Bedarfe oder nur durch Aufwand von Mühe oder Plage vermehren kann, eine besondere wirthschaftliche Aufmerksamkeit zuwenden.

Sehr viele Nationalökonomen erklären in der That die Beschränkung der Menge und die Nothwendigkeit der Productionskosten als die beiden Ursachen, welche den Gütern einen Tauschwerth oder ökonomischen Werth verleihen. Es gibt jedoch Forscher und Schulen der ökonomischen Wissenschaft, welche in vollem oder doch in grösserem oder geringerem Maasse das eine oder das andere der genannten Momente — nur Beschränkung der Quantitäten oder nur nöthige Arbeit — als Quelle des wirthschaftlichen Werthes betonen oder hinstellen.

Wir wollen diese beiden Parteien sprechen lassen.

Lauderdale spricht sich in seinem Werke: „*An Inquiry into the nature and origin of public wealth 1804*", folgendermassen aus: „*Experience shows, that every thing is uniformly considered as valuable, which to the possession of qualities, that make it the object of the desire of man, adds the circumstance of existing in scarcity. To confer value, therefore, two things appear requisite: 1. That the commodity, as being useful or delightful to man, should be an object of his desire. 2. That it should exist in a degree of scarcity.*"

Aehnlich sagt Léon Walras in seinen „*Elements d'économie politique pure*": „*Les choses utiles, limitées en quantité, sont seules industriellement productibles . . . Nous avons vu que les choses utiles limitées en quantité étaient seules appropriables et qu'elles étaient toutes appropriables . . .*" „Dinge, die uns nicht nützlich sind," so lässt sich dieser Autor ferner vernehmen, „überlässt man dem Zufall; Dinge jedoch, welche zwar nützlich, aber in unbeschränkter Menge vorhanden sind, werden Allen

als gemeinsames Gut überlassen. Nur jene (nützlichen) Dinge, deren Menge beschränkt *(les choses rares)*, werden dem gemeinsamen Besitze entzogen und stehen nicht Jedem, der da kommt, zur Verfügung." *„Toutes les choses rares — c'est-à-dire qui sont à la fois utiles et limitées en quantité — et celles-là seules, sont valables et échangeables."*

Von ungemein grossem Einfluss für die Auffassung der socialen Organisation und des socialökonomischen Rechtes erweisen sich jene Theorien, welche die Ursache des wirthschaftlichen Werthes auf den zur Production einer Waare nöthigen Arbeitsaufwand allein und ausschliesslich zurückführen wollen, oder den Werth (den Tauschwerth) geradezu als das Quantnm der in der Waare gleichsam verkörperten Arbeit erklären. Diese moderne Theorie ist zuerst wohl in England zur Entwicklung gekommen, in jenem Lande, in welchem auch zuerst die moderne Arbeit zu ihrer hohen Entfaltung gelangt war. Hier offenbarte sich für den Volkswirth gar leicht ein enger Zusammenhang zwischen Waarenpreisen und den Arbeitsmengen, welche bei der Production aufgebraucht werden müssen. Denn in welchem Gebiete der Wirthschaft, als in jenem des Fabrikswesens oder des im Grossen operirenden Industriebetriebes, wird über die zu einer bestimmten Production nöthige Arbeitsmenge genauer Buch geführt? In welchem Gebiete folgen einander schneller die auf Arbeitsersparung abzielenden Verbesserungen, sei es des Verfahrens, sei es der Werkzeuge und Maschinen? Jede Erfindung, welche eine Arbeitsersparung bringt, führt auch — in der Regel — zu einer Preisermässigung der betreffenden Waare, und der Abnahme der zur Production eines Artikels nöthigen Arbeitsmenge entspricht eine Abnahme des für diesen Artikel zu bezahlenden Preises. Der Anreiz, vorerst den Werth der Industrie-Artikel und sodann fortschreitend auch den Werth der durch Arbeit aus der Erde heraufgeholten oder durch Anbau des Bodens hervorgerufenen Producte, aus der zur Beschaffung nöthigen Arbeitsmenge zu erklären, war also gegeben.

Durch den Engländer Petty, welcher in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts schrieb, ist — wie Roscher

in seiner Schrift: „Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre etc." mittheilt — „der im Keime schon von Hobbes aufgestellte Satz, dass der Preis jedes Gutes von der, zu seiner Hervorbringung erforderlichen Arbeit abhängt, bedeutend weiter entwickelt worden." „Wenn Jemand eine Unze Silber — heisst es bei dem englischen Volkswirthe — aus der Erde Perus nach London bringen kann, in derselben Zeit, welche er nöthig hat, um einen Buschel Getreide zu erzeugen, so ist das Eine der natürliche Preis des Andern. Und ferner, wenn vermittelst neuer, leichterer Minen ein Mann ebenso leicht zwei Unzen Silber gewinnen kann, wie früher eine Unze, dann wird Getreide zu 10 Schilling der Buschel ebenso wohlfeil sein, wie früher zu 5 Schilling, vorausgesetzt, dass die übrigen Umstände gleich sind . . . Natürliche Theuerung und Wohlfeilheit hängen von der grösseren oder geringeren Zahl der Hände ab, welche für die nothwendigsten Dinge erfordert werden. So ist das Korn wohlfeiler, wo ein Mann den Kornbedarf für Zehn hervorbringen kann, als wo er dies nur für Sechs zu thun vermag . . ."

Der englische Philosoph Locke tritt mit grosser Energie für den Satz ein, dass Arbeit die eigentliche, weitaus bedeutendste Quelle des Reichthums sei. „Die Arbeit ist es — sagt er in seiner 1689 über die bürgerliche Verfassung erschienenen Schrift — die dem Lande den grössten Theil seines Werthes gibt, ohne welchen es überhaupt kaum etwas werth wäre und der wir den grössten Theil seiner nutzbaren Producte zu danken haben, denn allein das Stroh, die Kleien, das Brod von dem Morgen gewöhnlichen Bodens ist mehr werth, als das Product eines guten Bodens, der öde liegt. Denn es ist nicht blos die Mühe des Pflügers, die Arbeit des Schnitters und Dreschers, die heisse Plage des Bäckers, die mit in das Brod eingerechnet werden muss. Auch die Arbeit dessen, der das Eisen und die Steine grub und bearbeitete, dessen, der das Holz zum Pfluge bereitete, gehört hieher. Die Arbeiten zur Erbauung der Mühle und des Ofens, kurz auch alle Arbeiten, welche zur Hervorbringung aller bei der Boden-Urbarung, bei Pflügen, Mahlen, Backen gebrauchten Werkzeuge etc. nöthig waren und deren Zahl eine grosse ist, müssen

hier eingerechnet werden. Natur und Boden liefern blos die beinahe werthlosen Materialien . . . Wenn wir die Dinge, die wir gebrauchen, richtig betrachten, wenn wir in Rechnung bringen, was in diesen Dingen der Natur, was der Arbeit zu danken ist, dann finden wir wohl, dass bei den meisten derselben neunundneunzig Hundertel ganz auf Rechnung der Arbeit kommen."

Dieser auf die Arbeit als Hauptquelle des Reichthums gelegten Betonung mischte sich wohl schon früh eine, die betriebsamen Classen günstig, die nicht betriebsamen Boden-Rentner abgünstig beurtheilende Tendenz bei. Den gewerblichen, den arbeitenden, sparenden und ihre Ersparnisse durch Arbeit befruchtenden Classen hat die Gesellschaft neunundneunzig Hundertel des Reichthums zu danken. Dieser Gedanke war ein naheliegender. Aber nach den Leistungen sollten sich in der Gesellschaft auch die Einkommen richten. Diese Schlussfolgerung konnte nicht lange zurückbleiben. Von derlei Tendenzen scheint uns die Werth-Theorie in hohem Maasse beeinflusst zu sein.

„In dem frühen, rohen Stande der Gesellschaft, welcher der Capital-Anhäufung und Boden-Aneignung vorausgeht — sagt Adam Smith — scheinen die Arbeitsmengen, welche für die Beschaffung der verschiedenen Objecte nöthig sind, den einzigen Umstand zu bilden, welcher für den wechselseitigen Austausch eine Regel abgibt. Wenn z. B. bei einem Jägervolke das Erlegen eines Bibers gemeinhin noch einmal soviel Arbeit kostete, als das Erlegen eines Hirsches, so wurde ein Biber für zwei Hirsche in Tausch gegeben oder war ein Biber soviel werth, als zwei Hirsche. Es ist natürlich, dass das Ergebniss einer Arbeit von zwei Tagen oder zwei Stunden doppelten Werth von dem hat, was das Ergebniss einer Arbeit von Einem Tage oder Einer Stunde bildet. Dass die grössere Anstrengung oder grössere Geschicklichkeit, welche bei der einen oder anderen Arbeit in's Spiel kommt, in Rechnung zu setzen ist, ist selbstverständlich. Die Stunde Arbeit grösserer Anstrengung oder höherer Geschicklichkeit muss beim Austausch der Ergebnisse als Mehrfaches einer Stunde gewöhnlicher Arbeit zur Geltung kommen . . . Bei solchem Stande der Dinge —

d. h. in dem frühen, rohen Stande der Gesellschaft — gehört das ganze Ergebniss der Arbeit dem Arbeiter selbst und die gemeinhin zur Beschaffung oder Production eines Gutes, einer Waare nöthige Arbeitsmenge entscheidet allein über die Arbeitsmenge, welche durch sie wieder gekauft oder eingetauscht oder über welche wieder durch sie verfügt werden kann. *'In this state of things — in the early and rude state of society — the whole produce of labour belongs to the labourer; and the quantity of labour commonly employed in acquiring or producing any commodity, is the only circumstance which can regulate the quantity of labour which it ought commonly to purchase, commands or exchange for."* (Wealth of N. B. I., ch. 6.)

Smith sagt uns also: Solange es weder Boden-Eigenthum, noch Capitalbesitz, sondern nur arbeitende Menschen gibt, solange tauscht jeder Mensch für die Arbeit die er gibt, eine ganz gleiche Arbeitsmenge ein. Im Lohne der Arbeit ist in diesem Falle ein gleiches Quantum Arbeit enthalten, wie in dem Arbeitsproduct. „Sobald aber — fährt Smith fort — in den Händen Einiger eine Capitalanhäufung stattgefunden, wollen Einzelne von diesen es natürlich dazu verwenden, betriebsame Leute zu beschäftigen, denen sie Material- und Subsistenzmittel vorschiessen, um selbst einen Profit zu erzielen beim Verkauf des von den Beschäftigten gelieferten Productes oder bei dem Werthe, den die Arbeiter dem Werthe des Materiales (durch die Arbeit) zugesetzt haben. Bei dem Austausch (Absatz) der fertigen Waare, sei es gegen Geld, gegen Arbeit oder gegen andere Waaren, muss über das hinaus, was die aufgewendeten Materialien und die ausgelegten Löhne der Arbeit bezahlt (ersetzt), noch Etwas als Profit bleiben für den Unternehmer, welcher bei dem Unternehmen den Einsatz seines Capitals wagt. Der Werth, den der Arbeiter dem Materiale zufügt, zerlegt sich in diesem Falle in zwei Theile, von welchen der eine die Löhne, der andere dem Unternehmer, für das Vorschiessen der Materialien und Löhne, Profite bezahlt."

Smith lehrt also, dass bei capitalistischem Productionsbetrieb die von den Arbeitern in die Waare gegebene Arbeits-

menge zum Theile den Unternehmern als Capitalsprofit, zum anderen Theile den Arbeitern als Lohn zufällt. Der Arbeiter erhält also hier eine geringere Arbeitsmenge als er gibt; der Werth des Lohnes ist kleiner, als der Werth, den der Arbeiter dem Unternehmer geliefert. Zwischen dem Werthe, dem Arbeitsquantum, das vom Arbeiter geliefert wird, und dem Lohne, dem Arbeitsquantum, das der Arbeiter empfängt, besteht eine Differenz. Diese Differenz, dieser Theil des vom Arbeiter gegebenen Arbeitsquantums, ist der Capitalsprofit.

Doch will Smith — wie wohl zu sehen ist — nicht behaupten, dass der Profit aus einer Bevortheilung, aus einer Ausbeutung der Arbeit stammt. Er betont eben, dass der Unternehmer durch das Vorschiessen des Materiales und der Löhne sein Capital einem Wagniss aussetzt. Anders scheint Adam Smith über die Bodenrente zu urtheilen. Diese ist nach ihm auf eine Aneignung socialer Arbeitsmenge durch Nichtproducenten zurückzuführen.

„Sobald der gesammte Boden eines Landes — heisst es bei Smith — Privateigenthum geworden, wünschen die Bodenbesitzer *(the landlords)*, wie andere Menschenkinder, zu ernten, wo sie nicht gesäet haben; sie fordern eine Rente für natürliche Erträge des Bodens. Das Holz des Waldes, das Gras des Feldes und alle natürlichen Früchte des Bodens, welche, als der Boden noch im Gemeinbesitz war, dem Arbeiter nur die Mühe des Einsammelns kosteten, erhalten für ihn nun einen (der Mühe des Sammelns und Holens) noch hinzugefügten Preis. Er muss für die Erlaubniss, zu sammeln, zahlen; er muss dem Bodenbesitzer *(to the landlord)* einen Theil davon abliefern, was Ergebniss der Sammel- oder Bereitungsarbeit ist. Dieser Theil oder der Preis dieses Theiles (von der Arbeit des Arbeiters) bildet die Bodenrente, und in den meisten Waarenpreisen steckt diese (neben Lohn und Capitalsprofit) als ein drittes Element des Preises." (Ibid.)

„Man könnte denken — sagt Smith an späterer Stelle — die Bodenrente sei meist nichts Anderes als ein billiger Profit oder Zins für das Capital, welches vom Eigenthümer für die Urbarmachung verwendet wurde. Das mag mitunter zum Theile auch der Fall sein; mehr als theilweise jedoch niemals. Auch

für nicht urbar gemachten Boden wird vom Besitzer eine Rente gefordert; und der vermeintliche Zins für aufgewendetes Capital erhöht im betreffenden Falle diese Rente . . Mitunter sehen wir jedoch auch da eine Rente einfordern, wo von Verbesserungen durch menschliche Industrie gar nicht die Rede sein kann. Das Kelp, ein Seegewächs, dessen Asche ein in der Glas-, Seifenfabrication u. s. w. verwendbares alkalisches Salz liefert, wächst in Schottland auf Felsen, die unter der Hochwasserlinie liegen und daher zweimal täglich überfluthet sind. Diese Gewächs-Production ist niemals durch menschliche Industrie gefördert worden, und dennoch fordern die Gutsbesitzer, mit deren Gebiete solche Felsen in Verbindung sind, für diese gerade so eine Rente ein, wie für ihre Kornfelder." (B. I., ch. 6.)

Die Smith'sche Werththeorie, mit ihrer gegen die Boden-Rentner scharf zugespitzten, zum Theile auch gegen den Capitalprofit gerichteten Tendenz, wurde durch Ricardo schärfer ausgemeisselt und — nach unserer Ueberzeugung — eher verschlechtert als verbessert. Manche Inconsequenzen, welche der Smith'schen Lehre durch Ricardo zur Last gelegt werden, erklären sich leicht daraus, dass Adam Smith mehr die Wirklichkeit, als blos den vorläufig aufgestellten und nur eine Seite der Sache berührenden Satz im Auge behält. So bekämpft Smith die Ansicht, dass der Gewinn des Unternehmers eine Art des Lohnes, ein Lohn für die Arbeit der Leitung und Beaufsichtigung sei. Es entsteht der Schein, dass Smith den Capitalprofit (welcher bei ihm Capitalzinsen und Unternehmergewinne umfasst) nur aus einer Bevortheilung herleite, welche gegen die Arbeiterclasse geübt wird. Aber an anderen Stellen wird diese Lehre — durch eine Art Inconsequenz — wieder corrigirt. Die Unternehmer und die Capitalisten werden von ihm nicht als unproductive Drohnen hingestellt, obwohl er die Basis für eine solche Theorie geliefert hat.

Einer von den der Smith'schen Lehre gemachten Vorwürfen scheint uns, auch formell, nicht ganz berechtigt zu sein. Adam Smith sagt nämlich: „Jedermann ist reich oder arm, je nach dem Maasse, in welchem er im Stande ist, die Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und

Genüsse des Lebens sich zu verschaffen. Auf hoher Culturstufe, bei weitgehender Theilung der Berufe, muss uns das Meiste durch die Arbeit Anderer geliefert werden. Wir sind da reich oder arm, je nachdem wir über viel oder wenig Arbeit Anderer (d. h. über Arbeit der Gesellschaft, welche Arbeit grösstentheils in Waaren verkörpert erscheint) verfügen können. Der Werth der Waare (meines Arbeitsproductes), die ich verkaufe, beträgt für mich also so viel, als die Arbeitsmenge (ob nun in Diensten oder Waaren bestehend), die ich für meine Waare (oder für das erlöste Geld) erkaufen kann. Daher ist Arbeit der wirkliche Maassstab für den Tauschwerth aller Waaren." Er fährt nun fort: „Der wirkliche Preis einer jeden Sache, d. h. das, was die Erwerbung einer Sache dem, der sie erwerben will, wirklich kostet, ist die Mühe und Beschwerde, welche deren Erwerb erfordert. Was eine Sache wirklich Demjenigen werth ist, der sie erworben hat und über sie verfügen, sie für Anderes umtauschen will, ist die Anstrengung und Beschwerde, die er sich — durch Erwerb statt Hervorbringung des Eingetauschten — erspart und gleichsam den Anderen auflegt." (B. I., ch. 5.) An anderer Stelle spricht sich Adam Smith wieder in folgender Weise über den Werth eines Gutes aus: „Im ursprünglichen rohen Zustande der Gesellschaft gehört der ganze Ertrag der Arbeit dem Arbeiter, und die zur Erwerbung oder Erzeugung irgend einer Waare gewöhnlich verwendete Arbeitsmenge ist der alleinige Umstand, welcher bestimmt, wie viel Arbeit aufgewendet werden muss, um eine gewisse Waare kaufen, eintauschen oder über dieselbe verfügen zu können." (B. I., ch. 6.)

Ricardo bringt nun folgenden Vorwurf gegen den Verfasser des Werkes: „Vom Nationalreichthum" vor: „Adam Smith, welcher die erste Quelle des Tauschwerthes so scharf gezeichnet hat und zu der festen Behauptung gezwungen war, dass alle Dinge mehr oder weniger Tauschwerth erhalten, je nachdem mehr oder weniger Arbeit auf ihre Hervorbringung verwendet wurde, hat nichtsdestoweniger selbst einen anderen Maassstab des Tauschwerthes aufgestellt und spricht von Dingen, die mehr oder weniger Tauschwerth hätten, im Verhältnisse, als sie mehr oder weniger von diesem Maassstabe einzutauschen

vermöchten. Bald spricht er von der auf Hervorbringung eines Gegenstandes verwendeten Arbeitsmenge, bald von der Arbeitsmenge, über welche der Gegenstand auf dem Markte verfügt, als wenn das zwei gleichbedeutende Ausdrücke wären, und als ob ein Mensch auch immer doppelt so viel als die frühere Arbeitsmenge würde kaufen können, wenn seine eigene Arbeit zweimal so viel als früher von einem Gute hervorbringen würde." (Ric. Princ. I. 1.)

Man nehme an, wir hätten nur das eine Bedürfniss wirthschaftlicher Art, Getreide oder Brod zu consumiren, und würden nur das Eine, Brod, produciren. Wir nehmen ferner an, die Gesellschaft bestehe aus den zwei Classen, Arbeitern und Bodeneigenthümern. Zwölf Stunden Arbeit (ein Arbeitstag) seien nöthig, um solche drei Laib Brod zu produciren, von denen der Arbeiter (mit seiner Familie) anderthalb Tage sich nähren kann. Der Lohn der Arbeit würde aber in der Regel nur den nöthigen Bedarf des Arbeiters decken; er empfinge also zwei Laib Brod als Taglohn. Ein Laib Brod bliebe dem Bodeneigenthümer als Rente. Drei Laib Brod würden also eine zwölfstündige oder eine Tagesarbeit, als die zur Hervorbringung nöthige Arbeitsmenge, repräsentiren. Ein Laib Brod würde also vier Stunden Arbeit als — gleichsam an die Natur gezahlten — Preis erfordern. Die zwölfstündige Arbeit liefert dem Eigenthümer drei Laib Brod. Zwei hievon gibt er dem Arbeiter als Taglohn und empfängt hiefür zwölf Stunden Arbeit oder drei Laib Brod. Dem Eigenthümer des Bodens repräsentirt also der Laib Brod sechs Stunden Arbeit, über die er durch Hingabe des Laibes Brod verfügen kann. Wäre nun die Arbeitsmenge, welche den Laib Brod erzeugt, ebenso dessen Werth, wie die Arbeitsmenge, die mit dem Laibe Brod erkauft wird, dann müssten vier Arbeitsstunden auch gleich sechs Arbeitsstunden sein.

Dieses Widerspruches hat sich, wie uns scheint, Adam Smith nicht schuldig gemacht. Er unterscheidet ja ausdrücklich zwischen einer Periode, in welcher es nur Arbeiter gab, und einer Periode, in welcher Bodeneigenthümer und Capitalisten an dem Arbeitsertrage Theil haben. Nur für die erstgenannte Periode setzt Adam Smith die Arbeitsmenge, welche an die

Natur gezahlt wird oder zur Production einer Waare nöthig ist, jener Arbeitsmenge gleich, welche mit dem producirten Gute erkauft oder commandirt werden kann. In unserer Gesellschaft aber sind, auch nach Adam Smith, diese beiden Arbeitsmengen verschieden. Aus der Differenz beider fliessen — nach Smith wie nach Ricardo — die Capitalsprofite und die Renten.

Die Smith-Ricardo'sche Werthlehre scheint uns mit zweien Grundfehlern behaftet zu sein, mit Fehlern, welche durch die beiden von hier ausgehenden Richtungen der Werthlehre und Socialtheorie in's Extreme gesteigert wurden.

Den einen Fehler glauben wir darin finden zu sollen, dass Adam Smith seine Untersuchung stets und auch hier mit Betrachtung eines primitiven Zustandes der Oekonomie beginnt, und einen so gewonnenen Begriff noch zu sehr festhält, wenn er auch schon zu Gestaltungen der Oekonomie fortrückt, denen der betreffende Begriff nicht mehr entspricht. So gewinnt er durch Betrachtung primitiver Zustände den Begriff einer Arbeitsmenge als Maass ökonomischer Schätzung. Die Arbeit des einzelnen Jägers oder Fischers ist gemeint — eine noch nicht social organisirte und auch eine noch höchst materielle Arbeit. Er übergeht nun zur social organisirten Arbeit unserer Gesellschaft. Auch auf dieser Stufe könnte mit gewissem Rechte gesagt werden, der ökonomische Werth einer Waare entspreche der in dieser Waare gleichsam verkörperten Arbeitsmenge. Aber welche Arbeit muss hier in's Auge gefasst werden? Die organisirte Arbeit, die Arbeit der modernen Gesellschaft muss hier gedacht werden, wenn richtig gedacht sein soll. Die Arbeit eines Heeres ist nicht einerlei mit der blossen Summe der Arbeiten der Soldaten. Die Arbeit eines modernen Heeres ist eine hoch organisirte. Die Ideen des Strategen, das Vertrauen, das die Führer geniessen, u. s. w. sind organisirende Factoren. Die Möglichkeit der Gesammtleistung kann sich aus den Thätigkeiten der Soldaten allein nicht ergeben. Man eliminire im Gedanken das Planen des Strategen oder die moralische Stütze und Befeuerung, die den Massen durch die Führer wird, und frage sich, was nun die Leistung des Heeres sein wird.

Aehnliches gilt auf ökonomischem Gebiete. Das Jahresproduct ist nicht das Ergebniss der Summe jener mehr physischen Thätigkeiten allein, welche den — im engeren Sinne so genannten — Arbeitern zu danken sind. Die Arbeit ist in unserer Gesellschaft organisirt. Unternehmer, dann sparende, capitalisirende Leute, ja auch Philosophen, Dichter, Staatsmänner u. s. w. lassen ihre Kräfte als organisirende, belebende, weckende . . . Momente einströmen in die Production. Man eliminire in der Phantasie die Gesammtheit unternehmender Geister, die Gesammtheit der zum Capitalisiren geneigten Naturen, die Gesammtheit der Philosophen, Poeten, Staatsmänner etc., und frage sich, welche Gütermasse denn jährlich producirt würde? Man rechne ab, was durch diese Factoren geleistet wurde seit Jahrhunderten und Jahrhunderten und berechne, wie es mit dem Reichthume bestellt wäre! Wenn also der Werth jeder Waare als diejenige „Arbeitsmenge" gedacht wird, welcher wir die Production dieser Waare zu danken haben, dann muss das Wort Arbeit nicht im primitiven Sinne der Einzelarbeit eines Jägers oder Fischers, sondern im Sinne organisirter Arbeit gedacht werden, in welcher eben die idealen Leistungen des Staates, der Denker, Dichter, die Leistungen des Unternehmungsgeistes, des capitalistischen Strebens u. s. w. mit eingeschlossen sind.

Einen zweiten Fehler der Smith-Ricardo'schen Lehre finden wir in einer theilweisen Verwechslung der das Eigenthum und den socialen Erwerb betreffenden Frage mit der Frage der ökonomischen Werthschätzung. Die erstere Frage ist eine sociale, die zweite eine auch von dem Bestehen des Eigenthums und der Gesellschaft unabhängige. Was Arbeit kostet, was der Natur nur durch Arbeit in einer unserem Bedarfe entsprechenden Menge abzuringen ist, würde auch dann ein Gegenstand des Zurathehaltens, Sparens, Oekonomisirens sein, wenn auch die Menschen wie Robinsons von einander isolirt leben würden. Aber auch jene Mittel, welche uns von der Natur freiwillig, aber nicht in einer unseren Bedarf übersteigenden Menge, also nicht in Ueberfluss gewährt werden, bleiben Gegenstand des Oekonomisirens, ob wir nun associirt leben und mit einander tauschen oder nicht. Wir sind nicht im Stande, durch unsere Arbeit den Kohlenvorrath der Erde

zu vermehren. Oder nehmen wir wenigstens an, dass dies überhaupt nicht oder doch wirthschaftlich nicht möglich sei. Wir müssten also beim Kohlenverbrauch zurathehaltend verfahren, auch wenn die Kohlenvorräthe der Erde im gemeinsamen Besitze Aller sich befänden. Der Grad, in welchem wir beim Verbrauch der Kohle sparsam sein müssten, hinge davon ab, in welchem Maasse der Kohlenvorrath hinter unserem Bedarfe zurück wäre, und dieser Grad des Sparenmüssens würde den Werth jedes Kilogramms der Kohle zur Zeit bestimmen. Ebenso würde ein Robinson, welcher auf den ihm zugänglichen Gebiete nur einen bestimmten, unvermehrbaren Kohlenvorrath besässe, in dem Grade sich Sparsamkeit beim Kohlenverbrauch auflegen müssen, als dieser Vorrath im Verhältniss zu seinem Bedarfe zu gering wäre. Dieses Sparenmüssen würde ihn zur Schätzung jedes zu verlierenden Kohlenquantums führen, den Werth des Kilogramms dieses Brennstoffes bestimmen. Abgesehen von der Arbeit, welche auf das Heraufschaffen der Kohle aus der Erde und der Beförderung derselben zur Stätte des Verbrauches verwendet wird, würde ihr noch ein Werth zugerechnet werden. Nicht blos nach der Arbeit des Herauf- und Herbeiholens würde die Kohle geschätzt werden, sondern auch noch je nach dem Grade, in welchem der Kohlenbedarf den Kohlenvorrath übersteigen würde. Dass also die Kohle schon in der Erde einen Preis oder Werth erhält (welchem durch das Heraufholen und Herbeischaffen an den Ort des Verbrauches ein Werth oder Preis noch zuwächst), hat nicht darin seinen Grund, dass es Gutsbesitzer gibt, welche über die Bodenschätze ihres Gebietes ausschliesslich verfügen können. Auch dann, wenn unsere Wirthschaft eine communistische wäre, müsste der Kohlenverbrauch den Einzelnen und den Einzelzweigen der Production zugemessen werden. Nicht so wie der Einzelne über Luft oder in manchen Gegenden über Wasser, könnte der Einzelne über Kohle und Heizmaterial verfügen. Ebenso wie Arbeitsproducte, würden auch die nur in beschränktem Maasse von der Natur gewährten Güter Gegenstand des Oekonomisirens, der socialen Verrechnung und der ökonomischen Bewerthung sein.

Woher kommt es aber, dass der von Adam Smith angeführte Grundbesitzer von seinem Kelp tragenden Felsen,

woher, dass der Grundbesitzer eines kohlenreichen Gebietes eine Rente für das bezieht, was nicht seinen wirthschaftlichen Leistungen, sondern der Freigiebigkeit des Bodens zu danken ist? Die Beantwortung dieser Frage gehört auf ein anderes Gebiet. Wenn wir dem Grundbesitzer die Kohle oder die chemischen Stoffe und Kräfte des Bodens bezahlen, dann zahlen wir noch nicht für ein Etwas, das, im Falle wir in einer communistischen Gesellschaft leben würden, Jedermann, nach seinem Belieben, zur Verfügung wäre. Was der Gesellschaft nicht in Ueberfülle von der Natur gegeben ist, würde auch unter einem anderen Wirthschaftsregime vom Einzelnen bezahlt werden müssen. Aber wohl würde der Preis nicht einzelnen Gutsbesitzern, sondern der Gesellschaft zufallen. Kohle und Erze würden auch dann noch, vor ihrer Heraufholung aus dem Boden, einen ökonomischen Werth haben. Wir bezahlen also dem Grundbesitzer einen Preis für etwas, das wirklich auch, unabhängig von seiner Macht ausschliesslicher Verfügung darüber, einen ökonomischen Werth hat. Aber dieser Werth stammt nicht aus einer vom Grundbesitzer auf die Production dieses Gutes aufgewendeten Arbeit her. Wohl ist es denkbar, dass es sociale Leistungen des Grundbesitzerstandes im Ganzen sind, welche durch Zuweisung des Bodeneigenthumes und damit, in gewissen Fällen, einer Bodenrente erkauft werden. So mag z. B. durch die Institutionen des Bodeneigenthumes eine Verschwendung der nicht in unerschöpflichem Maasse uns verliehenen Bodenschätze verhütet worden sein. So mag das Grundeigenthum Einiger die Uebrigen, welche kein solches Besitzthum haben, gezwungen haben, ihre Kräfte um des Erwerbes willen in höherem Maasse anzuspannen und nach verschiedenen Richtungen hin auszubilden. So hat dies Privilegium beispielsweise die Herausbildung eines dem Staatswesen und idealen Aufgaben sich widmenden Standes ermöglicht. — Aber diese Untersuchungen — die noch fortzusetzen wären — betreffen, wie schon bemerkt, nicht mehr die Frage über den im engeren Sinne gefassten Begriff des ökonomischen Werthes.

Von der Smith-Ricardo'schen Werthlehre gehen zwei Schulen aus, eine Theorie, von welcher unsere heutige sociale Oekonomie

pessimistisch, eine andere, von welcher diese Wirthschaft optimistisch beurtheilt wird. Beide Richtungen suchen, die Lehre, dass der Werth einer Waare in der zu ihrer Production nöthigen Arbeitsmenge bestehe, mit weit mehr Consequenz aufrecht zu halten, als dies bei Adam Smith oder auch nur bei Ricardo geschieht. Die pessimistische Ansicht wurde mit besonderem wissenschaftlichen Scharfsinn durch Karl Marx, die optimistische durch Henry Carey und Frédéric Bastiat entwickelt.

Adam Smith hat — wie schon bemerkt — nicht blos die Arbeit im engsten Sinne, nicht blos die Lohnarbeit als socialökonomisch productive Leistung aufgefasst. In den Unternehmern, welche mit ihren Capitalien Arbeit in Bewegung setzen, sieht er — bis zu einem gewissen Maasse — auch wirkliche Producenten. Die Sparthätigkeit erklärt er sogar als die eigentliche Quelle neuer Capitalien. Aber in seiner Werththeorie fehlt jeder Hinblick auf das Sparen und den Unternehmungsgeist als werthschaffende Factoren. Nur in seiner Werththeorie blickt also Smith einseitig auf die — im engsten Wortsinne verstandene — Arbeit; in seiner gesammten Wirthschaftstheorie jedoch kommen auch manche andere productive Thätigkeiten — bis zu gewissem Grade — zu ihrem Rechte. Für die Erklärung der Berechtigung zum Bezuge einer Bodenrente scheinen ihm jedoch nur wenige Momente auffindbar zu sein.

Die socialdemokratische Lehre der Marx'schen Schule hält an der Smith-Ricardo'schen Werththeorie nach allen Richtungen mit äusserster Strenge fest. Einfach ausgesprochen, würde die Marx'sche Lehre folgendermassen lauten: Der Werth aller Güter ist die Menge jener Arbeit, welche — zur Zeit, bei bestimmter Stufe der Technik und der verbreiteten Geschicklichkeit — nothwendig ist, um diese Güter zu produciren. Die Unternehmer, Bodeneigenthümer und Capitalverleiher fördern nicht durch Arbeit die Production, wenigstens nicht, insoferne sie über Boden und Capital blos als Eigenthümer verfügen. Nebstbei können sie freilich an der Güterproduction mitarbeiten; sie sind dann eben zugleich auch Arbeiter. Jene Mühen jedoch, die sich ein Bodenbesitzer, ein Capitalist, ein Unternehmer auflegt, um recht grosse Renten, Zinsen oder Profite einzuheimsen,

gehören nicht unter die productiven, sondern nur unter die lucrativen Thätigkeiten; nicht die sociale Production wird durch diese Actionen gefördert, sondern nur das Einkommen der Capitalisten u. s. w. wird so, und zwar auf Kosten der übrigen Gesellschaft vergrössert. Wenn alle Unternehmer, Capital-Darleiher, Bodeneigenthümer verschwänden, ihre Besitzthümer aber zurückblieben, dann würde die Production für die Folge nicht nur nicht leiden, sondern noch gewinnen. Die Störungen, welche durch gewinnsüchtiges Streben in die Wirthschaft gebracht werden, würden aufhören, die Arbeiter würden tüchtiger werden, weil sie ihren Consum erhöhen, ihr leibliches und seelisches Gedeihen durch all' das steigern könnten, was sonst als Gewinn, Zins und Rente den producirenden Classen zufällt und von denselben auch für eigenen Consum oder den Consum anderer nicht producirender Leute ausgegeben wird.

Nach dieser Ansicht wird also ein Theil der socialen Arbeit von Nichtarbeitern, von Nichtproducenten aufgezehrt. Die arbeitenden Classen werden von denen, welche Gewinn, Zins und Renten beziehen, ausgebeutet. Dieses System der Ausbeutung beruht aber nicht auf einer Uebervortheilung im gewöhnlichen Wortsinne, so etwa, dass irgend ein Object des Verkehres, sei es über oder unter dem Werthe, bezahlt würde. Auch wenn der heutige Tauschverkehr ohne allen Betrug sich abwickeln würde, wäre dem bezeichneten Ausbeutungssysteme kein Ende bereitet. Jede Waare wird, der Regel nach, ihrem Werthe entsprechend bezahlt. Das Edelmetall, welches als Gegenwerth für die Waare gegeben wird, enthält gerade soviel — zur Production desselben — nöthige Arbeit, als in der zu kaufenden Waare nöthige Arbeit verkörpert ist. Auch die Waare „Arbeit" wird — normalerweise — nach ihrem Werthe bezahlt. Dass der Austausch die Regel „Werth gegen gleichen Werth" verletze, gehört nicht zu dem Wesen des heutigen Austauschsystems.

Wie gelingt oder wie geschieht es aber, dass trotz alledem die Arbeitenden von den Capitalbesitzern ausgebeutet werden? Wie geschieht es, dass die Arbeitenden ihre Arbeit nach dem vollen Werthe bezahlt erhalten und dabei dennoch übervortheilt sind? Die Arbeit ist eine Waare ganz eigener

Art. Sie ist nicht nur ein Werth, sondern sie schafft auch Werth. Sie ist eine Waare — sagt Marx — „deren Gebrauchswerth selbst die eigenthümliche Beschaffenheit besitzt, Quelle von Werth zu sein, deren wirklicher Verbrauch also selbst Vergegenständlichung von Arbeit ist, daher Werthschöpfung". Arbeit wird vom Capitalisten gekauft, wie sie als Erzeugniss vom Arbeiter-Organismus hervorgebracht wird. Der Capitalist (als Unternehmer) bezahlt den Werth dieses Erzeugnisses, d. h. die nöthige Arbeitsmenge, welche in diesem Erzeugniss verkörpert erscheint. Der Capitalist verkauft dann die durch die Arbeit producirte Waare. Er verkauft die Waare natürlich nach ihrem Werthe, d. h. er erhält die Arbeitsmenge bezahlt, welche in der Waare verkörpert ist. Jene Arbeitsmenge, welche in der vom Arbeiter-Organismus erzeugten Arbeit sich darstellt, ist aber nicht gleich der Arbeitsmenge, welche in die Waare übergeht. Die Arbeitsmenge, welche der Waare den Werth gibt, ist eine andere, als die, welche der Arbeit selbst ihren Werth gab.

Um diesen Marx'schen Gedanken anschaulich zu machen, nehmen wir ein früher gebrauchtes Bild wieder auf. Nehmen wir an, Brod sei das Einzige, was von der socialen Arbeit producirt würde; Brod das einzige entgeltliche Mittel, dessen die Gesellschaft zu ihrer Erhaltung bedürfte. Der Arbeiter producire nun täglich, bei zwölfstündiger Arbeit, drei Laib Brod — jeden im Gewichte von 1 Kilogramm. — Um diese seine zwölfstündige Arbeit immer wieder durch Generationen fort leisten zu können, muss er — mit seinen Kindern — täglich zwei Laib Brod consumiren. Er muss also acht Stunden Arbeit consumiren, um zwölf Stunden Arbeit zu leisten. Acht Stunden Arbeit sind die nothwendige Arbeitsmenge für die Production der zwölfstündigen Arbeit. Acht Stunden Arbeit ist also der Werth der Arbeit, welche im Organismus des Arbeiters erzeugt wird. Diesen Werth bezahlt der Bodeneigenthümer (oder Capitalist). Das producirte Brod kommt auf den Markt. Es wird nach dem Werthe bezahlt. Was ist der Werth des Laibes Brod? Offenbar vier Arbeitsstunden; denn vier Arbeitsstunden sind in einem Laibe Brod verkörpert. Drei Laibe Brod müssen im Markte mit zwölf Arbeitsstunden

bezahlt werden; denn soviel Arbeit steckt in den drei Laib Brod. Indem also der Bodeneigenthümer (der Capitalist) zuerst Arbeit kauft nach ihrem Werth, d. h. nach ihren Erzeugungskosten, sodann die Waare, das Product der Arbeit, wieder gegen ihre (der Waare) Erzeugungskosten, erhält er mehr Geld oder mehr Capital aus dem Markte, als er in denselben hineingeworfen hat. Die Erzielung dieses „Mehrwerthes" ist es, was der Capitalist im Auge hat, diesen „Mehrwerth" zu steigern, gehört zu den höchsten Wünschen des Capitalisten.

Den „Mehrwerth" muss der Unternehmer-Capitalist freilich nicht ganz für sich behalten. Er theilt ihn beispielsweise mit den Capitaldarleihern, mit dem Verpächter des Bodens, ja er kann einen Theil dieses „Mehrwerthes" allen Consumenten zu Gute kommen lassen, wenn er die Waare unter ihrem vollen Preise, d. h. unter ihrem Werthe abgibt.

„Die vergangene Arbeit — sagt Marx — die in der Arbeitskraft steckt und die lebendige Arbeit, die sie leisten kann, ihre täglichen Erhaltungskosten und ihre tägliche Verausgabung, sind zwei ganz verschiedene Grössen. Die erstere bestimmt ihren Tauschwerth, die andere bildet ihren Gebrauchswerth. Dass ein halber Arbeitstag nöthig ist, um ihn während vierundzwanzig Stunden am Leben zu erhalten, hindert den Arbeiter keineswegs, einen ganzen Tag zu arbeiten. Der Werth der Arbeitskraft und ihre Verwerthung im Arbeitsprocess sind also zwei verschiedene Grössen. Diese Werthdifferenz hat der Capitalist im Auge, wenn er die Arbeitskraft kauft. Ihre nützliche Eigenschaft, Garn oder Stiefel zu machen, ist nur eine *conditio sine qua non*, weil Arbeit in nützlicher Form verausgabt werden muss, um Werth zu bilden. Was aber entscheidet, ist der specifische Gebrauchswerth dieser Waare, Quelle von Werth zu sein und von mehr Werth als sie selbst hat. Dies ist der specifische Dienst, den der Capitalist von ihr erwartet." („Das Capital." Hamburg 1872.)

Die Marx'sche Theorie ist, wie nicht schwer zu ersehen, nur eine consequente Ausführung der von Smith und Ricardo aufgestellten Lehre vom Werth. Während Smith und Ricardo manche Einseitigkeit ihrer Lehre, bei Entwicklung der Gewinn- und Zinsen-Theorie, durch Inconsequenz wieder gut machen,

hält die Marx'sche Lehre streng an den Elementen der Werth-Theorie fest. Das Wesentliche dessen, was wir zur Kritik der Marx'schen Lehre zu bemerken hätten, haben wir bereits bei der Betrachtung der Smith'schen Theorie vorgebracht.

Der amerikanische Volkswirth Henry Carey, und nach ihm der Franzose Bastiat haben es versucht, der Formel „Werth gleich Arbeitsmenge" eine Wendung zu geben, welche geeignet schien, aus dieser Formel die gegen die Bodenrente gerichtete Tendenz wegzuschaffen.

Mit Smith übereinstimmend, lehren Carey und Bastiat, dass die uns nothwendigen und nützlichen Dinge nur dann einen Werth haben, wenn der Erlangung dieser Dinge Hindernisse im Wege sind, welche überwunden werden müssen. Durch Anstrengung, durch Arbeit überwinden wir die unserer Bedürfnissbefriedigung entgegenstehenden Schwierigkeiten. „Werth ist das Maass des Widerstandes, welcher der Erlangung unserer Befriedigungsmittel entgegensteht." Der Werth spricht es aus, dass wir der Natur gegenüber nicht genug mächtig sind. „Werth ist das Maass der Herrschaft der Natur über den Menschen." (Carey's Socialökonomie, Berlin, 1866.)

Mit jedem Schritte, den der Mensch auf der Bahn materieller Cultur macht, bringt er die Natur mehr in seine Gewalt. Die Natur muss ihm helfen, sie in immer höherem Maasse zu bezwingen. In jedem Werkzeuge, in jeder Maschine sind es Naturstoffe und Naturkräfte, welche uns helfen, Widerstände der Natur zu überwinden. Als der Mensch die Angelruthe ersonnen hatte, konnte er sich mit geringerer Mühe als bis dahin seinen Fischbedarf verschaffen. Der Werth der Fische musste für ihn sinken, während er an Fisch-Ertrag reicher wurde. Erfand er ein Messer, so konnte er seine bisherigen Werkzeuge mit geringerer Mühe produciren und bessere an deren Stelle setzen, in Folge dessen der Werth der früher gebrauchten Werkzeuge sinken musste. Nicht die Arbeit oder die Kosten der Herstellung bestimmen nun den Werth der Instrumente, sondern die Kosten der Wiederherstellung.

Wie der Werth aller anderen Dinge — sagt nun Carey — sinkt auch der Werth von Grund und Boden, wenn dessen

Wiederherstellungskosten sich mindern. Smith und Ricardo seien also im Unrechte, wenn sie behaupten, dass dem Grundbesitzer für seinen Grund und Boden, nebst Ersatz der auf die Verbesserung des Bodens verwendeten Capitalien und Arbeiten, noch ein Plus für die im Boden liegenden, natürlichen Factoren der Fruchtbarkeit gezahlt werden müsse. Vielmehr sei der Boden um weniger zu haben, als die für dessen Herstellung in den heutigen Stand aufgebrauchten Arbeiten und Capitalien betragen. Man möge sich den Boden Grossbritanniens in den zur Zeit Cäsar's vorhandenen Stand zurückversetzt denken und sich fragen, ob bei heutigem Ankauf dieses Bodens — oder eines Theiles desselben — alle Arbeiten bezahlt werden, die nöthig waren, um jenen Boden in den heutigen Stand überzuführen?

„Ein grosser Theil des Werthes (eines einen Theil des heutigen England bildenden Bodenstückes) — sagt ein Jünger Carey's — lässt sich auf die Arbeit zurückführen, welche direct auf dieses Bodenstück verwendet wurde. . . Wäre es möglich, selbst nur diese Arbeit genau zu berechnen, so würde der gegenwärtige Werth dieser Arbeit wenig hinter dem des Grund und Bodens zurückbleiben, wenn nicht gar ihm gleichkommen oder ihn übertreffen. Dies ist aber nicht Alles. In der Nachbarschaft sind Schulen und Kirchen errichtet, es sind Strassen nach den Marktstädten erbaut worden, die sich inzwischen erhoben haben; Brücken, Canäle und Eisenbahnen sind entstanden, und dies Alles trägt einen Theil zum Werth von Grund und Boden bei. . . . Grund und Boden sind, wie die Luft, die Gravitation und die anderen Naturkräfte, ohne Werth; derselbe ist lediglich aus der angehäuften Arbeit gezogen, die mit dem Boden combinirt wird, sei es durch wirkliche Vermischung mit seiner Substanz oder in Verbesserungen, wie Strassen und Canäle, deren Vortheile sich über weite Districte verbreiten."

Die Folgerungen, welche sich aus dieser Erklärung des Bodenwerthes zur Vertheidigung der Grundrente zu ergeben scheinen, sind durch Bastiat in besonders deutlicher, ja in der drastischesten Art zum Ausdrucke gebracht worden. Wir wollen noch dieser Argumentation unsere Aufmerksamkeit schenken,

bevor wir in die Würdigung des Kerns der Carey-Bastiat'schen Werthlehre eingehen.

„Jedes Eigenthum — sagt Bastiat — ist ein Werth, jeder Werth ist Eigenthum. Was keinen Werth hat, ist unentgeltlich, was unentgeltlich ist, ist Gemeingut... Man hat die Nutzbarkeit oft mit dem Werthe verwechselt.. Man legte sowohl den Materialien als den Naturkräften einen eigenen, von jeder menschlichen Arbeit unabhängigen Werth bei, und in demselben Augenblicke war das Bodeneigenthum ebensowenig zu rechtfertigen als zu verstehen.. Durch Verwechslung der Begriffe Nutzbarkeit und Werth kommt die Theorie zu der Annahme, dass beim Tausche irgend Jemand ein Nutzbares, das keine Arbeit erfordert, für ein Nutzbares hingibt, welches durch menschliche Arbeit geschaffen wird. Mit anderen Worten: Es kann der Eine, ohne selbst zu arbeiten, aus fremder Arbeit Nutzen ziehen. Die Theorie nannte das so aufgefasste (Boden-) Eigenthum anfangs nothwendiges Monopol, dann Monopol kurzweg, hierauf Unrechtmässigkeit und endlich Ausbeutung, eine Art der Beraubung.. Man sah oft den Grundeigenthümer leben, ohne zu arbeiten, und zog daraus den anscheinend richtigen Schluss: Er müsse ein Mittel gefunden haben, sich für etwas Anderes, als seine Arbeit bezahlen zu lassen. Was konnte dieses Andere sein, als die Fruchtbarkeit, die productive Kraft seines Bodens? Es wurde also die Grundrente mit immer schimpflicheren Titulaturen belegt." (Harmonies Economiques.)

Die Theorien der Socialisten sind nach Bastiat's Urtheile, einem Urtheile, dem wir zustimmen müssen, aus den Theorien der politischen Oekonomie hervorgegangen. Die Socialisten kritisiren die Bodenrente in derselben Weise, wie es Smith und Ricardo gethan. Die Socialisten gehen nur weiter. Auch Gewinne und Zinsen müssen sich durch die Socialisten die gleiche Kritik gefallen lassen. Mit den Nationalökonomen (der Smithschen Schule) gehen die Socialisten Hand in Hand. „Beide — sagt Bastiat — urtheilen so: Wer ein Ackerbauproduct kauft, bezahlt drei Dinge: 1. Die gegenwärtige Arbeit, nichts ist rechtmässiger; 2. den Mehrwerth, welchen der Boden durch frühere Arbeit erlangt hat, und nichts ist wiederum recht-

mässiger; 3. endlich das ursprüngliche oder natürliche, nicht producirte Capital, dieses unentgeltliche Geschenk Gottes, die zeugenden Kräfte des Bodens. Das ist es, was bald als Monopol, bald als Unrechtmässigkeit oder als eine Art Raub *(vol)* erklärt wird."

In ähnlicher Weise, wie es Carey that, führt nun Bastiat aus, dass der Werth des Bodens ganz und gar aus den auf die Verbesserung, sei es direct oder indirect, verwendeten Arbeiten und Capitalien herstamme, und schliesst hierauf: „Ich behaupte, dass der Acker, welchem die natürliche Productivkraft ursprünglich keinen Werth verlieh (man kann ja in Urwaldgegenden Amerikas noch heute Boden umsonst oder fast umsonst haben), auch jetzt noch keinen Werth aus jener Eigenschaft erlangt hat. Die Naturkraft, anfangs unentgeltlich, ist es noch und wird es immer bleiben. Man kann sich wohl so ausdrücken: Dieser Acker ist etwas werth. Im Grunde aber ist es die Arbeit, welche den Boden verbessert, und das Capital, welches man auf denselben verwendet hat, was den Werth des Ackers bildet. Demgemäss ist es ganz richtig zu sagen, dass der Eigenthümer des Ackers eigentlich nur Eigenthümer eines von ihm selbst geschaffenen Werthes und von ihm selbst vollbrachter Leistungen sei, und welches Eigenthum kann rechtmässiger sein? Das in Rede Stehende ist auf Niemandes Unkosten entstanden; es unterschlägt weder, noch besteuert es, ein Geschenk des Himmels."

Ist es nun Carey und Bastiat wirklich gelungen, die aus der Smith-Ricardo'schen Werthlehre abgeleitete Kritik und Verurtheilung der Bodenrente als fehlerhaft zu erweisen; ist es hier gelungen, zu zeigen, dass die Rente dem Grundeigenthümer gebühre, dass er also nicht auf Kosten der Gesellschaft, auf Kosten fremder Arbeit lebe und sich bereichere? Wir wollen sehen.

Vor Allem möchten wir auf einen Irrthum aufmerksam machen, der sich, wie uns wenigstens scheint, in die Carey'sche Bodenwerthberechnung eingeschlichen haben dürfte. Der Bodenwerth eines Culturlandes, wie des britischen etwa, oder der Werth einer Quote dieses Bodens, dürfe — nehmen wir hypothetisch

an — nach der Regel berechnet werden, dass der Werth eines Gutes der in demselben steckenden Arbeitsmenge gleiche. Hieraus würde jedoch — wie wir glauben — noch nicht folgen, dass wir nun nichts zu thun hätten, als alle Arbeitsmengen zusammenzuzahlen, welche seit Cäsar's Zeit aufgewendet wurden, um den Boden Englands, das britische Land, auf die heutige Höhe der Cultur und Bedeutung zu erheben. Diesen ganzen Betrag hätten die Eigenthümer von heute vielleicht nicht das Recht zu fordern, auch wenn die Smith'sche Regel die richtige wäre. Denn alle Werthe, welche seit Cäsar's Zeiten von britischen Bodenbesitzern als Rente empfangen und consumirt wurden, müssten doch wohl in Abrechnung gebracht werden. Mit diesen Renten dürfte ja vielleicht ein Theil jener Arbeiten, welche von den Bodenbesitzern der Cultur gewidmet wurden, bezahlt worden sein. Heute wäre also nur ein Rest zu begleichen. Ob bei solcher Berechnung die an die heutigen Besitzer zu bezahlende Summe nicht bedeutend zusammenschrumpfen würde, dürfte zu bedenken sein. Doch, lassen wir diese Erwägung ganz beiseite, und lenken wir unsere Aufmerksamkeit auf das vor unseren Augen sich vollführende Entstehen oder Anwachsen mancher Renten.

Ein Geologe findet heraus, dass der Boden, welcher im Eigenthume des A. sich befindet, Kohlen- oder Erzlager berge. Ein Unternehmer wünscht diese Lager auszubeuten. Er will den Boden kaufen. Wie viel wird er zu bezahlen haben? Vielleicht das Zehn- und Mehrfache von dem, was vor der gemachten Entdeckung der Werth dieses Bodens gewesen. Die Rente des Bodenbesitzers wird auf das Zehnfache steigen. Für lange Zeiten hin empfängt der bisherige Grundherr nun das Neunfache zu seiner früheren Rente hinzu. Die Chemiker entdecken eine Erd- oder Gesteinsart, die sich nur in dem Boden des von uns in's Auge gefassten Besitzers vorfindet oder doch nirgends sonst entdeckt wurde, eine Erd- oder Gesteinsart, welche eine hohe Verwerthung in der Industrie erhalten kann. Eine neue Rente wächst dem Einkommen des Besitzers zu. Die Wissenschaft und Technik gelangen zu neuen Verwendungsrichtungen des bezeichneten Gesteines. Abermals ein Rentenzuwachs für den Bodenbesitzer. Der Staat baut eine Eisenbahn, welche den

Besitz des Grundherrn berührt und mit dem Weltmarkt in engere Verbindung setzt. Eine neue Rente für den Gutsbesitzer. Eine Stadt in der Nachbarschaft erweitert sich, gewinnt an politischer und commercieller Bedeutung. Ein neuer Rentenzuwachs für den Grundbesitzer.

Carey wird nun zu erweisen suchen, das Kohlenlager habe diesen hohen Werth nur darum, weil in dessen Nähe eine betriebsame, hoch entwickelte Bevölkerung wohnt; in manchen Gegenden des nicht bewohnten Theiles der Erde gebe es ja reiche Kohlenlager, welche werthlos sind. Die Arbeiten, welche Land und Volk auf eine hohe Culturstufe bringen, die sind es, welche jenem Kohlenlager Werth verleihen. Nicht also die Kohle wird im Preise des Gutes bezahlt, sondern die Culturarbeiten der Nation, welche die Kohle verwerthbar machen. Angenommen, diese Berechnung sei ganz richtig. Ein Schüler der Smith-Ricardo'schen Schule wird nun fragen: Ist es die eigene Arbeit des Grundbesitzers, welche ihm, in den betrachteten Fällen, den neuen Reichthum brachte? Sind es nicht vielmehr Arbeiten des Staatsmannes, des Chemikers, Ingenieurs, Arbeiten von Entdeckern und Erfindern u. s. w., welche hier als Quellen der neuen Werthbildung in Rechnung zu bringen wären? Daran — werden sie sagen — zweifeln wir nicht; dass alle Werthe aus der nationalen Arbeit herstammen, was wir behaupteten, war nur dies, dass der Grundbesitzer sich in der Rente ein Etwas bezahlen lasse, was nicht Frucht s e i n e r Arbeit ist. Die Arbeit der Nation wird durch ihn besteuert; er bezieht einen Antheil an der Arbeit Anderer, ohne dass er zu der Werthschaffung durch seine Arbeit mitzuwirken brauchte.

Die Carey-Bastiat'sche Werththeorie leistet also, wie uns scheint, nicht so viel, als sie verspricht. Den gegen das Bodeneigenthum und den Rentenbezug gerichteten Angriffen dürfte durch diese Werthlehre kaum beizukommen sein. Um dies leisten zu können, müsste sich die Werththeorie in ihren Grundbegriffen zu einem weit höheren Standpunkte erheben. Sie müsste in den Begriff Arbeit noch andere Leistungen einbeziehen, als blos die, im engsten Sinne, als industriell zu bezeichnenden Arbeiten. Das Leben der Gesellschaft wird nicht

durch das eine Moment allein bestimmt, dass jeder Einzelne nur so viel empfange, als er selbst leistet. Manche Functionen und Organe muss die Gesellschaft, auch mit Absehen von solch' genauer Berechnung, sich erkaufen. Ein gesammter Stand, ein sociales, durch Jahrhunderte fortbestehendes Organ, kann für die geschichtliche Entwicklung des Staates und Volkes von hoher Wichtigkeit sein, auch wenn nicht jedes Individuum oder jede einzelne Generation des betreffenden Standes so viel leistet, als dem Gesetze „Leistung gleich Gegenleistung" entspricht. Staat und Gesellschaft fassen vor Allem das Eine in's Auge, dass der betreffende Stand im Ganzen, und durch eine ganze historische Periode hin, dem socialen Leben mehr Förderung bringt, als er Kosten verursacht. Diese Förderung braucht auch nicht durchaus oder überhaupt von direct wirthschaftlicher Art zu sein. Gewinnt der Staat an politischer Kraft, an socialer Consistenz oder an Actionsfähigkeit, dann ist es ihm leicht, auch wirthschaftlich an Kraft zu gewinnen.

Die Leistungen eines Grundbesitzer-Standes mögen so dem socialen Leben von, anders gar nicht zu ersetzendem, hohem Werthe sein, auch wenn viele einzelne Grundbesitzer ihre Pflicht gegenüber der Gesellschaft nicht erfüllen. Die Gesammtheit der Unternehmer und Capitalisten bildet noch nicht ein sociales Schmarotzergewächs, kann vielmehr ein zur Zeit ganz unentbehrliches, social höchst productives Organ sein, auch wenn viele Einzelne aus dieser Gesammtheit sich vielleicht auf Kosten fremder Arbeit bereichern sollten. Einer Werththeorie, nach welcher über die Fragen einer gerechten Gütervertheilung sollte entschieden werden können, müsste eine Untersuchung darüber, was sociale Leistungen überhaupt, was sociale Leistungen wirthschaftlicher Art — und zwar auch im historischen Sinne — sind, zur Grundlage gesetzt werden. Eine Werth-Theorie jedoch, welche nur das Haushalten im engeren Sinne (das Zurathehalten-Müssen mit Gütern, die, sei es von Natur, uns in beschränktem Maasse gewährt sind, oder solche, deren ausreichender Zufluss nur durch Arbeitsaufwand zu beschaffen ist) zur Grundlage nimmt, ist für sich nicht im Stande, über Fragen der socialwirthschaftlichen Entwicklung und der socialen Entwicklung überhaupt, maassgebende Antworten zu liefern.

X.

Wir haben (im VII. Abschnitte) die Hypothese aufgestellt, unsere Gesellschaft wäre in dem Maasse centralisirt, dass sie wie eine einzige grosse Actiengesellschaft oder Wirthschaftsgenossenschaft operiren würde. Wir nahmen ferner an, diese Gesellschaft würde bei der Vertheilung des Jahresertrages die Regel beobachten, dass die Quote eines jeden Einzelnen am Gesammtertrage nach der Quote zu bemessen sei, welche von dem Einzelnen zur Gesammtleistung beigetragen wurde. Dass diese Regel — so schlicht genommen — nicht ganz entsprechend sein dürfte, haben wir zum Theil aus den letzten Betrachtungen ersehen. Für die Frage des Geldwesens bedürfen wir jedoch keiner bestimmt gearteten Vertheilungsregel. Die leicht verständliche leistet hier aber gute Dienste. Wir haben nur das festzuhalten, dass die Gesellschaft dem Einzelnen für seine Leistung einer Art — je nach Grösse dieser Leistung — ein Aequivalent in Leistungen aller oder doch höchst verschiedener Art zuzusprechen hat. Der Begriff eines Quantums Gutes von allerlei Art, gleichsam eines Quantums Socialblutes, nimmt eine bedeutende Stellung im socialwirthschaftlichen Denken und Leben ein. Im Begriffe des Geldes ist ein solcher Begriff mit enthalten. Man darf diesen Begriff wohl als den des ideellen Geldes bezeichnen. Eine Mark, ein Frank, ein Gulden, ein Thaler etc. wollen, als ideelles Geld, nur bestimmte Quoten der socialen Gesammtgütermasse bezeichnen. Wenn man sagt, A. besitze ein Vermögen von einer Million Gulden, oder, wie der Engländer sagt, A. sei eine Million werth, so ist in diesem Falle der Gulden nur als ideelles Geld gedacht. Das Vermögen des A. kann aus Boden, Gebäuden, Maschinen, Getreidevorräthen, Wolle, aus Münzen, Geldforderungen u. s. w. bestehen. Nicht über die Art seiner Güter, sondern nur über die Grösse seines Antheiles an allen entgeltlichen Socialgütern wird Bestimmtes ausgesagt.

Man stelle sich nun vor, eine Gesellschaft, nicht grösser als die Bevölkerung einer Stadt, würde auf einer isolirten Insel eine derartige sociale Wirthschaft führen, wie wir sie in's Auge fassten. Ueber jede Leistungsart würde die allgemeine

Versammlung, welche in diesem Falle als sociale Börse fungirte, berathen, und bei Begegnung und wechselseitigem Abwägen aller Angebote und Nachfragen, über die Quoten bestimmen, welche jeder Leistungsart in den nächsten Monaten oder Jahren zuzuschreiben seien — ob diese Leistungen nun in Arbeiten, im Erübrigen von Capital (d. h. von Ersparnissen am möglichen Consume), in Uebernahme eventueller Verluste etc. bestünden. Die Producte, welche aus den Leistungen sich ergeben, wären dann nach der Leistungsmenge zu berechnen, die in denselben gleichsam verkörpert ist. Die Gesammtleistung des Jahres könnte als eine Zahl, etwa als zehn Millionen ausgesprochen werden. Den zehnmillionten Theil würde man etwa einen Gulden oder eine Mark nennen. Statt nun zu sagen, ein Packträger hat, nach dem jetzigen Stande des betreffenden Angebot-Nachfrage-Verhältnisses, täglich den zehnmillionten Theil des Gesammtertrages als Lohn zu empfangen, würde man von einer Mark als jetzigem Taglohn des Packträgers sprechen. Jedem wäre also seine Arbeit, seine Leistung in Mark, Gulden ... gutgeschrieben. Sein Consum hingegen würde von seinem Guthaben, abermals in Mark, Gulden ... abgeschrieben. Für eine kleine Stadtgemeinschaft, wie wir sie eben angenommen, würde ein System blossen Zu- und Abschreibens genügen, um den Verkehr zwischen den Einzelnen und dem socialen Ganzen ohne Störung zur Abwicklung zu bringen.

Nehmen wir nun an, die isolirte Insel umfasse eine grössere Anzahl von Städten, welche zusammen eine solche Gemeinschaft bilden. Ein Bürger aus der Stadt A. reist nach der Stadt B. Hat er nun in der fremden Stadt Ausgaben zu machen, so reicht das eben betrachtete System des Ab- und Zuschreibens nicht mehr gut aus. Der Reisende müsste etwa ein Buch mitbringen, in welchem verzeichnet stünde, wie viele Mark, Gulden — in Gütern aller Art — die Gesellschaft ihm noch schuldet. Was er nun in der fremden Stadt an Speise, Trank etc. kauft, müsste wieder in Mark, Gulden etc. in seinem Buche abgeschrieben werden. Die Restaurationen, Kaufhallen etc. in B. würden wieder die an den aus A. Zugereisten, in Gütern ausbezahlten Mark, der Gesellschaft zur Last schreiben. Wir lassen jene Insel nun zu einem grossen Reiche mit Hunderten Städten

anwachsen. Auch das zweite System der Abrechnung würde sich nur als ein gar zu schwerfälliges erweisen. Die Gesellschaft wird nun auf den Inhaber lautende Scheine ausstellen. Der Einzelne braucht dann nicht sein Buch vorzuweisen, wenn er irgendwo im Reiche Güter, verschiedenster Art, consumiren will. Von seinem Guthaben bei der Gesellschaft werden ihm jene Anzahl Gulden, Mark etc. abgeschrieben, die er in Scheinen bereits bezogen hat. Wenn irgend eine Verkaufshalle ihre Vorräthe aus der Centrale zu ergänzen hat, kehren die Zahlscheine wieder an die Hauptzahlstelle zurück. In demselben Maasse, als sich die centralen Vorrathshäuser leeren, füllen sich die centralen Cassen durch zurückkehrende Zahlscheine.

Diese Zahlscheine bilden das materielle, symbolische Geld der Gesellschaft. Der Markschein oder Guldenschein etc. ist das Sinnbild einer kleinen Quote der gesammten socialen Jahresleistungen und einer gleichen Quote des gesammten Jahres-Ertrages. Das ideelle Geld ist durch den Schein symbolisirt. Jeder solcher Schein ist einerseits eine Quittung für eine kleine Quote z. B. für ein Zehn-, Hundert-, oder Tausend-Milliontel der Gesammtleistung. Jeder solcher Schein ist andererseits eine Anweisung auf eine gleiche kleine Quote des gesammten Güter-Ertrages. Das Symbol ideellen Geldes, das Symbol von Werth überhaupt, fungirt hier als ein Umsatz- oder Tauschwerkzeug. Für seine Leistung einer Art empfängt der Einzelne symbolisch einen Gleichwerth von Gut aller Art. Dieses Symbol setzt er dann für sich thatsächlich in Güter um.

Man hat das Geld oft als ein Werkzeug bezeichnet, welches zugleich Werthmaass und Aequivalent ist. Unsere hier vorgeführten Mark- oder Guldenscheine etc. wären wohl, im strengen Sinne, weder Werthmaass noch Aequivalent. Werthmaass wäre die Gesammtleistung oder der Gesammtertrag. Um der Sprache eine Erleichterung zu schaffen, wird ein Gulden gesetzt, statt etwa ein Hundertmilliontel des Gesammtertrages zu sagen. Aber wohl würden alle Preise thatsächlich in Mark oder Gulden ausgesprochen sein. Die Scheine, die Jemand für seine Leistung empfangen würde, wären selbst gewiss nicht das Aequivalent, das er letztlich sucht. Er muss ja Güter und Leistungen aller Art erhalten; er kann nicht papierene Zeichen

consumiren. Erst in den Gütern, welche der Einzelne für die Scheine eintauscht, erhält er wirkliche Aequivalente, die wirkliche Vergütung für seine Leistung. Wenn der A. dem B. für ein Buch zehn Guldenscheine geben würde, dann hätte — wenn der Werth des Buches zu zehn Gulden berechnet wurde — B. von A. nichts zu fordern. Der Tauschact ist ein perfecter. Aber wohl besässe jetzt B. der ganzen Gesellschaft gegenüber eine Art Forderung; sie ist verpflichtet, dem Inhaber des Scheines, für diese Scheine, Güter oder Dienste im gleichen Werthe, aber nach seiner Wahl, aus ihren Vorräthen zuzuweisen. Wenn die Gesellschaft dem Einzelnen, für seine Leistung, Geldscheine ausfolgt, ist der Tauschact zwischen diesen Parteien noch nicht perfect.

Angenommen, die Gesellschaft würde ihre Werthsymbole in Silber und Golde formen und zwar so, dass Mark oder Gulden, als Symbol, eine Mark oder einen Gulden Werth im Stoffe enthielte. Würde in solchem Falle der Einzelne wirklich endgiltig bezahlt sein, wenn er von der Gesellschaft diese in sich selbst werthvollen Symbole in richtiger Zahl empfinge? Sicherlich wäre der Tauschact auch jetzt noch kein perfecter. Erst in den Magazinen der Gesellschaft — diese Magazine zum Theil nur bildlich gemeint — vermag der Einzelne sein Metallsymbol in das umzusetzen, was er eigentlich durch seine Leistung erreichen wollte. Nicht Gold und Silber, sondern Güter aller Art muss er durch seine Leistung erwerben, wenn er leben will. Die Gesellschaft bleibt ihm also verpflichtet, auch wenn sie vollwerthige Metallsymbole, statt blosser Papierzeichen, als Zahlung gibt. Geld ist auch dann nicht Aequivalent im eigentlichen Sinne, wenn es ein volles metallisches ist. Es ist nur das Symbol des eigentlichen Aequivalentes, nämlich einer Quote in Gütern und Diensten aller Art. So verhalten sich diese Dinge in einer auf Basis voller Arbeitstheilung organisirten Gesellschaft. Je näher eine Gesellschaft diesem Zustande kommt, umsomehr Geltung hat die eben entwickelte Rechtsauffassung.

Nach unserer Hypothese würden alle Preise, sowohl die Preise der wirthschaftlichen Leistungen, wie jene der Waaren durchaus als Quoten der Gesammtleistung oder des Gesammt-

Ertrages ausgesprochen werden. Man würde die Worte Mark, Gulden, Frank u. s. w. nur als Hundertmilliontel der gesammten Leistungsmasse des Jahres auffassen. Würde der Ertrag des kommenden Jahres auch ein grösserer sein, als der des früheren, der neue Ertrag könnte abermals in hundert Millionen Theile zerlegt vorgestellt werden, und ein solches Hundertmilliontel würde abermals den Namen einer Mark, eines Gulden u. dgl. führen. Wenn auch ein Jeder dieselbe Anzahl Mark etc. empfinge, so könnte er dennoch einen bedeutenderen Consum bezahlen. Die Güter würden bei Fortschreiten der Production billiger, das Geld kaufkräftiger werden, der Consum würde sich gegen Geld entwerthen, das Geld aber gegenüber dem zu Consumirenden an Werth gewinnen. Umgekehrt, würde ein Sinken der Production den Werth des Geldes dem Consum gegenüber mindern, den Werth des Consums aber dem Gelde gegenüber steigern.

Wenn die Gesellschaft durch Mark, Gulden etc. nur eine bestimmte Quote, ein Hundertmilliontel etwa, des Gesammtertrages bezeichnen will, und zwar mit Absehen davon, ob der Jahres-Ertrag in Gütern gleich bleibt, wächst oder abnimmt, dann darf mit dem Worte oder Zeichen „Mark, Gulden" u. dgl. nicht der Begriff eines bestimmten Gutsquantums, eines bestimmten Gewichtes Edelmetall z. B., verbunden werden. Wenn im heurigen Jahre ein Gramm Gold dem Hundertmilliontel des Jahres-Ertrages gleicht, dann wird bei Zu- oder Abnahme der nächsten Jahres-Erträge im Ganzen, das Gramm Gold nicht mehr dem Werthe eines Hundertmilliontel des gesammten Jahres-Ertrages die Wage halten. Wenn in diesem Jahre, gleichsam zufällig, der Werth eines Gramms Gold dem Werthe eines Hundertmilliontels des Jahres-Ertrages gleicht, so ist es durchaus nicht nothwendig, dass selbst bei Gleichbleiben des vorhandenen Goldvorrathes das Gramm genau mit der Zunahme des Reichthumes an Werth gewinne, genau mit Abnahme des Reichthumes an Werth verliere. Noch weniger würde es möglich sein, für Mark, Gulden u. s. w. die Bedeutung einer gleichbleibenden Quote (also etwa eines Hundertmilliontels) vom Güter-Ertrage aufrecht zu halten, wenn Mark, Gulden etc. als Werth jenes Quantums Getreides, mit dessen Werth in diesem Jahre ein Uebereinstimmen besteht, festgestellt würde.

Wenn die Gesellschaft feststellt, eine Mark oder ein Gulden etc. habe eine immer gleichbleibende Quote (ein Hundertmilliontel u. dgl.) des Güter-Ertrages zu bedeuten, ohne Rücksicht auf eventuelle Veränderungen des Güter-Ertrages, dann darf sie nicht gleichzeitig aussprechen, eine Mark, ein Gulden habe ebenso, nicht nur für dieses, sondern auch für folgende Jahre, die Bedeutung eines bestimmten Quantums Getreide, Edelmetall u. dgl. Dass in diesem Jahre das Hundertmilliontel des Ertrages dem Werthe eines bestimmten Quantums Goldes gleichkommt, ist eine Thatsache. Diese Thatsache kann und muss ausgesprochen werden, denn der Werth jeder Leistungs- oder Güterart wird in Quoten des Jahres-Ertrages zum Ausdrucke gebracht. Ob im folgenden Jahre das gleiche Quantum Edelmetalles eine gleiche Quote (ein Hundertmilliontel) des Gesammtertrages bedeuten werde, das ist der Gesellschaft eben nicht bekannt. Wenn also nicht blos das eine Jahr in Betracht kommt, in welchem gefunden wird, dass ein Gramm Edelmetalles einer bestimmten Quote des Jahres-Ertrages gleicht, dann kann auch nicht festgestellt werden, dass Mark, Gulden etc., dem Werthe nach, mit einem bestimmten Quantum Edelmetalles übereinstimme. Würden also die Löhne der gemeinen Arbeit, die Zinsen des Capitales etc. schon für das nächste Jahr in Verträgen und zwar als Quoten des kommenden — also in seiner Grösse noch unbekannten — Jahres-Ertrages festgestellt, dann könnte wohl gesagt werden, der Lohn solle die und die Anzahl Procente des kommenden Jahresertrages bilden. Dann dürfte aber dieser Antheil nicht gleichzeitig als ein bestimmtes Gewicht Edelmetalles festgesetzt werden. Wenn das Geld immer gleichbleibende Quoten des Jahres-Ertrages bedeuten soll, dann kann das Geld nicht zugleich — für Jahresreihen fort — bestimmte Quanten Edelmetalles darstellen.

Wir haben angenommen, die von uns betrachtete Gesellschaft würde, ohne Rücksicht auf Ab- und Zunahme des Productions-Ertrages, mit derselben Geldmenge, mit derselben Anzahl von Symbolen den Verkehr besorgen. Wir haben zugleich gefunden, dass dann die Symbole, welche als Tauschwerkzeuge und zugleich als Preismaasse (d. h. als Einheiten,

für den Preis-Ausdruck) benützt wurden, nicht die Bedeutung von bestimmten — durch Jahre fort gleichbleibenden — Quanten Edelmetalles haben dürften. Anderer Ansicht, wie es scheint, sind viele Nationalökonomen. So behauptet, beispielsweise, J. B. Say, dass eine Minderung der in einem Lande circulirenden Menge metallischen Geldes (auch wenn keine Papiercirculation neben der metallischen bestände) keine andere Wirkung habe, als eine Verkehrs-Erleichterung. Man braucht dann — meint Say — nur weniger Metall auf den Markt zu schleppen, um dieselbe Gütermenge einzukaufen. Wird — bei Gleichbleiben der vorhandenen Gütermenge — das Land durch Metall-Export von der Hälfte des Metallgeldes befreit, dann erhalte jedes Geldstück, den Waaren gegenüber, doppelten Werth als früher. Man kann also nun mit der Hälfte Geldes ebensoviele Güter kaufen und in Circulation erhalten, wie vor der Geldverminderung mit dem früheren Geldbetrage.

Offenbar betrachtet J. B. Say in diesem Falle den Frank nicht als ein bestimmtes Quantum Edelmetalles, sondern nur als eine bestimmte Quote der gesammten Gütermasse. Verträge, die auf eine Anzahl Franken abgeschlossen wurden, müssten als auf Quoten des Güter-Ertrages oder der Gesammtgütermasse abgeschlossen gelten. Wenn A. dem B. für nächstes Jahr tausend Franken zu zahlen sich verpflichtet, so müsste dieser Vertrag den Sinn haben, A. werde dem B. nicht tausend Silberstücke bestimmten Gewichtes liefern, sondern eine voraus bestimmte, durch die Zahl Franks ausgedrückte Quote der gesammten Gütermasse. Denn, bedeutet Frank ein bestimmtes Quantum Metalles und A. muss auch dann tausend solcher Stücke zahlen, wenn inzwischen — bei Gleichbleiben der Gesammtgütermenge — jeder Frank doppelt so viel kauft, als zur Zeit, da der Vertrag abgeschlossen wurde, so empfängt B. doppelt soviel, und A. gibt doppelt soviel, als dem Geiste des Vertrages gemäss zu geschehen hätte. Die Gläubiger bereichern sich, die Schuldner gehen zu Grunde. In der That verlangt aber J. B. Say, dass Verträge — nicht bloss auf Werthsymbole, sondern — auf Edelmetallquanten lauten sollen. Er wünscht also auf der einen Seite, das Geld möge nur Quoten des Güter-Ertrages bedeuten. Dann ist in der That eine Ver-

mehrung oder Verminderung der Geldmenge — bei Gleichbleiben der Gütermenge — eine gleichgiltige Sache. Auf der anderen Seite fordert er jedoch, dass die auf Geld lautenden Verpflichtungen, wirklich Verpflichtungen zur Lieferung bestimmter Metallquanten sein sollen. Hier waltet ein Widerspruch ob, bei dessen Betrachtung wir noch verweilen wollen.

Zwei Forderungen sind es, welche in der Regel als die wesentlichsten an das Geldwesen gestellt werden: Erstens soll sich die Menge des Geldes nach dem wirklichen Bedarfe reguliren, sich dem Bedarfe nach Circulationsmitteln anschmiegen; zweitens soll das Geld in seinem Werth möglichst wenig Schwankungen ausgesetzt sein. Aus beiden Gründen ist — nach manchen Nationalökonomen — die rein metallische Circulation (also der Ausschluss der metallisch nicht voll gedeckten Noten) als die beste, als die allein gute zu erklären. „Nur durch den reellen Werth der edlen Metalle — sagt Professor J. L. Tellkampf — kann der Werth der contractlichen Leistungen mit Sicherheit ausgedrückt werden, nicht aber durch etwas Schwankendes und Fingirtes. . . Den sichersten Werthmesser bilden nur Gold und Silber; durch dieselben wird der dauernde Werth der contractlichen Leistungen am zuverlässigsten ausgedrückt. . . Als Werthmesser und Tauschmittel ist das Metallgeld das vollkommenste, was man hat finden können. Deshalb muss die volle Metalldeckung immer die Regel bilden." „Der Grundbesitzer oder Handwerker, der seine Erzeugnisse für Geld weggibt, welches er einige Tage oder Wochen lang im Besitze behält, verlangt die Gewissheit, dass sein Geld einen inneren und möglichst unveränderlichen Werth habe. Diese Ueberzeugung kann er nicht haben, falls nicht die Substanz des Geldes selbst solch' einen Werth hat." („Geld und Banken", sodann: „Erforderniss voller Metalldeckung", Berlin 1873.) Was die Frage des Anschmiegens der Geldmenge an den Geldbedarf betrifft, spricht derselbe Autor seine Ansicht in folgender Weise aus: „Es ist falsch, zu sagen, dass nicht genug Metallgeld auf der Erde sei, um deren Producte auszutauschen und deren Werth zu messen. Die Wirkung eines ausschliesslichen Gebrauches von Metallgeld würde in einer Preiserhöhung desselben bestehen, in der Vermittlung verhältnissmässig grös-

serer Tausche mit einer gegebenen Summe. . . Die Preise würden sich sofort zu den Quantitäten des baaren Geldes in ein richtiges Verhältniss stellen. . . Wenn man für einen Thaler in einem ungemischten Geldumlauf von baarem Metallgeld ebenso viele Waaren kaufen kann, als für fünf Thaler Papiergeld bei einer Papiercirculation, so ist es klar, dass dieses ebenso entsprechend ist. . .“ („Geld und Banken.“)

Ueberlegen wir erstens: Wenn Jemand einen Vertrag eingeht, von einem Anderen nach Wochen, Monaten, Jahren, das Aequivalent für jenen Werth zu empfangen, den er heute hingibt, so will er dessen sicher sein, dass nach Ablauf dieser Periode das Aequivalent, das er zu erhalten hat, nicht etwa nur halb soviel Werth habe, als zur Zeit des Vertragsabschlusses. Dem Verpflichteten ist es eben so wichtig, dass nicht umgekehrt das Aequivalent, das er wird zu geben haben, etwa doppelten Werth inzwischen erhalte. Der Gläubiger muss wünschen, dass die Summe — von tausend Gulden etwa — die er nach einem oder zwei Jahren empfangen, nicht auf die Hälfte etc. des Werthes sinke, welcher den tausend Gulden heute zukommt. Der Schuldner hingegen muss wünschen, die tausend Gulden mögen in einem Jahre nicht doppelt so viel bedeuten, wie heute. Darum — sagen viele Nationalökonomen — müssen solche Verträge auf Edelmetall lauten und rein in Edelmetall zu zahlen sein. Das Edelmetall ändert innerhalb einiger Jahre am wenigsten seinen Werth; es ist nur überaus geringen Werthschwankungen ausgesetzt. Wir stimmen diesen Nationalökonomen leicht zu. Edelmetall schwankt fast gar nicht in seinem Werthe. Auf Edelmetall sollen darum alle Werthcontracte lauten, in Edelmetall, und rein in diesem, sollen Forderungen beglichen werden.

Ueberlegen wir zweitens! Wenn der Verkehr sich ausbreitet, die Geschäfte, Unternehmungen sich vermehren wollen, sind hiezu vielleicht mehr Circulationsmittel nöthig. Es sind ja mehr Zahlungen und grössere Zahlungen zu leisten. Wird in gleichem Maasse auch das Edelmetall sich vermehren? Monate, ein Jahr, eine solche Zeit reicht aus, um in Folge von Erfindungen, Bau neuer Bahnen etc. den Verkehr zu steigern und den Bedarf an Circulationsmitteln zu erhöhen. Sollen

die Geschäfte, soll die Verkehrszunahme warten, bis sich in entsprechendem Grade das Edelmetall vermehrt hat? Diese Schwierigkeiten — wird uns geantwortet — sind eingebildete. Angenommen, der Verkehr wird (in Gulden oder Mark etc.) ein doppelt so grosser, dann wird sofort jedes der vorhandenen Gold- oder Silberstücke doppelt so viel Kaufkraft erhalten, als es bisher besass, und mit dem bisherigen Geldvorrathe wird man doppelt so viel Tausche vermitteln können. Wir sind also beruhigt; Metallgeld schmiegt sich in wunderbarer Weise dem wechselnden Geldbedarfe an; eine Vermehrung oder Verminderung des Geldes ist hiezu gar nicht nöthig; das Geld wechselt ja sofort in seinem Werthe.

Aber wie! Haben wir nicht unter Eins vernommen, dass die Circulation eine rein metallische sein müsse, damit ja das Geld nicht ein in seinem Werthe veränderliches oder schwankendes sei? Und nun hören wir wieder, dass gerade die sofort mit verändertem Geldbedarfe eintretende Werthveränderung des Geldes ein Vorzug des Metallgeldes sei. Eines oder das Andere! müssten wir nun ausrufen: Entweder besitzt das Metall die Fähigkeit, durch Schwanken des Werthes dem Schwanken des Geldbedarfes sich anzuschmiegen, dann besitzt es wieder nicht die Eigenschaft, vom Schwanken im Werthe frei zu bleiben, und taugt also nicht dazu, als Geld der Verträge zu fungiren. Oder das Metall ist nicht im Stande, je nach Schwankung des Geldbedarfes seinen Werth entsprechend zu verändern; dann ist es nicht im Stande — ohne eine Veränderung seiner Menge — den veränderlichen Circulationsbedürfnissen den vollen Dienst zu leisten, der vom Geldwesen zu fordern ist. Die eine Hälfte der betrachteten Lehre widerspricht der anderen Hälfte; es kann also wohl nicht bezweifelt werden, dass in dieser Theorie zu viel behauptet wurde, dass sie also keine ganz richtige Theorie sein könne.

Wir sahen, wie eine geschlossene Staatsgesellschaft den Umsatz jeder Leistung einer Art in Güter aller oder vieler Art durch Symbole vermittelt, welche eine Quote der Jahresleistung und des Jahres-Ertrages bezeichnen. Diese Symbole, welche die Namen: Mark, Gulden, Frank . . . führen, reprä-

sentiren einzeln eine Quote des nationalen Ertrages. Ohne Rücksicht darauf, ob dieser Ertrag im Ganzen wächst oder abnimmt, wird eine Quote (z. B. das Hundertmilliontel) des nationalen Reichthums mit dem Worte und Symbole Mark, Gulden . . . notirt. Wenn der nationale Wohlstand wächst, dann muss in diesem Falle durch die gleiche Menge von Symbolen (durch die gleiche Geldmenge) ein vielleicht grösserer, jedenfalls feinerer Consum zu erkaufen sein. Im Ganzen genommen wird Waare gegen Geld billiger, Geld gegen Waare (aller Art zusammen) aber theurer. Arbeit aber gegen Geld und Geld gegen Arbeit erhält sich (im Ganzen genommen) im gleichen Werth. Hingegen muss bei Abnahme des nationalen Wohlstandes oder bei Rückgang der materiellen Cultur der Werth des Geldes gegenüber der Waare (aller Art) abnehmen, d. h. für gleich viele Mark, Gulden . . . ist nur ein minderer Consum zu erkaufen.

Was die Waaren unter einander und ebenso die verschiedenen Arbeitsarten betrifft, würden sich gewisse Preisverschiebungen in beiden Fällen vollziehen. Jene rohen Stoffe, deren Menge uns von der Natur in einem zu unserem Bedarfe knappen Verhältnisse zugemessen sind, würden — bei Fortschritt der Cultur — der Form gegenüber, welche unser Geist den Stoffen gibt, theurer werden. Die Formung hingegen, welche von unserem Geist — unter Beihilfe physischer Arbeit, in die Natur gebracht wird, würde den Rohstoffen gegenüber immer billiger werden. Die Formung, die Verfeinerung, die technische Umgestaltung würde im Ganzen zunehmen. Ebenso würde die Zahl jener rohen Stoffarten, wie die Weite jener Naturgebiete, welche in den Kreis menschlicher Formgebung und Wirthschaft hineingezogen wird, Hand in Hand mit dem Fortschritte der Cultur in wohl immer rascherem Tempo wachsen. Auf der einen Seite würden Güter billiger werden, auf der anderen Seite bisher unentgeltliche Güter entgeltlich und billige Güter theurer werden. Die Natur wird theurer, wenn sie in den socialen Organisationsprocess, in das Gebiet menschlicher Formgebung und Herrschaft hineingezogen wird, während umgekehrt die Form selbst, das Geformtsein der Natur immer billiger wird, je

tiefer das menschliche Bilden und Formen in die Natur ein- und je weiter es vordringt.

Es gäbe also in der von uns betrachteten Gesellschaft Kennzeichen für wirthschaftliche Fort- und Rückschritte. Aber höchst schwierig dürfte es sich erweisen, die Fort- oder Rückschritte so weit in Zahlen zum Ausdruck zu bringen, wie es für ein gesundes Fortwirthschaften nöthig ist. Im Ganzen soll Jahr für Jahr der Gesammtfortschritt oder -Rückschritt ebenso in Zahlen ausgedrückt werden, wie es für jedes Jahr in Beziehung auf alle Leistungen und Waaren geschieht. Ja, für viele Zweige der Production müssen Bestimmungen schon für kürzere Zeiträume berechnet werden. In Mark, Gulden . . . sind diese Veränderungen nicht so geradezu ausdrückbar. Denn diese Symbole bezeichnen ja Quoten (Hundertmilliontel) des Reichthums ohne Rücksicht auf Zu- oder Abnahme dieses Reichthums. Hier handelt es sich aber gerade um diese Zu- und Abnahme. Die Frage läge speciell vor, um wie viel die Mark, Gulden etc. des zweiten, dritten . . . Jahres gegen das erste an Inhalt im Ganzen gewonnen oder verloren haben. Man müsste Mark, Gulden . . . mit Mark, Gulden . . . ihrer Güterbedeutung nach vergleichen und messen. Veränderungen sollen hier gemessen werden. Aber nur an etwas Unveränderlichem ist der Grad der Veränderungen abschätzbar. Ein solches Unveränderliches findet sich jedoch nicht im Gebiete wirthschaftlichen Lebens und Werthes. Das Ziel muss also niedriger gesetzt werden. Wir müssen das Mehrveränderliche an dem Minderveränderlichen abzuschätzen und zu messen suchen.

Eine reiche und intensive Erfahrung scheint früher zu diesem Punkte gelangt zu sein, als die sociale Forschung. Wie wir zu glauben Grund haben, dürften jene Stämme, welche sich schon in frühen Perioden der Cultur dem internationalen Handelsbetriebe widmeten, herausgefunden haben, dass sich die Waaren nach dem Grade der Preisschwankungen, denen sie ausgesetzt sind, in Classen bringen lassen. Den geringsten Schwankungen in dieser Richtung sind solche Waaren ausgesetzt, welche den zeitlich und räumlich grössten und sichersten Markt besitzen und dabei weder von der Jahres-

gunst und -Ungunst der Natur, von Launen, wie Einfällen und Absichten der Menschen, vom wechselnden Geschmacke der Orte und Zeiten erheblich berührt werden. So intensiv, wie die Handelsstämme es thaten, hat wohl noch niemals die Statistik und sociale Forschung die Preisschicksale der Waaren innerhalb solcher Zeiten, auf welche die gewöhnlichen kaufmännischen Operationen zielen, beobachtet und zu berechnen versucht. Zudem fanden sich reichlich gerade solche Waaren unter den Objecten vor, welche schon früh Gegenstand des internationalen Handels wurden.

Wir wissen, dass unter diesen eigenthümlichen Waaren die edeln Metalle in vorderster Linie stehen. Die Preisgeschichte des Edelmetalles bildet — mindestens innerhalb weniger Jahre oder Jahrzehnte — gleichsam den feststehenden Felsen, an welchem das Fortrücken des vom Strome dahingetragenen Brettes zu erkennen ist. Freilich, ganz feststehend ist dieser Felsen des Wirthschaftslebens nicht. Wo Alles wandelt, darf jedoch das mindest Wechselnde als fixer Punkt, als Constantes betrachtet werden.

Der Weg ist gefunden, um die Aenderungen in der Bedeutung der Reichthumsquoten — Mark, Gulden etc. — von Jahr zu Jahr, auch etwa von Monat zu Monat, wo es nöthig, anzugeben. Man gebe an, welches Quantum edeln Metalles im ersten Jahre — das in Rechnung gebracht wird — für eine Mark, einen Gulden . . . zu kaufen war. Man frage nun fort, wie viel edeln Metalles für die Mark, den Gulden . . . im zweiten, dritten Jahre zu haben sind. Die Aenderungen, die sich so offenbaren, geben bis zu einem erheblichen Grade der Genauigkeit an, welche Aenderung in der Bedeutung der Mark, Gulden . . . vorgegangen. Wenn mit der Mark, dem Gulden . . . von heute zweimal so viel Gold zu kaufen ist, als mit der Mark, dem Gulden . . . vor zwei Jahren, dann ist zu schliessen, dass die heutigen Mark, Gulden . . . gegen Waaren überhaupt doppelte Kaufkraft besitzen, dass also der Wohlstand im Allgemeinen auf das Doppelte sich gegen damals erhoben hat.

Neben den Mark, Gulden . . ., welche immer gleiche Quoten (Hundertmilliontel) des Reichthums aussprechen, würde es nun eine zweite Art Mark, Gulden . . . geben, welche be-

stimmte Quanten eines Gutes bestimmter Art repräsentiren würden, und zwar eines solchen Gutes, welches durch seine stetige Preisgeschichte als Standarte dastünde, als Sinnbild aller Güter durch Monden und Jahre und selbst durch Jahrzehnte hin.

Die Jahresleistung und den Jahres-Ertrag der Gesellschaft haben wir an früherer Stelle als Kreisfläche symbolisch dargestellt. Jede Leistungsart bildete einen Sector (Ausschnitt zwischen zwei Halbmessern) des Leistungskreises; ebenso jede Güterart einen Sector des Güterkreises. Waren die Anzahl Grade, oder die Anzahl Theile eines Grades angegeben, welche von einer Leistungs- oder Güterart ausgefüllt werden, so war damit der Werth und Preis derselben bestimmt. Ob die Kreisfläche einen kleineren oder grösseren Halbmesser hat, d. h. ob die Kreisfläche eine kleinere oder grössere ist, sie kann immer in die gleiche Anzahl Grade, Minuten ... getheilt werden. Wie viele Grade oder Gradtheile des Kreises einer Leistungs- oder Güterart zuzuschreiben sind, darüber entscheidet im Wesen die durch Angebot und Nachfrage sich vollziehende Abwägung.

Diese Art Werthrechnung, sahen wir nun, ist für das Wirthschaftsleben keine ausreichende. Auch das Wachsen des Leistungs- und Güterkreises, die Zunahme des Durchmessers muss auf so vielen Seiten, bei tausenden sich knüpfenden und abwickelnden Geschäften in Rechnung gebracht werden. Um in Kreisgraden zu rechnen, bedarf es nur einer Bestimmung jener constanten (sich immer gleichbleibenden oder als bekannt zu behandelnden) Zahl, nach welcher der Kreis getheilt wird, wie etwa 360. Um nach Quoten des Gesammtertrages zu rechnen, bedarf es ebenso nur der Bestimmung in wie viele Theile (z. B. in hundert Millionen) der Gesammtertrag zerlegt werde. Alles Uebrige fällt dem, durch Begegnung und Sichausgleichen der Angebote und Nachfragen sich vollführenden, Abwägen der Werthe zu.

Soll nun das Wachsen oder Abnehmen der Kreisfläche, die Veränderung des Kreisdurchmessers in die Berechnung eingezogen werden, dann muss irgend eine constante Fläche oder ein constanter Halbmesser in's Auge gefasst werden. Es

muss gleichsam der Gesammtertrag eines ersten Jahres (eines bestimmten Jahres) auf die eine, der Gesammtertrag der folgenden Jahre auf die andere Schale der Werthwage gelegt werden. Die Kreisflächen der neuen Jahre müssten sich so als Vielfache oder Theile etc. des ersten Jahres ergeben. Es ist nun leicht zu begreifen, dass die Bestimmung, um wie viel die gesammte Consumtion — in allen Richtungen — in den folgenden Jahren gegen die früheren gestiegen oder gesunken sei, nicht durch die Wage „Angebot-Nachfrage" so beantwortet werden könne, wie die Frage, wie viel Antheil am Consum einer, wie viel einer anderen Leistungsart in diesem bestimmten Jahre zugewiesen werden solle. Selbst die Frage, um wie viel ist der Tagesbedarf des gemeinen Arbeiters im heurigen Jahre an Werth grösser oder geringer als im vorigen Jahre, wäre schwer durch Erforschung der Angebote und Nachfragen zu beantworten. Man bedenke die Sache! Der gemeine Tagesbedarf möge im vorigen Jahre bestanden haben aus *b* Gewicht, Brod, *c*, *d*, *e* Quanten verschiedener Kleiderstoffe, aus Wohnung bestimmter Art u. s. f. Im heurigen Tagesbedarf mögen nun nach allen oder vielen Richtungen unerhebliche oder erhebliche Vergrösserungen und noch mehr Verfeinerungen eingetreten sein. Man müsste nun durch die heutige Wage „Angebot-Nachfrage" diese beiden Tagesbedarfe miteinander vergleichen lassen. Welch' complicirte Abwägungsprocesse, um die einigermassen richtige Antwort zu erhalten! Wie viel ist Alles erleichtert, wenn es eine Waare (z. B. Edelmetall) gibt, welche fähig ist, den Tagesbedarf vom vorigen Jahre durch ein Quantum, den des heurigen Bedarfes durch ein anderes Quantum darzustellen. Ich frage jetzt nur, wie viel dieser Waare (Edelmetall) konnte die Mark, der Gulden . . . des vorigen Jahres kaufen? (Mark, Gulden . . . war ja eben die Quote für den Tag gemeiner Arbeit oder ein gemeiner Tagesbedarf.) Nun, lasse ich die heutige Wage „Angebot-Nachfrage" dasselbe Quantum Waare (Edelmetall) in heutigen Mark, Gulden . . . (Zeichen für Tagesbedarf gemeiner Arbeit von heute vielleicht) aussprechen. Die Frage ist dann mit erheblicher Genauigkeit beantwortet.

Sobald nun die Gesellschaft durch Mark, Gulden . . . nicht mehr blosse Quoten (Hundertmilliontel) des Jahres-

Ertrages, sondern bestimmte Quanten von Gut aller Art oder von Gut einer besonderen, ausgezeichneten Art (Edelmetalles) bezeichnet, kann sie nicht ferner den Jahres-Ertrag, ohne Rücksicht auf dessen Grösse, durch dieselbe Zahl (hundert Millionen) in ihren Büchern symbolisch ausdrücken. Wurde der frühere Jahres-Ertrag als hundert Millionen bezeichnet, so muss der, um ein Viertel seiner (Werth-) Grösse gewachsene, neue Jahres-Ertrag mit 125 Millionen angesetzt werden. Eine Leistung, welche jetzt ein Hundertmilliontel der Gesammtleistung beträgt, erhält nicht mehr den Werthausdruck eine Mark, einen Gulden . . . sondern ein und ein Viertel Mark, Gulden . . . Die Gesellschaft wird darum auch — alle anderen Umstände gleich genommen — zur Auszahlung von Leistungen um ein Viertel mehr Tauschsymbole (Geldzeichen) brauchen, als im vorigen Jahre.

Aber die Tauschsymbole, welche jetzt verwendet werden und Quanten (bestimmte Gewichte) Edelmetalles repräsentiren, können noch immer blos papierene Zeichen sein. Die Begriffe Mark, Gulden . . . bedeuten jetzt wohl einen Werth, welcher dem Werthe eines bestimmten Gewichtes Edelmetall entspricht. Aber die Mark, Gulden . . ., welche als Zahlungsmittel verwendet werden, bestehen nicht aus einem Quantum Edelmetall, dessen Werth sie bezeichnen. Sie sind blos in Worten „Mark, Gulden . . .“ ausgesprochene Quittungen über geleistete Werthe und Anweisungen auf gleiche zu empfangende Werthe. Gezählt (gerechnet) werden die Werthe in Gewichten Edelmetalles, bezahlt aber wird mit blossen Zeichen, welche Gewichte Edelmetalles symbolisch darstellen. Metall bildet das Geld der Rechnung; ein blosses Zeichen ist das Geld des Umlaufes.

Nehmen wir nun an, die Gesellschaft würde — wir wissen bis hieher noch nicht aus welchem Grunde — die Mark, Gulden . . . mit denen gezahlt wird, aus Edelmetall erzeugen, und zwar in der Weise, dass nun ein metallenes Mark-, Guldenstück . . . soviel Metallwerth enthielte, als den Begriffen „Mark, Gulden . . .“ entspricht. Wenn nun von Jahr zu Jahr der sociale Gesammtertrag und die sociale Gesammtleistung zunehmen würde, dann müssten — vorausgesetzt, dass man das

Baarzahlen nicht, oder nicht genug, durch andere Zahlungsweisen umgehen lernte — auch mehr metallene Mark, Gulden ... geprägt und in Circulation gebracht werden. Denn, sind mehr Mark, Gulden ... für die vermehrten Leistungen zu bezahlen, so müssen auch von der centralen Zahlstelle mehr Mark, Gulden ... an die Leistenden hingegeben werden.

Angenommen, die Gesellschaft besässe keinen grösseren Vorrath Eedelmetalles, als bereits im früheren Jahre zur Verwendung gekommen ist. Was wäre nun zu thun, wenn der Jahres-Ertrag auf das Doppelte u. s. f. des früheren Betrages stiege? Man wird erwidern, dass bei Zunahme des allgemeinen Reichthumes und Gleichbleiben des Metallvorrathes, der Werth des Metalles steigen, dass also auch der Werth der ausgeprägten Mark, Gulden ... an Kauf- und Zahlungskraft gewinnen müsse, dass man also mit den früheren Münzen nun doppelt so grosse Leistungen bezahlen, doppelt so viele Waare wird kaufen können. Diese Antwort kann nicht ganz beruhigen. Denn es ist sehr zu bezweifeln, dass der Werth des vorhandenen Edelmetalles genau so wachsen werde, wie das Anwachsen des gesammten Reichthumes. Der Werth des Metalles könnte rascher oder auch langsamer zunehmen, als der Zunahme des Reichthums entspricht. Es müsste also erst erforscht werden, in welchem Verhältnisse die Werthsteigerung des Metalles zur Zunahme des Reichthumes steht, was gewiss ein schwieriges Problem.

Doch lassen wir diesen Punkt bei Seite. Nehmen wir an, es sei wahr, dass sich der Metallwerth verdoppeln, verdreifachen würde, wenn sich der Reichthum verdoppeln oder verdreifachen sollte. Wir sind dann abermals bei einem Gelde angelangt, welches blos Quoten (z. B. Hundertmilliontel) des Jahres-Ertrages bezeichnet, ohne Rücksicht auf die sich verändernde Gesammtgrösse des jedesmaligen Jahres-Ertrages. Verträge, Zahlungsverpflichtungen, welche auf bestimmte Quanten (Gewichte) Edelmetalles lauten, würden bald den Gläubiger, bald den Schuldner ruiniren müssen. Jemand verpflichtete sich, zehntausend Mark nach einer Anzahl Jahren zu zahlen. Zehntausend Mark bildeten den halben Werth seines Landgutes. Der Reichthum ist inzwischen auf die Hälfte gesunken — in Folge von Misswachs u. s. w. Heute, da er zahlt, bedeutet die

zu zahlende Summe den ganzen Werth seines Gutes. Er muss sein Gut hingeben und ist vielleicht ruinirt. Umgekehrt könnte, wenn der Reichthum auf's Doppelte gestiegen wäre, nun der Empfänger ruinirt sein. Die Gesellschaft müsste also den Begriffen Mark, Gulden . . . in den Verträgen eine andere Bedeutung geben, als die eines bestimmten, immer gleichbleibenden Quantums (Gewichtes) Edelmetall. Oder sie müsste, wenn bei Gleichbleiben des Metallvorrathes der Reichthum sich veränderte, aus demselben Metallgewichte bald mehr, bald weniger Mark, Gulden . . . ausprägen und die neue Ausprägung darüber entscheiden lassen, was unter Mark, Gulden . . . in den auf Geldzahlung lautenden Verträgen zu verstehen sei.

Bisher haben wir nur jene Werthzeichen in's Auge gefasst, welche eine Leistung quittiren, die der Gesellschaft gemacht wird, und zugleich den Gleichwerth anweisen, der dem Einzelnen zuzufallen hat. Capitalien, welche der Gesellschaft übergeben werden, liessen wir stillschweigend als blos gutgeschrieben gelten. Nur die Zinsen oder Gewinne wurden in Geldzeichen ausbezahlt. Die Zinsen bilden einerseits eine Prämie, welche das Sparen und Capitalisiren anregen und unterhalten soll, andererseits einen Antheil an jenem neuen Ertrage, welcher durch Anwendung der Capitalien dem socialen Reichthum zuwächst. Welche Prämienhöhe zur Zeit, unter bestimmten Verhältnissen, nöthig ist, um das Sparen und Capitalisiren, in dem von der Wirthschaft geforderten Umfange und Grade, aufrecht zu erhalten oder auf solchen Umfang zu steigern, das bildet den einen Umstand, welcher über die Höhe der Zinsen, über den Zinsfuss entscheidet. Das zweite, den Zinsfuss bestimmende Moment, bildet die zur Zeit bestehende reale Verzinsung neuer Capitalien, d. h. die Erhöhung des Ertrages, welche durch Verwendung neuer Capitalien in der Production zu erzielen ist.

Den Zins nun zahlte unsere hypothetische Gesellschaft bisher in Geldzeichen. Wir lassen jetzt auch über die, von den Einzelnen der Gesellschaft übergebenen Capitalien, Werthzeichen ausstellen, Werthzeichen einer neuen Art, nämlich: Obligationen (Zinspapiere) für Capitalien, welche fixe Zinsen beanspruchen, Actien hingegen für Capitalien, welche Gewinne

fordern und dafür auch den Chancen des Verlustes sich aussetzen. Man nennt diese Classe von Werthsymbolen: Effecten.

Die Capitalien verhalten sich zu Consumtionsmitteln, wie etwa Bäume, Saatfelder und Pflanzungen zu blossen Früchten. Ersparungen am Consum gemacht, in Capitalien verwandeln, heisst soviel, als Früchte zum Anbau des Bodens und zur Schaffung neuer Bäume und Pflanzungen verwenden. Die Geldzeichen, welche der Einzelne von der Gesellschaft empfinge, würden also zunächst Früchte vorstellen, die er für den eigenen Consum verwenden kann. Uebergibt er einen Theil dieser Geldzeichen an die Gesellschaft als Capital, so wünscht er, dass die den übergebenen Geldzeichen entsprechende Fruchtmenge zur Pflanzung neuer Bäume etc. verwendet werde. Er empfängt für das Capital Werthzeichen, welche Fruchtbäume, Saatfelder etc. vorstellen, nämlich Effecten. Er erhält nun auch Anrecht auf Antheil an dem von der neuen Pflanzung stammenden Früchte-Ertrag, d. h. ein Anrecht auf Zinsen.

Alle Gelder, welche zur Gesellschaft zurückkommen, um in Effecten gleichsam verwandelt zu werden, bedeuten also Früchte (Consumtionsmittel), welche als Same für neue Pflanzungen, bedeuten Consumtionsmittel, welche als Nahrung für neue Unternehmungen verwendet d. h. productiv angelegt werden sollen.

Geld, welches Verzinsung sucht, repräsentirt in unserer isolirten Gesellschaft einen, für Schaffung neuer oder Erweiterung bestehender productiver Werke, verfügbaren Ueberschuss an Producten. Wie wäre es nun mit den Dingen bestellt, wenn unabhängig von der Reichthumszunahme die Geldzeichen sich vermehren würden, wenn unabhängig von der beim Consum vorgenommenen, oben geschilderten Einschränkung, dennoch mehr Geldzeichen als bisher Effectenkäufer werden wollten? Angenommen, ein gefundener Metallschatz würde ausgeprägt werden, oder es würde von der Regierung willkürlich eine Emission von papierenen Geldzeichen vorgenommen. Eine Fülle von Geld für neue Productionen, d. h. eine Fülle von Zeichen für Früchte, welche neuen Pflanzungen zu widmen sind, wären wohl da; aber die Ueberschüsse an wirklichen Früchten würden nicht vorhanden sein. Ein Zufluss

von Geld, ob dieses nun ein metallenes oder papierenes ist, müsste also Täuschungen und Verirrungen herbeiführen, sobald die Geldvermehrung unabhängig von der Güter- und Capitalvermehrung stattfinden würde.

Freilich, in einer so hoch centralisirten Gesellschaft, wie jene, die wir betrachteten, hätte es keine besondere Schwierigkeit, das Geldwesen stets genau zu reguliren. Wie viel dunkler, verwickelter muss sich uns aber das Geldwesen der historisch sich fortbildenden Wirklichkeit erweisen. Unsere Gesellschaft ist noch nicht zu so hoher Uebersichtlichkeit und Durchsichtigkeit des Wesens gelangt, wie wir oben angenommen. Zudem befinden sich die verschiedenen Völker auf verschiedensten Stufen der Entwicklung, und alle haben sie nicht nur den inneren Verkehr, sondern auch jenen mit anderen Völkern und mit dem gesammten Weltmarkte zu reguliren. Die von uns bisher erforschten Elementarsätze des Geldwesens werden darum kaum ausreichend sich erweisen, wenn wir auf das wirkliche Leben unser Auge richten werden.

XI.

Es gibt kaum ein anderes Gebiet der Nationalökonomie, welches bisher in geringerem Grade von der historischen Betrachtungsweise ergriffen worden ist, als das Gebiet des Handels und Geldwesens. An einer Geschichte des Handels und des Geldwesens fehlt es sicherlich nicht. Aber in die Theorie, in die Lehre des Geldes und Handels sind die historischen Erkenntnisse, wie uns scheinen will, nicht genug eingedrungen. Zweierlei Lehren sind in diesen Gebieten herrschend geworden, die der Franzosen aus der physiokratischen Epoche und die der Engländer des vorigen und unserigen Jahrhunderts. Die herrschende Geldtheorie ist eine Art chemischer Verbindung von zweierlei Ansichten. Die eine dieser Ansichten ist dem Kampfe gegen den einstigen Merkantilismus entsprossen, die anderen Lehren stammen aus Erkenntnissen oder Regeln, welche dem hochentwickelten englischen Wirthschaftsleben entnommen sind. Eine und dieselbe Art, das Geldwesen zu ordnen, wird als die, alle Zeit und aller Orten, allein anwendbare und richtige

hingestellt. Wir sind jedoch der Ueberzeugung, dass Handel und Geld nicht unter allen historischen Verhältnissen dieselbe Influenz üben und darum je nach der Entwicklungsstufe des Wirthschaftslebens, in welchem Handel und Geld ihre Wirksamkeit entfalten, eine verschiedene Regulirung erfordern.

Die Physiokraten, die Agrarier des achtzehnten Jahrhunderts, traten für eine sogenannte „natürliche" Socialordnung ein. Die Physiokraten glaubten, dass das Emporsteigen der Handels- und Geldmacht die Folge einer künstlichen, einer nicht „natürlichen" Wirthschaftspolitik sei. Handel und Geldwesen meinten sie, sollten im Staate, welcher nicht specifischer Handelsstaat ist, niemals eine irgendwie herrschende Rolle spielen. Handel und Geld bilden, wie das Transportwesen, einen blossen Vermittelungsapparat für die Production und die Producenten. Wenn die Kaufleute und Geldmächte zu einer Präponderanz gelangen, so sei das nur Folge der ihnen durch das Schutzsystem eingeräumten Privilegien. Handel und Geld produciren nicht; sie vermehren nicht die Productie, sie bringen nur die bereits producirten Güter in Umlauf. Nachdem der Güteraustausch besorgt ist, sind nicht mehr Güter vorhanden als vorher. Ja, es sind umsoviel weniger Güter da, als durch die Kosten des Austausches, durch den Gewinn der Kaufleute aufgezehrt wurden.

Von diesen Ansichten ist Manches in der herrschenden Lehre vom Gelde und Handel zurückgeblieben. Man gibt gemeinhin zu, dass Handel, Geld und Credit nicht die Güter vermehren. Darum sei jedoch der Handel noch nicht — wie es die Physiokraten gethan — für unproductiv zu erklären. Der Handel verschaffe jedem der beiden tauschenden Producenten Nothwendiges für Ueberflüssiges. Dem Getreideland ist das überschüssige Getreide, dem Weinland der überschüssige Wein wenig werth oder fast werthlos. Wenn diese beiden Parteien durch den Handel in Verkehr gesetzt sind, so wird für jeden von ihnen der Ueberschuss werthvoll. Beide gewinnen also. Der Handel hat nun zwar nicht die Producte vermehrt, aber ihren Werth erhöht. Unnützes ist nützlich geworden. Insofern sei also die Productivität des Handels erwiesen.

Wer das geschichtliche Leben in' Auge fasst, wird jedoch finden, dass dem Handel und Gelde eine noch weit höhere Bedeutung zukomme. Mit dem Eindringen der Handelsstämme und ihres Geldes in agricole Länder trat eine tiefe und mächtige Umbildung des Wirthschaftslebens ein. Bis dahin entbehrte das ökonomische Leben gleichsam noch des Blutumlauf- und Nervensystemes. Es gab Hof- und Hauswirthschaften, aber keine National- und Socialwirthschaft. In ökonomischer Hinsicht ist der rein agricole Staat eine organische Masse kleiner aneinanderliegender Wesen, welche noch kaum Spuren eines Nervenlebens besitzen. Sowohl die Vereinigung dieser Wesen zu einem höheren, die Nation umfassenden, Wirthschafts-organismus, als auch die Erhebung aller Theile zu einem wirthschaftlichen Nerven- und Hirnleben ging — mindestens in unserer Culturwelt — vom Handel und Gelde aus. Neue Bedürfnisse, feinere Bedürfnisse aller Art wurden durch den eindringenden Handel erweckt; latente, schlummernde Volkskräfte wurden zu actuellem Leben aufgeregt; die Production wurde von einem neuen energischen und mathematisch streng messenden Geiste beseelt; eine träge Pflanzen-Existenz auf die Stufe animalisch sich entwickelnden Lebens erhoben.

Adam Smith hat nicht ganz die Thatsache übersehen, dass — mindestens für das mittelalterliche Europa — der Kaufmann historisch eine noch andere, bedeutendere Rolle gespielt hat, als die eines Vermittlers zwischen den verschiedenen bestehenden Productionen. „Der auswärtige Handel — sagt der Verfasser des Werkes vom „Nationalreichthum" — machte einen Geschmack an besseren und feineren Stoffen in Ländern heimisch, wo solche Gegenstände nicht verfertigt wurden. Als aber dieser Geschmack so allgemein wurde, dass eine beträchtliche Nachfrage dafür entstand, da versuchten natürlich die Kaufleute zur Ersparung der Transportkosten, ähnliche Manufacte im eigenen Lande herzustellen. So entstanden nach dem Untergange des römischen Reiches in den westlichen Ländern Europas die ersten Fabriken zur Fertigung von Waaren für die Ausfuhr in die Fremde . . . Diese Fabriken sind demnach Kinder des auswärtigen Handels . . . Handel und Fabriks-Industrie der Städte sind, im grössten

Theile Europas, anstatt die Folge, die Ursache und Veranlassung der Bodencultur geworden."

Ebensowenig übersieht es Adam Smith, dass die Kaufleute früher zu den Höhen wirthschaftlicher Einsicht und Energie, wie ökonomischen Unternehmungsgeistes sich erhoben, als die agricolen Classen. „Ein Kaufmann — sagt Smith — ist gewöhnt, sein Geld auf einträgliche Unternehmungen zu wenden, wogegen ein Landedelmann darauf sinnt, wie er es ausgeben soll. Jener gibt sein Geld aus, damit es mit Gewinn zurückkehre; wenn dieser es ausgibt, erwartet er selten, jemals etwas davon wieder zu sehen. Diese Verschiedenheit der Gewohnheiten und Lebensansichten macht sich in allen Geschäften geltend. Wer in einer, in einem uncultivirten Lande liegenden Handelsstadt gelebt, wird oft bemerkt haben, wie viel unternehmender die Kaufleute darin waren, Capital auf Bodenverbesserungen zu verwenden, als blosse Landwirthe. Dazu kommt, dass die Gewöhnung an Ordnung, Sparsamkeit und Aufmerksamkeit, zu welcher der Kaufmann durch seinen Beruf gelangt, ihn geschickter macht, solche Culturwerke in vortheilhafter Weise durchzuführen."

Adam Smith sieht also wohl ein, dass der echte wirthschaftliche Geist sich im Kaufmanne leicht entwickeln konnte. Er weiss auch, dass der Handel mehr von Aussen und von den Meeresküsten her vordrang, als dass er sich aus dem inneren Leben der agricolen Länder von Innen heraus erhoben hätte. Er weiss auch, dass sowohl ein grosser Theil des Fabrikswesens als auch die erweiterte und intensiver betriebene Cultur des Bodens, dem Handel, welcher zuerst Aussenhandel war, zu danken sind. Dennoch nennt er den thatsächlichen Entwickelungsgang des europäischen Wirthschaftslebens „einen dem natürlichen Laufe der Dinge widersprechenden Hergang". Und der Gedanke, dass bei „natürlicher" Entwickelung der Ackerbau, in Folge seiner eigenen Reife, die Industrie und den Handel spontan herausgebären würde, beeinflusste bei Adam Smith und vielen anderen bedeutenden Nationalökonomen ihre Ansichten über Handel, Geld, Credit etc.

Wie der Handel, so vollführt auch das Geld historisch eine Aufgabe, welche dem letztern eine weit höhere Bedeutung verleiht, als die eines blossen Tauschinstrumentes. Handel und Geld wirken auf ein aus der Naturalwirthschaft und dem agricolen und kleingewerblichen Leben sich erhebendes Volk, wie ein reizendes, die gesammte ökonomische Thätigkeit energisch beseelendes Medium. Durch Hilfe dieses Mediums vollführt sich eine ökonomische Metamorphose in dem Leben des agricolen Volkes. Der kaufmännisch energische, vorwärts strebende und scharf messende Geist dringt in jede Art der Production, wie in das Leben aller Producenten ein. Erst, wenn die meisten Völker und alle Classen des Volkes sich zu voller wirthschaftlicher Reife — im kaufmännischen Sinne — emporgearbeitet hätten, dürfte die Möglichkeit hergestellt sein, dass an die Stelle des Kaufmannes ein blosser mercantiler Commissionär oder ein vom Staate besoldeter Beamter treten, dass der Handel — wie heute das Postwesen und zum Theil das Eisenbahnwesen — als Zweig der öffentlichen Verwaltung besorgt werden könnte. Dann erst würde das Geldwesen zu einem blossen System socialer Verrechnung werden und die Circulationsmittel zu einer Bedeutung herabsinken, welche heute etwa den Post-Freimarken zukommt. Heute jedoch und wohl für eine lange Periode fällt dem Gelde noch eine weit bedeutendere Function zu.

In verschiedenen Ländern ist die Entwickelung des Wirthschaftslebens, in der bezeichneten Richtung, nicht zur gleichen Höhe gelangt. Manche Länder, wie beispielsweise das eigentliche England und Holland, haben sich unter der Gunst historischer und geographischer Verhältnisse — nach der zur Zeit der grossen geographischen Entdeckungen und der Zerstörung des byzantinischen Reiches eingetretenen Handelswende — zur höchsten, bis heute erreichten Stufe kaufmännischer und wirthschaftlicher Reife erheben können. Sie haben so nicht nur durch grössere Capitalskraft, sondern auch durch ihre hohe mercantile Weltstellung eine ähnliche Präponderanz — wirthschaftlicher Art — über andere Länder errungen, wie einst die kaufmännisch energischen Unternehmer über die agricolen Stände.

Zwischen den mercantil hoch entwickelten Ländern und den minder entwickelten Culturländern bestehen nun gewisse Gegensätze und eigenthümliche Wechselbeziehungen, welche für das Geldwesen von hoher Bedeutung sind. Dass die modernen Geldtheorien früher von den merkantil höher gereiften Völkern entwickelt wurden, ist leicht begreiflich. Begreiflich ist es auch, dass die Volkswirthe der mercantil minder entwickelten Länder in bedeutendem Maasse von den Theorien beeinflusst werden, welche von den Volkswirthen der fortgeschritteneren Nationen gefunden und aufgestellt wurden. So ist es, wie uns scheint, gekommen, dass solche Geldtheorien, als immer und überall richtige sich geben, welche eigentlich nur den Bedürfnissen der im Weltmarkt präponderirenden Länder entsprechen. Auf die verschiedenen Situationen, in welchen sich gewisse Gruppen von Ländern befinden, wollen wir nun unsere Aufmerksamkeit richten*).

Wir haben an früherer Stelle die Producte der Jahresarbeit mit Früchten der Bäume und Saatfelder, die Capitalien hingegen mit den Baumpflanzungen und dem angebauten, fruchtbringenden Boden verglichen. Dieses Bild festhaltend, könnten wir sagen, dass Völker, wie die Engländer, Holländer, Belgier etc. jährlich mehr Früchte für Vornahme neuer Baumpflanzungen und Anbau neuer Bodenstrecken erübrigen, als sie noch eigenem unbepflanzten, unbebauten Boden zuwenden könnten. Hingegen wären Staaten, wie Oesterreich-Ungarn, die amerikanische Union etc. in der Lage, jährlich dem Boden, zum Behufe der Schaffung neuer fruchtbringender Pflanzungen, weit mehr Früchte anzuvertrauen, als sie aus ihrer eigenen Jahresproduction zu erübrigen im Stande sind. Die erstere Classe von Staaten hat gleichsam alle potentiellen Capitalien, welche in den Arbeitskräften des Volkes und in den natürlichen Quellen des Landes lagen, bereits zu voller Actualität erhoben. Sie sind nun reich an actuellen Capitalien, aber arm

*) Der Verfasser dieser Abhandlung hat bereits in Artikeln, welche im Jahre 1874 erschienen, zwischen ökonomisch gereiften (im ökonomischen Mannesalter stehenden) und ökonomisch reifenden Ländern unterschieden, und die Grundgedanken des Folgenden daselbst ausgesprochen. (Siehe z. B. „Wiener Handelsblatt", August 1874.)

an noch nicht benützten **potentiellen** Capitalien. Wie im gereiften Manne, sind bei der ersteren Länderclasse — relativ gesprochen — alle oder fast alle Kräfte in voller energischer Action, keine oder wenige Kraft liegt mehr knospenhaft, unerschlossen im Organismus. Die zweite Classe von Staaten steht hingegen im Alter des Jünglings, welcher eben in's Mannesalter einzutreten beginnt. Viele Kräfte liegen noch ganz unerschlossen, andere haben noch nicht die volle Energie der That erreicht. Sowohl in dem Volke, als auch im Boden, in den natürlichen Quellen des Landes, sind noch zu weckende potentielle Productivkräfte geborgen. An actuellen Capitalien, welche nöthig sind, wenn die Entwicklung schnell genug von Statten gehen soll, an diesen fehlt es jedoch ganz natürlicherweise. Die erstere Classe von Ländern nennen wir füglich — in einem hier nicht leicht misszuverstehenden Sinne —: capitalistisch **gereifte** (voll manneskräftige), die zweite Classe hingegen: capitalistisch **reifende** (spriessende und manneskräftig werdende) Länder.

Diese zwei Classen von Ländern stehen zu einander in einem eigenthümlichen Verhältnisse doppelter Polarität. Sie ergänzen einander, indem die **gereiften** Länder Früchte (actuelle Capitalien), die **reifenden** Länder aber fruchtbaren Boden (potentielle Capitalien) beitragen zur Schaffung neuer fruchtbringender Pflanzungen (neuer productiver Anlagen). Sie stehen also in dieser Richtung zu einander (in wirthschaftlicher Beziehung) in dem Verhältnisse von Mutterland und Colonie. Andererseits beginnen solche zweierlei Länder einander abzustossen, weil sie mit einander rivalisiren; sie concurriren bereits mit einander ziemlich scharf um den Absatzmarkt für Producte der technischen Arbeit, der grossen Industrie. Die **reifenden** (in's ökonomische Mannesalter eintretenden) Länder bedürfen grosser Importe, weil es ihnen noch an Producten-Ueberschüssen für grosse zahlreiche Investitionen fehlt; sie streben aber gleichzeitig, die grossen Importe zurückzuweisen, weil sie den eigenenen Markt den heimischen Industrien, welche energisch aufstreben, aber noch zu schwach sind, um der Concurrenz der fremden, gereifteren und capitalstärkeren Industrie genug gewachsen zu sein, möglichst als Gebiet der Ausbreitung und

Entwickelung sichern möchten. — Diese reifenden Länder exportiren Zinspapiere (Staatsrenten, Eisenbahn- und Industriepapiere) in die gereiften Länder, um jene Producten-Ueberschüsse zu erhalten, welche nöthig sind, um das Eisenbahn- und Canalnetz des Landes auszuspinnen, Anstalten zu gründen, welche einer Hebung der geistigen, wie wirthschaftlichen Cultur dienen etc. Maschinen, eiserne Brücken, Mittel für den Consum der vielen, nun höher gelohnten Arbeiter, Ingenieure etc. werden zu solchem Zwecke in grossen Beträgen importirt, und vorläufig zum Theil mit Creditpapieren bezahlt. Das reifende Land wird so dem gereiften Lande gegenüber zum Zinspflichtigen, das gereifte Land zum Mitactionär, zum Geschäftsgenossen des reifenden Landes. Das zur ökonomischen Manneskraft aufstrebende Volk ist zum Theile noch damit beschäftigt, manche Landestheile aus dem trägen agricolen Leben herauszuziehen, mit dem geldwirthschaftlichen Leben zu durchdringen, zu feinerem Consum und damit zu energischerer Arbeit und intensiverer Production hinzuführen. Der ökonomisch zur vollen Manneskraft gelangte Staat hingegen hat diese innere Aufgabe fast ganz gelöst, richtet seine Action mehr nach Aussen hin, auf erst spriessende oder reifende Länder und ist bemüht, das eigene Land vor dem Stehenbleiben und dem blossen Halten am Erreichten — was zur Erstarrung und dann zum Verfalle führt — zu bewahren.

Diese Gegensätze der Lage sind von tiefer Bedeutung für die Geldpolitik, wie für die gesammte Wirthschaftspolitik der beiden Länderclassen. Nicht dieselben Functionen des Geldwesens sind es, welche in der einen Classe und in der andern besonders zu betonen sind. Die Geldpolitik des erst reifenden Landes hat nach Innen hin mehr pflegend, erwärmend, nach Aussen hin mehr schützend zu operiren. Hingegen ist die Geldpolitik des gereiften Landes nach Innen naturgemäss eine mehr restringirende, nach dem Weltmarkt hin eine erobernde, ausgreifende, den Weltverkehr beherrschende.

Die moderne Lehre vom Geldwesen ist bisher am meisten von Seite der Forscher, welche in ökonomisch gereiften Ländern leben, gefördert worden. Hand in Hand gehend mit der Entwickelung Englands zur allbeherrschenden Geldmacht, ent-

wickelte sich die englische Theorie. Es ist darum kaum zum Verwundern, wenn diese Theorie heute mehr den Bedürfnissen der gereiftesten, als jenen der erst reifenden oder gar erst spriessenden Wirthschaftsgebiete entspricht. Diesen Geist der herrschenden Geldlehre ein wenig in's Licht zu setzen, ist der Zweck des Folgenden. Eine genaue Ausführung und eine in's Einzelne eingehende Kritik der englischen Geldtheorie dürfte übrigens, nach den Arbeiten des grossen deutschen Banktheoretikers und hervorragenden Volkswirthes Adolf Wagner, grossentheils überflüssig sein. Nur der Gegensatz der Bedürfnisse gereifter und erst reifender Länder, in Beziehung auf das Geldwesen, ist es, um was es sich uns an dieser Stelle handelt.

Wir haben in einem früheren Abschnitte gesehen, dass ein isolirtes Gemeinwesen von mässiger Grösse ein rein papierenes Geldwesen wohl ganz ohne Gefahr aufrechthalten könnte, weil dort die höchste Centralisation des Geschäfts- und Creditlebens den Markt gleichsam durchsichtig für die Centralbank machen würde. Aber wohl müsste das Papiergeld auf Metall bezogen sein und mit dem Metallwerth, auf den es lautet, im Gleichstand erhalten werden.

Wenn diese hochcentralisirte Gesellschaft niemals eine Papiergeld-Emission (oder Metall-Ausprägung) willkürlich, als Mittel der Besteuerung etwa, vornehmen würde, sondern hiebei stets von der realen Lage der Wirthschaft sich leiten liesse, dann würden alle Geldsummen, welche, um Verzinsung zu suchen, zur Bank zurückkämen, von dem Vorhandensein eines Gleichwerthes von Producten, der für neue Unternehmungen verfügbar ist, Zeugniss ablegen. Geld-Abundanz wäre da immer das Symptom einer (gewissen) Capital-Abundanz, ein Symptom, dass viele Producte erübrigt sind und für neue Anlagen zur Verwendung kommen können und wollen.

Wenn jedoch in unserer wirklichen Welt mit uneinlöslichem Papiergelde gewirthschaftet wird, dann ergeben sich mancherlei Gefahren für die sociale Oekonomie, denen in unserem Phantasiebild einer ökonomischen Gemeinschaft leicht auszuweichen war. Nehmen wir an, dass auch in den wirklichen Staaten das Papiergeld von einer einzigen Centralbank,

und zwar selbstverständlich nicht etwa nach Bedürfnissen der Staatscasse, sondern nach jenen des Productionslebens emittirt werden sollte. So viel Einblick in alle Geschäfte und in die Gesammtlage des Marktes einer Centralbank mit ihrem Netz von Filialen auch gegönnt ist, so ist sie sich dessen doch nie ganz klar, wie viele Geldzeichen für den gesunden Bedarf des Verkehres und der Production nöthig sind. Wenn die Bank allen Anforderungen nach Gelde, welche von der Geschäftswelt gestellt werden, nachgeben wollte, würde sie gar oft Mithelferin bei einer Unzahl hohler Unternehmungen werden, welche zu einem wirthschaftlichen Zusammenbruch führen müssen. Man musste nach einer Methode richtiger Geldemission suchten.

Von Seite minder besonnener, oft allzu kühner Volkswirthe, wie einst vom Schotten Law, wurde vorgeschlagen, die centrale Bank möge nur gegen Pfänder, welche mehr als volle Sicherheit gewähren, papierene Geldzeichen an Geschäftsleute übergeben. Die Bank möge beispielsweise Dreiviertel des Werthes vom Boden, der ihr verschrieben wird, ebenso in Pfand gegebene courante Waare, sichere Zinspapiere etc. mit Papiergeld belehnen. In solchen Grenzen, bei solcher Sicherheit könne die Bank so viele Papiernoten emittiren, als von der Geschäftswelt gefordert werden, war Law's Meinung.

Manche in dieser Ansicht steckende Irrthümer sind im Grunde nicht schwer aufzudecken. Nur einige derselben wollen wir hervorheben. Boden, Gebäude etc., welche in Pfand gegeben werden, gewähren nicht den mindesten Aufschluss darüber, wie viel an Producten erübrigt wurde, wie viele Producte für neue Geschäfte zur Verfügung sind. Das Geld jedoch, welches Verzinsung oder geschäftliche Anlage sucht, muss hierüber Auskunft geben, wenn nicht oft Geldüberfluss neben Capitalmangel vorhanden sein und Ursache hohler Speculation werden soll. Ferner wird bei jenem Vorschlag angenommen, dass ein Geschäftsmann, welcher seinen Boden etc. verpfändet, schon selbst bedacht sein wird, sich nicht in unreelle, schwindelhafte Geschäfte einzulassen. Aber einerseits hoffen manche Geschäftsleute, sich aus Schwindelgeschäften noch früh genug herausziehen zu können, andererseits werden ja die Geschäfts-

leute selbst verführt, bei Geldfülle auch Capitalfülle vorauszusetzen. Zudem bedenke man, dass bei zunehmendem Reichthume, also bei wachsender Menge der Deckungsmittel (der Pfänder), dennoch der gesunde Geldbedarf relativ abnehmen kann. Je rascher jedes Geldstück circulirt — was bei wirthschaftlichem Fortschritte und bei Ausbildung des Bankwesens erfolgt — desto mehr Zahlungen werden von jedem Geldstück in derselben Zeit besorgt, desto weniger Geldstücke sind dann nöthig, um dieselbe Waarenmenge in Circulation zu erhalten. In Kürze, die Deckungen, welche der Bank angeboten werden, geben ihr keine Auskunft darüber, wie viele Geldzeichen nöthig sind, wenn der gesunde Geldbedarf allein befriedigt werden soll.

Weit besonnener scheint folgende Methode zu sein. Die Bank wünscht Aufschluss über den wirklichen Circulationsbedarf. Gute, echte Geschäftswechsel sprechen von selbst, aus dem innern wirthschaftlichen Getriebe heraus, wie es mit dem Bedarf nach Circulationsmitteln bestellt sei. Wenn die Bank nur gegen solche, von ihr geprüfte Wechsel ihre Noten ausgibt, wenn sie jeden sogenannten Finanzwechsel zurückweist, wenn sie zudem noch jedes Geschäft nach dessen Vertrauenswürdigkeit, wie Zeitgemässheit in Beziehung auf die gesammte Lage des Marktes, beurtheilt, dann hat sie einen sicheren Leitfaden gefunden, um den Umfang der gesunden Noten-Emission bestimmen zu können. Bei dieser Methode ist aber Alles der Bank zur Entscheidung überlassen. Wer kann einer jeden Bank — die Bank ist ja durch Menschen, durch Geschäftsleute, die ihre Interessen haben, administrirt — solches Vertrauen schenken? Es müssen also gewisse Symptome gefunden werden, an denen alle Welt erkennen kann, ob etwa eine Zuvielausgabe von Noten stattfindet. Solche Symptome, glaubten manche Nationalökonomen, gäbe es in der That.

Wir haben an früherer Stelle die Theorie entwickelt, dass eine Verdoppelung der circulirenden Geldzeichenmenge — wenn alle sonstigen Umstände gleich blieben — den Preis aller Waaren auf das Doppelte steigern müsste, im Falle die Gütermenge, welche circulirt werden soll, und ebenso der Geldbedarf unverändert der frühere wäre. Am sichersten würde eine ganz unbegründete Verdoppelung der circulirenden Noten-

menge an der Verdoppelung des Edelmetallwerthes zu erkennen sein; denn die Waare Edelmetall ändert nicht plötzlich ihren Preis. Das Verhältniss von Angebot zur Nachfrage bleibt in Beziehung auf diese ausgezeichnete Waare innerhalb des Zeitraumes von wenigen Jahren fast unverändert. So lange also das papierene Mark-, das papierene Guldenstück . . . gleichwerthig ist mit dem bestimmten Quantum Edelmetalles, auf das es lautet, ist es auch gewiss, dass nicht zu viele Noten im Umlaufe sind. Sobald aber ein Dispari, eine Werthungleichheit zwischen der Note und dem von ihr vorgestellten Metallquantum eintritt, ist auch die Notenumlaufsgrösse eine dem Umlaufsbedarfe nicht entsprechende. Noten können also insolange neu emittirt werden, als sie nicht unter den Werth des Metalles, auf das sie lauten, sinken, d. h. insolange die Noten gegen Metall kein Disagio erleiden, das Metall gegen die Note kein Agio erlangt. Ist aber ein Noten-Disagio hervorgetreten, so muss der Notenumlauf so lange vermindert werden, bis das Pari zwischen Note und Metall wieder hergestellt ist.

Wenn es nun richtig ist — wie es in der vorausgehenden Betrachtung erwiesen scheint — dass der Paristand von Papier und Metall eine Bürgschaft für die Gesundheit des Geldumlaufes sei, dann ist es vielleicht am besten, das Dispari direct unmöglich zu machen. Man verpflichte die Bank, jede Note auf Begehr des Inhabers im vollen Betrage mit Metall einzulösen, und es wird kein Noten-Disagio geben. Angenommen, die Bank würde zu viele Credite gewähren und zu viel Noten emittiren, dann müssten die Waaren- und Arbeitspreise im Lande in die Höhe gehen. Die Folge hievon wäre, dass weniger Waare an das Ausland abgesetzt würde, dass nun auch der Inländer, mehr als sonst, im Ausland kaufen würde. Das Inland würde also grössere Zahlungen an das Ausland zu leisten, als vom Ausland zu empfangen haben. Zahlungen an's Ausland müssen aber in der Regel mit Metall gemacht werden. Die Geschäftswelt würde also Noten zur Bank bringen, um Metall zu holen. Der Eintritt eines Metall-Abflusses kündigt sich aber vorher durch das sogenannte Ungünstigwerden der Wechselcurse an.

Sobald also die Wechselcurse ungünstig werden, sobald ein Abströmen des Metalles sich ankündigt, weiss die Bank, dass sie zu viele Credite gewährt, zu viele Noten emittirt hat. Sie muss also die Credite einschränken, den Discontosatz erhöhen. Als Folge dieser Maassnahme wird sich einstellen, dass die Geschäftswelt genöthigt sein wird, in ihren Speculationen einzuhalten, mit den Waarenpreisen und Effectencursen herunterzugehen. Der Export wird dann wieder zunehmen, der Import abnehmen, das Metall vom Ausland so lange in's Inland strömen, bis die Ordnung wieder hergestellt sein wird.

Zwischen einer grossen Ausdehnung der Credite und deren Folge, die Abnahme der Exporte, kann jedoch ein bedeutender Zeitraum verfliessen. Viele hohle Speculationen können sich inzwischen übereinander gethürmt haben. Es soll aber der Geschäftswelt nicht so leicht gemacht werden, Fehler zu begehen, die nationale Production zu gefährden, die fremden Märkte — durch zu hohe Speculationspreise — der nationalen Industrie zu entziehen. Auch der Bank selbst muss es verwehrt sein, etwa aus Gewinnsucht, die Notenausgabe über das Gesunde hinaus zu erweitern. Die Bank möge immerhin den normalen knappen Geldbedarf des Landes durch blosse Papierstücke decken. Die übrige wandelnde Circulation, welche mehr durch die geschäftliche Speculation gefordert ist, möge mit Metall oder — um der Bequemlichkeit willen — mit metallisch voll gedeckten Noten besorgt werden. Nur in Ausnahmsfällen und unter Erschwerungen sei es gestattet, einen grösseren Betrag metallisch nicht gedeckter Noten in Umlauf zu bringen. Das war der Sinn der Peel'schen Bank-Acte.

Hiemit ist nun in rohen Zügen, wie und so weit unsere Untersuchung es erfordert, der Entwicklungsgang der modernen, die Geldregulation betreffenden Lehre vom vorigen bis in die Mitte unseres Jahrhunderts gekennzeichnet.

Ist es nun wahr, fragen wir, dass das Noten-Disagio in einem mit uneinlöslichem (Bank-) Papiergelde wirthschaftenden Lande, dass der ungünstige Wechselcurs (und das ihm folgende Abströmen des Metalles) in einem die Einlöslichkeit aufrechthaltenden Lande der Beweis einer Noten-Entwerthung oder eines zu grossen Geldumlaufes sei? Wir wollen den Fall, dass ein im

Publicum sich verbreitendes, gegen die Note gerichtetes Misstrauen eine Notenentwerthung oder ein bedeutendes Rückströmen der Noten zur einlösenden Bank bewirken könne, hier ganz bei Seite lassen. Auch andere — in erst reifenden Ländern zuweilen andauernde — Ursachen können, wie wir sehen werden, ein Disagio uneinlöslicher oder ein Rückströmen einlöslicher Noten hervorbringen, selbst dann, wenn der Verkehr noch nicht so viele Circulationsmittel aufgenommen hat, als dem gesunden Bedarfe der Production entsprechend wäre.

Es ist wahr, das Edelmetall ist eine Waare, welche im Werthe weniger schwankt als irgend eine andere Waare. Wäre das Edelmetall blos eine solche ausgezeichnete Waare und nichts sonst, dann wäre ein Noten-Disagio fast ohne Ausnahme ein Beweis, dass die Notenmenge über den gesunden Bedarf hinaus gestiegen sei. Nun ist aber das Metall Weltgeld geworden. Hiedurch gibt es in Beziehung auf dasselbe eine neue Nachfrage, welche nicht in so stetigem Verhältnisse zum Metall-Angebote bleibt, wie dies für die Weltwaare Edelmetall der Fall ist. Nach dem Weltgelde kann in irgend einem Lande oder in mehreren Ländern eine neue plötzlich auftretende Nachfrage erstehen, ebenso wie ein plötzliches Ausgebot erfolgen kann.

Ein grosser Krieg z. B., in einem fernen Welttheile geführt, kann es nöthig machen, dass Armeen mit Weltgelde reich ausgestattet werden etc. Der Metallpreis wird also in Folge einer grossen Nachfrage in die Höhe gehen, wenn nicht eben so rasch ein neues Metall-Ausgebot an anderem Orte erfolgt, was doch nur zufälligerweise einmal vorkommen mag. Den umgekehrten selteneren Fall eines plötzlichen grossen Metall-Ausgebotes haben wir zur Zeit der deutschen Währungsänderung in besonders drastischer Weise erlebt. Das Billigerwerden des Silbers hat ein Sinken und Verschwinden eines Disagios bei uneinlöslichen, auf Silber bezogenen Noten — in Oesterreich z. B. — bewirkt oder doch gefördert. Umgekehrt hätte die plötzliche Einführung einer Silbercirculation in Ländern mit Goldwährung ein Disagio von uneinlöslichen Silbernoten herbeiführen oder das vorhandene Disagio steigern können. Wäre es nun richtig, zu behaupten, dass die Ursache solcher

Veränderungen in den Noten liegen, dass die Entwerthung der Landesvaluta gegenüber der Weltvaluta in der Landesvaluta ihren Grund habe? Nehmen wir an, dass nur das Gold als Weltgeld, als Weltvaluta fungiren würde. Wenn irgend welche Vorgänge im Weltmarkte oder in der Weltpolitik plötzlich zu einem neuen grossen Bedarf nach Weltgelde führen würden, dann müsste das Weltgeld in seinem Werthe oder Preise steigen. Alle jene Landesvaluten, welche in Silber oder Papier beständen, müssten dem Golde gegenüber entwerthet erscheinen. Noten und Silbergeld würden dem Golde gegenüber ein Disagio erleiden. Die Ursache eines solchen Disagio dürfte sicherlich nicht in dem Umstande zu suchen sein, dass in den Silber- und Papierländern zu viele, d. h. eine den gesunden Bedarf übersteigende Menge, Geldzeichen circuliren. In Ländern mit Goldwährung würde freilich keine Veränderung der Landesvaluta direct an den Tag treten. Und dennoch hätte sich in der That der Werth der Weltvaluta und nicht jener der Landesvaluten verändert. Das Disagio der Landesvaluta ist also nicht immer das Zeichen, dass diese Valuta sich etwa in Folge zu grosser Emissionen oder aus einer den gesunden Bedarf übersteigenden Notencirculation verschlechtert habe.

Aber aus gleichen Gründen darf aus einem Abströmen des Metalles — oder aus dem vorausgehenden Ungünstigwerden des Wechselcurses — nicht immer auf eine zu grosse Geldcirculation oder eine zu grosse Emission der einlöslichen Noten geschlossen werden. Diejenige Bedeutung, welche ein Noten-Disagio — eine Noten-Entwerthung dem Metalle gegenüber — hat, kommt ja auch dem Metall-Abströmen zu, welches in Ländern der Metallcirculatien eintritt, sobald irgendwo in der Welt eine Weltgeld-Nachfrage neu entstanden ist.

Hiemit wäre nachgewiesen, dass die moderne englische Theorie, welche sich auf die Symptome des Noten-Disagio und des Metall-Abströmens bezieht, nicht eine durchaus richtige sein könne. Aber nicht in gleichem Grade irrig scheint uns die englische Praxis der Bankpolitik zu sein, jene Praxis nämlich, die darin besteht, einen ungünstigen Wechselcurs oder die drohende Metall-Ausströmung in der Regel mit einer Empor-

schraubung des Discontosatzes und Einschränkung der Credite zu beantworten. Das englische Geschäftsleben — freilich nicht das englische allein — geht in einem gewissen Rhythmus vor sich. Es folgen einander rege Production und Speculation und ein natürliches Emporsteigen der Preise jener Factoren und Mittel, welche der Production dienen. Rohstoffe, Arbeit, sodann Consumtionsmittel gehen aufwärts. Die Production ist endlich weit vorgerückt, die Producte speichern sich in Händen der Speculanten auf. Credite haben sich auf Credite gehäuft. Zum Abstossen der aufgesammelten Speculationsobjecte ist keine Neigung, wenn die Preise nicht so hoch sind, als von der Speculation erwartet worden. Man will noch ferner die Waare halten. Es ist also nöthig, die Credite zu prolongiren. Wenn dieser Zustand lange anhielte, würde die nationale Production, der nationale Handel darunter leiden. Fremde Märkte würden verloren gehen, die Arbeit zum Stillstand kommen. Die Bankpolitik muss als Beschützer der Gesammt-Interessen, als Regulator des nationalen Handels ihres Amtes walten. Es werden fernere Credite verweigert, der Discontosatz erhöht. Die Speculanten werden so zum Abstossen gezwungen. Die Preise sinken, der Export nimmt zu, die Vorräthe schwinden und für neue Production wird Raum geschaffen. Manche Speculanten mögen unter diesem Processe leiden, der gesammte Handel, die gesammte Production wird so gekräftigt. Niederer Discont bei Beginn einer Productions-Campagne, hoher bei Beendigung derselben, das wiederholt sich immer von Neuem, wie von selbst. Man hat der englischen Bank oft den Vorwurf gemacht, dass sie zuerst, durch leichtes Creditiren, die Ueberproduction und die Ueberspeculation ermuntere, zum Ende aber die Geschäftswelt durch Einschränken der Credite in eine Krisis stürze. Die englische Bankpolitik fasst jedoch nicht, wie der einzelne Geschäftsmann, blos den Gewinn oder Verlust von heute in's Auge; ihr Blick ist auf das wirthschaftliche Ganze und auf die wohlthätigen Folgen gerichtet, die im Grossen zu erzielen sind. Sie verhütet, dass durch hohe Preise Märkte verloren werden; sie fördert die Eroberung neuer Märkte durch Erzwingung billiger Preise. Die Capitalkraft ist dort gewaltig genug, um in solcher Weise — so oft es nöthig ist — den

Concurrenzkampf mit den Industrien anderer Länder aufnehmen und mit bestem Erfolg durchführen zu können.

Ebenso berechtigt scheint uns die Methode der Disconterhöhung, wenn es aus irgend einem wichtigen Grunde nöthig ist, eine Metall-Einströmung zu bewirken. In England sind zu jeder Zeit grosse Massen der besten, leichter absetzbaren Werthpapiere aller Welt aufgespeichert. Jederzeit gibt es in England Vorräthe an Waaren, die zu billigeren Preisen, als die normalen, in den verschiedensten Ländern an den Mann zu bringen sind. England hat immer Geld in anderen Ländern ausstehen, welches gekündigt werden kann. Eine Disconto-Erhöhung wird also sicher aus aller Welt oder doch aus vielen Ländern das Gold nach England zu ziehen im Stande sein. Effecten und Waaren werden durch Einschränkung der Credite und Discont-Erhöhung auf die Märkte hinausgetrieben, die englischen Gläubiger werden durch solche Maassnahmen gereizt oder genöthigt, ihre ausstehenden Gelder zurückzurufen.

„So England z. B. — sagt Ernst Seyd — mit seinen £ 1000 Millionen Anlagen im Auslande, zum Zwecke seines tausendmillionenfachen inneren und äusseren Verkehrs etwa fünf oder zehn Millionen mehr Gold braucht, also einen geringen Procentsatz auf das Ganze, so kann es sich durch die Einwirkung des Zinsfusses auf die Curse das Nöthige verschaffen. . . . Das im Auslande angelegte Capital dient als Extrareserve, um im Falle der Noth irgend einem Verlangen nach Zuwachs dieses Baarquantums entsprechen zu können." In ähnlicher Art spricht sich Walter Bagehot aus: „Der Geldabfluss nach dem Osten, um für Baumwolle aus Indien während des amerikanischen Bürgerkrieges zu zahlen, nahm viele Jahre lang mehrere Millionen aus dem Lande. Eine schlechte Ernte nimmt Millionen in einem Jahre weg. Um solche grosse Summen zu finden, muss die Bank von England beständig ein wirksames Mittel brauchen. Dieses besteht in der Erhöhung des Zinsfusses. Wenn mehr Zinsen für Geld geboten werden, so kommt erfahrungsmässig mehr Geld nach Lombardstreet, und die Theorie beweist, dass es kommen muss. . . . Verleihbares Capital kommt, wie jede andere Waare, dahin, wo am meisten aus ihr gemacht werden kann. Bankiers

des Continents und Andere senden sofort grosse Summen hierher, sobald der Zinsfuss zeigt, dass es mit Profit geschehen kann. So lange Englands Credit gut ist, bringt eine Erhöhung des Geldwerthes in Lombardstreet durch eine Bankoperation unmittelbar Geld dahin. Und dazu gibt's noch eine langsamere kaufmännische Operation. Die Erhöhung des Disconto wirkt unmittelbar auf den Verkehr dieses Landes. Preise fallen hier; in Folge davon vermindert sich die Einfuhr und steigt die Ausfuhr, deshalb ist eine Bilanz in Billion (Metall) für uns nach dieser Erhöhung wahrscheinlicher als vorher."

Die englische Bankpolitik verrichtet also die Functionen eines den socialen Blutumlauf mit Strenge beherrschenden Nerven-Apparates. Die Enge des englischen Notenumlaufes in Verbindung mit den vielen, das Zahlen in Noten oder Metall ersetzenden Methoden der Begleichung — das Checkwesen, das Zu- und Abschreiben in den Büchern der Bankiers; das Clearingwesen etc. — bringen das gesammte Verkehrs- und Productionsleben des Landes in die Gewalt der von der Bankpolitik geübten Regulirungsfunction. Wie das Productionsleben, so befindet sich auch das gesammte Geldwesen Englands unablässig in dem Zustande hoher Reizbarkeit und intensiver Spannung. Es wird der dortige Verkehr mit relativ so wenigen Zahlungsmitteln besorgt, die an Stelle der Geldzahlung tretenden Creditformen nehmen so ungemein viel Raum ein, dass es den Schein hat, der ganze Verkehr müsse in's Stocken gerathen und aller Reichthum zusammenbrechen, wenn der Credit auch nur für einige Tage erschüttert würde. In Wahrheit besteht keine solche Gefahr, so viel uns auch von manchen englischen Banktheoretikern in dieser Hinsicht vordeclamirt wird. Der Weg zu reichen Noten-Emissionen stünde in Englands Macht ebenso, wie in jener Frankreichs oder eines anderen Landes. Aber ungemein viel wird durch dieses gespannte System die Strammheit und Wachsamkeit, das unablässige Bereitsein zu mercantilem Kampfe im englischen Geschäftsleben gefördert. Wie eine elektrische, aber nur die Wachsamkeit und Energie steigernde Erschütterung durchdringt es das englische Geschäftsleben, wenn der Ruf ertönt, dass ein Ungünstigwerden der Wechselcurse, ein Schwinden

der Bankreserve und die Gefahr einer Discont-Erhöhung herankomme. Eine Abnahme des Exportes, ein Abströmen von Metall wirkt hier, wie eine Störung, an den Aussenwerken eines Ameisenbaues. Die Kriegerschaar rückt, von einem mächtigen Geist beseelt, hervor, um den Bau zu schützen, die Arbeiterschaft drängt herzu, um die Bresche zu schliessen.

Wir finden also, dass in dem englischen Geldwesen sich ein hoher wirthschaftlicher Geist offenbart. Dass es durchaus klar bewusste Einsicht gewesen, dem die Herausbildung dieses Geldsystems zu danken ist, wagen wir nicht zu behaupten. Was sich aus einem grossartigen, energisch arbeitenden Leben stetig, auf organische Art, herausbildet, birgt immer höhere Weisheit in sich, als jene Weisheit es ist, welche in dem reflectirenden Bewusstsein thätig ist. Das englische Geldwesen wird vielleicht einst mit fast ähnlicher Bewunderung studirt werden, wie heute die englische Verfassung. Wir sind also fern davon, durch unsere gegen die englische Geldtheorie gerichtete Kritik auch über die englische Praxis ein tadelndes oder verwerfendes Urtheil zu fällen.

Aber dieses Geldsystem, wie es grossartig vor uns steht, ist vorläufig für England gemacht. Wir haben vor uns das Geldwesen jenes ökonomisch gereiftesten Landes, welches die merkantile Herrschaft über den Weltmarkt in den Händen hat. Nur ein Theil vom Geiste dieses Systems ist durch die englischen Geldtheorien zum Ausdrucke gebracht worden. Auch dessen sind sich die englischen Theoretiker kaum bewusst, dass ihre Lehren nur dann allgemein richtig wären, wenn alle Glieder des Weltmarktes, wenigstens annähernd, die gleiche Entwickelungshöhe mit England erreicht hätten.

Man denke sich das englische Geldwesen einfach in erst reifende Länder übertragen, in Länder, welche noch auf fremde Capitalien hingewiesen sind, wenn sie ihr Eisenbahnnetz ausspinnen und die Basis zu einem höheren Industrieleben und einen intensiveren Ackerbau legen sollen! Man denke an Länder, welche noch damit beschäftigt sind, immer neue, noch im primitiven Ackerbauleben und in einer Art Naturalwirthschaft lethargisch hinlebende Gegenden und Bevölkerungen in das

intensive und energische Marktleben hineinzuziehen! Hier gilt es mehr, das Volk an den Geldgebrauch erst zu gewöhnen, als vom Geldgebrauch zu entwöhnen. Hier muss das Einströmen von Geld in eine Gegend ähnliche Functionen besorgen, wie der Bau einer neuen Eisenbahn in manchen amerikanischen Gebieten. Dort wird die Eisenbahn auch dazu gebaut, damit sie Städte und Culturen in's Leben rufe. Aehnlich muss oft der Geldstrom in ökonomisch jüngeren Gebieten eine Art ökonomischer Pionnierdienste besorgen. Erst wenn ein Volk vom Geiste der Geldwirthschaft durchdrungen ist, wird es möglich, zur Methode knappen Geldgebrauches überzugehen. Der fortgeschrittene Reichthum, die kraftvolle capitalistische Basis der Geschäftswelt erleichtert dann diesen Process. Je capitalstärker die Geschäftswelt ist, je kaufmännischer und solider ihr Geist geworden, desto leichter wird es die Creditformen und Zu- und Abschreibe-Methoden der Banken an die Stelle der Geldzahlungen zu setzen. In capitalschwachen und der kaufmännischen Strammheit noch entbehrenden Ländern, entschliesst sich die Geschäftswelt nicht leicht dazu, den Bankiers vollen Einblick in die Geschäfts- und Vermögenslage zu gewähren. Dieser Einblick ist aber nöthig, wenn das Check- und Girowesen, das ganze Geschäftsleben der Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbsleute und endlich sogar die Wirthschaft anderer Privatleute durchdringen und so die höchste Einschränkung des Geldgebrauches bei höchster Entwickelung der Geldwirthschaft bewirken soll.

Geld und Handel gleichen einerseits dem Drahte und der Säure, welche zusammen die galvanische Kraft erwecken, die in der Zink- und Kupferplatte ruht; sie gleichen andererseits einem Nervensysteme, welches das innere Leben des Organismus, wie dessen nach Aussen gerichtete Action regulirend beeinflusst und beherrscht. In den erst reifenden Ländern hat das Geldwesen noch in hohem Maasse neue Erweckungen schlummernder Productivkräfte im Innern des Landes zu besorgen, während das Geldwesen in gereiften Ländern nur eine Erschlaffung der inneren Energie zu verhüten und die nach Aussen gerichtete mercantile Kraft zu stützen und zu treiben hat. Die Geldpolitik jüngerer Länder muss sich darum eine mehr nach

Innen wärmende und pflegende Aufgabe stellen, während die Bankpolitik ökonomisch gereifter (in Manneskraft stehender) Länder nach Innen die Strammheit der erweckten Kräfte erhöhen und deren Ausgreifen in fremde Märkte und in den Weltmarkt hin mit aller Energie ausstatten soll.

Das Weltgeldwesen bildet eine Art Nervenstrom des Weltmarktes, das Landesgeld ein Nervenfluidum für das innere Productionsleben des Landes selbst. Wenn ein Land die innere Circulation mit Weltgelde besorgt, öffnet es in hohem Maasse das innere Nervensystem den Influenzen, welche aus dem Wellenschlag des Weltmarktes kommen. Dass dies geschehe, ist freilich wirthschaftlich nothwendig. Denn nur als Glied des Weltmarktes und der Weltwirthschaft kann sich ein Land zur vollen, ihm möglichen Prosperität erheben. Aber nur in dem Umfange und Grade darf sich ein Organismus den von Aussen kommenden Influenzen öffnen, als er im Stande ist, die mit dieser Influenz verbundenen Erschütterungen zu ertragen und als Mittel eigener Kräftigung zu verarbeiten. Wenn die innere Circulation mit Weltgelde besorgt wird, dann nimmt die Empfindlichkeit und Reizbarkeit des inneren Wirthschaftslebens gegenüber jeder Veränderung, welche im Weltmarkte vorgeht, zu. Aber solche erhöhte Empfindlichkeit kann nur in dem Maasse heilsam wirken, als sich ihr eine erhöhte Kraft der Reaction und gereifter wirthschaftlicher Energie zugesellt.

Der Strom des Weltgeldes wird ebenso wie der Welthandel selbst von den ökonomisch manneskräftigsten Ländern in activer Weise beeinflusst und zum Theil regiert. Je weniger manneskräftig noch ein bereits reifendes Land ist, desto passiver, leidender steht es dem Wellenschlag des Weltmarktes und Weldgeldes gegenüber. Dies ist darum der Fall, weil es die Zustände der vollen Naturalwirthschaft verlassen hat und in seinem innern Productionsleben schon vom Handel ergriffen ist. Ein Land, in welchem das Gold noch verborgen und vergraben wird, ein Land, welches überhaupt noch wenig von der Geldwirthschaft durchdrungen ist, wird von den im Weltmarkte vorgehenden Hebungen und Senkungen noch wenig berührt. Sein Inneres ist von selbst noch verschlossen gegen den aus dem Nervenstrom des Weltmarktes kommenden

Wellenschlag. Denn ein solches Land besitzt eben noch kein inneres Nervensystem von gleich erheblicher Ausbreitung. Das Geld ist auch in solchen primitiven Ländern mehr noch ein blosses Schatzmittel, als ein Medium des innern Güterumlaufes.

Man kann so drei Hauptphasen in der Circulations-Entwickelung der Länder unterscheiden, welche sich besonders in unserer Zeit scharf von einander abheben. Länder mit beginnender Circulation beschränken sich leicht auf den Gebrauch des Weltgeldes (Metalles) allein. Die Circulation ist noch eine schwache, der Credit zwischen den Geschäftsleuten des Landes ist wenig entwickelt. Es gibt eigentlich mehr Export- und Importhandel, als einen innern Geld- und Güterumlauf. Ist das Land von Natur sehr reich, wie es bei vielen Ländern der warmen Zone der Fall, dann ist der Handel, was die Geldbilanz betrifft, ein activer. Man empfängt Geld aus den civilisirten Ländern für köstliche Producte und dies Geld wird grossentheils aufgespeichert. Nach Südost-Asien kam durch Jahrhunderte fort ein Metallstrom aus dem Westen der Welt. So lange dieses Handelsbecken nicht zu grossen Cultur-Investitionen moderner Art und zu einer Hebung des Consumes bei den mittleren und unteren Ständen übergeht, wird der Westen Metall dahin senden müssen, um die von dort bezogenen Waaren zu bezahlen. Diese Länder können trotz ihrer geringen Entwickelung relativ leicht einer Ergänzung des Metalles durch Papier noch entbehren.

In die zweite Classe der Länder zählen wir jene Gebiete der Culturwelt, welche durch Hilfe ausländischer Capitalien grosse Investitionen ausführen und zur Reifestufe mercantilen Lebens emporsteigen. Die innere Circulation wächst schnell an, der innere Verkehr beginnt über den Aussenhandel die Oberhand zu gewinnen; aber das Verschuldetsein dem Ausland gegenüber gestaltet die Zahlungsbilanz noch passiv; es fehlt die Kraft, durch blosse Discont-Erhöhungen den Abfluss des Metalles zu verhindern, und haben finanzielle Nöthen zur Ausgabe grosser Massen uneinlöslichen Papiergeldes geführt, so bedarf es lange andauernder Anstrengungen, bevor die Rückkehr zu einer einlöslichen Notencirculation wieder mög-

lich wird. Irgend eine politische Erschütterung genügt oft, das Land für lange in eine uneinlösliche Circulation zurückzuwerfen.

Wenn es solchen Ländern gelingt, zur einlöslichen Valuta zurückzukehren, so sind sie doch nicht im Stande, mit den vollgereiften Staaten den Kampf um's Gold durch das Mittel der Discontraten-Erhöhung leicht zu führen. Denn ihnen wird es nicht gelingen, durch Abstossung von verbilligter Waare und im Curs herabgesetzter Papiere, das Abströmen des Metalles zu hindern, wenn Länder, wie England, eben diese Waffe anwenden. Das erst reifende Land besitzt eben nicht die grossen Massen leicht in aller Welt absetzbarer Artikel, besitzt nicht aufgespeicherte Zinspapiere fremder Länder, hat keine Aussenstände in anderen Ländern, die gekündigt werden könnten, um das Geld in's Land zu ziehen. Discont-Erhöhungen und Credit-Einschränkungen würden hingegen nach Innen traurige Wirkungen erzeugen Nicht der Export würde wachsen, sondern nur die Production gehemmt werden. Die Bankpolitik reifender Länder muss also anders geartet sein, als jene in voll gereiften Ländern. Ihr Verfahren muss milder und schützender Art sein. Es muss ihr auch eine weit grössere Freiheit der Action eingeräumt sein, als ihr nach der Peel'schen Acte etwa zusteht. Aber in dem Maasse, als die Zinspflichtigkeit dem Auslande gegenüber abnimmt, die meisten Zinspapiere wieder in die reicher gewordene Heimat zurückkehren, das Land activ wird, muss das Geldwesen einen strengeren und strammeren Charakter annehmen, wenn das Land zu kraftvoller activer Theilnahme am Welthandel und zur Eroberung jüngerer Absatzgebiete mächtig vorschreiten soll.

Dieses Land tritt eben in die dritte Classe der Völker ein, in die Classe der gereiften, welche die Gläubiger ökonomisch jüngerer Gebiete und Mitherrscher in der Arena des Weltmarktes werden.

Wir behaupten nicht, dass jedes Land, oder auch nur jedes europäische Land alle diese Phasen der Entwickelung genau durchmachen müsse. Wir wissen vor Allem, dass Kleinstaaten nicht so leicht, wie Grossstaaten, in die Nothwendigkeit grosser Papiergeld-Emissionen geschleudert werden. Wir wissen

auch, dass in früheren Zeiten, da der internationale Credit noch eine geringe Rolle spielte, die meisten Länder ohne Hilfe ausländischen Capitales aus primitiven zur gereiften ökonomischen Stufe sich — freilich langsamer — erheben konnten und erhoben haben. Aber im Grossen und Ganzen bleibt es wahr, dass es nicht eine gute Geldpolitik gebe, welche sich immer und überall wohl bewähren müsste, vielmehr dürfte sich aus unserer Betrachtung ergeben haben, dass ein Geldwesen, welches für ein Land der einen wirthschaftlichen Entwickelungsstufe vielleicht das beste ist, einem Lande anderer Entwickelungshöhe als ein unpassendes oder ökonomisch gefährliches sich erweisen könnte.

Das Geldwesen dient, wie wir gesehen, mehreren Aufgaben, es hat verschiedene Functionen im socialen Organismus zu versehen. Mit dem Fortschreiten des inneren, wie äusseren Wirthschaftslebens eines Landes, verändert sich die Stellung, welche von Handel und Geld im socialen Organismus eingenommen wird. Die eine Function des Geldes verkümmert bei Eintritt merkantiler Mannbarkeit, während eine andere Function desselben erst voll in die Action tritt. So fordert es die Natur der Wirthschafts-Entwickelung. Eine Vertiefung des Geistes in diese Entwickelung ist wohl eine der wichtigsten Aufgaben für eine historisch-realistische Wissenschaft des Geldes. Erst auf solchem Wege könnten wir zu einer Geldtheorie gelangen, welche eine allgemeine wäre und sich aus sich zu richtigen Geldlehren verschiedener Zeiten und Länder auseinander legen könnte.

Errata.

Pag. 30, Zeile 13 von unten, lies **winkt** statt wirkt.
„ 117, „ 7 und 8 von oben haben die Worte: **diese Lösung** wegzufallen.
„ 142, „ 5 von unten, hat das Wort **sie** vor zeugen wegzufallen.
„ 144, „ 5 von oben, ist nach Höhe das Wort **nicht** einzuschalten.
„ 147, „ 17 von oben, lies **sondern auch** statt sondern.
„ 361, „ 14 von unten, lies **Feinheit** statt Titel.
„ 373, „ 4 von oben, lies **aufwärts** statt auswärts.
„ 375, „ 3 von unten, nach Einkommen sind die Worte **in Gelde** einzuschalten.
„ 381, „ 6 von unten, lies **tausend Markstücke** statt Tausen-Markstücke.
„ 382, „ 12 von oben bis 34 ist als eine Note in Klammern einzuschalten.
„ 507, „ 18 von oben, lies **Zweidrittel** statt Dreiviertel.

INHALT.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



